1885

Digitized by Google

Digitized by Google

Geſchichte

der

deutſchen Literatur

von

Heinrich Laube.

Erſter Band.

Stuttgart.
Hallberger'ſche Verlagshandlung.
1839.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
9 - DEC. 1935
OF OXFORD

Digitized by Google

I.

Das Gothiſche.

Digitized by Google

1.

Einleitung.

Die Deutschen fangen gewöhnlich ihre Literaturgeschichte mit dem römischen Senator und Schriftsteller Tacitus an, welcher so viel als er wußte, oder so viel als er seinem Zwecke für angemessen hielt, in seinem Buche „Germania“ über unsere Heimath mittheilte. Da nun dies Buch wahrscheinlich den Nebenzweck hatte, den unter Domitian zitternden Römern, gegen welchen Tacitus selbst sehr schüchtern und höflich war, ein nützliches Volksbild vorzuhalten, so muß man diese Quelle eigentlich mit viel größerer Vorsicht aufnehmen und deuten, als es meistentheils geschehen ist.

Das Geschick hat uns aber aus der frühesten Zeit deutscher Geschichte gar keine redenden Denkmäler, sondern nur solch bedenkliche Zeugnisse der Fremden übrig gelassen; die westphälischen Forsten des teutoburger Waldes und ähnliche Plätze, auf welchen damals bemerkenswerthe Dinge geschehen sind, verrathen nichts über die Literatur.

Einige Namen, welche man richtig oder unrichtig in Rom niedergeschrieben, sind Alles, was uns von unsern früh'sten Ahnherrn geblieben ist. Ein germanisches Volk aber, die Gothen, werden unserer Kenntniß und Erinnerung zeitig genug ein schöner Trost. Unter diesem Worte versteht man Ost- und Westgothen; man nennt sie nur verwandt mit den Germanen, oder wohl gar Eindringlinge. Da wir indessen so wenig Sicheres wissen über die frühesten Völkerstämme unserer Heimath und über das, was von diesen wirklich bei uns haften geblieben oder spurlos wieder weggeschwemmt worden ist, so können wir ganz füglich bei dem Einschnitte der Völkerwanderung haften bleiben, welcher aus dem Südosten herauf die gothischen Stämme eindrängt.

Was hilft uns auch das Gedächtniß einer geistig thatlosen

Digitized by Google

Zeit, aus welcher kein anderes Zeichen des Bewußtseins übrig ist, als daß hier ein Stamm und dort ein Stamm kriegerisch nach neuem Wohnsitze gewandert sei!

Die Gothen sind das erste germanische Volk, wo die finstern Wolken auseinander fliegen, ruhiger Sonnenschein auf gelichtete Ebenen fällt, und aus dem rasselnden Völkerwesen ein innerliches Menschenleben sich ablöst; die hochgewachsenen, langhaarigen schönen Menschen lassen sich auch einmal auf das grüne Gras nieder, nicht bloß um Arm und Bein vom ewigen Kampfgeschäfte auszuruhen, sondern auch des inneren, höheren Dranges willen umherzublicken, sich mitzutheilen, Zeichen der Mittheilung zu erfinden.

Es war ein schönes, reiches Volk, das gothische, und die mannigfache Sage ihrer Helden, ihrer schimmernden Amelungen, ist noch viele Jahrhunderte der schönste Kern und Beisatz deutscher Lieder geblieben, als sie selbst schon lange unter dem Völkerschwalle verdeckt waren. Der größte Theil unserer schönsten heroischen Poesie, des Nibelungenliedes und Heldenbuches gehört in den gothischen Kreis, und wird ihm nur deßhalb stets entzogen, weil er in der späteren, mittelhochdeutschen Zeit überarbeitet und dem späteren Verständnisse zugänglich gemacht worden ist.

Hätten wir uns eigen aus diesem kräftigen und doch mildesten Stamme unserer Geschichte entwickeln dürfen, es wäre uns sicherlich ein großer Vortheil gewesen. Beinahe bis zum achten Jahrhunderte können wir unsere Zeit eine gothische nennen, und es ist nur leider fast nichts mehr davon übrig. Nur schmale Brückchen führen über die große Leere zu dem Damme Karls des Großen herüber.

Tacitus erzählt aus der vorgothischen Zeit von Priestermythen und Schlachtgesängen; lange Zeit blieb es üblich, von seinem Worte „barritus“ — welches ein Feldgeschrei bedeuten mag — barditus, und daraus Barden abzuleiten, welche ein ältester deutscher Sängerorden gewesen seien; besonders hat Görres die Barden festgehalten, es ist aber neuerdings nachgewiesen, daß diese privilegirten Sänger nur bei celtischen Stämmen existirt hätten. Da sie uns jedenfalls nichts Reelleres übrig gelassen, als den Streit über ihre Existenz, so beruhigen wir uns leichter darüber, aber die Zither oder Harfe retten wir uns

Digitized by Google

für die Gothen. Dieß war ihnen ein nationales Instrument, zu welchem sie ihre Lieder sangen.

Der Wind hat alle verweht; man sagt, sie seien alliterirend gewesen. Diese Alliteration war der Schooß des Reimes. Der älteste Ueberrest eines schriftlichen Denkmals aus der gothischen Zeit, und somit das älteste alles Deutschen ist die Bibelübersetzung des Ulfilas, eines Bischofs der Westgothen, der im Gothischen Wulfila hieß, und bei uns etwa Wölfl genannt würde. Der Hauptrest davon, der sogenannte silberne Codex, welcher die Haupttheile der Evangelien enthält, befindet sich zu Upsala in Schweden, einzelne andere Stücke sind in Wolfenbüttel und in Oberitalien entdeckt worden.

Der zweite gothische Rest ist eine Auslegung des Evangeliums Johannis, die Maßmann nach italienischen Handschriften herausgegeben hat.

J. Grimm behauptet in seiner Grammatik, die deutsche Sprache vor der Mitte des vierten Jahrhunderts, also vor der gothischen Ausbildung, — denn Ulfilas fällt etwa zwischen 360 und 380, — habe noch edlere und vollkommner gebildete Formen gehabt, als die gothische. Wir müssen das seiner Combinationsgabe glauben, da aus jener vorgothischen Zeit, wie erwähnt, nichts als einige Völker-, Orts- und Personennamen übrig sind.

Ein Punkt vielfacher Erörterung ist es noch geworden, ob Ulfilas ein ganz neues Alphabet erfunden, oder ob er ein schon existirendes germanisches zum Grunde gelegt habe. Durch W. Grimm besonders hat man das Letztere angenommen, man schließt sich an die nordische Sage an, daß Odin mit der Asen-Religion die Runenschrift nach Skandinavien gebracht habe; bekanntlich nahm man meist Stäbe oder Stäbchen harten Holzes, besonders von Buchen, um die Zeichen zu bilden, und hat davon den Namen „Buchstabe" erhalten. Will man indessen den Begriff Buch zu einem frühzeitigen stempeln, und aus Stab und Staben Zeichen machen, das, was uns jetzt ein Buchstabe ist, so ist dieß Belieben vollkommen frei gestellt. Wie unsere Völkerschaften aus Asien zu uns eingekehrt sind, so daß noch heute schreiende Sprachähnlichkeiten des Germanischen mit tiefasiatischen Worten und Wendungen täglich aufgedeckt werden, so ist uns wohl auch aus diesem Urlande aller Bildung der Schrifttypus zugebracht.

Mit ſolchen dürftigen Notizen iſt eigentlich ſchon Alles erſchöpft, was über das faktiſch Uebriggebliebene unſrer ſchönſten geiſtigen Morgenzeit geſagt werden kann. Es liegt ein tiefer Nebel auf dieſer Gothenjugend, und was davon in unbeſtimmtem Umriſſe hie und da herausgehoben wird, das iſt nicht mehr einfach und ächt überliefert, ſondern von andern Händen betaſtet, von andern Herzen überhaucht und überfühlt. Die prächtigſten Geſtalten unſrer Jugendpoeſie haben ihr weites, ausgebreitetes Leben in dieſem Nebel; das wie eine Blitzesnacht leuchtende Geſchlecht der Amelungen reitet hier in dem gothiſchen Bereiche umher. Sie ſind der ſüdliche Kreis unſrer Ahnen, während die Nibelungen ausſchließlicher den nördlichen bilden. Wie in dieſem Sigfrid, der Hörnene, mit ſeinem guten Schwerte Balmung den glänzenden, wohlthuenden Mittelpunkt bildet, ſo reitet hier der große Amelunge Dietrich von Bern auf ſeinem Roß Falke überall hoch kenntlich durch allerlei Leiden und Geſchick, immer herrſchend und Held. Ein eiſerner Arm, aber ein weicheres Auge ſind Andeutungen, daß zweifelloſe Tapferkeit hier nach ſanfterem Klima hin, unter weicher gebildeten Menſchen wohne. Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen, Alpharts Tod, die Ravennaſchlacht, Walther von Aquitanien ſind die Stoffe, in welchen man bald hier, bald dort in Leid und Kampfe das hohe Haupt Dietrichs erblickt. Der alte Waffenmeiſter Hildebrand, Wittich und wie ſie weiter heißen, die Amelungen, tauchen neben ihm auf und in der Gemeſſenheit eines beſonnenen, kräftigen Alters ſehen wir ſie noch einmal in den allgemeinen Kreis hereintreten am Schluſſe des Nibelungenliedes, wo die Nibelungen, die Volker und Hagen und Dankwart, zu Grunde gehen, und jene letzten Amelungen, Dietrich und Hildebrand noch an ihre Leichen treten.

Das Alles wird uns aus der ſpätern Wiedergeburt des Mitteldeutſchen erſt überliefert und kann deßhalb hier nur angedeutet werden, obwohl es als Leben, als That hierher in dieſe gothiſche Dämmerung gehört.

Ein ſtarker Muth des Hiſtorikers würde auch dieſen Hauptſtoff deutſcher Dichtung und Sage hier auf ſeinem Entſtehungsplatze ausbreiten und deuten; aber der Muth wäre nur leider auch gegen die ſpäteren Dichter des beginnenden Mittelalters

gerichtet. Denn wir wiſſen doch nicht deutlich genug, wie viel ihr eigenes Herz in dieſem gothiſchen Sagenkreiſe umher gezeugt und geboren hat. Die in der Luft und durch die Wälder fliegende Sage, das einzelne Bild iſt doch noch keine vollſtändige poetiſche That — dieſe gedichtete That dürfen wir den Minneſängern nicht abſprechen, ſie haben durch die eigentliche Idee dieſer Sagenpoeſie erſt gewonnen, und es muß ihnen darum in der Literaturgeſchichte ein eben ſo höherer Werth bleiben, wie man anderswo die geiſtreiche oder ſchöne Darſtellung eines Vorfalls oder einer Epoche höher achtet, als den Vorfall ſelbſt. Denn alle Fakta ſind für die Wiſſenſchaft nur Hilfsmittel.

Es bleibt alſo nur anzudeuten, daß dieſe Geburtsſtätte deutſcher Dichtung viele Jahrhunderte ſpäter von den Minneſängern glücklich aufgefunden und zu dem großen Nibelungenliede und dem Heldenbuche ausgearbeitet worden iſt.

Wie überwiegend in Bildung der Sage der ſüdliche, rein gothiſche Kreis geweſen ſein muß, beweiſt durchweg die überlegene Stellung, welche den Amelungen zugetheilt wird. Sie gelten ſtets für feiner und im Kampfe doch für gewaltiger. Im „großen Roſengarten" wird ein großes Kampfſpiel beider Parteien mit bunten Farben vorübergeführt, die Burgunder aber, welche die Nibelungenpartei ſind, unterliegen, ſogar Sigfrid, das ſchönſte, friſcheſte Ideal ihres Heldenthums, wird von Dietrich mit dem Zornesodem darniedergeworfen.

Es möchte ein vergeblich Unternehmen ſein, die Lokal- und Völkergrenzen genau abzuſondern. Die ſüdlichen Alpenhänge nach Italien hinab und rechts und links davon, und ſtückweiſe halb öſtlich nach Germanien hinein ſind wohl der amelungiſch-gothiſche Boden geweſen, zu deſſen Hauptpunkt Dietrichs oder Theoderichs Bern, das jetzige Verona, gemacht wird, und mit breiter Hand rafft man Gepiden, Heruler, Vandalen, die lange Zeit in den öſtlichen Norden hinaufreichten, in die gothiſche Benennung ein. Vielleicht weil man die Gothen vom deutſchen Norden und Nordoſten nach Oberdeutſchland hinauf kommen ließ, ſchreibt man ihrer Sprache ein vorherrſchend niederdeutſches Element zu.

Dieſe Art der Sprachtrennung fällt nun aber noch nicht ſolchergeſtalt, wie wir ſie ſpäter mit Niederdeutſch und Oberdeutſch bezeichnen, in jene Heldenzeit. Denn die andere Reckenhälfte,

die Nibelungen, obwohl Name, Schatz und Beziehung aus dem Norden stammt, obwohl Sigfrid selbst, der wandelnde Held des ersten Abschnittes, aus Niederland herkommt, wird doch in Hauptfülle von den Burgundern dargestellt, deren Tummelplatz mehr nach dem Oberrhein zu in den Ebenen und Hügeln von Rheinbaiern, auf der Fläche bei Worms, kurz, in Oberdeutschland zu suchen war.

Dieser poetische Bodensatz der Völkerwanderung ist der große Anfang unsres eigenthümlichen Dichtungslebens; ein Nationalleben ist eine eigenthümliche Dichtung. Aber wie all diese frischen, farbigen Ströme in das große Nibelungenlied, das gröste und schönste Epos unsrer Nation, münden und in die erschütternde Klage der Nibelungennoth ausgehen, so müssen wir in der Beschreibung auch alle Fülle des Ton's und Nachdrucks auf diese Epoche legen, und mit gleicher Klage darüber eingehen in das Weitere. Denn hiermit geht auch bereits das eigene innere Leben unserer Nationalwelt unter, das Volk verliert sich in die allgemeine Culturentwickelung, und zwar in eine Entwickelung, die nicht aus dem innersten Kerne herausgebildet wird, sondern die sich um ein aus der Fremde Gegebenes gruppirt.

Die Einflüsse von Außen vernichten nicht nur die Unschuld und Naivetät, versetzen nicht nur die poetische Stimme mit fremder Zuthat, sondern entfremden das Volksbewußtsein sich selbst, so daß erst viele hundert Jahre später eine künstliche Auferweckung versucht, und eine Wiederschöpfung mit vielem Fremdartigen aufgestellt werden kann.

Zum großen Theile ist der Eintritt einer neuen Religion aus ganz anderen Denkkreisen der Wendepunkt.

Die Gothen traten zwar zeitig in den Bereich des Christenthums, allein ihnen kam es allmählig, sie fanden es auf ihren Zügen durch das oströmische Reich, sie orientirten sich mit Beibehaltung ihrer Eigenthümlichkeit darin, sie wurden auch, weil dies ihrer Geschichte und ihren Räumen näher lag, und durch die Zeit verwandter geworden war, arianische Christen. Wäre ihre Herrschaft eine dauernde geblieben, so geschah vielleicht die Umwandelung organischer. Aber der Sturm zerstreute ihre Macht, das römische Christenthum ward künstlich in unser Land gepflanzt, und unsere Nationalbeziehungen werden übereilt, nicht folgerecht hineingezogen.

Bis hierher herrschen durchgehend einfach menschliche Bezügnisse, Liebe und Haß, nun kommen die künstlichen und werden mächtig, ehe sie in Wurzel und Saft entwickelungsmäßig vereinigt sind mit dem, was sie vorfinden. Die Liebe wird ein Cultus, und die Religion treibt schöne, aber fremdartige Ranken. In der bisherigen gothischen Zeit haben wir den Ansatz zu einer wirklich eigenen Nationalbildung der zur Idee gefärbten inneren Welt, nun treten wir in den allgemeinen Schwung des Zeitalters, und unsere glänzendste literarische Zeit des Mittelalters ist der schlagendste Beweis, daß wir den selbstständigen Gang verloren haben.

Es giebt deshalb keine schiefere Erscheinung der Geschichte, als der altdeutsche Fanatismus, welcher eine Zeit lang über unsre nationalen Verlangnisse kam, und sich für eine solchergestalt ausschließliche, feindlich absperrende Literatur und Sitte altdeutscher Nationalität erklärte. Denn just jene altdeutsche Blüthenzeit ist ein Ergebniß des damals allgemeinen Europa. Wenn es möglich gewesen wäre, durchaus gothisch zu erscheinen, so hätte man darin wenigstens einen treffenden Sinn gehabt,

Das Christenthum bildete sich nicht, wie es in seiner hohen Bestimmung lag, mit Beibehaltung seiner Universalität, auf charakteristisch deutsche Weise bei uns aus, sondern es erschien und machte sich geltend als römisch-christlich, und modelte uns darnach. Deshalb war auch die Poesie Anfangs nur eine geistliche, eine dem eigenthümlichen Nationalbewußtsein fremde, eine esoterische, eine gelehrte, die keinen Eindruck machte.

Daher die große Steppe über Karl den Großen noch Säkula weit hinaus, wo wir mühsam nur einzelne Reliquien des eigentlichen Volksgesanges, irgend ein Siegeslied oder so etwas aufsuchen. — Um nur einen etwas natürlichen Uebergang zu finden, ward das Weib, dem Germanen von Hause aus werth, als etwas Göttliches erwählt, und solchergestalt zu einem Mittelpunkte der Poesie gemacht. Nach und nach werden die Beziehungen Terminologie, und ursprünglich fremde Wunder, Heilige und Dogmen bemächtigen sich allmählich des Sprachschatzes, des Denk- und Vergleichungskreises, so daß alles eigentlich Nationale gar nicht in den Saft des Stammes tritt, oder doch so unscheinbar wie möglich. Die Literatur wächst nicht aus einer innerlichen Nationalität, sondern aus einer eingeführten Symbolik.

Dieſer Gang, welcher ſich eines großen Theils von Europa bemächtigt hat, iſt eine Haupturſache, daß die Geburt europäiſcher Geſchichte ſo ungemein ſchwer und krampfhaft geworden, und daß am Ende doch diejenigen Völker zur größten Macht gelangt ſind, welche ihr eigenthümlich Nationelles am Markigſten verdichtet, am Bewußteſten feſtgehalten haben. So wunderlich zum Beiſpiele die Verarbeitung der Reformation in England vor ſich ging, und welch' eine auffallende Vermiſchung alter Form und neuen Gedankens zu einer Kirche herausgebildet wurde — es ſprach ſich doch in dieſem eigenſinnigen Verarbeiten des fremd Zugekommenen der ſtarke eigen britanniſche Charakter aus, der ſich ſein Selbſt nicht entwenden läßt, auch wenn es auf etwas Krauſes oder Verſchrobenes hinauskommen ſollte. In dieſer Unart, welche noch mehr an den Franzoſen ſo auffallend heraustritt, daß Alles, was Zutritt gewinnt, in Ausdruck, Form und Weſen vor allen Dingen franzöſiſch gemacht wird, in all ſolchen Zügen des nationalen Eigenſinns liegt die Erklärung, daß ſolche Völker kompakt und mächtig geworden ſind.

Sie haben das nachzuholen geſucht, wenigſtens in Einzelnem, was uns damals beim Uebergange aus dem Gothiſchen entglitten iſt.

Den wirklich großen Verſuch, dieſe Richtung des eigentlichen Volksgeiſtes, welcher mit Kirchengewändern verdeckt ward, und die Richtung des religios Eingebrachten zu einigen, dieſen großartigen Verſuch bildet die Romantik des Mittelalters. Mag dies nun mit deutlicherem oder undeutlicherem Bewußtſein geſchehen, mag das künſtlich Eingebrachte vorherrſchend geblieben ſein, die Größe des Moments darf nicht übergangeu werden.

Aber wir haben von der gothiſchen Jugend, deren ſchriftlicher Ueberreſt noch vor das Jahr 400 fällt, eine unerquickliche leere Zeit des Fränkiſchen oder ſogenannt Althochdeutſchen bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts zu durchmeſſen, wohin man den Einſchnitt der ſchwäbiſchen Periode des eigentlichen Mittelalters verlegt.

III.

Das Althochdeutsche.

Digitized by Google

2.

Die fränkiſche Geiſtlichkeit.

Das Ungeſchick dieſes Zeitraums überläßt die werdende Literatur den Geiſtlichen, welche dann nichts als eine Poſtille zu Stande bringen.

Die gothiſche Periode ſchließt man mit dem achten Jahrhunderte ab. Das Volk, welches die nächſte Periode beherrſcht, und uns am Gewaltſamſten dem römiſchen Einfluſſe zuführte, war das fränkiſche; von ihm heißt denn auch der Abſchnitt vom achten bis zum zwölften Jahrhunderte der fränkiſche, wenn man nicht den umfaſſenderen Titel des Altdeutſchen vorzieht. Karl der Große iſt der Mittelpunkt deſſelben.

Bekanntlich war im jetzigen Belgien, an den Ufern der Maas und Schelde eine große Macht unter dem Ahnherrn aller Ludwige, dem Chlodowig, zuſammengerafft, welche ſich über den Rhein herüber, nach Burgund und Gallien hinab ausbreitete, und das erſte Frankenreich wurde. Die Pipiniſchen Majordomus ſtürzten mit Anlehnung an den römiſchen Biſchof das alte Haus der Merovinger, gingen in den großen karolingiſchen Stamm über, und ſchufen unter Karl dem Großen eine neue Völkerexiſtenz, die bis an die Eider hinab, über die Pyrenäen hinauf unter die Araber Spaniens reichte, und mit dem römiſchen Chriſtenthume die Völker gewaltſam umgeſtalten half.

Zwei Völkerſchaften treten dabei für deutſche Zwecke ſtark gefärbt hervor. Das ſind die Allemannen in Süddeutſchland und unſerem Vordertheile der Schweiz, und die Sachſen in den

nordwestlichen Theilen unseres Vaterlandes. Die Allemannen bringen bereitwillig ein in die innern Gewänder des neuen Glaubens, sie treten als die frühzeitig gebildetsten vor, und ihre Klöster, besonders St. Gallen, bilden den eigentlichen Schooß der neuen Bildung. Die Sachsen dagegen hängen mit heroischer Aufopferung ihrem alten Nationalbewußtsein an, und wehren sich bis auf's Aeußerste und Verzweifeltste, besonders unter Wittekind, gegen Form und Glauben, welche ihrer bisherigen innern und äußern Welt total fremd sind. Es ist bekannt, daß Karl der Große sie immer von Neuem bezwang, und heerdenweise an den Flüssen taufen ließ.

Dieser sächsische Stamm ist für die innere Geschichte unsres Vaterlandes darum von so großer Wichtigkeit, weil er am längsten eine direkte Verbindung mit allem nordischen Leben in Poesie, Sitte und Glauben darstellt, weil er einen starken Sprachtheil in das jetzt sich bildende Althochdeutsche steuerte, daneben aber doch ein starkes, eigenthümliches Sprachelement, was wir Niedersächsisch oder Niederdeutsch nennen, bis auf den heutigen Tag im Norden Deutschlands bewahrte, und zur Zeit der Reformation sein Element noch einmal auf's Nachhaltigste durch Luther geltend machte.

In den Bereich dieses Stammes fällt auch dasjenige literarische Denkmal dieser Epoche, was eigentlich allein der Nachrede werth ist, das Hildebrandlied.

Das rein Sprachliche ist durchaus das wichtigste Moment dieser ganzen Periode, welche sich übrigens durchgängig in einem unzulänglichen Tappen, Vorbereiten, in einseitiger Unfruchtbarkeit, im Entbehren einer großen, das Innerlichste zusammenhaltenden eigenen Idee herum bewegt. Obwohl Ausbreitung und starke Persönlichkeit mehrfach heraustreten, gab es in dieser Epoche doch nichts weiter, als was man ein Vicethum höherer Herrschaft nennt. Man hatte eine große Pachtung, mit strengen, neuen Verhaltungsregeln überkommen, und nach besten Kräften, aber fast durchweg mittelmäßigen Geistes, richtete und verwaltete man diese. Der Hauptpunkt des Abschnittes, Karl der Große, ist davon keineswegs auszunehmen.

Man muß in Anrechnung bringen, daß bei einer so ausgedehnten Aufgabe, die eine widerstrebende Welt aus dem Groben

herausarbeiten und gestalten sollte, nur große Genies Genialeres hervorbringen konnten, und daß die Ottone und einige fränkische Kaiser starke Charaktere waren, ja, daß der Eine und der Andere sich einen Augenblick über die allgemeine Beschränktheit erhoben. Aber damit ist auch das nöthige Zugeständniß erschöpft, wenn es vom Standpunkt einer Literargeschichte ausgeht. Tüchtige Fürstenbilder, wie die Ottone offenbar waren, sind noch weit entfernt von der hohen historischen Stellung, wie sie in obigem Vorwurfe verlangt wird. Sie nahmen an einer gewissen Bildung Interesse, an römischer und griechischer, wie sie einer Kaiserstellung schon politisch interessant sein mußte, wenn er ein umsichtiger, kräftiger Kaiser war; aber hierbei fehlt eben noch die charakteristische Schöpfungskraft, welche just von ihrer deutschen Kaiserstellung verlangt wird, die deutsche Schöpfungskraft, welche bei Karl dem Großen ein sorgfältiges Haushofmeisterwesen war, und später gar da hinein fuhr, die nationalen Stoffe, welche sich aus der unverwüstlichen Volkswelt aufdrängten, in römische Sprache und klassische Form zu bannen. Wir übersetzen noch heute althochdeutsche Gedichte jenes fränkischen Abschnittes aus dem Lateinischen in's Hochdeutsche. Die Berufung darauf, die Deutschen seien gewiß mit den Griechen verwandt, welche zu schiefen Zwecken dem Wilhelm von Humboldt nachgesprochen wird, kann eine geistige Volksexistenz, die sich in jungen Jahren der Kraft auf fremde Schultern stützt, nicht vertheidigen, und es mag vielerlei Aehnliches nebenher gesagt werden, das Resultat, wenn man der Sache an's Herz geht, bleibt dasselbe: die stattlichen Herrscher dieser fränkischen Periode, der karolingische, der sächsische und fränkische Stamm haben des Genies entbehrt, unsere reiche, jugendliche Volksexistenz zu einem energischen Bewußtsein ihrer selbst und demgemäßer geistiger That zu bringen. Es bleibt ein zersplitterter, unergiebiger Abschnitt.

In rein sprachlicher Bedeutung und Gestaltung ist indessen diese fränkische Epoche von vieler Wichtigkeit. Sie schwebt am Main und Mittelrhein zwischen Süd- und Norddeutsch, nimmt manches Niederrheinische auf, hat aber als Hauptmelodie das Süddeutsche. Unsere Philologen nennen diesen Sprachabschnitt das Althochdeutsche.

Es ist voll, und mit tönenden Endungen sich schwingend,

die uns leider ganz verloren gegangen ſind, ſo daß jetzt die meiſten unſerer Worte mit ſtummem e, oder dem einförmig, platt wiederkehrenden en, oder mit ſtumpfen Conſonanten in die Tonloſigkeit ſinken. Das Wort wendet ſich im Althochdeutſchen noch wie im Lateiniſchen ſelbſt ſeinen Caſus, und die Artikel und Hülfszeitwörter kommen erſt ſchüchtern zu Hülfe. Der Dualis geht verloren. Die Alliteration, eine durchweg nordiſche Erſcheinung, und der Reim geſtalten ſich. Die Conſonanten, welche dem heutigen Sachſen noch ſo viel zu ſchaffen geben, und deſſen nordiſche Abkunft verrathen, p, v, w, f, b und c, g, k, gelten noch für ganz gleich.

Die Alliteration, ein Anlaut, ein Stabreim, beginnt den Vers mit dem gleichen Conſonanten, wie ihn der Reim mit dem gleichen Vokale ſchließt. Das war allerdings bei dem Gleichklange ſo vieler Conſonanten ſehr erleichtert. Stabreim heißt er, wie das Wort Buchſtabe daher, daß man die Buchſtaben Anfangs nicht ſchrieb, ſondern mit Holzſtäben ausdrückte, oder in Holzſtäbe und Steine einſchnitt.

Die nächſte entſprechende Form der Alliteration, ein andrer Vorläufer des Reims war die Aſſonanz, welche eben ſo mit dem Vokale ſpielt, wie die Alliteration mit dem Conſonanten, und ſich beſonders das Ende der Verſe ſuchte, ein unvollkommener Reim, der ſich, nicht wie im Spaniſchen und Portugieſiſchen, einregeln konnte und dem bereits im Hochdeutſchen herrſchend werdenden Reime unterlag.

Bei näherem Zuſehn erſchrickt man, wie dieſe Periode das, was ſie Originales haben konnte, verſcherzt hat.

Das wichtigſte Denkmal, und zwar was in die früheſte Zeit, noch vor Ablauf des achten Jahrhunderts fällt, iſt das Bruchſtück des Hildebrandliedes, welches noch in die Dietrichſagen eingreift, in das Heidenthum gehört, und die germaniſche Welt noch in einer kompakten Ganzheit darlegt. Die Sprache neigt ſich mehr zum Altniederdeutſchen, wie man ſie in Niederheſſen geredet haben ſoll. Dies koſtbare Fragment, eigentlich das einzige Lebensportrait, welches noch mit erſten Farben in unſere ächte Heldenzeit hinüberheimelt, iſt zuerſt von Eccard herausgegeben, hat lange für einen niederdeutſchen Proſaroman gegolten, und iſt neuerdings durch J. Grimm für unſre deutlichere

Kenntniß gerettet worden. Ueber Alliteration und die ganze alte Struktur unſrer älteſten Poeſie findet ſich hierin die deutlichſte Gewährniß, und da die Entſtehung des Gedichtes wahrſcheinlich mit der Geburt des nordiſchen Hauptdenkmals, mit den Eddaliedern, zuſammenfällt, ſo iſt auch dafür durch dieſen Fund eine paſſende Vergleichung ſehr erleichtert. Man erkennt neben jener nordiſchen Ungeheuerlichkeit, neben jenem grau Formloſen die einfache ſonnenbeſchienene Klarheit und Einfachheit der deutſchen Gattung im Hildebrandliede, das ungeſucht einhergleitende Epiſche, in welchem der Schauplatz Oberitalien und der hochgewachſene Odoaker mit den andern Helden ſich abſpiegelt.

Das ebenfalls von dem Grimm herausgegebene Weſſobrunner Gebet iſt die nächſte wichtige Quelle, was die äußere Formation alter Dichtungen anbetrifft.

Nächſt dieſem, etwa vom Jahre 870, alſo ein Jahrhundert ſpäter, die berühmte Evangelienharmonie des Benediktiners Otfrid, wahrſcheinlich eines geborenen Schwaben, der im elſaſſiſchen Kloſter Weiſſenburg lebte. Dies iſt das Hauptwerk der althochdeutſchen Sprache und das älteſte Denkmal deutſchen Reimes. Daran ſchließen ſich ähnliche Beſtrebungen, Bibliſches und Geiſtliches in Reim und Verſe zu bringen, die natürlich alle nur ihres Formellen und Sprachlichen halber ein Intereſſe für uns haben können, da ſich in ihnen durchaus nichts Eigenes des deutſchen Geiſtes offenbart. Darin beſteht nun leider der Haupttypus dieſer Periode, daß ſich alle innere Thätigkeit auf das von einer neuen Religion gebotene und blos überlieferte Leben ſtützt, daß das Eigene darüber ganz vernachläſſigt, und uns ſtatt einer Literatur eigentlich nichts geboten wird, als dieſer oder jener Kommentar eines Geiſtlichen über Dieſes und Jenes. Glücklicherweiſe hat ſich aus einem Siege über die Normannen, den ein Ludwig 883 erfocht, noch ein Siegeslied erhalten, welches das Ludwigslied heißt, und in Strophen und Reimen abgefaßt iſt, leider aber auch nicht rein von der Pfaffenkruſte. Neuere Aufſchlüſſe ſtehen darüber bevor, da Hoffmann von Fallersleben den alten Text dieſes Liedes ſo eben in Valenciennes aufgefunden haben will.

Sonſt iſt alle Thätigkeit nur der ſprachlichen Rückſicht wegen für uns wichtig, denn Alles, was ſchreibt, iſt geiſtlich, und

Alles, was geschrieben wird, ist geistlich. Das geistliche Objekt ist aber ein so allgemeines, und es wird ihm so wenig hierbei ein originales Interesse abgewonnen, daß es für unsere Zwecke nicht der Rede werth ist, was die Tatian, die Notker, die Williram für Glossarien zum Matthäus, zu den Psalmen und zum hohen Liede aufgezeichnet haben. Das bloße Werkzeug, der Ausdruck, weil er altdeutsch ist, bringt es mit sich, daß davon Notiz genommen wird.

Hat man sich darüber beruhigt, daß diese mittelmäßige Zeit nichts eigen Poetisches zu schaffen weiß, so ist dies noch immer nicht genügende Resignation: dieser beschränkte Pfaffengeist, das beschränkte Greifen nach einer Gelehrsamkeit, wofür die Kenntniß einer fremden Sprache bereits gilt, verleitet das Zeitalter zu noch Aergerem. Aus dem zehnten Jahrhunderte tritt uns mit glatt geschorenem, lateinischem Kopfe ein Gedicht entgegen, die Flucht Walther's von Aquitanien, welches aus unsrer besten Heroenzeit datirt, wo König Günther und Attila, wo Hagen und Sitte, Scherz und Farbe der frühsten, schönsten Zeit lagern — dies schöne Denkmal hat uns der Pfaffe Eckhard I. von St. Gallen mit der angelernten Bildung seiner Zeit scharmant in's Lateinische übersetzt, und wir sehen zu, und beurtheilen, wie Eckhard fleißig den Virgil gelesen und gute lateinische Hexameter gemacht habe!

Um etwas Günstigeres zu sagen, muß man diesem Zeitalter Karls des Großen die höhere Forderung erlassen, man muß von der Stellung und dem Ruhme dieses Kreises nicht heischen, daß die eigentliche Idee Germaniens, als einer neuen eigenen Menschensammlung, als einer neuen eigenen Offenbarung gefördert, oder nur erhalten werde. Man muß sich darein ergeben, daß in dieser Periode ein prosaischer Wendepunkt unsers Vaterlandes vor sich geht: von da aus kommt das lächelnde Aufnehmen alles dessen, was glitzert und gleißt in unsrer Nation, der Sammelcharakter, welcher nicht seinen Kern auszubilden und auszubreiten, sondern alles Erreichbare sich anzubilden trachtet; welcher die Bildung höher schätzt als die Schöpfung. Wir haben diesem Charakter alles nur mögliche Lobenswerthe abgewonnen, und wissen ihn auf das Geschickteste, eben mit der Bildung, in günstig Licht zu stellen, eigentlich aber ist es der jammernde Hausgeist, welcher

uns stöhnend durch die Jahrhunderte begleitet, und die glückliche Entfaltung einer Urkraft gehindert hat, wie sie wahrscheinlich in ganz Europa nirgends in solcher Tiefe und Dichtheit vorhanden ist.

Allerdings geschah in dieser Periode Alles, was eine redliche, geschäftige und tapfere Mittelmäßigkeit thun kann: man sicherte sich nach Spanien hin vor den Arabern, nach Italien vor den schönen, prächtig in sich geschlossenen Longobarden, wo so lange ein Hauptstock germanischer Poesie geruht hatte, man stürmte die Festungsringe jenseits der Donau, man wahrte sich nach Kräften gegen die wilden Ungarn und genialen Normannen, man brach die gefestete, aber rohe Existenz der sächsischen Heiden nach dem Norden hinauf, berief gelehrte Ausländer, wie Peter von Pisa, Paulus Diakonus, Alcuin, ließ durch Rhabanus Maurus Klosterschulen einrichten, durch Gerbert arabische Wissenschaft verbreiten, es wurden Klöster und Schulhäuser gebaut und lateinische Formeln gelehrt mit bestem Eifer. Zu Utrecht, zu Lüttich, zu Kölln am Rhein, zu Trier, zu Corvey, zu Paderborn, Hildesheim, Bremen wurden Schulen angelegt, man beschränkte sich nicht mehr auf die Klöster, die sächsischen Kaiser waren klassisch gebildete Herren und man erzählt, daß schon fremde Fürstensöhne, Behufs ihrer Studien nach Deutschland gekommen seien, die Welthistoriker rühmen manche lateinische Chronik, welche in jener Zeit aufgezeichnet worden ist, besonders von Witekind, Dietmar von Merseburg und Lambert von Aschaffenburg. Zu St. Gallen, zu Hirschau, Fulda und Corvey pflegte man Bibliotheken. Man erzählt mit großem Genüge aus dem Früheren, daß Karl der Große noch in vorgerücktem Alter Lateinisch und in noch späterem schreiben gelernt habe, daß es Hausordnung gewesen sei, alle Abende ein Kapitel aus Augustins „vom Staate Gottes (de civitate Dei)" vorlesen zu lassen. Hierbei scheint es freilich wünschenswerther, der heilige Augustin hätte ein Buch „von dem ursprünglichen deutschen Reiche" abgefaßt.

Hätte Karl der Große nur einen guten, deutschen Freund gehabt, der ihn mit gutem Rathe unterstützt hätte: zum Beispiel, erst schreiben zu lernen, und recht viel deutsch schreiben zu lehren, vielleicht etwas weniger Latein, und alles Fremde weniger aufzupfropfen zur Vernichtung des Ursprünglichen, sondern mehr

drein zu geben für natürliche und innere Verarbeitung. Dann hätten wir vielleicht Walther von Aquitanien nicht lateiniſch verſificirt bekommen, aber das Urbewußtſein unſerer Kräfte wäre uns weniger entwendet und zum bunten Allerlei verkehrt worden.

Es ſoll und muß in volle Anrechnung kommen, daß die Kultivirung einer Nation, welche in die Sphäre einer erfahrnern und ausgebildetern Welt eingereiht werden ſoll, daß die Kultivirung einer Nation, welcher eine ſo reiche Geſchichte wie Griechenlands und Roms zur Seite und vor Augen liegt, einer Zuthat dieſes bereits durchgearbeiteten Elements bedarf. Aber für dieſen Punkt, wo Rohheit und Anbildung bei einander hinſtreifen, wo man zu wenig geben, oder zu viel vermiſchen kann, für dieſen Geburtspunkt einer Nation braucht das Glück eben das hiſtoriſche Genie.

Und dies Genie hat uns in einer ſo wichtigen Uebergangsepoche gefehlt.

Etwas, was Karl dem Großen zum beſten Ruhme nachzuſagen wäre, iſt noch übrig, ruht aber leider im Dunkel einiger lateiniſchen Worte, die vag hingeſtellt, mehrfacher Deutung fähig ſind. Dies iſt die wichtige Frage, ob Karl wenigſtens die alten Heldengeſänge, die gothiſchen Lieder geſucht und geſammelt habe, und ob er alſo wenigſtens die vermittelnde Hand für eine ſpätere Zeit geworden, in welcher der alte ſchöne Vogel wieder aufgeweckt ward zu ſeinem ſtolzen Flügelſchlage und ſeinem mächtigen Geſange.

In der Lebensbeſchreibung Karls des Großen, welche Eginhard, deſſen Geheimſchreiber abgefaßt, heißt im 29ſten Kapitel die berühmte Stelle, „er habe die fremden (barbara) und älteſten Lieder, in denen Kriegs- und Thaten der Alten beſungen wurden, aufgeſchrieben, und dem Andenken überliefert.“ —

Daraus kann Allerlei gemacht werden, und das hat man denn auch gethan. Früher hat man's auf eine Sammlung von Bardenliedern bezogen; A. W. v. Schlegel hat es im „Athenäum“ und „deutſchen Muſeum“ zuerſt auf die alten Sagenkreiſe der Nibelungen und des Heldenbuches gedeutet, und es iſt dieſer Anſicht Friedrich Schlegel und mancher Andere beigetreten. Indeſſen macht das Wort „barbara“ das Seinige zu ſchaffen, welches in der klaſſiſchen Bedeutung wirklich „fremd“ heißt, und

das bezeichnet, was außerhalb des nationalen Kreiſes liegt; ferner der unbeſtimmte Ausdruck „memoriae mandavit", welches obenhin „dem Andenken oder Gedächtniß überliefert" wiedergegeben iſt. Im Theganus findet ſich eine ähnliche Stelle, die das Dunkel eben ſo wenig zweifellos aufhellt, und ſo haben denn die Chroniſten juſt den nationalen Hauptpunkt verhüllt, darin aber, wie in der nachdrucksloſen Kürze ſolcher Andeutung am deutlichſten zu Tage gelegt, wie dies Moment jener Epoche völlig entgangen iſt. Natürlich läßt ſich mit eben ſo wenig Sicherheit ſagen, ob man das Hildebrandlied beachtet hat.

Um einen günſtigeren Eindruck aus dieſer Unzulänglichkeit hinweg zu nehmen, wendet man das Auge am beſten auf einen kleinen Bergeswinkel des Vaterlandes, wo ſich die Zeit vorbereitet, welche noch das Mögliche unſerer innern Welt in der nächſten Periode rettet. Das ſind die Thal- und Seekeſſel, welche ſich unterhalb Schwabens nach St. Gallen hinaufheben. Dort verwendete man die beſte Aufmerkſamkeit und den ſchönſten Fleiß auf die Mutterſprache, dort unterrichteten Mönche die Krieger und Herrn in Muſik und Geſängen, und ſolchergeſtalt ward es vielleicht vorbereitet, daß aus den Gegenden der ſtets ſinnigern Allemannen, aus dem Schwabenlande, die poetiſche Idee unſres Vaterlandes wieder aufſtieg, für welche die fränkiſche Zeit zu wenig Sinn und Macht zeigte.

Digitized by Google

IIII.

Das Mittelhochdeutsche.

3.

Das Mittelalter.

Dieß iſt bis auf die neuere Zeit der glänzendſte Hauptpunkt geweſen, wo ein ſtarkes inneres Leben unſerer Nation aufgewacht und nach vielen Seiten zu einer farbigen und ſtattlichen Erſcheinung durchgebrochen iſt. Können wir auch mit der Hauptforderung nach Urſprünglichem ſelbſt in dieſem Abſchnitte nicht volle Gewähr finden, müſſen wir auch zugeſtehen, daß vielerlei fremde Elemente, daß namentlich ein von außen eingebrachtes religiöſes Dogma von großer Einwirkung geweſen ſind, ſo fehlt es doch nicht an einer großen inneren Kraft, an einer eigenen Idealität, welche das Zugebrachte überwältigt.

Der Ausdruck für dieſe große Epoche bildet ſich in Süddeutſchland, er führt deßhalb auch neben ſeinem Namen des Mittelhochdeutſchen die Bezeichnung „Schwäbiſch" oder „Allemanniſch", und drängt das Norddeutſche oder Niederſächſiſche ganz zurück. Dieß erhält ſich ſchriftlich und traditionell faſt nur in der Chronikproſa und im Munde des nördlich wohnenden Volkes, kommt erſt gegen das fünfzehnte Jahrhundert wieder zu einer Bedeutung, und erlangt im ſechzehnten durch Luther eine Souverainetät, die es noch heute beſitzt.

Jenes Schwäbiſche iſt der Naturlaut der mittelalterlichen Romantik geworden und all unſerer Romantik, da der Waldesduft jener Zeit heute noch als eine romantiſche Lockung ſich geltend macht. Wir haben zu beklagen, daß es auf unſer jetziges

Hochdeutsch so wenig Einwirkung geäußert hat. Allerdings ist zwischen dem vierzehnten und sechzehnten Jahrhundert ein Hin- und Herfluthen der Dialekte des Nordens und Südens eingetreten, woraus sich am Ende die Bildungs- und Schriftsprache entwickelt hat, welche keinem einzelnen Stamme angehört, und weßhalb man so viel sucht und fragt, wo denn eigentlich das rein Hochdeutsche gesprochen werde, dieß Geheimniß unserer Kultur- und Schriftatmosphäre; aber das Norddeutsche ist doch unverkennbar die Hauptzeugungskraft geworden.

Es ist nun zu suchen, wie aus der fränkisch-geistlichen Epoche, welche dem Nationalen so unförderlich war, dennoch ein so bewegtes, schöpferisches Leben entstanden sey, und worin das Herz und die Seele desselben beruhe.

Die letzte Hälfte der fränkischen Zeit, als die kräftigen sächsischen Kaiser, die Ottone, von dem fränkischen Heinrich abgelös't waren, gilt für eine der verwildertsten unsrer vaterländischen Geschichte: die Kaiser lebten in steter und äußerster Fehde mit den Päbsten, mit den einzelnen Landesherren und mit Vasallen, es war ein wüster und toller Zustand, welchem die Literargeschichte mit verhülltem Haupte vorübergeht.

Aber just in diesem Treiben, was sich so geharnischt gegen Rom und römischen Einfluß setzte, lag neben dem ordinairen Verlangen nach Macht das Verlangen nach Eigenem, eine Auflehnung gegen das stete Preisgeben aller Nationalität. War sich auch die Opposition der Kaiser dessen nicht in solcher Weise bewußt, so brachte doch der erzürnte Kampf gegen alles Römische manchen ähnlichen Erfolg zu Wege, man sonderte sich mehr und stellte sich auf sich selbst. In diese Zeit fällt zum Beispiele die erste Erscheinung einer Poesie, die, gegen allen klassischen Einfluß verwahrt, original auftrat, und auf ein selbstständiges Weben und Trachten des Volkscharakters hinwies. Dieß ist das berühmte Volksepos „Reinhart Fuchs", welches jetzt Jedermann unter dem Namen Reinecke Fuchs bekannt ist. Allerdings trat dieß im zwölften Jahrhunderte nicht im ächten Deutschland, sondern in Flandern auf, und allerdings war es lateinisch abgefaßt. Aber wir wissen, daß diese vortreffliche Fabel von deutschem Gepräge war, daß sich aus esthnischen und serbischen Fabeln eine ganz getrennte Existenz dieser nordischen Thiersage, eine ganz

abweichende von den ſüdlichen Aeſops und Lokmanns ergibt, und jedenfalls iſt das Heraustreten derſelben und die lebendige Aufnahme, welche ſie gefunden hat, ein Symptom. Das Symptom eines ſelbſtſtändigeren, producirenden Denkkreiſes; denn in dieſe Gattung Gedicht ſpielt das unbefangenſte und friſcheſte Betrachten, die behaglichſte und doch bewußteſte Anſchauung des Lebens. Das früheſte Thierepos, wonach der Wolf die Hauptrolle gab, war die witzigſte und aufgeklärteſte Satyre gegen den römiſchen Mönch.

Indeſſen war dieſe einzelne Oppoſition gegen eine fremde Welt natürlich nicht im Stande, eine ſo mannigfach neue Welt zu ſchaffen, wie in dem jetzt eintretenden Mittelalter wirklich geſchaffen wurde, und das Mittelalter wuchs allerdings auch nicht aus original-deutſchen Regungen: eine wunderbare Revolution ſtürzte in wunderbarer Form über die alte Welt, welche man mit dem Ausdrucke der klaſſiſchen bezeichnet, und verſchüttete dieſe. Auf ſolche Weiſe erhielten die damals modernen Völker vom Schickſale, ja zum Theile aus der eigenen Hand des Klaſſiſchen die nöthige Zeit und Gelegenheit, welche ihnen das eigene Genie verweigert hatte, ſich eine ſelbſtſtändige Exiſtenz zu bilden. Dieſe damals moderne Exiſtenz, die romantiſche, ward das Mittelalter in Deutſchland, England, Frankreich und in einigen Strichen Italiens und Spaniens. Jene Revolution aber wurde von ſelbſt aufgerufen, der römiſche Pabſt predigte auf den Feldern von Piacenza den Kreuzzug, und die Kreuzzüge waren eben die Revolution, ſie warfen die Welten durcheinander, durchgeiſteten, berauſchten die neuen nüchternen Völker, öffneten Blicke und wunderbare Perſpektiven.

Sie gaben nicht die neue Exiſtenz, aber ſie weckten die Fähigkeit, eine ſolche zu ſchaffen. Von dieſer gemeinſchaftlichen Veranlaſſung aus behielt das Mittelalter, oder die ſogenannte Romantik in den verſchiedenen Ländern ſo viel Gemeinſchaftliches, was ſich erſt nach und nach bei jeder einzelnen Nation zu einer perſönlichen Beſchaffenheit umſetzte. Der Name Romantik, der uns ſammt Romanze und Roman verblieben iſt, bildete ſich aber wohl, daß die Ueberzahl der ziehenden und neu gebärenden Völker Italiens, Frankreichs, Spaniens großentheils auf roma-

niſche Reſte gelagert, und ſelbſt mit Deutſchen und Briten durch allerlei Romaniſches hindurch gezogen waren.

Eine Einleitung zu dieſem großen Ineinanderrütteln der Völker, zur Abſtufung des Römiſchen in Romaniſches, zur gegenſeitigen feindlichen und freundlichen Berührung der entfernteſten Nationen jungen Stiles waren die Normänner geworden, welche vom Norden her aus ſkandinaviſchen Buchten alle Küſten entlang, alle Flußmündungen hinauf bis tief in den mittelländiſchen See drangen, an der Nordweſtküſte Galliens und von der Südſpitze Italiens, auf Sicilien, Reiche anlegten, eiſern gewaltig, dreiſt ihre innere und äußere Welt eindrängten.

In dieſer großen Revolution entſtand nun eine Miſchung von neuen Verhältniſſen, Inſtituten und Aeußerungen der Geſellſchaft, von denen das Ritterthum und die romantiſche Poeſie als umfaſſendſte Ausdrücke zu nennen ſind.

Die Frage wird jetzt gebieteriſch, worin die eigentlich neue Seele dieſer Welt beruht, insbeſondere ſo weit ſie als literariſche Manifeſtation heraustritt? Welches war die Seele des Mittelalters, oder was gleichbedeutend iſt, welches war die Poeſie des Mittelalters?

Im Alterthume gab es der gewöhnlichen Rede nach zwei Ideale, welche den Ausdruck des innern Lebens beſtimmten.

In Südaſien war es das Symboliſche. Die Idee war nicht in vollem Maaße gewonnen, der Stoff dazu nicht genügend überwältigt, und man brachte es nicht weiter als zu einer ſtellvertretenden Bezeichnung, welche ſich nach allen Seiten ins Vage ausdehnen mochte. Wie uns ja das verwandte Allegoriſiren heute noch bei unreifer Kraft begegnet. Es ſtammt aus Indien und hat ſich über Aegypten und Perſien weiter ergoſſen. Aus einer gährenden, ſtrotzenden Phantaſie, die ſich in einer ſtrotzenden Natur hingebend ſchaukelte, und in Religionsträume einwiegen ließ, iſt es entſproſſen. Die Kräfte der Natur und des Menſchen überwuchern den ſtreng ſondernden Geiſt in Ueppigkeit, man gewinnt keine ſtreng ſondernde Kürze und Faſſung, die berauſchende Sinnenwelt geſtattet nur eine halbe Herrſchaft, einen erſten Schritt des Gedankens, der baare geiſtige Gewinn geht überfruchtbar auseinander wie das Schlingpflanzengeſträuch des Bodens. Die Schärfe aufgebend, verſenkt man ſich in Breite

und Tiefe der Gedanken und in unendliche Wendungen, man erfindet dafür, um es irgendwo auszudrücken, vielgestaltige, vielköpfige Symbole. Sprache und Gedicht breiten sich eben so, wie ein Frühling, dessen man nirgends ganz habhaft werden kann. Einen Ausschnitt aus dem Ganzen kannte man nicht, man fürchtete, damit zu verlieren, und stürzte sich ins Allgemeine. So entstanden die endlosen Gedichte, der Mahabarata und Ramajana, die endlose Welt mit stets wiederkehrenden Verwandlungen, die millionenfache Gottheit; aller Ausdruck war nur Symbol. So ging's nach Aegypten, dort klärte man sich aber nicht einmal bis zu Worten, sondern mit Steinen und Bauwerken drückte man den kolossalen ewigen Gedanken aus. Dieser ewige Gedanke eines Volks ist eben die Seele, die Poesie eines Volks, und wenn er sich so im Weiten und Unbestimmten ausdrückt, dann wird ihm nichts als das Symbol. So wurde ganz Aegypten ein Todtenhaus, und sein Symbol das Grab. Glänzender, abgeklärter und gefaßter schon kam jener symbolische Süden nach Persien zu einem nüchternen Volke, welches bereits scharf die innere Welt in das Reich des Lichts und der Finsterniß entzweiriß. Diese beiden Wege finden wir später zusammengerafft im jüdischen Glauben, welcher den nächsten Uebergang zu der christlich germanischen Romantik bildet.

Die zweite große Gattung der alten Welt war die plastische, welche wir in Griechenland finden.

Dies Land sicherte sich glücklich ein fröhliches Leben, und um dies nicht zu verlieren, umschloß es Alles mit bestimmten Kreisen. Es gab der unlösbaren Ewigkeit den Hintergrund, welcher über die Frage hinauslag, um den man sich grübelnd nicht zu kümmern hatte, eine eherne Mauer, das alte Schicksal, den alten Chronos. Damit fand man sich ab für die Unruhe und Ausdehnung. Uebrigens ward eine feste Abgeschlossenheit Nationalbewußtsein, die Erscheinung ward Erscheinung für sich, abgemacht, fertig, man konnte sie schauen, aber nicht sich aneignen; das Gedicht hatte nicht mehr auszudrücken, als sein Wort zunächst besagte, die Natur nicht mehr, als sie vorstellte — dies nennt man die plastische Welt.

Mit seinem Olymp und dessen Gefolge, was Alles auch nur bis an die Mauer des Schicksals reichte, und darüber nicht hin-

auskonnte, hatte Griechenland eine Welt sich fertig gemacht, das heißt: ein fester Kreis war unter Dach und Schloß und Riegel geordnet. In dieser scharfen Bestimmtheit wurde nun alles Griechische sehr gefällig und schön; aber verhehlen wir uns nur auch nicht, daß diese plastische Welt keine Fortbildung hatte, wenn einmal ihre Bezügnisse erschöpft waren — es fehlte die Perspektive. Dieser Mangel sicherte Festigkeit, aber nicht Dauer. Darum schalten sie schon den Euripides, denn Euripides wollte aus dieser Bornirtheit hinaus, er fühlte, daß der griechische Kreis zu sterben ging, in seiner Begrenztheit erschöpft war, er griff weiter, streifte an die Sentimentalität, einen ganz unplastischen Begriff, verließ, wendete den alten Fabelkreis, begann eine moderne Welt, und wurde so der Denkstein griechischen Untergangs, den das blöde historische Auge eine Ursache des Untergangs nennt. Der Dichter *ist* mehr, als er *thut*. Die in neuen größeren Weltkreisen schwingende Zeit bemächtigte sich auch des vollendeten Griechenlands, und verschüttete es, das Wort „vollendet" drückt eben ein Doppeltes aus. Es ward ganz Neues erfunden, erst ein Weltreich von außen, dann ein Weltreich von innen durch eine neue Religion, welche in jenes äußere Reich, in die nationale Begrenzung übersprang. So ward Euripides der eigentlich griechische Schwan, und hatte in sich ganz Recht gegen den witzigen Aristophanes, der sich nicht bewußt wurde und selbst schon über das hinaus war, um deßwillen er Euripides angriff.

Aus den neuen Elementen kamen neue Ideale, und da die neue Religion aus dem jüdischen Glauben herausgewachsen war, tritt nun die oben angedeutete Idee des jüdischen Ausdrucks in Thätigkeit.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß sich das Entsprechendste für die innerliche Seele der jetzt gefaßt heraustretenden romantischen Schule bei jener Nation des Alterthums vorfand, die gewöhnlich nicht so gültig eingeschlossen wird in die Geschichte der Poesie, bei den Juden. Sie bilden neben Symbolischem und Plastischem eine ganz eigene abgesonderte Figur. Dort ist Phantasie, hier sinnlicher Geist vorherrschend, bei den Juden aber das Herz, was nach Gott schreit, darum das *Wort*, das Gebet, die Innigkeit, der einzelne mächtige Gedanke.

Mit der Bibel kam diese Welt den romanischen Völkern,

und dieser Zusatz ist stets ein wesentlichster in der poetischen Ausdrucksweise geblieben, welche man Romantik nennt, und welche im Grundzuge bis auf den heutigen Tag unsere literarische Welt nicht mehr verlassen hat, so daß es nur einige Nebenwege, weiteres Ausholen, mancherlei neue Offenbarung, aber stets nur romantische Schulen gibt bis in das letzte, der Besprechung werthe Produkt unserer Literatur.

Es handelt sich in dieser romantischen Welt nicht mehr blos um die Erscheinungsschönheit, das Aeußere selbst, wie es sich darbietet, ist nicht mehr der wesentliche Inhalt und Zweck, wie dies in der plastischen Welt war, sondern es handelt sich um die Seelenschönheit, die Schöne der Innerlichkeit, der Innigkeit.

Alle tiefere Geistesthätigkeit, welche sich im Literarischen und dem Gebären der Kunst ausspricht, trachtet darnach, sich der unmittelbarsten Gottheit zu bemächtigen, welche man das Wahre an sich, oder das Absolute nennt. Denn das eigentlich Wahre ist der stete Zweck aller höheren Bestrebung des Menschen, und das Wahre, so weit es sinnlich erscheinen mag, der sinnliche Schein des Wahren, ist der Zweck aller Kunst.

Dieser Akt nun, sich des Absoluten zu bemächtigen, eine Versöhnung mit ihm zu gewinnen, einen Uebergang in dasselbe zu erreichen, vertiefte sich in der Romantik zu einem Akte des Inneren. Damit er überhaupt Kunst werde, mußte er natürlich im Aeußeren erscheinen, aber er gab sich nicht, wie in der plastischen Welt, mit seiner Erscheinung für ein Abgemachtes, für ein Fertiges, Unnahbares aus, was seinen Kreis in sich vollkommen abgeschlossen habe, er hatte seine Aeußerlichkeit nicht *für sich*, sondern für Andere; seine Außenseite war eine freigelassene, jedem preisgegebene. Dadurch erhält jeder Mensch eine Anknüpfung, und die menschliche Unendlichkeit des Romantischen eröffnet sich.

Darum gebraucht die systematische Philosophie zur Bezeichnung der Romantik den Ausdruck „unendliche Subjektivität."

Darin nun, daß die Idee heraustritt in das Verhältniß zu Anderen, heraus aus der klassischen Objektivität und Abgeschlossenheit, und doch in dem Heraustreten ihr höchstes Selbst wieder zu finden trachtet, darin erhebt sich das Romantische zu einer neuen Welt.

Und dies neue Ideal ist eben die romantische Liebe, welche aus sich herausgeht in ein Anderes, sich entäußert und hingibt, und dennoch darin nur sein höchstes Selbst wiederfindet.

Den Anhalt und die Läuterung zu diesem Ideale suchte und fand man in der christlichen Religion und im historischen Bereiche derselben. Der Bildungsprozeß des Ideals stellte sich etwa darin dar, daß man im Leiden und Grabe Christi die negative Seite, in der Mutterliebe Mariä, der Liebe Christi und der Jünger die positive, und in der aus beiden Theilen erwachsenden Gemeinde, dem Geiste Gottes, das absolute Resultat suchte. Das Absolute ward in die Versöhnung gelegt.

Der Weg zur Kunst, welche eine sinnliche Aeußerung braucht, ist nun der, daß Gott eine bestimmte Person, Christus, wird, mit menschlich charakteristischer Eigenthümlichkeit, eine Mitte zwischen einzeln Menschlichem und idealer Schönheit.

Für das Ideal der Liebe, die sich als geistige Schönheit geltend gemacht, bedurfte es ebenfalls eines Ueberganges zur Sinnenwelt, und hierfür bot sich die Mutterliebe, welche menschlich und doch ohne eigentliche Begierde, diese Anforderung erfüllte.

So ward die Madonna der irdische Ausdruck jenes romantischen Ideals.

Dieser wunderbare Widerspruch thut sich eben im Mittelalter auf; es wirft das Klassische, was die rohe fränkische Zeit sich zu eigen, ja wie ein Selbstziel sich zu eigen machen wollte, wie eine baufällige Brücke hinter sich, weil es die Kraft und Gelegenheit zu einer Selbstschöpfung findet, welche der fränkischen Epoche gebrach. Das Herz dieser Schöpfung ist auch nicht neu, es ist ein aus fremden Kreisen überkommener Glaube, aber der Körper wenigstens, welcher sich sanguinisch desselben bemächtigt, ist der nationale Sinn und in so fern tritt man doch in eine ächtere Existenz.

Auch darüber ist jetzt, wo man das Feld übersieht, nur für Beschränkte eine Täuschung möglich, daß das ganze Bewußtsein jener Zeit in einen gewissen Taumel versetzt wurde durch die farbenstrotzende, mannigfaltige Welt einer allgemeinen Bewegung zum Oriente und rückwärts vom Oriente, daß man mehr in eine neue Welt hineingerieth, als sich ihrer absichtsvoll bemächtigte,

daß man vielfach nur mit dialektiſcher Spielerei des chaotiſchen Reichthums habhaft zu werden ſuchte, ohne ihn wahrhaft zu beherrſchen. Aber ſelbſt bei dieſer Anſicht iſt Großes anzuerkennen und einzuräumen. Die Geſchichte überraſcht immer, ſei's auch nur in Nüancen, man gewann mit dieſem kühnen Verſuche, den ächteſten, innerlichſten Gedanken fröhlich in die Erſcheinung zu laſſen, eine neue Seele des Daſeins. Aus dieſer Seele haben die Erben des Mittelalters das ganze moderne Daſein gewonnen; man gewann damit ferner ein warmes, begeiſtertes Leben und die tragende Poeſie deſſelben, man gewann eine Verbindung mit der Gottheit, die außerordentliches erzeugt hat, und große Beſeligung in ſich trug, ſo lange ſie naiv und ſomit dem Sinne gemäß und ergiebig war.

Es iſt eben ſo unangemeſſen, dieſen erſten, ſtarken Verſuch, womit ſich die Welt auf einen neuen Standpunkt heben will, der ihren innern Zwecken gemäß ſey, da nachzuahmen, wo die erſten Verlangniſſe tauſendfach überarbeitet, und in feinere, ſchärfere, oder überhaupt andere Bezügniſſe gerathen ſind, und eben ſo unangemeſſen, jetzt von einem ſpäteren Standpunkte, welcher mit allerlei ſpäterem Vortheile ausgerüſtet einen früheren Verſuch im Ganzen überſehen kann, jene mittelalterliche Zeit zu verſpotten, oder in dieſer oder jener Einzelnheit anzugreifen.

Das Ganze iſt der große Verſuch, eine neue Glaubenswelt in Verbindung mit aller Sitte und Tradition, deren man in Berührung mit dem Oriente habhaft geworden war, zum ganzen, eigenen Leben zu machen. Dabei drängt ſich zunächſt die Frage auf: in wie weit die Forderung einer nationalen Entwickelung beabſichtigt worden ſey, auf welche im Vorhergehenden ein ſo großer Nachdruck gelegt worden iſt. Dieſe Forderung iſt von großer Wichtigkeit, wo es ſich von dem Eintritte einer Menſchengemeinſchaft in die große Bildungswelt handelt: ſo wie die einzelne Perſon nur mit Bewahrung des Eigenthümlichen mit dem, was wir perſönlichen Charakter, perſönliche Eigenthümlichkeit nennen, ſich gedeihlich entwickelt, ſo wie ſie das Selbſt immer feſt bewahrend am Günſtigſten aufnimmt und verarbeitet, ſo wie ſich nur auf dieſe Weiſe das einzeln und verſchieden Charakteriſtiſche geſtaltet, was dem großen Ganzen juſt durch ſeine verſchiedenartige Mittheilung ein Gewinn wird, eben ſo verhält es

ſich mit den Nationen. Sie ſind die großen Individuen. Der ideale Zuſtand, wo Alles endlich in eine gleiche Vollkommenheit vereinigt wird, wo alſo auch die Völkerunterſchiede aufhören, wird vom vagen Idealismus falſch aufgefaßt; denn eine ſolche verwiſchte Gleichheit liegt über unſere Welt hinaus. Unſere Eiche, unſere Buche, unſere Palme können ſich zu einer unfeindlichen Gemeinſchaft, zu einer Harmonie bilden, wenn ſie in ſich vollkommen gepflegt und gruppirt werden, aber ſie gehen nur im Totaleindrucke in einander auf, im Einzelnen bleiben ſie Eiche, Buche und Palme. Der Irrthum liegt darin: die feindlichen ſtörenden Verſchiedenheiten ſollen ihre Ausgleichung, ihr Ende finden, die Verſchiedenheiten ſelbſt aber nicht.

Iſt das nun alſo nicht einmal in der Ausſicht, wo von ſehr ausgebildetem, reifem Verhältniſſe der Völker die Rede geht, um wie viel wichtiger bleibt die nationale Entwickelung, die eigne beſondere, charakteriſtiſche, wenn es ſich vom Eintritt in eine neu gegliederte Bildungswelt handelt, wie bei der deutſchen, ſo weit ſie im Vorliegenden vor's Auge getreten iſt.

Und dieſen nationalen Punkt hat das Mittelalter nicht ſo weit verloren, als es den Anſchein hat, wenn man den allgemeinen Einfluß ſieht, der über das neue Europa in einer allgemeinen Bewegung kommt, ſelbſt wenn man in den Vordergrund ſtellt, daß eine gemeinſchaftliche, aus fremdem Welttheile kommende Religion gleichmäßiger Mittelpunkt des europäiſchen Volkslebens wird. Und zwar eine Religion, die keinen Unterſchied der Nationen kennt.

Es tritt hier einer der blendenden Punkte ein, wo dem Anſcheine nach die Gottheit mehr als ſonſt unmittelbar in die Geſchichte ſchreite, und mit ihrem Sammlungspunkte, der alle Völker- und Menſchenverſchiedenheit in ſich vereinigt, die irdiſchen Unterſchiede auslöſche. Dieſe Unmittelbarkeit liegt aber nur in unſerer Anſicht, die Entwickelung an ſich geht nicht weniger organiſch vor ſich, als in andern Fällen. Hierbei wird uns das Zurechtfinden dadurch erſchwert, daß auch die religioſe Offenbarung, an welche ſich die Kriſis knüpft, daß auch die chriſtliche Religion den ſie auszeichnenden Charakter hat, an kein ſpecielles Land, an keine nationalen Bedingungen geknüpft zu ſein, ſondern ſich abſtrakt anzukündigen.

Die hiſtoriſche Befruchtung zum Mittelalter war allerdings eine allgemeine, und der flüchtige Blick irrt ſich darum leicht, aber die Empfängniß bildete ſich allmählig dennoch beſonders und national in England, in Frankreich, in Spanien, Italien und Deutſchland. Wir ſehen bald, daß ſich bei aller Gemeinſchaftlichkeit die Länder in eigenthümliche Länder abſonderten. Blieb auch eine Zeit lang die poetiſche Atmoſphäre eine gemeinſchaftliche, ſehen wir die Dichtungsſtoffe wie eine gemeinſchaftliche Sprache beſonders durch England, Frankreich und Deutſchland irren, ſie prägen ſich doch in jedem Lande zu originellem Accente ab.

Dieß eigentlich zu verhindern und Europa unter einer gleichmäßigen Sprache des Herzens und Geiſtes zu erhalten, war das Beſtreben des Pabſtthums, was ſich, ein neuer rothſchimmernder Planet, an jenem Horizonte aufgeſteckt hatte, und für dieſe Beleuchtung kein ſtörendes Zwiſchenlicht dulden wollte. Die metallenen Namen Alexander's III, Gregor's IX, Innozenz's des III, klingen in dieſem Tone drohend durch das Mittelalter.

An den Kampf gegen das Papſtthum knüpft ſich alſo im Grunde auch der Kampf nach Nationalität, welcher neben dem religioſen Geſange durch das Mittelalter zieht. Dieſer Kampf wird aber am nachdrücklichſten geführt von den ſchwäbiſchen Kaiſern, den Hohenſtauffen, und ſo ſind dieſe nicht blos durch eigne Sangeskunſt und Pflege deutſcher Poeſie, ſondern durch ihr allgemeines Daſein und Wirken ein Haupttheil des deutſchen Mittelalters.

Sie griffen allerdings auch, beſonders in ihrem überlegenſten und ſtrahlendſten Vertreter, in Friedrich dem Zweiten, in andere Bildungswelten hinüber, aber das geſchah nicht, wie in der fränkiſchen Zeit, aus Mangel an eigener Schöpfungskraft, es geſchah bewußt, und mitten aus dem Stamme nationaler Feſtigkeit heraus, ſo daß das von außen Herbeigeholte dem Vaterländiſchen als ein Zweig angeeignet wurde, der von vaterländiſchem Safte durchdrungen, und ſomit wirklich nicht blos äußerlich gewonnen war.

4.

Das Ritterthum.

Der Ritter selbst ward eigentlich das Kunstprodukt, was sich aus dem Allen ergab, er ist Sohn und Vater des Mittelalters. Er konnte sich des Nationalen und Menschlichen nicht so ganz entschlagen, ward also eine leibhafte poetische Verkörperung des ganzen Gedanken- und Vorstellungsbereiches, der neu hereinwuchs in unsere Welt. Wenn man an den Ritter herantritt, so steht man Auge in Auge dem Mittelalter gegenüber.

Dieser Uebergang ins Leben durch den Ritter ist die eigentliche Rettung aus der Geistlichkeit, und insofern auch eine Rettung aus dem abstrakt Allgemeinen in das Nationale. War das Ritterthum auch ein allgemeiner Orden des jungen Europa, derjenige Orden, in welchem sich alles höhere Lebensbewußtsein damaliger Zeit ausprägte, so stufte es sich doch bald national und machte den spanischen und den deutschen Ritter und so fort zu unterschiedenen Wesen.

Was gemeinschaftlich blieb, war eben eine neue, höhere Atmosphäre des religiosen Bezuges und des geselligen Verhältnisses, wie es, besonders nach dem letzteren hin, heutiges Tages noch ziemlich allgemein durch jene Länder in Uebereinstimmung mit dem unsrigen herrscht. Noch heute drückt sich das Verhältniß des Umgangs, der Freundschaft und Feindschaft auf ähnliche Weise, wie im Ritterthum aus, es sind Reste der Gastfreundschaft, der gleichen Würdigkeit, des Zutrinkens, des Zweikampfes geblieben; haben sie auch größtentheils ihren Ursprung

in national germaniſchem Gebrauche, ſo hat ihnen doch das Ritterthum die Weihe und geordnete Form aufgedrückt. Ein großer Theil unſrer gegenſeitigen moraliſchen Beziehung, insbeſondere das Feld der Ehre, was ſo übermächtig das neue europäiſche Leben beherrſcht, und wohinein ſich zu Zeiten die ganze höhere Welt der verarmten Menſchen rettet, dieß eigenthümliche romantiſche Feld ſtammt direkt aus dem Ritterthume des Mittelalters.

Es iſt ſehr ungenügend verſucht worden, alle arabiſche Zuthat zur mittelalterlichen Wendung abzuläugnen; ſie iſt gewiß groß, ſo groß, wie die Berührung mit Arabern in Spanien, Aegypten und Paläſtina geweſen iſt. Beſonders für das eigentliche Ritterthum ward der Araber ein lebendiger Anſtoß, theils durch Verwandtſchaft, theils durch Oppoſition.

Es iſt nun am Orte, einen Augenblick in die wirkliche Sphäre des Ritters, in die Motive deſſelben einzutreten.

Die Ehre ſteht davon obenan. Wie ſie ſich im Ritter als ein geläutertes geregeltes, höheres Element darſtellt, ſo war ſie den Alten völlig unbekannt. Halten wir uns an die Erſcheinung, welche aus der griechiſchen Welt noch am verwandteſten mit einem Kreuzzuge, mit einer Ritterfahrt des Mittelalters ausſieht, an den trojaniſchen Krieg. Da ſchlägt an unſer Ohr aus der Iliade der Streit zwiſchen Achilleus und Agamemnon, welche ſich über die Beutevertheilung entzweit haben, die wüthendſten Beſchimpfungen häufen ſich, nach romantiſch ritterlichen Begriffen iſt dadurch die edelſte innere Welt dieſer Helden bis aufs Aeußerſte gegenſeitig angegriffen, auch ein äußerlicher Kampf auf Leben und Tod kann nur ein Gleichgewicht herſtellen. Einer wenigſtens muß vom Erdboden, muß aus der Gemeinſchaft verſchwinden, denn die Idee der Gemeinſchaft iſt tödtlich verletzt. Aber was geſchieht dort? Sie gleichen ſich über das Stoffliche der Beute aus, und damit iſt auch die Sache todt, denn eine Idee der Sache exiſtirt gar nicht.

Die ritterliche Ehre geht aber nicht auf einen ſachlichen Werth, ſondern auf die Perſönlichkeit, auf den Werth, den ſich dieſe zuſchreibt, und der eben ſo unendlich iſt, wie die perſönliche Anſchauung ſelbſt.

Das hat man nun zwar, ſo weit es anging, unter einige

allgemeine Punkte gebracht, welche eine Norm bilden, aber das Subjekt, der größere oder geringere Anſpruch des Einzelnen bleibt dabei immer die Hauptſache; die feinſte, eigene Innerlichkeit iſt bei dieſem neuen Ehrenbegriffe eben ſo thätig und Hauptſache, wie ſie es beim allgemeinen Ideale dieſer Zeit iſt.

Damals war nun dies Thema von einer Fülle neuen Lebens umwachſen und von reeller Bedeutung. Denn der eigentliche Inhalt der Ehre iſt allerdings eine Zufälligkeit, die jeder Einzelne mit ſeiner inneren Konſequenz abzumachen hat; ſie iſt eine dialektiſche Figur der Sittlichkeit. Deshalb wird ſie meiſt, ſobald nicht von außen ein großer Inhalt damit zuſammenfällt, hohle Rhetorik, die ſich um ein geſpreiztes Ich bewegt. Das erlebt denn die vom Ritterthum ausgehende Poeſie beſonders im ſpaniſchen Drama, was ſich oft nur in einem Scheinleben umherbewegt, und leerer, inhaltsloſer Pathos wird.

Eine künſtliche Auferweckung des ritterthümlich Romantiſchen, welche unſer Vaterland am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, beſonders durch Beihülfe der Gebrüder Schlegel erlebt hat, gerieth auf den unglücklichen Weg, gerade dieſen ſtreng konventionellen Theil des Ritterthums, welcher am wenigſten vom eigentlichen Gehalt des Mittelalters betheiligt war, ganz abſonderlich wieder herzuſtellen.

Der zweite Punkt des Ritterthums, und der weſentliche Mittelpunkt deſſelben und alles Mittelalters war die Liebe.

Sie iſt nach einer Seite hin geradezu der Gegenſatz von jener Ehre; denn dort iſt die Kaprice meiner Perſönlichkeit in's Syſtem gebracht, hier giebt ſich meine Perſönlichkeit unbedingt hin. Oder man ſagt, um die Verbindung dieſer Ritterthumsſtoffe einander näher zu rücken: Die Anmaßung der Ehre wird durch die Liebe erfüllt, denn dieſe iſt ein rückſichtsloſes, vertrauendes Aufnehmen einer ganz andern Perſönlichkeit, einer ganz andern Totalität. — Auch im Reize dieſer Gegenſätze baute ſich der innere Reiz einer neuen Welt auf.

Dieſe hingebende Liebe des Mittelalters iſt den Alten ebenfalls ganz fremd: Paris und Helena ſtreifen nur mit einer Aehnlichkeit daran, aber es iſt eine falſche Aehnlichkeit, es blickt durchweg nur ſinnlicher Reiz und ein dreiſtes Unternehmen heraus, es wird auch ſpäter aus Priam's Burg nichts von einem beſonders

innigen Verhältniſſe zwiſchen beiden erzählt. Die allgemeine Stimme bezeichnet die Situation als unſittlich. Homer erzählt noch von der Liebe zwiſchen Achill und Briſeis, aber dieſe ſpielt doch nur eine ohne Weiteres ſich hingebende Sklavin — die erhabenere Sphäre der mittelalterlichen Liebe findet ſich bei den Griechen nicht. Am meiſten nähert ſich ihr Sappho in ihrer drängenden Sehnſucht und Klage, aber die unbefriedigte Körperlichkeit ſchlägt auch dort überall durch. Die Ehefrau iſt in jenen Verhältniſſen wichtiger, und wie nüchtern, häuslich, kühl reſignirt iſt doch auch ſie meiſt, zum Beiſpiel in der Penelope, neben einer harrenden romantiſchen Neigung.

Jene romantiſche Liebe des Ritterthums, die ſich am erſten beim jüdiſchen Volke entdecken ließ, behält allerdings eben auch Kaprice und Subjektivität, wie die Ehre, da ſie ſich weniger für's Allgemeine frei macht, ſondern nur eben dieſe oder jene Dame ausſucht, aber ſie iſt doch wichtiger, weil ſie ſich mehr vertieft und dem eigentlichen Opfer näher tritt. In dem Opfer, in der Reſignation kommt einer der innerlichſten und ſchönſten Seelenzüge des Chriſtenthums in unſer Leben, und dies iſt derjenige Zug, welcher in der modern-romantiſchen Form, die wir „Bildung" nennen, die Hauptrolle ſpielt.

Einen romantiſchen Zuſammenhalt dieſer Theile gab das Dritte, die Treue, die aber ebenfalls mit einem perſönlichen Selbſtgeſetze eng verknüpft war, und die unendliche Perſpektive offen ließ. Sie iſt von Hauſe aus die Vaſallentreue, und erwächſ't aus dem Geſellſchaftszuſtande der germaniſchen Völker, die allmählig in Freie und Hörige zerfallen, wo große Kreiſe um einen Vielbeſitzenden geſchaart waren. Dieſes Lehnsweſen, was in ſeiner freien Abhängigkeit am Ende in den Kaiſer, als die Spitze von Allem mündete, ließ der einzelnen Perſon ebenfalls eine große Selbſtwahl übrig, ein Freihalten ſeiner Selbſt in gewiſſer Grenze. Es war, wenn es ſich um den endlichen Abſchluß handelte, auch nur eine dialektiſche Figur.

Das ſtellt ſich am Deutlichſten im Cid dar, welcher dem Könige nur mit Vorbehalt ſeines eigenen Selbſt zu Willen iſt, ihm nur dient, wenn er ihm Recht giebt.

Parodiſtiſch wird dies ſchlagend im Reinecke Fuchs vorge-

führt, wo Nobel befiehlt, und die Kleinen und Großen doch nach ihrer Weise gebaren.

All dies neugesetzlich Menschliche, was nach dem philosophischen Ausdrucke auf die unendliche Subjektivität hinaus kommt, bildet in Verschlingung und Durchdringung mit dem Religiosen das Mittelalter, wie es sich im Ritterthum herausstellt.

Darauf ist nun von Seiten der literarischen Frage dies Hauptsiegel zu drücken, daß die Kunst diese neue Existenz nicht erschöpft: jeder Charakter wird unter diesem neuen inneren Verhältnisse ein besonderer, der sein besonderes Recht in Anspruch nimmt. Das innere Leben wird gleichgültig gegen das äußere, und dies macht darum seine Welt durch Abenteuerlichkeit geltend.

Es fehlt also durchgehends an einem Gesetze, was innere und äußere Welt zusammenfaßte; dieser goldene Reif, der Saturnring des Klassischen, war gesprengt, neuer Reichthum war tausendfach hereingequollen, aber auf den Abschluß desselben harrt die romantische Welt bis heute noch, und diese stets offene Perspektive macht sie eben zur romantischen.

Jener Mangel eines umschließenden Gesetzes kam daher, daß die höhere, religiose Welt von außen überliefert, angenommen, angebildet, nicht aus einer in sich geschlossenen nationalen Selbstthätigkeit hervorgegangen war. Dadurch öffnete sich in allen Zwischenräumen ein neues großes Feld, das Feld der Freiheit. Denn auch dies Wort, in solcher Bedeutung, ist ein ganz romantischer Begriff. Jeder kann einen ganz eigenen Gegenstand zum besonderen Interesse, zur besonderen Darstellung wählen, und dafür ein besonderes Gesetz sich bilden, und das Alles kann wieder beliebig umgestülpt werden zum — Humor. Dieser ist eine ächte Konsequenz des Romantischen.

Die Auflösung dieser Welt, welche nach der äußeren Wirklichkeit hin keine Gesetze, sondern nur persönliche Einfälle und Zufälligkeiten hat, muß am Ende ins Komische ausgehen, wenn die Straffheit des Interesses und die zusammenhaltende Illusion des Zeitabschnittes nachläßt. Und so hat sich denn auch an das Ende der ersten Epoche hin Ariost und Cervantes scherzend und spottend aufgestellt, und Shakespeare hat alle die dunkeln und lichten Fahnen in neuer Weise aufgenommen, dem literarischen Sinne in neuer Gruppirung des Romantischen eine neue Welt des Romantischen bietend.

An dieſem Orte aber, wo der Harniſch des Ritterthums dröhnt, und der Geſang des jugendlichen Ritterthums aufſteigt, handelt es ſich noch nicht um die Folgerungen der neuen Exiſtenz, ſondern um die Exiſtenz ſelber. Jetzt ſehen wir ſie noch mit dem rothen Kreuze ausziehen nach Paläſtina und ſchwarzgebräunt zurückkehren, ſie halten dieſe Kreuzzüge für den geſchloſſenſten Ausdruck ihres Lebensdogma's. Dieſe Kreuzzüge waren aber in Wahrheit nur das Geſammtabenteuer des Mittelalters, eine eben ſo beliebige Aeußerung, wie die ihrer Ehre, ihrer Liebe und ihrer Treue. Denn nach außen, nach dem eigentlichen Objekte hin, iſt das religioſe Moment dieſer Züge nur ein höchſt leeres, äußerliches Ziel. Die ganze That beruht eben ſo, wie all dies Leben, nur auf einer innern Welt, die noch keine richtige Uebereinſtimmung mit der äußeren fand. Es war durchaus kein reinchriſtlicher Begriff, jenes äußere Lokal, die irdiſche Schädelſtätte Chriſti zu beſitzen, wie man verlangte; das heilige Land im Geiſte war ein chriſtliches Ziel, was man fälſchlicherweiſe draußen ſuchte, weit hinter Berg und Meer. Manchem Kreuzfahrer tauchte dies wohl auf, und ſo kam die krauſe Verwirrung in dieſe Züge, wo Frömmigkeit und Rohheit in Umarmung ſich tummeln, und wohinein die Einheit keinerlei Weg fand.

Dies Alles geſtaltet ſich aber reich im Spiegel der Kunſt, deshalb iſt dieſe Periode des Ritterthums, eben um ihres reichen, bunten Materials willen, eine ſo geſegnete für die Geſchichte der Literatur. Dieſe Kreuzzüge ſelbſt finden einen treuen Spiegel in dem Sagenkreiſe des Grals, wo die Myſtik in ärgſte Abenteuerlichkeit umſchlägt.

Als charakteriſtiſch muß übrigens beigefügt werden, daß Ritterthum, daraus entſprießender, poetiſcher Stoff, und Kreuzzüge ihren eigenthümlichen Glanzpunkt in Frankreich hatten. Es war eine Schattirung unſers nationalen Abſonderns, daß die Deutſchen am Ungläubigſten und Langſamſten ſich zu den Kreuzzügen entſchloſſen, und die Auflöſung beſonders durch den zweiten Friedrich beförderten, welcher die Aufgabe wie ein profan politiſches Geſchäft betrieb.

5.

Die erste romantische Poesie.

Die Minnesänger.

Wenden wir uns nun von den innern Gesetzen zu dem, was sich in wirklicher Erscheinung außen bietet. Das tiefer liegende Adergeflecht ist im Vorigen aufgesucht, wie war nun Fleisch und Farbe beschaffen?

Was sind die nächsten Stoffe, das Terrain, der Ausdruck, womit diese Zeit eine Poesie ankündigt, und besonders eine deutsche?

Deutschland war noch waldbedeckt, feucht, noch von weiter, düstrer Einsamkeit durchschauert. Aus den Wäldern heraus hob sich hie und da ein Waldberg, von dem die Burg des Ritters leuchtete, ein üppiger grüner Wiesenplan lief auf einer andern Seite in den lispelnden Eichenforst, wo hohes Wild in stolzer Sicherheit vorübersetzte. Weiter abwärts in ein dunkles, blaues Thal lief ein schmaler Weg, unten am Thale herauf klang eine Glocke, es lag ein graues, festes Kloster da, ein Mönch stand einsam auf der Mauer, und sah in das waldesdunkele, schweigende Land. — Zehn Meilen davon, man hatte von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zu reiten, lag auf freiem, sanft aufsteigendem Plane eine große Abtei, von dort summten viele Glocken, rothe, römische Fahnen wehen von den Thürmen, es ist ein Heiligenfest, von weit, weit aus der Umgegend, denn das Land ist noch sehr leer gegen heute, kommen Kirchgänger. Der Ritter

mit ſeiner Liebſten auf einem hohen, ſchweren Thiere, ſie ſitzt hinter ihm auf der Kroupe des Pferdes, und weiß ihr Staatskleid ſauber zu ſchützen; der Ritter iſt arm, er hat kein eigen Pferd für ſie, ſein treuer Knappe ſchreitet nebenher, und da das Roß nur im Schritte geht, erzählt er der Herrin von Paläſtina, von der großen Meſſe auf dem Felde bei Antiochien, wo der Patriarch die Völker geſegnet habe, von dem Anblicke Jeruſalems, vom alten Schloßherrn, der ihn mitgenommen habe in's gelobte Land. Der alte Schloßherr iſt des Reiters Vater geweſen, der Knappe erzählt von der Schlacht bei Joppe am Meeresſtrande, wie die fürchterlichen Sarazenen herangeſauſ't wären. Sie hatten Bärte, ſagt er, wie Roßſchweife, Augen wie feurige Räder, Säbel, ſo ſcharf, daß ſie Steine durchhieben, und die Pferde waren ſo dünn und geſchwind wie Spinnen und Drachen. Dort habe ſich auch der Himmel verfinſtert plötzlich, und es habe reines ſchwarzes Blut geregnet, und dort ſei denn auch der ſelige Herr im Getümmel umgekommen, „der liebe Herr Chriſtus ſei ſeiner Seele gnädig!" Bei dieſen Worten hält der Ritter ſein Pferd an, Jeder ſchlägt ein Kreuz vor der Bruſt und betet ein Paternoſter.

Auf den St. Georgentag im nächſten Jahre will der junge Ritter nach dem Rhein hinüber reiten, wo der Kaiſer ein Hoflager halten und ein Kreuzheer ſammeln werde. Er will auch mit hinaus und empfiehlt ſeiner Liebſten, das rothe Sammtkollet, was er heute trägt, gut im Stande zu halten, es ſtammt vom Großvater, auf daß er damit wieder zur Kirche reiten könne nach der Heimkehr, wenn der Herr nicht über ihn geböte. Die Liebſte küßt ihn auf den Bart, ſie weint nicht, obwohl ſie ihn bis zum Vergehen liebt, ſie blickt nach dem Himmel, nach der Fahne, die von der Abtei weht, und liſpelt: „Herr, zu deinem Preiſe!" —

Mehr nach dem Norden hinauf, wo die Sachſen widerſtrebend ihre alte Exiſtenz aufgegeben haben, bietet ſich ein anderes Bild. Der Wald iſt dichter und rauher, der Wind ſtreicht ſcharf, am Fuße eines langen Berges, auf deſſen Gipfel ein ſchwarzes Schloß ſich breitet, iſt eine Ortſchaft gelagert, die mit einer Mauer umgeben iſt. Einige Pfeilſchüſſe davon, wo der Wald ſo finſter iſt, wie die eben regneriſch herabfallende Nacht, ſteht

eine Hütte, darin wohnt ein langgewachsener, alter Sachse mit seinem Weibe. Das graue Haar hängt ihm verwildert um den Kopf, er sitzt an einem Feuer, was mit großen Baumstücken genährt wird, ein kleines Stückchen Feld hat er rings um die Hütte her dem Waldboden abgewonnen; sein Weib, fast eben so lang wie er, mit eben so wirrem, grauem Haare, mit starken, tiefgegrabenen Formen und Zügen des Antlitzes, kauert an der Gluth, und kocht einen Trank aus Gerste. Beide schweigen; es vergeht eine Stunde nach der andern, die Nacht heult und peitscht draußen, und wirft Regen und Windstöße durch das schlecht verwahrte Haus. Plötzlich wird die Thür aufgerissen, und ein Paar Lanzenknechte treten mit barschem, kurzem Gruße herein, schütteln den Regen ab, und strecken sich rasselnd an's Feuer. „Habt Ihr wieder einen Strauß mit dem langen Rudolph drüben an der Aller?" fragt der Wirth. Die Knechte nicken. „Sagt doch dem Grafen oben, die Krämer drüben im Oertchen würden täglich kecker, er sollte sie einmal wieder unterducken. Seit das kleine Volk hinter Mauern zusammenkriecht, wird man auf allen Seiten eingeengt." — Sei still, Alter, spricht die Frau, die alten Kaiser aus unserm Geschlechte haben angefangen die Ortschaften zu bauen, es muß was Bessres dran sein, als wir denken. — Die Thüre geht von Neuem auf, ein junger Mann, das Schießzeug und Horn um die Schultern, tritt ein, er hat sich auf der Jagd verirrt, er ist weit her, man kennt ihn nicht, aber es wird weiter nicht gefragt, er legt sich ebenfalls an's Feuer, und erhält seinen Theil am fertigen Tranke. Ist der verzehrt, dann rückt man zusammen, und die Alte erzählt von alten Zeiten, von der sächsischen Vorzeit, von Sagen und Wundern, von Riesen und Drachen; denn das schauerlichste Element, was im Norden Europa's seine Heimath hat, das ist am Ausführlichsten aus Skandinavien in den deutschen Norden eingebracht, und hat sich von dort aus verbreitet.

Dämmert der Morgen herauf, so klingt das Horn von den Bergen, der Ritter sprengt zur Jagd herab in den Forst, der Falke ruht auf der markigen Hand, noch verhüllend mit der Kappe bedeckt, das Fräulein reitet behende nebenher, die Leute folgen zu Fuß und zu Roß, die Meute bellt und jauchzt, der Wald klingt, das Leben hüpft frisch und geschwinde.

Zu derſelben Zeit ſchreitet der Edelknabe einen ſteilen Burgeshang hinauf, oben im großen Erkerzimmer ſitzt die friſche Jungfrau, die große Chronik liegt vor ihr aufgeſchlagen auf dem eichenen Tiſche, der Hauskaplan deutet ihr die Zeichen, erklärt die Geſchichten von alter Begebenheit, das heißt: er hüllt ſie noch tiefer in's Wunderbare. Manchmal ſieht das blonde Mädchen durch's Fenſter, oben ſchwebt ein Raubvogel durch die Luft, unten klimmt der Knabe, und über dem Ganzen glänzt eine goldene Morgenſonne.

Zwei Thäler weiter leuchtet ſie einem großen Gedinge, da haben ſich die Bewohner der Gegend von weither verſammelt, der Gaugraf kommt geritten, tritt unter ſie, hält ein Gericht und ſpricht Recht nach dem herkömmlichen Brauche und dem guten Gewiſſen.

Bei den Schriftſtellern der Alten finden wir keine Naturſchilderung, die Natur iſt noch ein ungetrenntes Ganze mit dem Menſchen, hier in der Romantik ſtellt ſie ſich Anfangs auch noch unter die Menſchen, und erſt ſpäter gegenüber. — Der offizielle alte Zauberbaum des Mittelalters iſt die Linde, ſie ſäuſelt Ahnung und Weiſſagung, bei ihr plätſchert der Brunnen, ihr Duft verwirrt und ſchwellt die Jungfrau, die Linde iſt das Wappen der Minnelieder.

Von ſchlimmerer Bedeutung, ein ſchlimmeres Verhängniß iſt die Weide, der graue unſcheinbare Baum, er iſt der natürliche Galgen, an ihn hängt man den Uebelthäter. Im Waſſer wohnt die Nixe mit ſchönem, langem Haare, ſie weiſſagt, ſie verlockt. Der Klee iſt ein heilig Zeichen, die Dreifaltigkeit iſt in ſeinen drei Blättern angedeutet. Von den Thieren iſt der ſtete poetiſche Begleiter des Menſchen das Pferd, darum hebt es die Sage oft ſo bedeutungsvoll wie einen Pair neben den Menſchen: Dietrich von Bern ſehen wir auf ſeinem „Falke" den ſchlimmen Wittich verfolgen, aber Wittichs „Schemming" iſt noch ſchneller, iſt nicht zu erreichen, ſetzt endlich in's Meer und bringt ſeinen Herrn zum Meerweibe Wachild in Sicherheit, denn Dietrich muß ſeinen Falke umwenden, als die Welle über den Sattelbogen hinwegſpült.

Dieſe Züge, und beſonders das Schickſal des Roſſes „Bayart" in den Haymonskindern hat Roſenkranz mit ſchönem poetiſchen

Gefühle herausgehoben: Man hängt dem wackern Bayart Mühlsteine um, er ſoll im Rheine untergehn, er arbeitet ſich aber immer wieder über die Rheinwellen empor, und blickt zärtlich nach ſeinem Herrn; „um dem Jammer ein Ende zu machen,“ muß ſich dieſer abwenden, da erſt verſinkt Bayart. Rührt der arme, wackere Bayart nicht mit der traurigſten Melancholie?

Zu dieſem nächſten Terrain und deſſen Intereſſen kam der blaue, prächtige Blick nach dem Morgenlande; wie viel Geheimnißvolles, Wunderbares enthielt er! Diamanten, fabelhafte Steine, Blumen, Stoffe, Orte und Weſen blitzten da! Wie viel Zauber liegt in dem Momente jener Jugend: eine naive Zeit, die noch nichts kennt, keine Geographie, keine Chemie, der alles Neue wunderbar iſt! Wenn wir das in nachgemachter Romantik auch hervorbringen wollten, ſo fehlte uns eben nichts, als jene Kleinigkeit Naivetät, wir wollten den Reiz des Wunderbaren mit gleichen Mitteln in einer Zeit hervorbringen, welche ſchon die Beſtandtheile der Wunder kennt. Die Bildung, zu welcher ein Zeitalter gekommen, iſt auch die Enttäuſchung. Die erſte romantiſche Poeſie kommt mit der Morgenſonne, vertheilt ſich unſichtbar am Himmel und unter die Sträucher und Herzen, und kehrt erſt wieder ein, wenn die Abendſonne geſunken iſt. In der Dämmerung liegen ihre Wunder und ihre Reize; das haben die Obſcuranten zu ihrem Vortheile ausgebeutet und künſtlich erzeugt. Aber die wahre Dämmerung, welche romantiſch wunderbar wirkt, iſt das Morgen- und Abendgrau einer Zeit, die mit neuen, nur geahnten Figuren nahe tritt — Vergangenes und Zukünftiges wird mit unſicheren Strahlen beleuchtet und gebreitet, dadurch mit Räthſel und zauberiſcher Möglichkeit übergoſſen. Das Vergangene nackt und ohne täuſchenden Beleuchtungsſtrahl von heut oder morgen iſt auf jenem mittelalterlich-romantiſchen Standpunkte nur eine Merkwürdigkeit oder eine Wiſſenſchaft, aber keine Poeſie. Das modern-Romantiſche mag hierfür ſchon ein anderes Verhältniß finden; aber das Morgende ohne Beleuchtung des Geſtrigen, ohne den Dämmerduft des geſtrigen Abends iſt auch heute nur Spekulation.

Man horchte und lugte nach dem Morgenlande, wie man Auge und Ohr nach einem Zauberreiche hinwendet, von dem man in der Kindheit gehört hat. Und auch als die Verbindung

mit dem Oriente abgebrochen war, gab dieſe Erinnerung eine reichſte Welt, wie denn die Poeſie der Vergangenheit immer größere Macht übt, weil ſie blos Platz braucht, nicht ſo vorzugsweiſe eine Fähigkeit, um genoſſen zu werden; denn die Fertigkeit und Rundung der Welt ſorgt dafür, daß alles Geſchehene in einer gefügten Erſcheinung ſich darſtellt. Gott ſelbſt giebt unſerer Vorſtellung das Vergangene, aber wir ſelbſt müſſen ihr die Gegenwart bilden, und gar die Zukunft erfinden, deshalb iſt in aller Vergangenheit die Gottheit mächtiger, und ſomit die Poeſie ein Widerſchein derſelben.

So blieb das Hinlugen und Horchen nach dem Oriente eine ſtets poetiſch klingende Saite des Mittelalters Jahrhunderte lang.

Die Reiſenden haben ſie uns oft zerriſſen, weil ſie uns die geheimnißvolle Ueberlieferung nahmen und die Wiſſenſchaft dafür gaben.

Damals hieß es, die Sonne Indiens ſei zehnmal ſo groß als die unſrige, da ſchimmerten in allen Schluchten wunderkräftige Edelſteine, Quellen ſtrömten Oel und reines Gold, der Paräbonbaum mit fünfzehn Wurzeln zieht Alles magnetiſch an ſich, es giebt Greife, in denen Löwe und Adler zuſammengewachſen ſind, das Thier Krotatos ſpricht wie der Menſch, mit dem Horne des Einhorns erprobt man, ob die Jungfrau unſchuldig iſt, die Menſchen werden mehrere hundert Jahre alt, es giebt Pygmäen, die nur anderthalb Ellen hoch ſind, und ſich in das eigene Haar kleiden, Menſchen mit Hundsköpfen, mit ſehr breiten Gänſefüßen, die ſich bei der Hitze auf den Rücken legen und die Füße als Sonnenſchirm gebrauchen; das Meer iſt mitunter dick wie Lebermuß, der Magnetberg zieht allen Schiffen das Eiſen aus — —

Gießt nun über alles das den heiligen Schauer einer jungfräulichen Religion, welche eben erſt lebendig eingekehrt iſt und aus dem wunderreichen Oriente ſtammt, welche jungen Völkern viel weniger im Gedankendogma, als im unbeherrſchlich Wunderbaren ſchwebt, und Ihr werdet das Terrain und den Stoff und den Odem jener erſten romantiſchen Poeſie vor Euch ſehen.

Um einen Blick in das bevölkerte Wunderreich zu werfen, in welchem das Chriſtenthum ſchwebte, genügt es, auf eine Sage vom Mittelpunkte derſelben, vom Kreuze Chriſti, hinzudeuten. Man fragte: wo iſt das Holz dieſes geheiligten Inſtrumentes

hergekommen? Und es hieß: Adam litt am Podagra und ſchickte ſeinen Sohn ins Paradies, um den Schößling eines antirheumatiſchen Baumes zu holen. Daraus ward ein Baum, der zum Tempelbaue nach Jeruſalem kam, aber liegen blieb, ſpäterhin in einer Schaafſchwemme gefunden und zum Kreuze Chriſti verwendet wurde.

Die Träger dieſer Zeit, welche ſolch eine Welt mit allem Stoffe und Bezugniſſe zu einer poetiſchen Erſcheinung verdichteten, werden Minneſänger genannt. Alles war jung und morgenfriſch, Alles klang und ſchimmerte, das ganze und beſte Bewußtſein dieſer Zeit war alſo eine Poeſie, ein Auf- und Abwogen in Vers und Reim. Die erklärende Proſa fehlte gänzlich, man war nur hingegeben, man dichtete nur zuſammen, ohne zu deuten. Die Erſten des Volkes, Kaiſer und Könige, Fürſten und Herren ſtanden an der Spitze; die liebende Verſenkung, das Spiel des Herzens, was man Minne hieß, war der Mittelpunkt von alledem, aller Werth und Reiz des Lebens ward darin geſucht.

Dies äußerliche Heraustreten der Minneſänger entſtand natürlich nicht durch ein einzelnes Ereigniß, ſondern ergab ſich aus allgemeiner Bedingung. Aber man erzählt gern einen beſondern Einſchnitt: Kaiſer Friedrich der Erſte, Barbaroſſa, hat im Jahre 1154 zu Turin eine Zuſammenkunft mit Raymund Berengar dem Zweiten, Grafen von Provence; da wimmelt es am Hoflager von Troubadours, die Zithern und Geſänge erfüllen den Tag und die Nacht. Friedrich ſelbſt hatte Kenntniß und Uebung des Geſanges ſchon von Hauſe mitgebracht, aber dieſer allgemeine Sinn übte den Zauber auch auf ihn, und einen elektriſchen auf die deutſche Umgebung, welche einen unauslöſchlichen Eindruck davon mit zurückbrachte.

Frankreich ward durch ſeine Lage und ſeine glücklich zuſammengeſtellten Völkerſchaften das Land, in welchem ſich die Mannigfaltigkeit und der Glanz einer neuen Weltepoche am früh'ſten und ſtärkſten ausdrücken mochte; eine ſtarke Einwirkung auf unſer Vaterland darf durchaus nicht geläugnet werden, beſonders da unter den Hohenſtauffen auch Burgund wieder eng an Deutſch-

land geſchmiegt wurde. Aber eine direkte Ueberlieferung fand nicht ſtatt.

Das eigentliche Gallien war freilich ein trocknes, proſaiſches Land, ohne Sage, ohne innere Welt, und der Leib dieſes Galliens iſt wohl auch den Franzoſen bis heute erhalten, ihre rhetoriſche Phraſe ohne innere Welt, welche ſie bis heute mit ſich getragen, iſt ihre Verwandtſchaft mit dem trockenen Rom, mit den römiſchen Galliern. Aber in ihrem Nordweſt ſiedelten die reichen Normannen eine reiche Welt an, unter ihnen fußten ſinnige Bretonen und ſchufen die Bretagne, ſo ward ihnen eine ſchöne Ablagerung des nordiſchen ſagenreichen Lebens. Dieſer Theil Europa's bildete denn auch bald eine Dichterſchule von dem gediegenſten Werthe, deren Einfluß auf europäiſche Literatur von ſchwerſter Tiefe und von größtem Umfange geworden iſt. Man nennt jene Dichter Trouveren. Bei ihnen war die Werkſtatt, wo die keltiſchen, bretoniſchen, morgenländiſchen und gnoſtiſch-chriſtlichen Sagen in eine bunte Befruchtung geriethen. Somit, zum Theil aus ihren Herzen, ſtammt König Artus mit ſeinen Paladinen, ſtammt der Gral, ja ſogar ein Haupttheil der Karlsſage aus jener Gegend, denn ſo ſehr Karl der Große vorherrſchend deutſch war, ſo ſehr nimmt ihn doch Frankreich in Anſpruch, und ſeiner Verherrlichung in Sage und Geſang hat es ſich am Früheſten angenommen. Der wunderliche Turpinus, welcher ein Biſchof von Paris heißt, ſoll im elften Jahrhunderte die Karlsſagen, Galfred Artur, Geiſtlicher zu Monmouth und dann zu Aſaph, ſoll im zwölften die ſeines Namensverwandten Artus geſammelt haben. Die alten Meiſter **Hvistace**, **Gasse**, beſonders **Chrétien von Troyes**, gehören in dieſen erſt normänniſch-britiſch, dann mehr franzöſiſch werdenden Bereich. Hier bildet ſich zuerſt der eigentliche Ritterroman, und es werden als erſte Romanhelden König Perceforeſt und der Graf von Blois, Partenoper genannt, wo denn viel Zauberei und griechiſche Prinzeſſinnen ſpielen. Das Hauptwerk dieſer Richtung iſt der Roman von der Roſe, deſſen Verfaſſer Wilhelm von Lorris.

Kurz, dieſer Hauptſtock germaniſcher Poeſie, der nordfranzöſiſche, der am Schnellſten, obwohl am Reichſten durch Dichtungswälder in die behagliche Fläche des wirklichen Lebens kam, der ſogar ſehr bald die Memoiren gewann, welche im Poetiſchen

als Fabliaur vortreten, und aus diesem schalkhaften Ausdrucke zur ganzen heitern Dichtung sich verklären, dieser nordfranzösische Kreis war der poetische Segen Frankreichs, und hat die fruchtbarste Einwirkung auf die deutschen Minnesänger geäußert.

Jedenfalls eine viel tiefere, als es den Troubadours möglich war, die im südlichen Frankreich ihr Wesen trieben, und im Aeußerlichen, als förmlicher Orden, unsern Minnesängern allerdings ein unmittelbares Vorbild waren.

Die südlichen Staaten Frankreichs hatten früher nach Spanien und Italien hinüber einen ganz andern Verband, als der spätere Zustand im Aeußeren darlegt. Die gothischen Schaaren, welche Athaulph aus Italien herausgeführt, hatten sich ein Lager im südlichen Becken Frankreichs und im nordöstlichen Spaniens gebildet; was Ludwig XIV. später einmal als Bonmot ausgab, das war damals eine Thatsache: „die Pyrenäen existirten nicht mehr." Solch eine Verbindung löscht nie ganz aus. Sie war auch die Furth, durch welche die Araber hereindrangen, und, so viel jetzt widersprochen wird, einen großen Einfluß zurückließen. Unter Berengar, ums Jahr 1100 fand eine völlige Verbindung dieser Länder mit Catalonien statt, das Reich ging von Arles bis Barcelona, die Sprache war gleich, und das Limosinische (Limoges) oder Provençalische war eine nationale Macht. Eine Zeitlang, besonders unter dem toleranten Abdorrhamen war die Vermischung mit Arabern so groß gewesen, daß Johann von Sevilla einen Commentar zur Bibel arabisch geschrieben hatte. Besonders ist jener Mysticismus der Liebe, in welchen die Mauren ihre Zärtlichkeit hüllten, ein deutlicher Bestandtheil des Troubadourdogma's geworden. Das erhielt seine selbstständige Befeuerung, als die christliche Begeisterung darübergegossen wurde, ganze Heere französischer Ritter zogen über die Pyrenäen, und als ein Hauptaufschwung wird angeführt, da sie mit Alphons VI. Toledo erobert hatten. In Clermont d'Auvergne war das zweite große Concilium nach dem von Piacenza, und dort wurde in dieser Sprache vom Oc zum Kreuzzuge gepredigt. Das französische Element war so stark, daß man später auf den lateinischen Thronen zu Constantinopel und Jerusalem die französischen Geschlechter fand, und hier mitten aus

der Provence nennt die Geschichte zwei Hauptführer: Raymund von Toulouse und Wilhelm IX. von Aquitanien.

In diesem Lande nun bildete sich speciell die Lebenspoesie zu einem bis in's Detail ausgebildeten Orden. **El glai saber**, die fröhliche Kunst, ward er genannt, Liebeshöfe wurden gehalten, das ganze Leben ward ein lustiger Karneval.

Die Aeußerung dieses singlustigen Treibens sonderte sich in drei große Abtheilungen, in Minnelieder, Sirventes und Tençons.

Die Minnelieder, die eigentlichen **chansons**, welcher Name den Franzosen verblieben ist, haben es mit der Liebe und allen Nüancen derselben zu thun. Die Sirventes dehnen sich über das ganze damalige Leben aus, nur die Tençons sind Wettgesänge der Dichter.

Lais', Soulas' und ähnliche Bezeichnungen schattiren noch weiter.

Das Hauptinteresse der Zeit waren die Aeußerungen dieser Poesie, welche sich mit ihren Gesetzen bis in allen Verkehr drängten, welche zu großen Festen und Turnieren vereinigten. Dieser berühmten Dichtungsepoche fehlte es indessen an einem höhern, poetischen Gehalte, es bewegte sich Alles um einen schmeichlerischen Wohllaut der Sprache, um ein Spiel der alltäglichen Phantasie und des Verstandes. Ein wirkliches starkes Interesse, der Albigenserkrieg, unterdrückte denn auch diese blos „fröhliche Kunst." Zwar versuchte es besonders noch Toulouse durch Gründung officieller Spiele der Art, der sogenannten Blumenspiele, **jeux floraux**, wo goldne Veilchen ausgetheilt wurden, diese Epoche fortzuführen, aber es gelang nicht. Das bloße Handwerk hat sie in den „Jongleurs," Bastarden der Troubadours, noch eine Zeitlang betrieben und sie mit allerlei possenhafter Nebenfarce gefristet, natürlich aber um so unwiederbringlicher dadurch zu Grunde gerichtet.

Die Sprache hat sich lange als Volkssprache von Piemont bis Murcia und auf die Inseln in verwandten Dialekten fortgeführt, ja, in Aragonien schrieb man bis in die neue Zeit herunter die Regierungsurkunden provençalisch. Aber die Gebildeten verstanden sich frühzeitig gegenseits nicht mehr darin,

dort verſchlang ſie das Kaſtiliſche, hier das Franzöſiſche und Italieniſche.

Dieſer wunderbare Taumel der Troubadours heiſcht aber eine Erwähnung, weil der Ruf deſſelben ſich über die damalige Welt verbreitet und vielfachen Anlaß gegeben hatte, für einzelne Sitten des Rittertbums, des Umgangs und Ausdruckes. Die Galanterie, welche von dorther datirt, war kein unwichtiges Wort.

Man kann aber ziemlich feſt darauf beruhen, daß die Einwirkung auf die deutſche Literatur nur jene äußerliche eines Eindrucks, einer Anregung war, wie ihn Barbaroſſa mit ſeinen Rittern zu Turin empfing, wie er als Windſtoß eines Zeitalters geflogen kam, und das allgemeine Dichtungstreiben, was Minnegeſang heißt, gründen half, oder ihm wenigſtens eine halb officielle Beförderung gab. Den Hauch der Galanterie und den Trieb der Wendung, ſo wie die einzelne Form ausgenommen, hat er uns nichts gebracht. Wirklichen Stoff und Inhalt hatte er ſelbſt nicht; und das iſt ihm freilich nachgemacht worden. Die Gelegenheit, das Lied, als Ausdruck augenblicklicher Empfindung waren nur ſeine Sache, ein Vogel auf Noten geſetzt. Die Lyrik aber wird am Wenigſten nachgeahmt, ſie iſt eben die eigene Perſönlichkeit des Geſanges, ſie niſtet nur im vaterländiſchen Geſange.

Das aber ſoll nicht geläugnet ſein, die Troubadours haben leichtlich die Nachtigall unſrer Heimath geweckt.

Dieß iſt unſer Frühling der Minneſänger, welcher in unſrer Literatur ſo lockend klingt. Faſt jeder Minneſänger führte neben dieſer und jener epiſchen That ſeine Waidtaſche voll Lieder mit ſich.

Der ſtolzeſte Name unter ihnen, und einer, der auch mit zu den älteſten gehört, der ausgebildetſte Abdruck des Mittelalters, mit Uebertreibung, Schwäche und Schönheit deſſelben iſt — Wolfram von Eſchenbach, Dichter des Titurel, wenigſtens eines Theils deſſelben, des Parcival und manches ſinnigen Liedes.

Zeitgenoſſe und Rival war ihm Heinrich von Oſterdingen, einer von denen, welchen die Faſſung des Nibelungenliedes zugeſchrieben wird, und mit größerer Sicherheit „der König Laurin.“ Man macht ihn zu einem Bürger von Eiſenach und giebt ihm eine Hauptrolle in dem ſogenannten Sängerkriege auf Wartburg, wo demjenigen der Tod drohte, welcher ſich in

Gesang und augenblicklicher Sangeslösung übertreffen ließe. Er soll das erstemal unterlegen und nur durch das Einschreiten der schönen Landgräfin Sophie gerettet worden sein. Dann wäre er nach Siebenbürgen gezogen, und hätte sich den berühmten Klinsor von Ungerland, der wie ein Magier geschildert wird, zum Schiedsrichter geholt, und nun sei Alles vortrefflich abgelaufen, Stempfel, der Stöcker von Eisenach, habe nichts zu thun bekommeu.

Wie viel davon rein historisch sei, ist schwer zu sagen, etwas Aehnliches mag wohl vorgefallen sein; wenigstens ist sicher, daß am Hofe des Landgrafen von Thüringen die schöne Sangeskunst mit eben so viel Eifer und Auszeichnung gepflegt wurde, als am Hoflager der Hohenstauffischen Kaiser, und am Hofe der Babenberger zu Wien, daß es ferner an Wettkämpfen, an den deutschen Tençons auch nicht gefehlt habe. Was die Literatur anbetrifft, welche für den „Singerkric uf Wartburc" ausgegeben wird, so enthält sie zumeist ein mystisches Räthselspiel und mystische Lösung, was mit Verherrlichung des thüringischen Fürsten und des Babenbergers von Seiten Ofterdingens abwechselt.

Der hierbei vorkommende, vielleicht fabelhafte Klinsor hat auch seine Stimmen gefunden als Bearbeiter der Nibelungen, bis denn in neuerer Zeit all diese guten Wünsche und Vermuthungen durch Lachmann auseinandergeschoben sind, welcher uns den Verfasser des Nibelungenliedes, wie einst Wolf den Homer, in Rhapsodieen auflöst, die gesammelt und vereinigt worden seien.

Jene beiden berühmten Minnesänger gehören in den ersten Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, man giebt rund das Jahr 1200 für sie an. Als älteste Minnesänger werden Heinrich von Veldeck, ein Niederdeutscher, der um 1180 am Clever und Thüringischen Hofe sang, und Hartmann von der Aue, wahrscheinlich ein Franke, Verfasser des Iwain und des armen Heinrichs, genannt.

Besonders Heinrich von Veldeck, Verfasser der „Eneit" und vieler Minnelieder, ein Westphale, wird als erster Ahn der Minnesänger herausgehoben. Früher schrieb man ihm auch das Gedicht „Herzog Ernst" zu, gab es dann aber nur für eine Ueberarbeitung des Veldeckschen aus.

An Eschenbach und Ofterdingen schließt sich in bestem Ruhme an Gottfried von Straßburg, wahrscheinlich früher ein Mönch, Verfasser des berühmten Gedichts „Tristan und Isolde" und vieler Minnelieder, die zu den schönsten gerechnet werden. Er gehört ebenfalls noch in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts.

In die zweite Hälfte fällt Konrad von Würzburg, Verfasser des trojanischen Kriegs, des „Gedichts auf die heilige Jungfrau," „der güldenen Schmiede" und vieler Lieder. Eben dahin Rudolph von Emse oder von Hohenems, der in Welschland um 1254 stirbt, wahrscheinlich im Gefolge Kaiser Konrad IV, des vorletzten Hohenstauffen. Von ihm ist das berühmte „Barlaam und Josaphat," und die Universalchronik.

Sein Zeitgenosse war „der Stricker," welcher einen Ritterroman von Karl dem Großen, und dem schwänkereichen Pfaffen Amis geschrieben hat.

Ein eigenthümlich Buch hat Ulrich von Lichtenstein, der auch in's dreizehnte Jahrhundert gehört, in seinem „Frauendienst" hinterlassen. Vielleicht ist es nur seine ausgeschmückte Lebensgeschichte, worin er ein zusammenhängendes Bild des damaligen, erkünstelten Lebens giebt. —

Fragt man nach denjenigen Minnesängern, welche nur durch das Lied sich vorgethan haben, so zeichnet sich besonders aus Walther von der Vogelweide, aus einer alten Familie im Thurgau, der schon 1190 zu dichten beginnt, ferner Reinmar der Alte, Nithart, Kürnberger, Dietmar von Ast, Otto von Botenlaube (ein Graf von Henneberg), Konrad von Hirchberg, Kaiser Heinrich VI, König Wenzel von Böhmen, Heinrich von Morungen, Walter von Metz, und aus dem vierzehnten Jahrhunderte der Tannhäuser, Heinrich von Breslau, Otto von Brandenburg, Meister Hadloub aus Zürich, besonders Heinrich von Missen, „der Frouwenlaub" genannt, der schon 1317 stirbt.

Die Namen gehen noch seitenlang fort und erinnern in Fülle an die Almanache heutiger Zeit. Die Hauptsammlung derselben ist der Manessische Kodex, sogenannt vom Züricher Rathsherrn Rüd'ger von Manesse, der ihn zusammengesucht hat. Es sind 136 Minnesänger darin, eine sehr achtungswürdige Zahl. Merk-

würdig genug haben wir Deutſche keine Ausgabe davon, ſondern warten ihrer noch immer; denn der ſchöne pergamentene Kodex iſt im dreißigjährigen Kriege nach Paris gekommen und dort verblieben. Von Hagen iſt jetzt mit einer Ausgabe beſchäftigt. Darin findet ſich auch der Wartburgkrieg. Kleinere Sammlungen ſind noch ungedruckt im Kloſter Weingarten, in Heidelberg, Jena, Würzburg und die reichſte, aber meiſt aus ſpäterer Zeit, in Colmar.

Natürlich iſt es mit jener Blüthenepoche ergangen, wie wir es jeden Frühling an der Baumblüthe beobachten: gar Vieles fällt ab und wird zertreten, und war doch nicht ſchlechter, als was zur Frucht reift. Manches Volkslied, manche eigentlichen Volksdichter, die man „fahrende Leute" oder „kunſtlos Gehrende" hieß, und über deren plumpen Ausdruck der Meiſterſänger oft klagt, ſind verdorben, zertreten. Indeß, was darüber auch geklagt und geſagt werde, das eigentliche Volk war noch nicht gar ſo betheiligt, das poetiſche Bewußtſeyn war mehr oder minder das Ergebniß einer Bildung, die ſich aus dem jungen Geſammteuropa ergab, die aus einer gebildeten Verſenkung in das neue Glaubensgebiet erwuchs.

So iſt Form und Maaß der lyriſchen Dichtung großentheils den Troubadours entlehnt. Die Meiſterorden und Singſchulen haben alle Regelüberlieferung ſorgfältig aufgenommen, und dieſe Meiſterorden erweiſen ſich von Tag zu Tage älter, als man früher geglaubt. Früher nämlich theilte man ſtreng Minneſänger von Meiſterſängern, man ſagte: der Meiſtergeſang tritt ein — und zwar früheſtens — mit Ende des dreizehnten Jahrhunderts, wo Frauenlob und Regenbogen zu Mainz die erſte Geſangsſchule ſtifteten, wo der eigentliche freie Minnedrang aufhört, und man die ſpärlicheren Tropfen in beſonderem Gefäße auffängt, wo man Ausdruck und Maaß auf's Strengſte ordnet, damit die Ordnung für den mangelnden Ueberfluß entſchädige.

Das Hauptſächlichſte der Eintheilung kann beibehalten werden; denn der ſogenannte Meiſtergeſang im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte, die Grummeterndte des Mittelalters, flüchtete ſich in das Pedantiſche der Reimerei, um einen Halt zu haben, weil ihm der Inhalt gebrach.

Aber jene Singſchulen und Meiſtergeſetze, die vielfach mit

den Formgeſetzen der Troubadours zuſammenhingen, gehen in Wahrheit bis in die beſte Zeit des Minnegeſanges zurück. —

Es iſt nun zu verſuchen, wie man in einer gewiſſen Folge ſich dieſer poetiſchen Thaten des Mittelalters auch in der Nähe mehr verſichert, und der paſſendſte Gang ſcheint folgender:

1) der gothiſche Dichtungskreis, wie er vom Mittelalter aufgenommen und gefaßt wird.

2) Der Kreis Karls des Großen.

3) Der Artus'ſche Kreis, wohinein die Sagen vom Gral zu ziehen ſind.

4) Gedichte über einzelne hiſtoriſche Perſonen und einzelne poetiſche Erzählungen.

5) Der Kreis der antiken Götter- und Heldenſage.

6) Der Kreis des direkt Religioſen.

6.

Das Nibelungenlied und das Heldenbuch.

Darin ist der gothische Kreis umspannt mit alle dem, was fränkisch-burgundisch, nordisch-sächsisch und longobardisch daran reicht.

Die alte Heldensage ist wie ein unterirdisch Gewässer unter den wüsten Jahrhunderten Deutschlands fortgesickert, hier und da als ein breiter Quellenstrahl aufgesprungen, vom Volke oder einem Einzelnen betrachtet, genossen worden, wer weiß es! und jetzt, wo sich eigentlich der höhere Sinn des Mittelalters nach ganz anderen Interessen, Motiven und Verknüpfungen hinwendet, macht sie sich plötzlich mitgeltend. Sie hat nichts von all' den dialektischen, verhüllenden Wendungen, welche das Mittelalter sucht, und dennoch erzwingt sie sich Gehör, Achtung und Sammlung.

So sind ihre verschiedenen Bäche zu Hauptströmen geworden, besonders zu einem Hauptstrome, dem Nibelungenliede, und Niemand weiß die Art und Weise genau anzugeben. Da liegt es vor uns, das Wunder unserer Nation, von dessen Boden uns wohl anderthalbtausend Jahre scheiden.

Zuverläßig ist von den alten Stoffen auch noch Vieles für uns verloren, wie namentlich aus der Wilkina Saga zu ersehen ist. Unter dieser Wilkina Saga versteht man eine Sammlung von Heldensagen, welche, etwa im dreizehnten Jahrhunderte, in nordische Prosa aufgelöst und solchergestalt überliefert sind. Daraus ergibt sich denn, daß uns Manches fehlt.

Bei Eintheilung und Wiedergeben dieses alten poetischen Kreises schließt man sich am besten oft an Rosenkranz, der mit schönster Wärme sich diesen Stoffen hingegeben und sie schon darum am Anziehendsten geschildert hat. Leider gehört seine Geschichte unseres poetischen Mittelalters nicht zu denjenigen Schriften, welche er so reif und besonnen abgefaßt wie manche andere, eine Ueberschwenglichkeit, und man möchte sagen: eine schwärmerische Dialektik und Klassifikation läßt ihn mancher unschuldigen Erscheinung tiefe Absicht unterlegen, kurz, läßt ihn eintheilend übertreiben. Aber die schönste Wärme und die dichterischste Kombination bleibt doch so weit übrig, daß er noch immer ein richtigerer Führer ist als anderes besonnene, aber nüchterne Raisonnement.

Man theilt diesen Kreis, allerdings mit einiger Willkür, in die „deutsche Iliade" und die „deutsche Odyssee." Diesem Belieben fügt man sich, weil die Uebersicht erleichtert wird, wenn auch die aus anderem Verhältniß genommene Vergleichung stets etwas Mißliches behält, und doppelt mißlich wird, sobald sie gar eine Art und Eintheilung bestimmen soll.

Alle Sagen, welche mit Sigfrid beginnen, die Amelungischen Kreise durchziehen, die Burgunder berühren, und endlich in das große, schwarze Bett des Nibelungensee's fallen, umschließt man durch den allgemeinen Ausdruck der „deutschen Iliade."

1.

Hörnen Sigfrid.

Mit dieser Jugendgeschichte Sigfrid's beginnt dieser Cyklus. Sie ist nur als alter Meistergesang vorhanden. Sigfrid, dies Ideal eines jungen, nordischen Helden, welcher schon in der Edda als Sigurd figurirt, kann von seinem Vater, Sigmund, König in Niederland, nicht mehr gezähmt werden, er stürmt in die Welt hinaus, den Rhein aufwärts, erschlägt den Drachen Faner, badet sich in dessen Blute, wird dadurch fest (hörnen) und erwirbt den Schatz des Zwergkönigs Niblung.

Ziemlich übereinstimmend bildet dies auch den Eingang zu dem Nibelungenliede, wie es bei uns jetzt sich bietet.

Hier ſchließt ſich indeſſen ſchon ein wahrſcheinlich nur verwandtes zweites Lied an: Wir ſehen Chrimhild, Tochter des Königs Gibech von Worms, tief in einem Steingeklüfte, wohin ſie ein Drache entführt hat. Sigfrid dringt zu ihr, tödtet den Drachen und führt ſie fort. Dafür wird ihm ſein früher Tod und die daraus folgende Rache geweiſſagt, welches bekanntlich die Hauptſtoffe des Nibelungenliedes ſind. Als er auf dem Wege nach Worms mit ihr an den Rhein kommt, ſchüttet er den eroberten Schatz in den Strom, was ſoll er helfen bei dem einmal geweiſſagten Untergange? — In Worms heirathet er Chrimhild, und wird bald darauf im Odenwalde am Waldbrunnen von Hagen erſtochen. Wegen des übrigen Verlaufes wird auf ein ander Gedicht verwieſen.

Dies iſt, wie geſagt, mit einiger Veränderung, diejenige Sage, welche das Nibelungenlied nach der jetzigen Zuſammenſtellung einleitet. Wir gehen nun von dieſer flüchtigen Schilderung des jungen nordiſchen Recken, der den naiven unerſchütterlichen Jugendmuth darſtellt, zu dem Hauptbilde des ſüdlichen Kreiſes, des Amelungenhauptes, zu Dietrich von Bern. Dies iſt der männliche Held, dem weniger das iſolirte Abenteuer, nicht die Liebe und der jähe Tod beſchieden, welchem vielmehr ein arbeitſeliges Ringen um einen großen Zweck aufgegeben iſt. Wenn Sigfrid ziemlich einſam erſcheint, wenn Keiner als ſein Freund, im eminenten Sinne dieſes Worts, nur ſein Weib als ſeine innige Vertraute genannt werden kann, und wenn er nur um ſeinen Ruhm und um ſeine Liebe kämpft, ſo tritt Dietrich an der Spitze einer großen waffengeübten Heldenſchaar auf, und ſtreitet für ſein Recht. Immer iſt er der Angegriffene, nie der Angreifende. Dieſe Stellung giebt ihm eine Beſonnenheit, welche nur allmählig zum Aeußerſten übergeht, und durch innere Haltung der ihm inwohnenden ungeheuren Kraft beſtändig gebietet.

Die Sage ſchreibt ihm einen verzehrenden Zornesodem bei. Neben ihm ſteht Hildebrand, der alte Waffenmeiſter, ſein Erzieher, der „Weltkundige.“ Wie bei Sigfrid Worms iſt hier Verona (Bern) der Mittelpunkt. Etzels Hof in Ungarn iſt Dietrichs Anhalt, ſo wie er für die Burgunder ein Ziel wird.

Unter den Dichtungen nun, welche ſich mit Dietrichs Jugend-

zeit beschäftigen, reihen sich folgende in den großen Cyklus, welcher allmählig in das Nibelungenlied hineinführt, und schließen sich somit in weitem Bogen mit Nro. 1 „Hörnen Sigfrid" zusammen.

2.

Ecke's Ausfahrt.

Eck, sein Bruder Fasold und Ebenrot hüten zu Kölln am Rhein drei Jungfrauen, welche durchaus Dietrich von Bern sehen wollen. Eck macht sich auf darnach. „Aus dem Geschlecht der Riesen reitet er nicht, er würde das Pferd erdrücken, aber gerüstet in Otnits Stahlrüstung mit goldenen Ringen, die von Zwergen aus arabischem Golde gewirkt und in Drachenblut gehärtet sind, tritt er wie ein Leu in den Tann. Fern hört man es aus dem Walde klingen wie Glocken, wenn die Aeste seinen Helm berühren. Bei dem Hall wacht das Gewild auf mit mannigfachen Stimmen und flieht, doch von manchem Thiere wird ihm nachgesehen. In der Nacht findet er Dietrich, der kampfmüde ist. Beide legen sich nach einander zum Schlaf, und einer bewacht den andern. Wie die Vögel den Tag anfingen, beginnt der Kampf. Das Feuer, aus den Helmen springend, entzündet rings die Aeste, daß ein Rauch über den Streitenden aufsteigt. Die Gewandheit des christlichen Helden siegt endlich über den ungefügen Riesen, der, heidnisch gesinnt, den Teufel zum Helfer haben will, und der doch auch wieder eine schöne und treuherzige Gesinnung zeigt; ja, er sagt selber dem Dietrich, auf welche Weise allein er getroffen werden könne — daß jener, wie er ihn getödtet, ausruft: „Ich habe mehr verloren zu dieser Stunde, denn gewonnen!"

Dietrich kommt endlich nach Kölln und befreit die Jungfrauen von dem Riesen.

3.

Der kleine Roſengarten,

oder der Zwerg Laurin. Die Welt der Zwerge, ſchimmernd und prahlend und im Grunde doch hohl, ſtellt ſich hierin dar. Ihr gegenüber erſcheint die Gediegenheit der gothiſchen Helden im ſchönſten Lichte. — Jungfrau Simild iſt vom Zwerge Laurin ihrer Schönheit wegen geraubt worden. Die Amelungen ſuchen ſie, und finden einen Roſengarten, der nur von einem Faden umgrenzt iſt. Wittich, einer von ihnen, haut darein, grimmig erſcheint Laurin, bekämpft und beſiegt Wittich. Jetzt macht ſich Dietrich daran, überwältigt ihn, erzwingt die Verſicherung, daß Simild hier ſei, und freigegeben werden ſolle. Man zieht nach dem unterirdiſchen Reiche, Wittich voll Mißtrauen. „Die Ritter laſſen ihre Pferde außen im Klee; Laurin zieht vor einem Felſen an der Schelle," er öffnet ſich, ein prächtiger Saal erſcheint —

„Viel manche Vögel lieblich ſangen,
Viel manche Saiten ſüß erklangen,
Viel mancher Poſaunen lauter Schall
Sprang durch des reichen Königs Saal."

Hier wohnt nur Laurin's Neffe, den andern Tag geht's zu Laurin ſelber, wo ſie der größte Pomp empfängt. Simild erſcheint zu großer Freude. Aber nun läßt Laurin die Helden blenden, einſchläfern, und ein Rieſe hängt ſie in finſterem Gewölbe an eine eiſerne Stange. Als Dietrich erwacht, erwacht mit ihm ſein Zorn, und der Odem ſeines Zorns ſchmilzt die Bande. Er befreit die Uebrigen. Simild bringt Ringe, welche den Zauber der Blendung heben. Nun beginnt der entſetzliche Kampf mit Zwergen und Rieſen, welche von den Amelungen beſiegt und erſchlagen werden. Laurin wird gefangen, und „wird als Gaukler fortgeführt, an der grünen Linde vorüber, wo er Simild geraubt hat".

4.

Etzel's Hofhaltung.

Dies ist ein späteres Gedicht, was an den Kreis der Tafelrunde erinnert. Es findet sich aber mit in der späteren Bearbeitung Caspar's von der Rön, welche v. d. Hagen und Primisser herausgegeben.

Selde, eine schöne Jungfrau, deren Name Wonne und Heil bedeutet, wird von einem wüsten Jäger, dem wilden Wunderer verfolgt, und sucht Hülfe bei König Etzel. Dietrich wird ihr Kämpfer, sie giebt ihm einen Segen der Unverwundbarkeit, er beginnt mit dem wilden Wunderer einen furchtbaren Kampf, und siegt. Frau Selde dankt und verschwindet.

Daran schließen sich die Gedichte, welche die Entzweiung Dietrichs mit seinem Oheim, dem römischen Kaiser Ermenrich, betreffen. Der Kaiser hat ihn vertrieben, Dietrich rettet sich zu Rüdiger von Bechlaren, der überall als sanfter, ehrenwerther Vermittler erscheint. Dieser führt ihn zu Etzel und empfiehlt ihn. Etzel nimmt ihn auf, aber kann ihm keinen siegreichen Erfolg verschaffen. „Alles mißlingt, und" der Trost der Amelungen „kehrt trostlos zu den Hunnen zurück." Dies ist der Gegenstand des sehr vernachläßigten Gedichtes, „Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen," welches um seines geringeren Werthes willen hier nicht in die regelmäßige Zahl aufgenommen ist; in diesen Stoff spielt auch das Hildebrandlied.

Der ernstere Ton dieses Abschnitts, das Mißgeschick Dietrichs, empfängt dagegen sehr würdigen Ausdruck in

5.

Alphart's Tod.

Der frische Jugendheld Alphart, Neffe des alten Hildebrand, zieht kühnlich aus gegen Dietrichs Feinde, Heime, Wittich und Sibeck. Kein Ermahnen hält ihn ab. Alles wirft er nieder,

Wittich muß ſich ihm entgegenſtellen; aber Heime lauert im Verſteck und ſpringt zur Hülfe herbei, als Wittich wankt. Alphart ficht tapfer bald mit dem Einen, bald mit dem Andern. Endlich fallen ſie treulos Beide über ihn her, unerſchöpflich ſcheint ſein junges Blut zu ſein, endlich ſinkt er. „Wittich ſtößt ihm das Schwert beim Schlitz des Panzers in den Leib, reibt es darin um und mordet ihn.“ Mit einem Fluche gegen den Treuloſen ſcheidet er vom Leben, ſeine letzte Wehklage gilt nicht dem Sterben, ſondern der ſchmachvollen, geſetzwidrigen Art. — Nach einer Lücke finden wir Hildebrand und deſſen Bruder Ilſan am Grabe Alpharts. Sie ziehen Dietrich zu Hülfe, der in einer Schlacht Kaiſer Ermenrich ſchlägt, die Verräther aber umſonſt auf dem Schlachtfelde ſucht, welche ſich mit dem Kaiſer nach Ravenna retten.

6.

Die Ravennaſchlacht,

oder die Schlacht vor Raben. Dietrich iſt wieder ausgezogen um ſein Reich, Etzel hat ihm Macht und ſeine Söhne Scharf und Ort mitgegeben. Dietrich will dieſe ſchonen, und läßt ſie in Ilſan's Hut, ſie entweichen aber dieſem mit Diether, dem Bruder Dietrich's, und begegnen im Nebel, der ſie irre führt, dem Wittich. Der Kampf beginnt, Wittich erſchlägt ſie nacheinander alle drei, und wirft ſich dann ſelbſt jammernd über dies Todesgeſchick zur Erde. Unterdeſſen liefert Dietrich dem Kaiſer vor Raben eine eilftägige Schlacht, die Burgunder ſind hier mit dem Kaiſer — der Kaiſer flieht; aber Dietrich erfährt den Tod der drei Jünglinge, und wird ſo vom Schmerz erfüllt, daß er ſich das Glied eines Fingers abbeißt, und „als er doch in ſeinem Schmerze nicht vergeht, gegen ſich ſelbſt wüthet, und in den verzweifelnden Schrei ausbricht: o Herz, warum biſt du ſo feſt?“

Er kann ſich trotz des Siegs gegen den Kaiſer nicht halten, ſcheut ſich aber vor der Rückkehr zu Etzel, und trachtet nur nach Rache an Wittich. Hier kommt nun die wilde Jagd, wo er auf ſeinem Falke den Wittich Tag und Nacht verfolgt, aber den ſchnelleren Schemming nicht einholen kann, welcher, wie oben

angeführt ist, am Ende ins Meer setzt. — Traurig kehrt er zu den Hunnen, wo die Klage über den Tod der Söhne noch hoch und schrecklich geht, wo Frau Helke den Gedanken verflucht, diesem Dietrich geholfen zu haben. Rüdiger vermittelt die Wiederaufnahme, aber Etzel „nickt nur kärglich mit dem Haupte," da Dietrich flehend vor ihn tritt.

7.

Der große Rosengarten vor Worms

fällt der Zeit nach vor jenes Gedicht, denn hier erkämpft sich Wittich den Schemming, aber die Kreise der Amelungen und Nibelungen, der Gothen und Burgunder treffen hier am Nächsten zusammen, wie sie denn in der letzten großen Zusammenfassung, in der Nibelungennoth, zum Untergange vereint werden. Deshalb erhält „der große Rosengarten" hier seine Stellung. Es ist dabei noch die Sage „Walther von Aquitanien" und „Biterolf und Dietlieb" zu erwähnen, welche ebenfalls in diesen Uebergang gehören.

In diesem „großen Rosengarten" wird Chriemhild's Vermählung mit Sigfrid zu Worms gefeiert. Etzel und Dietrich mit den Amelungen sind eingeladen, sich im Rosengarten mit zwölf Burgundern im Turnier zu messen. Den Siegern verheißt man Rosenkränze und Küsse, denn die Ehre, als den Hauptpunkt, bringt man nicht in Anrechnung, so wie man nicht davon redet, daß bei solchem Turniere das Leben rasch verloren sein kann. Die Amelungen holen dazu den schon oft erwähnten Mönch Ilsan aus dem Kloster Isenburg ab. Er ist der Bruder Hildebrands, und soll zwölfter Kämpfer sein, denn er ist sehr gewaltig und trägt den Panzer unter der Kutte. Mit ihm tritt ein neues, äußerst heiteres launiges Element in die Sage. Man sieht, wie jung das Christenthum noch war, oder wie sich der kräftige Volksgeist gegen die rein geistige Enthaltsamkeit auflehnt. Ilsan ist sich dieses Gegensatzes, daß er mit seiner Lust und Kraft ein zerknirschter Mönch sein solle, vortrefflich bewußt, und treibt damit den behaglichen Scherz. Auch daß er im Mönchssinne behauptet, er würde Dietrich nicht zu so leichtsinnigem

Beginnen gefolgt ſein, wenn er nicht vor ſeinem Eintritte ins Kloſter dem Dietrich noch die Theilnahme an einer Fahrt verſprochen hätte, auch daraus kuckt der dialektiſche Schalk jener Zeiten, welcher eigentlich voll ſubjektiven Behagens mit den geiſtlichen und weltlichen Gegenſätzen ſpielt. Sein langes Schwert nennt er ſeinen Predigerſtab; als er unnützerweiſe Chriemhilden die Roſen zerſtört und ſie ihn ſchilt, verbietet er ihr drollig das Fluchen, die Mädchen will er in „luſtig zweideutiger Weiſe" Beichte hören, den Kampf ſelber nennt er eine Beichte, und ſeines Gegners, Volkers, Schwert einen Fidelbogen. Die Spitze davon iſt, wo er endlich nach dem Siege ein Mädchen im Arme hat, und Roſenkranz und Kuß empfängt: „die friſche Jugendluſt, die ihn durchzuckt, und „„ihr Lachen und ihr Koſen und lieblich Angeſicht,"" was ihn erquickt, hält er mit ſeiner klöſterlichen Einſamkeit faſt rührend zuſammen und ſchimpft auf die Falſchheit des Abts und ſeiner Brüder."

Dieſer Ilſan iſt eine ſehr merkwürdige Figur, in welchem, wie aus einer unbekleideten Stelle jener Zeit, das nackt naive Fleiſch hervorkuckt, und halb lachend, halb ſcheltend verkündet, es ſei nicht todt, und es ſei doch noch nicht ganz in der Ordnung, es ſo völlig zu unterdrücken. Als er in ſein Kloſter zurückkehrt, treibt er's noch ſchärfer, da er nun die baare Entſagung wieder vor ſich ſieht, und drückt den Mönchen die Dornen des Roſenkranzes ſo unbarmherzig in die Glatzen, daß ihr Blut ſtrömt.

Alſo der Rittermönch Ilſan; die Handlung im Ganzen begiebt ſich aber folgenderweiſe: Rüdiger kündigt an, daß die Amelungen auf dem Wege ſind, er findet Chriemhild im Garten, „wo ſie, umduftet von blühenden Roſen, unter einer breitſchattigen Linde mit ihren Jungfrauen Hof hält. Hier ſingen die Vögel ſo wundervoll im glänzenden Laube, hier ſtrahlt die Schönheit an ſo viel hundert Jungfrauen; hier ſchlägt ein Mädchen die Harfe ſo wonnig, daß der edle Markgraf hier das Daſein des Himmelreichs auf Erden empfindet und der ſchönen Zitherſpielerin ſeinen koſtbaren Mantel zum Danke umhängt."

Der Kampf beginnt. Die Amelungen ſiegen, „oftmals durch Chriemhildens Bitte um Schonung unterbrochen," nur Sigfrid und Dietrich ſind noch übrig. Dieſer will nicht kämpfen, weil jener mit der Hornhaut begabt ſei und er nur gegen „Fleiſch

und Blut" ſtreite. Hildebrand aber reizt ihn ſo, daß er mit der Fauſt nach ihm ſchlägt, und als man ihm nun die fälſchliche Nachricht bringt, daß dieſer alte „Laſterbart" davon tödtlich getroffen ſei, da erwacht ſein Grimm und er ſtürmt gegen Sigfrid. Lange ſchwankt der Kampf, bis Dietrich immer heißer wird, und von ſeinem Odem Sigfrids Horn ſchmilzt. Da dringt das Schwert ſpannentief ein, Sigfrid unterliegt, die Frauen bitten all, und Dietrich ſteht vom Weiteren ab.

Man findet dieſe Kompoſition ſehr ſchön und kunſtreich, den Ausdruck vortrefflich und weiſ't dieſem Gedichte eine der erſten Stellen an.

Das Alles wird nun aber in Größe und Fülle überragt vom Nibelungenliede, welches ſich auf dieſen Bergen wie das Höchſte, Alles umfaſſende, Alles überragende Gebirge aufthürmt.

Man glaubt, die meiſten dieſer Cyklusgedichte ſeien am Ende des dreizehnten und Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in jetziger Geſtalt entſtanden. Gervinus beſonders möchte ſie gern noch ſpäter ſetzen, da er den größten Theil derſelben gar zu läppiſch und langweilig findet. Es ſind Trümmer der deutſchen Sage, deren letzter und für uns wichtigſter Sammler Caſpar von der Roen erſt in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts mit dreiſter Hand thätig iſt. Die epiſche Breite behagte ſchon dem fünfzehnten Jahrhunderte nicht mehr, und was nicht etwa komiſch wirkte, ward weggelaſſen.

8.

Das Nibelungenlied.

Es beginnt mit jenem Auszuge Sigfrids, den wir ſchon kennen, und der mit ein wenig Veränderung das Lied anhebt. Nicht bei einem Drachen, ſondern zu Worms unter ſorgſam elterlicher Obhut findet er Chriemhilden. Uebermüthig tritt er auf, und will gleich um das ganze Burgunderland mit allen kämpfen; beſchwichtigt zieht er mit ins Feld gegen Sachſen und Dänen, und jetzt bei der Siegesfeier in Worms kommt er zum erſtenmale mit Chriemhild zuſammen, ſchüchtern bildet ſich das Verhältniß der Liebenden.

König Günther hat von Brunhild in Iſenland gehört und will ſie heirathen — hier tritt nun direkt die nordiſche Sage ein,

nach welcher dieſe Brunhild, eine Valkyre, Sigfrids erſte Geliebte war, von der er durch einen Zaubertrank abgeleitet wird. Dies Verhältniß tritt aber im eigentlichen Liede nicht mehr deutlich hervor, obwohl es ein ſtarkes Motiv mehr zu Brunhildens ſpäterem Haß gegen Sigfrid geweſen wäre. Vielleicht ruht eine feine Vorſicht darin, dieſes Motiv reiner und einfacher zu halten, beſonders, da es ebenfalls in das Thema einer frühern Berührung Brunhildens von Seiten Sigfrids ſpielt. — Kurz, Sigfrid, unter ſeiner Tarnkappe verſteckt, erwirbt dem Günther die Brunhild, da er die Probekämpfe ſcheinbar als Günther leiſtet, man kehrt zurück, Sigfrid mit dem Nibelungenſchatze verſehen. Es wird die Hochzeit von beiden gefeiert, und zwar erhält Sigfrid ſeine Chriemhilde zu großer Verwunderung Brunhilds, da er ihr durch alle Vorgänge nur als Dienſtmann Günthers bekannt iſt. Sie fragt Günther, dieſer einmal in die Täuſchung gerathen, da ihm nur ſolche Täuſchung Brunhild ſelbſt erworben hat, weicht aus und ſagt, Sigfrid ſei ein ſo mächtiger Vaſall, daß die Ehe für ſeine Schweſter durchaus nichts Unpaſſendes habe. Dabei begnügt ſich Brunhild nicht — der Same iſt geſtreut — und ſie verweigert Theilung des Ehebettes, bis ſie darüber wahrhaft unterrichtet ſei. Umſonſt verſucht Günther die Löſung durch Gewalt, ſie iſt ſtärker denn er, und hängt ihn an der Wand über ihrem Bette auf, Günther muß von Neuem die Täuſchung fortſetzen, Sigfrid muß ſich in die Schlafkammer ſchleichen und Brunhild überwinden. Sie glaubt ſich von Günther überwältigt und ergiebt ſich.

Sigfrid geht mit ſeiner Frau in die Heimath nach den Niederlanden. Es vergehen zehn Jahre, ſie kommen nicht mehr nach Worms, und Brunhild, welche an dem Begriffe eines Vaſallen feſthält, wundert ſich höchlich über dieſe Unbekümmertheit. Sie bittet Günther, doch den Schwager und deſſen Familie einmal einzuladen. Es geſchieht, ſie kommen; Brunhild behandelt ſie als Vaſallen, beim Gange zur Kirche kommt wegen des Vortritts dieſe Frage der Gleichheit oder Ungleichheit zwiſchen den Frauen zum Ausbruche; Brunhild nennt die vermeintliche Dienſtmannin anmaßend, dieſe, Chriemhild, die Vorgänge ihres Gemahls kennend, nennt ſie ein Kebsweib. Entſetzt bleibt Brunhild ſtehen, und bricht in Weinen aus, Chriemhild ſchreitet ſtolz in den

Münſter. Die Meſſe dauert der Weinenden gar zu lang, ſie wartet aber ſtandhaft, und als jene wieder hinaustritt, fordert ſie Beweiſe ſolcher Beſchuldigung. Chriemhild bringt Ring und Gürtel, als die Zauberwaffen, welche ihr Sigfrid in der Brautnacht abgerungen, und als Beweiſe, daß er früher bei ihr geſchlafen habe, als Günther. — Brunhild iſt außer ſich und ſtürzt zu Günther; dieſer läßt Sigfrid rufen, und Sigfrid ſchwört öffentlich vor den Burgundern, daß dem nicht ſo ſei, und ſeiner Frau verweiſet er es ſtreng.

Liegen die Gründe tiefer, oder ſei es nur Wuth auf den Veranlaſſer ſolches Aergerniſſes, Brunhild vergiebt es Sigfrid nicht — ein ſehr Poetiſches bleibt daran, daß ſoviel Möglichkeiten und verborgene Motive dabei unter hüllender Decke ruhn — ſie verbündet ſich mit Hagen zum Untergange Sigfrids. Hagen vergleicht man aus dem Burgunderkreiſe dem alten Hildebrand der Amelungen, aber es iſt eine ſehr oberflächliche Aehnlichkeit: Hildebrand bleibt bei aller Verſchlagenheit naiv, Hagen iſt grauſam ernſt. Roſenkranz ſchildert ihn vortrefflich: „Hagen iſt ein düſterer und in ſich gekehrter Menſch, welchen ein langer Wuchs, ſcharfe graue Augen u. ſ. f. ſchon von Außen als ungewöhnlich bezeichnen. Von allen Charakteren in den Nibelungen iſt er durch ſeine reflektirende Natur am meiſten modern, und in der Gewißheit von ſich ſelbſt hat ſeine unermeßlich große Gewalt ihren letzten Grund. Durch ſein Denken ſteht er daher ſchon an ſich Sigfriden gegenüber, in welchem Alles mehr unmittelbar in friſcher Fülle der Geſinnung ſich aufſchließt; denn ein beſonderer Grund für Hagen, Sigfrids Feind zu ſein, iſt nicht ſichtbar, ſondern er ſcheint theils durch die innere Entgegenſetzung gegen ihn, theils durch ſeine Anhänglichkeit an das Burgundiſche Herrſcherhaus zu ſeinem finſtern Handeln beſtimmt zu werden.“

Durch dieſen Mann fällt die erſte erſchreckende Todeswunde, wodurch der erſte Theil des Gedichts beſchloſſen wird. Als Sigfrid ſich im Blute Fafners wuſch, wodurch er hörnen wurde, lag ein Lindenblatt zwiſchen den Schultern, dort blieb ein leerer unbeſchützter Fleck, ein Eingang zur Todeswunde. Hagen, der Schlimme, hat auch Chriemhild getäuſcht, ſie ſelbſt entdeckt ihm die verwundbare Stelle, damit er bei Gefahr den Gatten deſto ſicherer ſchütze, ohne Wiſſen Sigfrids näht ſie ein buntes

Kreuzchen auf das Kleid, damit dem Freunde der wehrloſe Punkt ſichtbar ſei.

Aber ſie iſt von Träumen und Ahnungen geängſtigt, ſie will Sigfrid nicht aus den Armen laſſen, als er zur fröhlichen Jagd mit den Burgundern hinauszieht. Er dagegen iſt fröhlich, der Wald glänzt, die Jagd ſpringt, er fängt einen lebendigen Bären und ſcherzt damit. Als er dürſtet, fehlt es wohlberechnet an Wein, Hagen weiß einen Brunnen, ſchlägt einen Wettlauf dahin vor, und veranlaßt Sigfrid, die ſchwere Kleidung des Laufes wegen abzuthun. Sigfrid ſiegt zum letzten Male, wartet, bis Günther nachkommt, und bückt ſich dann zur Quelle. Da ſtößt ihm Hagen den Speer zwiſchen den verrathenen Schultern tief hinein, ſodann flieht er, taumelnd reißt ſich Sigfrid auf, wirft ihm donnernd noch den Schild nach, verheißt ſterbend ſeine Rache und ſinkt todt in die Waldesblumen.

Das Wetter hat zum erſten Male mit einem einzigen Schlage getroffen, es grollt leiſe in Chriemhildens Wehklage, man hat ihr den theuren Leichnam vor die Schwelle gelegt, — und ſcheint ſich zu beruhigen, aber an den Rändern des Horizontes ziehen ſich die Wetter nur um ſo dichter und gethürmter zuſammen. Sie ahnt es wohl, daß nicht Räuber ihren Herrn erſchlagen, wie man ihr erzählt, ſie ſieht, daß ſeine Wunde blutend aufbricht, da Hagen an die Leiche tritt. Aber tief verſchließt ſie die Rache ihrer Liebe, feſt behält ſie Hagen im Auge. Eine ſcheinbare Verſöhnung mit dem Burgundiſchen Hauſe tritt ein; Hagen entwendet ihr den Schatz, den Nibelungenhort, und ſchüttet ihn, wie es heißt, bei Bingen in den Rhein, um ihr die Mittel für Rache zu verkleinern. Er ſpricht auch ſehr dagegen, als König Etzel um ihre Hand wirbt, weil er in ſolcher Verbindung neue Rachehülfe heraufdämmern ſieht; aber Chriemhilde ſetzt die Heirath durch in eben dieſer Abſicht. Sieben Jahre wohnt ſie ſcheinbar ruhig bei Etzel, aber das Gedächtniß Sigfridens, der ihr Herz und ihren Leib beherrſcht hat, lebt blutig in ihr.

In einer glücklichen Nacht Etzels verſpricht er ihr, die Burgunder einzuladen. Die alte Burgunderkönigin Ute warnt davor, weil ſie drohende Träume habe — dies Element verleitet Hagen, dafür zu ſtimmen, er glaubt nicht an Träume. Man

bricht auf, an der Donau weissagen ihm Wasserweiber, daß nur des Königs Kapellan zurückkommen werde. Er spottet, erschlägt den Fährmann, stürzt den Kapellan in die Fluth, und drückt ihn noch einmal nieder, da er wieder emporkommt, um die Weissagung zu vernichten. Aber er sieht den Kapellan bald darauf am jenseitigen Ufer die nassen Kleider ausschütteln, er sieht ihn gerettet, und weiß nun, woran er ist. Fliehen vor dem Geschicke will er nicht, er tritt mit kaltem Muthe in die Nothwendigkeit, er weiß, daß Alles sterben muß, er zertrümmert den Kahn, da es keine Rückkehr giebt, und so geht es weiter dem Verhängniß entgegen.

Bei Rüdiger zu Bechlaren sonnt man sich noch einmal in rosigem Abendschimmer, und feiert Giselher's und Dietlindens, der Tochter Rüdigers, Verlobung.

Vor Etzels Burg tritt ihnen Dietrich entgegen — wir treten damit in den Bereich des Amelungenkreises — er spricht ihnen von Chriemhildens schlimmer Gesinnung, verheißt ihnen aber Frieden von seiner Seite. Chriemhilde kommt ernst, empfängt mit einem Kusse ihre Brüder, blickt aber feindlich auf Hagen. Wo ist der Schatz meines Mannes, wo ist der Nibelungenhort? fragt sie. Im Rheine! antwortet Hagen, dort wird er bleiben bis an den jüngsten Tag. Wir hatten genug zu tragen an unsern Waffen. Sie fordert auf, diese abzulegen, Hagen verbietet es — sie machen sich ohne Hehl deutlich, wie sie zu einander stehn. Hagen schließt sich an Dietrich, sie erzählen sich einander, wie sie in der Jugend zusammen an Etzels Hofe gelebt, mit Walther von Aquitanien gekämpft haben. Von den Burgundern schließt er sich zumeist an den sinnigen Spielmann Volker — eines Abends sitzen die beiden, Volker und Hagen, auf der Bank, da kommt Chriemhild mit einer Hunnenschaar daher, sie bleiben beide ohne Gruß trotzig sitzen, Chriemhild sieht Balmung, Sigfrid's Schwert, an Hagens Seite, vor Zorn überwallend fragt sie ihn, wie er hierher komme. Als Vasall meines Herrn. Du hast Sigfrid erschlagen! sagt sie ihm auf den Kopf zu, und Hagen bejaht es ruhig. Auf, ihr Hunnen! ruft sie, aber die Hunnen entfliehn feige. Sie sendet des Nachts, da die Burgunder schlafen, neue Schaaren, aber auch die schleichen furchtsam vorüber.

Nun gewinnt ſie Etzels Bruder, Blödelin; während die Burgunder mit ihr und dem Könige ſprechen, überfällt er die Mannen der Burgunder und haut ſie nieder, wird aber vom Marſchall Dankwart erſchlagen. Blutig ſtürzt dieſer mit der Kunde in den Speiſeſaal — Hagen ſpringt auf, heißt die Thür wahren, haut Etzels Sohne den Kopf ab und beginnt das Gemetzel. Blutig ſpritzt es über die Tafel, die Königin ſchreit nach Dietrich, er ſpringt auf den Tiſch „und ruft mit der Stimme eines Auerochſen durch das wogende Gewühl;" man hört ihn, er führt ſeine Mannen, König Etzel und Chriemhild frei hinweg, auch Rüdiger wird der Abzug geſtattet. Alle übrigen Hunnen werden erſchlagen. Neue Schaaren dringen hinein, und erfahren das gleiche Loos. Chriemhild verheißt Frieden, wenn man Hagen ausliefere, den eigentlichen Feind. Mit Abſcheu zurückgewieſen. Da läßt ſie in der Nacht den Saal anzünden, um Alles zu verbrennen, es beginnt große Noth, aber die feſtgewölbte Decke widerſteht dem gänzlichen Einſturz; auf Hagens Rath ſtillt man den ſchrecklichen Durſt aus der Blutlache der Todten. So leben am Morgen, der endlich heraufdämmert, noch ſechshundert Burgunder.

Nun bittet Etzel, dem der Sohn erſchlagen iſt, es bittet Chriemhild flehentlich den Markgraf Rüdiger, ein End' zu machen. Er iſt Vaſall, er will Alles zurückgeben, was er von Etzel hat, Etzel nimmt es nicht, er muß ſich entſchließen. Da der Bräutigam ſeiner Tochter, Giſelher, ihn kommen ſieht, denkt er, es komme Hülfe. Ach nein, Rüdiger muß Kampf bringen. Sie verſprechen ſich, wenigſtens einander zu meiden. In tiefer Wehmuth beginnen ſie den Todesſtreit gegen einander, „Gernot, Günthers Bruder, fällt durch Rüdiger, Rüdiger fällt durch Gernot, alle Bechlaren kommen um, und eine grenzenloſe Wehklage ſchlägt in die Lüfte."

Dietrich hört ſie und ſchickt nun die Amelungen unter Hildebrand, ſie fordern Rüdigers Leiche. Volker reizt ſie, es kommt zum Streite, Alles fällt, nur Hagen und Günther von den Burgundern, der alte Hildebrand von den Amelungen blieben übrig. Dieſer bringt keuchend Dietrich die Kunde.

„Da erhebt ſich dieſer;" nicht Aeußeres, nichts Gewöhnliches treibt ihn, er kommt an, er überſieht das fürchterliche Schlacht-

feld, ſein Schwert fliegt, und er endlich überwindet Hagen und Günther. Gebunden bringt er ſie zur Königin, er befleckt ſich nicht. Chriemhild läßt ſie in zwei Gefängniſſe werfen, und fordert noch einmal von Hagen den Schatz. „So lange noch einer ſeiner Herren lebe, ſagt er, werde er das nie verrathen.“ Da läßt ſie ihrem eigenen Bruder das Haupt abſchlagen, nimmt es, trägt es ſelbſt, hält es Hagen vor das Auge — „aber nun verſtummt dieſer ganz, und behält das Geheimniß für ſich, wie Prometheus, da Zeus durch Hermes ſein Geſchick von ihm zu wiſſen fordert.“ — Da ſchwingt Chriemhild Sigfrids Schwert, und ſchlägt Hagen ſelbſt den Kopf ab, vollzieht mit eigener Hand die alte Rache.

Das empört Hildebrand, den alten Waffenmeiſter, und er ſchlägt Chriemhilden flugs zu Tode. „Etzel, in ſich unmächtig, hebt die Klage an.“

Dies letzte Stück des Gedichts, der Nibelungen Klage, ergießt ſich nun wie ein ſchwarzer Strom, in welchem goldne Sterne ſchimmern, der Ruhm jedes Einzelnen, über das Leichenfeld. Bei jeder Leiche ſchlägt ſie neu und höher auf. Traurig geht ſie die Donau aufwärts, ſchwankt um Rüdigers Burg, wo die verwittwete Braut Dietlinde mit der verwittweten Mutter weint, rauſcht nach dem Rhein hinüber und lagert ſich über dem Quell alles Weh's, über Worms, wo die alte Mutter Ute im Gram zum Sterben ſinkt, wo Brunhild eingehüllt wird, und den kargen Troſt hat, ihren Sohn auf den Thron Burgunds zu heben.

Dietrich der Unbetheiligte, Erhabene, zieht über die Verwüſtung hinweg nach ſeiner Heimath mit ſeinem Weibe und dem Waffenmeiſter Hildebrand.

Mit inniger Vorliebe und mit Wehmuth mag man gern bei dieſem Dichtungskreiſe verweilen, wo man den eigentlichen Pulsſchlag der deutſchen Nation zu fühlen glaubt. Dies ehrenwerthe Waffenverhältniß, dieſe große einfache Beziehung weht uns an mit dem Hauche wunderbarer Aechtheit. Und was national-

Aechtes ſich in die vielfach bunten und fremden Beziehungen des Mittelalters noch hinein gerettet hat, auch dies macht ſich hierin geltend, denn in dieſer Einfachheit hat uns das Mittelalter dieſe alte Dichtung wiedergeboren. Die Auslegung iſt natürlich in dieſem reichen Stoffe ſehr thätig geweſen, die feinen Spielarten Mythe und Sage ſind in Frage gezogen, da man immer auch ſehr gern Spezialgeſchichte aus den Dichtungen ziehen möchte. Der jetzige Standpunkt iſt nach Lachmanns Angabe, daß man Sigfrid heroiſches Fleiſch und Bein zugeſteht, Brunhild zur Walkyre, und Hagen und Günther zu Genoſſen der eigentlichen Nibelungen, das heißt, zu Dämonen macht. Als ob nicht jedes Gedicht verlöre, je weniger es den Menſchen zutraut. Aber wir erſchrecken leicht vor einem Menſchen wie Hagen.

In ihrer Weiſe iſt die große Kunſt Wolfram's von Eſchenbach zu bewundern und zu rühmen, welcher wir nun bald beim künſtlichſten Ausdruck des poetiſchen Mittelalters nahe treten, aber ungern ſcheidet man von dieſer Welt, ungern ergiebt man ſich in die Nothwendigkeit, daß Fremdes aufgenommen und verarbeitet werden muß, um die Nation mit einem mannigfaltigeren Bewußtſein zu erregen.

Es ſind, ehe der Uebergang dazu geſucht wird, noch vier Gedichte früherer Zeit zu erwähnen, welche Roſenkranz der obigen „Iliade" gegenüber, „die deutſche Odyſſee" genannt hat, „weil die einzelnen Momente nicht wie dort in einander greifen, ſondern jedes mehr für ſich beſteht."

Wenn für den großen Kreis der Name Iliade auch etwas Paſſendes hat — eine Odyſſee findet ſich hier wohl nur des bekannten Gegenübers halber.

Dieſe heiterern Gedichte ſind:

1) Gudrun oder Chaudrun, welches in die nordiſchſächſiſche Welt gehört. Gudrun, eine Königstochter aus Island, wird Herwig von Seeland verlobt, aber von Hartmuth aus der Normandie entführt. Da ſie ihn nicht heirathen will, wird ſie hart behandelt, und zu den niedrigſten Arbeiten gezwungen, zum Beiſpiel muß ſie im Winter am Meeresufer Wäſche reinigen.

Sie erträgt's standhaft viele Jahre. Eines Tages kommt ein Vogel und verkündet ihr nahe Erlösung. Ihr Geliebter und ihr Bruder Ortwin kommen, sie umarmen und küssen sich, aber sie darf noch nicht mit, weil auch ihre Mädchen gerettet sein müssen. Als sie nun von der Wäsche ins Schloß kehrt, und der großen Hoffnung voll das Zeug ins Meer geworfen hat, wird sie im nassen Kleide an den Bettpfosten gebunden, und man schwingt die Ruthe über sie — da stellt sie sich rasch, als wolle sie in die Vermählung willigen, man zieht ihr schöne Kleider an, in der Nacht stürmen die Ihrigen das Schloß, sie ist mit ihren Mädchen befreit und Alles wird schön und gut.

Dies Gedicht, was sich stets eines großen Beifalls der Literarhistoriker erfreut hat, trägt offenbar einen raschen Uebergang auf der Stirne: die Begebenheit wird romanhafter. Denn was im altdeutschen Liederstoffe vorgeht, das hält sich vollkommen im Gleise der alten Lebensweise, man kämpfte so, man wanderte so, schlug sich auf diese Weise todt. Und das hie und da hineinreichende Zauberwesen, das stellt sich als naive Sage hin, verlangt keine Wahrscheinlichkeit, kümmert sich nicht darum, ob man es glauben will. Also thut alles Naive. Hier in Gudrun wird das schon sehr anders: die Katastrophe ist schon auf das glückliche oder unglückliche Zusammentreffen in einer Nacht gestellt, die Spannung oder Situation tritt ein, die Ueberraschung, kurz das Romanhafte. Daneben ist Gudrun reich an vortrefflichem Detail, das häusliche Leben, das ganze Idyll des Lebens ist mit lieblichem Behagen geschildert, und man thut ganz Recht, großen Werth auf das Gedicht zu legen.

Das Gedicht findet sich ebenfalls in der Ausgabe des Heldenbuchs von v. d. Hagen und Primisser.

Noch hastiger und bunter geben die drei noch übrigen Gedichte, welche weiteren Sinnes in den Kreis des Heldenbuches gezogen werden, diesen Uebergang ins Romanhafte. Man rechnet sie dem Lombardischen Kreise zu, sie spielen ins Morgenland hinein, und sind jedenfalls später und nicht ohne einige Vehemenz in eine lose Verbindung mit Dietrich gesetzt. Sie heißen:

2. König Rother oder Notaris. Es gehört dem zwölften

Jahrhunderte an, beruht aber schwerlich auf einer früheren Anknüpfung. Die Sprache hat niederdeutschen Anklang. Es ist aber ohne die Anknüpfung wichtig als eins der ältesten Gedichte, welche eigen in die erste Zeit des Mittelalters gehören. König Rother raubt die schöne Tochter des Königs Konstantin. Umsonst hatte er durch Abgesandte geworben, man hatte sie eingekerkert. Er macht sich selbst auf in Begleitung der Riesen Asprian und Widolt, tritt als Graf Dietrich auf, entführt die Schöne, welche schnell wiederliebt. Der Vater aber entführt sie wieder ihm, Rother macht sich noch einmal auf den Weg, schleicht sich als Pilger ein, wird entdeckt, soll gehenkt werden, wird im gefährlichsten Momente befreit, siegt, erhält sein Weib.

3. Otnit. Dieser erkämpft durch Hülfe des vortrefflich, geistreich heitern Zwergkönigs Elberichs, seines Vaters, eine syrische Prinzessin, die eilig getauft wird. Nachaol, Vater derselben, sendet aus Rache seinen Jäger Belle mit Drachen, und diese tödten Otnit.

4. Hug- und Wolfdietrich. Hugdietrich, König von Constantinopel, hat eine Liebschaft mit der Königstochter Hiltgart. Hiltgart wird aber in einen Thurm eingesperrt. Als Waschweib verkleidet dringt Hugdietrich zu ihr, von dem Besuche wird sie schwanger, gebiert in der Stille einen Sohn und setzt ihn in das vorbeiströmende Wasser aus. Wölfe ernähren ihn, und daher bekommt er den Namen Wolfdietrich. Sein Vater erhält später die Gattin, findet den Sohn auf, und setzt ihn in seine Rechte. Die Brüder aber verjagen ihn, er treibt sich in vielen Abenteuern umher und kommt auch nach dem Morgenlande. Seine Tugend wird durch Verliebtheit einer Zauberin und einer syrischen Prinzessin sehr bedrängt. Endlich kehrt er zurück, heirathet Otnit's Wittwe, tödtet die Drachen, schlägt seine Brüder, wird Kaiser, zieht sich aber dann in's Kloster zurück, und kämpft noch auf der Bahre mit höllischen Geistern.

Man sieht, ein Zusammenhang mit dem alten Dietrich ist gar nicht da, als daß einige Helden Dietrich heißen. Es gehört Alles in einen ganz anderen Bereich, in einen Bereich des Uebergangs. Das Weib erhält eine Hauptbedeutung, es wird

wie ein Kleinod verweigert, und von aller Bewerbung, wie bei Hugdietrich, abgesperrt, die sinnliche Liebe, welche Wolfdietrich nahe tritt, wird als ein eigenes, schlechtes Element dargestellt, die alte Sage ist erloschen, die Erdichtung tritt ziemlich vag und haltlos auf, das Christliche und Heidnische scheidet sich feindlich.

Ueber das rein Historische jener Sagen hat sich mit aller Kombination nichts ergeben, und man muß die Dietrich, die Etzel und die Burgunder darin auf sich beruhen lassen.

7.

Der Kreis Karls des Großen.

Karl der Große erscheint den Dichtern des Mittelalters natürlich anders als einem jetzigen Literarhistoriker. Die Mischung des Nationalen von Süden und Norden, die Durchdringung alles dessen durch eine religiose Atmosphäre, was ihre eigene Welt war, das Alles sahen sie blauen Dämmers in dem mächtigen Frankenkönige. Sein Fuß stand bald an der Seine, bald am Rheine, bald dicht an den nordischen Meeren, bald jenseits der Pyrenäen, bald in Rom. Welch ein willkommener krauser Reichthum für eine Zeit, die in weiten unsicheren Bogen ihren Reiz suchte.

Am eifrigsten haben sich seiner die Nordfranzosen bemächtigt, und es ist uns meist durch Vermittelung der Niederlande in Volksbüchern zugekommen, was sie in große Gedichte versammelt hatten.

Drei Momente sind es, um welche sich besonders das Interesse drängt, und welche auch für den vorliegenden Zweck von großer Bedeutung sind. Das ist der Punkt des Staates, welcher sich um und durch Karl verändert darstellt, das sind seine Heerzüge, in welchen sich vielerlei ritterliches Element entwickelt, und das ist der christliche Glaube, welcher wie eine frühe dunkelgelbe Morgenröthe auf seinem Thun und Treiben ruht.

Dies wird uns auch gefällig durch drei Hauptgedichte aus dem Kreise dargestellt. Für das staatliche Element bietet sich

1.

Reinalt oder die Heymonskinder.

Das bloße Herkommen, was wir beim Nibelungenliede zwiſchen den Helden und den Königen, zwiſchen Hagen und Günther, Dietrich und Etzel herrſchen ſah'n, dies Herkommen der Verpflichtung will durch Karl zu einem Rechtsverhältniſſe gehoben werden. Der Vaſall ſoll zum Lehnsherrn in eine unabänderliche Grenze und Verpflichtung treten. Dagegen ſträubt er ſich noch zürnend, ſpottend oder lachend, wie in dieſem Reinalt.

Den deutlichſten Uebergang bildete allerdings Rüdiger von Bechlaren, welcher ſich zu Etzel wie ein wohlgebildeter Lehnsmann verhält. Darauf darf man aber wenig Nachdruck legen; ſo gut wir zu wiſſen glauben, daß das Nibelungenlied jetziger Geſtalt aus mehreren alten Theilen zuſammengeheftet, daß beſonders in dem erſten nordiſchen Theile viel weggelaſſen und verändert iſt, eben ſo gut müſſen wir auch annehmen, daß mancher Bezug eingeſchlüpft ſei, welcher aus dem Leben des mittelalterlichen Ueberarbeiters, nicht aus dem gothiſchen Leben ſtammt. Dahin dürfte Rüdigers Vaſallenkompliment gehören, was ſich ganz einzeln neben dem Uebrigen ausnimmt. Wer weiß, ob nicht Hagen eine Färbung davon erhielt, und wie ganz anders ſtellt er ſich doch hin, und ſein Anhänglichkeitsverhältniß zum Burgundiſchen Hauſe, wie ganz anders, denn ein Vaſall!

Jetzt aber tritt an die Stelle des ſchwachen Etzel und des auch meiſt untergeordneten Günther der Kaiſer Karl, nicht blos durch ſeinen Rang, ſondern auch durch ſeine Perſon, gewaltig und der erſte. Jetzt ſollen die Großen in ein feſtes Verhältniß zu ihm treten.

Dieſer Vaſall iſt hier Reinold, edelmüthig und tüchtig, aber durchaus nicht geneigt, ſeine perſönliche Neigung an den Herrn ganz hinzugeben. Zwiſchen ihm und Karl ſpielt der Zauberer Malegis hin und her, welcher in ſeinem luſtigen geſetzloſen Belieben die Schrankenloſigkeit repräſentiren mag. Er verkleidet ſich gleich Anfangs als Teufel und macht ſo den Teufel an ſeiner eigenen Exiſtenz irre.

Das Geſchlecht der Bourbons ſpielt hierin. Das Haupt derſelben, Graf Heymon von Dordogne iſt höchſt erzürnt gegen den Kaiſer, welcher ihm den Verwandten erſchlagen. Es entſteht Krieg, Karl von den Vaſallen gedrängt, thut fußfällig Abbitte, und wiegt den Leib des Erſchlagenen neunfach mit Golde auf. Dennoch gibt's keinen Frieden. Aya, Heymons Gattin, verbirgt ihm viermal ihre Schwangerſchaft, und zieht im Verborgenen die vier Heymonskinder auf. Als ſie's entdeckt, iſt der Alte ſehr erfreut, ſchenkt dem Jüngſten, aber Tapferſten, Reinold, das vortreffliche Roß Bayart, und reitet mit ihnen an Karls Hof. Hier erſchlägt Reinold wegen vorkommender Beleidigung Karl's Sohn Ludwig ohne Weiteres. Die Brüder fliehn nach Spanien, wo ſie die Feſtung Montalban zum Geſchenk erhalten. Dort belagert ſie Karl umſonſt. — Sie beſuchen als Pilger die Mutter, werden aber entdeckt, und der eigne Vater Heymon, hier einmal ſtrenger Vaſall, will ſie Karl ausliefern. Reinold aber bindet ihn auf ein Pferd, gibt den Zügel einem Jungen und ſchickt ſo den Vater als ein Präſent an König Karl. Neuer Krieg, Reinold verliert ſogar den Bayart, als ihn aber Roland bei Paris mit allen Künſten den Damen vorreiten will, entführt Malegis das gute Roß. Ein anderes Mal färbt er es anders, giebt Reinold eine andere Stimme, ſo daß er kühn bei einem Wettrennen erſcheint, was Karl giebt, und wobei er die Krone zum Preiſe ausgeſetzt hat. Reinold entführt ſie behende. Endlich vermittelt Mutter Aya den Frieden.

Des wilden Reinold bemächtigt ſich nachher die Legende — und hier iſt das Volksbuch ſchon feſt auf deutſchem Boden — macht ihn zum Eremiten, ſchickt ihn zum heiligen Grabe, läßt ihn am Köllner Dombau helfen und von den Knechten ſeines Fleißes wegen erſchlagen und in den Rhein verſenken. Der ſpäter entdeckte Leichnam thut große Wunder, und die Stadt Dortmund erbittet ſich ihn zum Schutzpatron.

Hier ſehen wir die Vaſallen, die ſich oft im entſcheidenden Momente von dem Könige ab zu den Heymonskindern wenden, noch ſehr zügellos.

Im Folgenden ſteigert ſich Karl's Macht und der Vaſallenbezug tritt als abgemacht in den Hintergrund.

2.

Die Roncevalſchlacht,

auch das „Lied vom Kaiſer Karl," oder das „Rolandslied" genannt.

Es exiſtirt davon ein alter lateiniſcher Bericht, der ſich offenbar auf ächte Sagen gründet. Man ſchrieb ihn dem Turpin zu, welchen Karl vom Mönche zu St. Denys zum Erzbiſchof von Rheims erhob, nimmt aber jetzt an, daß er einem ſpäteren Verfaſſer gehört. Wir haben zwei poetiſche Bearbeitungen: die erſte und bei Weitem beſſere, vom Pfaffen Konrad aus dem zwölften Jahrhunderte, gilt für einen wichtigen Schatz alter Sprache und Dichtkunſt. Der bibliſche Zeitton gehört allerdings dem Pfaffen mehr als dem Kaiſer Karl und manches Motiv iſt natürlich eben ſo von dem beinahe 400 Jahr ſpäter lebenden Dichter untergelegt. Die zweite, mattere iſt von Stricker, einem gar ſehr fleißigen Minneſänger ſpäterer Zeit. Bekanntlich geht der Stoff, welcher ſich bei den Franzoſen noch mannigfach ausbreitet, dann zu den Italienern über, und erſcheint in der merkwürdigen Geſtalt des raſenden Roland von Arioſt.

Es iſt der Zug nach Spanien gegen die Araber, der Mittelpunkt Karl, neben ihm Turpin, Olivier, Roland, gegenüber der Verräther Ganelon von Mainz, der Heide Plascandies, der grauſame Sarazenenkönig Marſilies von Saragoſſa.

Ganelon verräth das Heer an die Sarazenen, welche ſich ſcheinbar unterwerfen, und als der Hauptheil über die Pyrenäen zurück iſt, auf die Nachhut unter Roland im Roncevalthale herfallen. Turpin fällt, Olivier fällt, Roland, mit ſeinem Schwerte Durandarte mähend, blutet aus vielen Todeswunden, ſtößt endlich in ſein Zauberhorn Olifant, um Karl zu rufen. Karl hört's jenſeits der Pyrenäen acht Stunden weit und wendet um. Aber ſchon hat Roland ſeine Durandarte am Felſen zerſchlagen, damit das Schwert keinem Heiden in die Hände falle, und iſt ſterbend geſunken. Karl findet nur das Todtenfeld, küßt bitter weinend ſeinen Roland und ſeinen Turpin, ermannt ſich dann, der Schlachtruf „Montjoie" dröhnt über den mauriſchen

„Precioſa," es wird ein glänzender Sieg erfochten, aber traurig zieht Alles heim, die Blumen der Ritter fehlen, Roland iſt todt, Turpin todt, Olivier todt. Ganelon wird eingeholt, ein Gottesgerichtskampf entſcheidet gegen ihn, „er wird auf wilde Pferde gebunden, die ihn zu Tode ſchleifen."

Dieſer Karlskreis behält in der Darſtellung etwas Fragmentariſches, weil er in ſeinen Verbindungen mit der vorausgehenden Heldenſage und mit der folgenden myſtiſchen Romantik literarhiſtoriſch noch keineswegs bewältigt iſt. Erſt in der neueren Zeit hat ſich das Volk, auf deſſen Boden er gewachſen, das franzöſiſche darum gekümmert, die Roquefort, Raynouard, Monin, Fauriel, Bourdillon haben erſt eine Bahn gebrochen. Jetzt ſind ſie beſonders von der Unterſuchung angeregt, ob Roland exiſtirt habe, und wer er geweſen ſei.

Es wird gewöhnlich noch ein Gedicht bei dieſem Kreiſe genannt, „Flos und Blankflos," weil dieſe Roſe und Lilie für die Eltern der Bertha ausgegeben werden, die Karls Mutter war. Dies iſt aber die einzige lockere Berührung, welche es damit hat, übrigens gehört es einem ganz anderen Bereiche mittelalterlicher Dichtung an, demjenigen, wo ſich die Empfindung in den zarteſten Gedanken vertieft, und deshalb iſt es ſpäter bei Triſtan und Iſolde zu nennen.

Die eigentliche Poeſie von Karl dem Großen hat weiter keine Denkmäler, aber an den Geiſt und Ton derſelben ſchließt ſich an

3.

Wilhelm von Oranſe,

auch Willehalm der Heilige, auch Markgraf von Norbonne genannt. Es beſteht aus drei Theilen, von denen nur das Mittelſtück, alſo nur ein Bruchſtück von Bedeutung iſt. Wolfram von Eſchenbach iſt der Verfaſſer deſſelben. Die Zuſätze, der erſte und dritte Theil geheißen, ſind von Ulrich von dem Türlin und Ulrich von Türheim.

Jenes Wolframſche bildet, wie alles Wolframſche darin ſeinen Lebenspunkt hat, das chriſtliche Element tief in den Rit-

terzug hinein. Wilhelm hat die ſchöne Arabele im Morgenlande entführt, weshalb der große Kampf vor Oranſe geſchlagen wird. Er ſelbſt wird am Ende Mönch und Arabele Nonne.

So führt dies Gedicht in die neue poetiſche Epoche hinein, wo der Ritter in einem wunderbaren Myſticismus verſchwindet.

An den Gedichten dieſes fränkiſchen Kreiſes findet übrigens unſre neue Kritik breite Spuren einer viel plumperen Derbheit, als in der eigentlichen Ritterpoeſie, und ſie iſt geneigt, die Abfaſſung herabzurücken in eine Zeit, wo das bürgerliche Element ſchon wirkſam eingetreten ſei; den Weg zu uns haben dieſe Stoffe aus dem Franzöſiſchen in's Flandriſche, und von da mit Beibehaltung manches Platten in's Hochdeutſche gemacht.

8.

Der Artus- und Gralkreis.

Hier, beſonders mit der Gralſage, treten wir denn wirklich ein in das hohe Bogengebäude, wo ſich Alles in den gewundenſten, verſchränkteſten Formen geſtaltet, wo die Sonne durch lange ſchmale Fenſter ſcheint, und durch ſo mannigfach dunkle Farben zu uns kommt, daß wir den Begriff des Lichtes vergeſſen und nur nach der Farbe fragen. Die Luft, welche wir hier athmen, ſtrömt aus der eigentlichen Seele des Mittelalters. Alles was bisher erwähnt worden von Lied und Gedicht, war dem innerſten Mittelalter nur Nebenſache; denn für das, was wir im weiteren Sinne des Worts Geſchichte nennen, für das, worin ſich ein vorhergehendes Leben darſtellt und ſpiegelt, war kein Sinn und kein Intereſſe da. Wenn das Vergangene benutzt wurde, ſo brauchte man es nur als Schale, um den Wein des eigenen, inneren Lebens hineinzugießen. Es hat kaum eine Zeit gegeben, ſobald man die Entſtehungsepoche neuer Religionen ausnimmt, in welcher man ſo ausſchließlich erfüllt geweſen wäre von der eigenen inneren Welt. Diejenigen Sänger, welche ſich der alten Sagen des Nibelungenliedes und Heldenbuches angenommen, ſind auch kaum unter den Hauptträgern des innerlichen Mittelalters zu ſuchen, ſie mußten mit einem Fuße außerhalb dieſes Kreiſes ſtehn, um für dieſe profane, nicht durchgötterte Sage einen großen Antheil und eine unbefangene Thätigkeit zu bewahren.

Die Anſchauung des eigentlichen Mittelalters hat bei uns zwei entgegengeſetzte Stadien erlebt: das längſte, reichſte und verbreitetſte war das einer unbedingten Lobpreiſung, einer völligen Hingebung mit alledem, was gewöhnlich damit zuſammenhängt, und was eine direkte Nachahmung und Wiedergeburt empfiehlt und verlangt. Dabei iſt viel Unhiſtoriſches, viel Faſelei mit untergelaufen. Der erſte Anlauf bemächtigt ſich des erſten poſitiven Eindrucks, wird ſich des ſogenannten Anderen nicht bewußt, deſſen, woraus das Verhältniß entſteht, und wohinüber der Weg ſteigt, um dem wirklich Wahren zu begegnen. Man ſpricht das Wort Liebe aus und ſchwärmt ſogleich und faſelt dafür.

Später iſt nun auch die negative Seite nicht ausgeblieben, die Oppoſition um jeden Preis, welche ebenfalls das wirklich Hiſtoriſche nicht gewinnen kann, weil ſie bei der Verneinung ſtehen bleibt, welche mit „Wenn" und mit dem unendlichen Reiche der Bedingungen das Recht des wirklichen Beſtandes verletzt, und ſolchergeſtalt den Beſtand zerſtört.

Man ſpricht das Wort Liebe oder Glaube aus, und dieſe Partei ſtampft ohne Weiteres mit dem Fuße und ficht verneinend mit den Händen. Du kannſt nicht über Liebe reden, bis du ſelbſt geliebt haſt, nicht über Glaube, bevor du dich einmal verſenkt haſt, urtheile über uns, ſetzt ein Landesſprüchwort hinzu, wenn du einen Scheffel Salz mit uns verzehrt haben wirſt. So gewinnt nur der ein Urtheil über das Mittelalter, welcher einmal eine Theilnahme an demſelben und doch auch ein Ende dieſer Theilnahme erlebt hat.

Da in dem Vorliegenden ſelbſt der Entwickelungsgang Deutſchlands angegriffen iſt, ſo muß hierbei das Thema näher betrachtet werden.

Bei den Geburtsmomenten einer Nation ſteht es der Geſchichtſchreibung zu, ja es iſt die Pflicht derſelben, die Aufmerkſamkeit ſtreng darauf zu führen, ob das Gegebene, ob das Vorliegende, ob die Anlage paſſend mit der Richtung, mit der Bewegung in ein Verhältniß geſetzt, und in Einklang gebracht werde; ſie muß ſtreng und ſchonungslos unterſuchen, ob die Nation eine organiſche Entwickelung ſuche und finde, ob das Gemäße auf eine gemäße Art Wirkung, Gegenwirkung, Geſtalt, Form und Ausdruck erſtrebe.

Iſt aber die Geburt einmal vollbracht, gleichgültig ob in glücklicher oder unglücklicher Weiſe, iſt daraus eine der Rede werthe Gemeinſchaft entſtanden, welche ihren Verlauf der hiſtoriſchen Betrachtung bietet, dann hat das allgemeine Geſetz des Werdens, das Geſetz der Welt, jene Gemeinſchaft anerkannt, die Nation tritt in's Recht der Wirklichkeit, und die hiſtoriſche Wiſſenſchaft iſt ſomit ebenfalls zur Anerkennung gezwungen. Denn ſie iſt nur eine Behörde des Weltgeſetzes; — was von dieſem geheiligt wird, das heißt, was einen wirklichen Beſtand erhält, das liegt in ſo fern über die Frage der Hiſtorik hinaus.

Die Aufgabe der letzteren iſt dann eine neue und zwar folgende: die anerkannte nicht die mögliche oder erwünſchte Geſtalt iſt zu prüfen; man ſuche, worin ihre Anlagen und Fähigkeiten beruhn, welche Verhältniſſe nach innen und außen geboten ſind, und ob die Nation dieſe und jene in dem jetzigen Beſtande organiſch und glücklich benutzt oder gewinnt. Der Rückvorwurf und die Rückbeziehung auf die etwa unglückliche Geburt hört auf, das Gewonnene hat ſein neues Geſetz, und dies iſt zu erforſchen, die Perſpective für dies iſt zu ſuchen.

So lange alſo die deutſche Nation im Werden begriffen lag, da konnte Fehler und Treffer ſchonungslos angedeutet, es konnte geſagt werden, die plötzlich hereingeworfene Zuthat von Außen mit fremdem Glauben, mit fremder Sitte ſei der ächten Geſtaltung des Volksſtammes nicht günſtig, er verliere den eigenen Mittelpunkt, er ſtröme ſeine Kraft in Unangemeſſenes.

Iſt man aber einmal im Herzen des Mittelalters, des deutſchen Mittelalters, angekommen, dann muß die Betrachtung oder der Vorwurf in jener Ausdrucksweiſe ſchweigen. Da iſt bereits die deutſche Gemeinſchaft eine zur Welt getretene Nation, eine von der ächten Wirklichkeit geſtempelte Exiſtenz. Die Rekrimination, was oben Rückvorwurf genannt war, es ſei der Zuſchnitt von vornherein falſch gerathen, kann die bewegenden Perſonen des Mittelalters nicht mehr treffen; dieſe Perſonen haben ihn nicht gemacht, ſie ſind nach dieſer Seite nur Produkte, ihnen gegenüber iſt der Vorwurf eine Ungerechtigkeit.

Ihnen gegenüber iſt zu ſehn, was ſie für eine Welt finden, und was ſie daraus machen.

Darum iſt es unpaſſend und falſch, dem Wolfram von

Eſchenbach, welcher Hauptdichter und ſomit Hauptausdruck des eigentlichen Mittelalters, vorzuwerfen, daß er nicht das einfache Heldenepos des Vaterlandes einfach aufgenommen, ſondern bretoniſche und aus allen Welttheilen zuſammengewürfelte Sagen ergriffen, und zu myſtiſchen Spitzfindigkeiten, zu grundlos ſchweifenden Kombinationen der Phantaſie verarbeitet habe.

Seine Dichtungen ſind ein nothwendig Ergebniß des deutſchen Zuſtandes, wie er eben war. Möget Ihr klagen, daß ſo viel hundert Minneſänger einen einzigen Ton nach hundert Seiten wenden, daß man äußeres Blühn und Gedeihen des Staates und des Einzelnen vernachläſſigt und dafür einem Gedankenfaden nachtrachtet, daß unſer Deutſches liegen bleibt und Fremdes raſtlos angeeignet und verſponnen wird; mögt Ihr's beklagen, daß das kräftige Jünglingsleben einer Nation ſo wenig Gelegenheit zum Ausdrucke in der Poeſie findet, wie man denn wirklich in dem dichten Rankenwalde des Minnegeſangs kein einziges Kriegslied entdeckt — das Alles muß als Klage auf einen andern Punkt gerichtet, oder auf einen andern Standpunkt erhoben werden. Nicht den Sängern des Mittelalters darf es vorgeworfen ſein — ſcheltet Ihr denn die Nachtigall, daß ſie bloß lockt und ſchmettert — ſie iſt in ihrer nothwendigen Beſtimmung darin als Nachtigall.

Unſere Gräber liegen anderswo, das Mittelalter iſt ein in ſich ganz friſcher Baum, der freilich auf unſerem Kirchhofe gewachſen iſt. Auf dieſen Kirchhof, der in den Jahrhunderten um Karl den Großen liegt, ſchreibt Eure Klagen, alle die Kaiſer citirt, welche die Macht nicht fanden, oder empfanden, ein ſtarkeignes Volk zu ziehn. Oder noch beſſer, erhebt Euch auf den höheren Standpunkt einer Kulturgeſchichte, welche mit ihren Flügeln nicht ein paar arme Poeten ſchlägt, ſondern die Dinge im Weiten und Großen überſieht. Da iſt zunächſt unſere geographiſche Lage, die ſchwer in die Wagſchaale fällt; wir haben uns abſperren laſſen von den großen Meeren, wir ſind ſchon dadurch auf ein inneres Leben gewieſen; die reichen Feinde der neuen Welt, die reichen Heiden, die mit Glanz und Schönheit begabt waren, ſie berührten unſere Grenze nicht, die feindliche Vermiſchung, welche anderen Völkern ſo viel Anregung und Ausbeute gewährt, war uns nicht nahe gelegt; was blieb uns

übrig, als die innere Welt des Gedankens? Ja wohl, es ward uns derjenige politiſche Zuſchnitt, welcher dem äußeren Lebensgedeihn weniger glänzenden Gewinn bietet, wir haben uns an den Punkt gehalten, welcher am Ende nicht zur Macht, ſondern nur in's eigene Herz hineinführen konnte. Die Selbſtſtändigkeit des Einzelnen war zu übermächtig, als daß die Anführer damals leichtlich eine Macht erzeugen und bewegen gekonnt, wo der Moment war, zu erobern und glänzende Verhältniſſe von Europa zu ertrotzen; wir haben eine umgekehrte Entwickelung gefunden, beſonders Frankreich gegenüber: bei uns wurde Fürſtenmacht erſt ſpät durchgreifend, dort aber früh.

Für alles das hat nur der höhere Kulturſtandpunkt eine ausgleichende Deutung. Er hat alle die Einzelheiten einer neuen Weltentwickelung vor ſich ausgebreitet, wie ſie eintrat mit der romantiſchen Epoche, das heißt, mit dem Punkte, wo die alte Welt, die griechiſche und römiſche zerſchlagen war. Dieſe Einzelheiten ſind die Nationen, jede muß eine eigne Welt des Innern, und eine entſprechende Phyſiognomie, Lebensart, Denk- und Sprachweiſe gewinnen. Das Enſemble davon macht eine neue Welt, welche ihren Zweck nur eben in dieſer zuſammengefaßten Verſchiedenheit erfüllen kann. Jede Nation hat ihr Charakteriſtiſches zu erfüllen. Das Vergleichen und Anwünſchen iſt darum ſo mißlich und ſchwer, und die Geſchichte hat darum ſich weniger hierauf einzulaſſen, als vielmehr auf die kräftigſte Erfüllung deſſen zu ſehn, was einmal in den Kreis einer Nation fällt. Ein Befruchten im Einzelnen, ein Anfeuern von außenher bleibt deshalb doch geſtattet und oft erwünſcht.

In ſolcher Folge entwickelt ſich, welch unrechte Forderungen den einzelnen Ausdrücken einer Zeit geſtellt werden von einſeitiger Oppoſition, und wie unrechtmäßig man in ſolchem Verhältniſſe Dies oder Jenes vom Mittelalter heiſcht.

Vorwürfe der Art werden ihre Früchte tragen, wenn ſie vor den Spiegel der Gegenwart gehalten, und an den früheren Zeiträumen nur wie Bilder vorübergetragen werden, wie Bilder, die nicht drein ſchlagen, ſondern nur zeigen, nur veranſchaulichen. Solche Bilder mag man dem Mittelalter gegenüber nicht unterdrücken; malt es, wie bis zum Extrem die äußere Welt verläugnet worden ſey, die Welt des geſunden Leibes und deſſen

geſunde Forderung. Aber macht vielmehr Eure Leſer und Zuhörer dafür verantwortlich, nicht das Mittelalter.

Es war einmal Alles ſo vernachläſſigt und geſtellt, und ſelbſt durch die Vernachläſſigung vorbereitet, daß die deutſche Welt in ein inneres phantaſtiſches Haus flüchten und darin ihr Bewußtſein und ihre Luſt ausbilden, von außen aber dazu erobern mußte, was zu erobern war. Dieſe einmal nöthig gewordene Aufgabe hat das Mittelalter auf's Beſte und Nachdrücklichſte erfüllt, alſo erfüllt, daß unſre deutſche Nationalität eigentlich von dort her ihren Kern erhalten hat. Von dort datirt unſer Verſenken in die Innerlichkeit, die tiefſinnigen Poeſien Wolframs ſind der Anfang derjenigen Aeußerung, welche ſich dann ſpäter klarer abgeſetzt und geordnet und als deutſcher Tiefſinn und deutſche Philoſophie herausgebildet hat. Dieſe deutſche Philoſophie, worin das Graben nach tiefem Geſetze und nach Gottheit ruht, iſt dasjenige, was uns in alle Wege von andern Nationen ſondert, aus dieſem Verſenken in's Innere ſind alle unſere großen Thaten des Gedankens erblüht, unſere Träume, unſre Enthuſiasmen für das Sublimſte und Duftigſte, kurz, ein großer Theil deſſen, was uns eben zu Deutſchen macht.

Dies anerkennend ſetzen wir doch hinzu: Gott bewahre uns davor, dieſen tieferen Anfang einer Nationalität noch einmal auf ſo verworrene und einſeitige Weiſe durchzumachen, wie es im Mittelalter geſchah. Wir ſind, Hiſtorie ſchreibend, jene Anerkennung dem wichtigen Zeitraume ſchuldig und ſtellen uns damit gegen die einſeitige Oppoſition, welche des Zuſchnitts halber das ganze Mittelalter verwirft, aber wir ſind auch berechtigt, den eben ſo einſeitigen Lobpreiſern gegenüber, das dürre Bild der Abſperrung und der Kaſteiung an jener Zeit vorüberzutragen, und dazu das bedenkliche Glöckchen zu läuten, wobei die irdiſche Welt verflucht wurde. Denn es iſt eben daher auch das Dahlen, die Träumerei, die Thatloſigkeit, die Bläſſe in unſere deutſche Welt gekommen.

Jetzt, hier, im innerſten Heiligthume des Mittelalters verſchränkt ſich jene dialektiſche, neue Welt zu einem wirklichen und in die Poeſie heraustretenden Leben, deſſen Sehnen und Muskeln in den Kapiteln „Mittelalter" und „Ritterthum" vorgelegt worden ſind. Der Volksgeſang, welcher die eigene Welt und

That zum Gedichte verklärt, ſickert ſeicht in abgelegenen Schluchten; ſo wie die ganze Exiſtenz mit ihrem Geſetz und Intereſſe eine künſtliche neue Welt geworden iſt, ſo wird auch der poetiſche Stoff und Ausdruck ein künſtlicher.

Die Kunſtpoeſie beginnt ihre Herrſchaft. Die Phantaſie erfindet nach Kräften das nie Dageweſene, und hält ſich dazu an fremde, fabelhafte Stoffe, die deſto willkommener ſind, je mehr ſie aus den Regeln des Gewöhnlichen herausgehen. Dies Alles wird getränkt und geſättigt mit der Tradition und den feinſten Beziehungen des chriſtlichen Glaubens.

Die Natur repräſentirt ſich in den Vornehmeren, welche ſich in allerlei Orden vereinigen, und aus dieſem Verhältniß wiederum geheimnißvoll dialektiſche Bezeichnungen gewinnen.

Man empfindet ſich nicht als Nation einer andern Nation gegenüber; dieſe charakteriſtiſche Sonderung iſt in den Geburtsſtunden um die Zeit Karl's des Großen verloren gegangen, ſie iſt verſchwommen in der allgemeinen Chriſtlichkeit und Ritterlichkeit. Jeder empfindet ſich allein als ein Ritter, als ein Dichter. So ward die Zufälligkeit, das Abenteuer geboren, worüber ſich die Poeſie ſelbſt klar ward und was ſie als eine einzelne Figur ihrer ſelbſt „Frau Aventüre" nannte.

Jedes Abenteuer iſt aber nicht der Mittheilung werth; es iſt eine Auswahl nöthig, und ſo kommt man zu dem Begriffe des Intereſſanten.

Vergeßt dazu das Weib nicht, deſſen neue gefeierte Stellung ſo hochwichtig war, die dem ganzen Zeitalter einen Anſtrich von Weichem, Biegſamem, Gefälligem, mitunter Weichlichem gab, und zur Erfindung der Courtoiſie und Galanterie verhalf — dann iſt das Hauptbeſtandtheil dieſes Dichtungskreiſes ausgebreitet.

Schwerlich kehrt die Zeit auch nur ähnlich einmal in der Geſchichte wieder, es müßte denn kurz vor Erfüllung, vor Ende der Welt ſein, die Zeit dieſes innerſten Mittelalters, wo eigentlich Niemand ein ſtrenges irdiſches Geſchäft hat, wo man nur ſinnt und ſingt und zum großen Theil wohl auch tändelt, wo das goldene Zeitalter zu herrſchen ſcheint, während freilich manches irdiſch Nothwendige darüber zu Grunde geht. Selbſt der Orientale, dem der Geſang ſo wünſchenswerth und ehrwürdig iſt, ſo

weit giebt er sich ihm in einem doch weicheren und erschlaffenderen Klima nicht hin. Sein Säbel ist scharf, er stürzt einmal, mit sehr Irdischem beschäftigt, über des Nachbars Land hin, in den fürchterlichen Feind hinein.

Selbst der Krieg schweigt im eigentlichen Mittelalter, nur das Spiel des Kriegs, und dies nur in seiner dialektischen Bedeutung ward gepflegt.

So ungefähr betritt man würdig vorbereitet den Artus'schen Kreis im Lande Wales, wo unsere mittelalterlichen Dichter besser zu Hause waren, als im ordinären Lande Deutschland.

Dieser alte Sagenkönig Artus wird in die alte Bretonische Mythe verflochten, und in der Sagenwelt später ein Fürst der Siluren genannt, welcher rühmlichst mit den Angelsachsen gekämpft habe. — Galfred von Monmouth nimmt das Verdienst in Anspruch, diese Sagen gesammelt und lateinisch überliefert zu haben. Dahinein gehören auch die Kunden von dem sehr interessanten Zauberer Merlin, in welchem das geistreiche Druidenthum eingefleischt, und welcher die letzte grandiose Polemik gegen das Christenthum war, besonders die energischen Kräfte des Geschöpfes gegen die neue Lehre in Kampf setzend.

Dieser Bereich mit dem, was bis Artus geht, ist in der Celtischen Edda aufbewahrt, auf deren Terrain man hier geräth. Monmouth erzählt, daß Artus selbst ein geistiges Produkt Merlin's gewesen sei, Merlin nämlich habe den König Uther die Herzogin Cornwallis täuschen und in Liebe segnen lassen. Die Frucht davon sei Artus gewesen, welcher nach Besiegung des römischen Kaisers Lucius „die runde Tafel" auf Merlin's Anrathen gestiftet habe. Rund zum Zeichen der Gleichheit dieser Ritter. Carduel, Caridol, das heutige Carlisle, sei der Ort. Adlige Geburt, reiner Ruf, ritterliche Bildung, waren die Erfordernisse, um Mitglied der Tafelrunde zu werden — man sieht, es wurde die Sage ganz in den Train des damaligen Ritter- und Ordenswesens gezogen. Denn das kultivirt Adliche war ein Begriff, der sich besonders in diesem Zeitraum des Mittelalters ausbildete, und dessen später verfallende Bedingungen und Ordensgesetze doch Jahrhunderte lang nachher noch den Schimmer einer Existenz behielten. So wie dieser Punkt, so sind außerordentlich

viele, heut noch herrſchende Momente, wenigſtens unſres geſelligen Lebens, aus jener Zeit übrig, das Herz unſrer Convenienz ſtammt ganz und gar aus dem Mittelalter.

Jene Beſchränkung aber ſtürzt Artus und die Tafelrunde, das Princip der Legitimität ward Veranlaſſung des Sturzes: ein natürlicher Sohn des Artus, der ſich ausgeſchloſſen ſah, verband ſich mit andern Unebenbürtigen und in einer Schlacht kam Alles um. In Sommerſett, auf der Inſel Avallon, ſoll Artus begraben ſein, dort will man ſeinen Leichenſtein mit lateiniſcher Aufſchrift, und ſeinen Leichnam entdeckt haben. Nebenher lebt er als Rabe fort. Dem deutſchen Publikum ſind die Gebräuche dieſes Kreiſes durch Wieland's Mährchen bekannt, die eine Zeitlang außerordentlich viel Leſer fanden. Es kann zum Theil deshalb die ausführliche Beſchreibung dieſer Gedichte unterbleiben, zumal ſie ſich auch in der bloßen Darlegung des Gerippes gar zu einförmig, willkürlich und ſpieleriſch ausnehmen. Der hüpfende Vers, der bunte Reim, alle luſtige Farbe und alles lokkende Fleiſch des eigentlichen Gedichtes ſind hier nöthig, wenn eine ſpätere Zeit den Reiz davon empfinden ſoll. Das Abenteuer in ſeiner weiteſten Geſtalt tritt auf, zieht aus, ſpringt hinter den Büſchen hervor, reißt dem Anſcheine nach ohne Noth wilde Zuſtände, wie Wahnſinn oder Verzweiflung, herbei, und endigt heiter und unbedeutend. Alles ſchaukelt ſich und ſpielt in der Tabulatur einer fabelhaften Ritterlichkeit, und iſt in dies Roſengeheege einer Grenze gebannt, welche denn auch ihre ſtehenden Figuren mit ſich bringt. Der gewöhnliche Hergang iſt, daß ein fremder Ritter zur Tafelrunde trifft, ein Begehr oder eine Herausforderung hinwirft und ſo die Bewegung veranlaßt. Der Hofmarſchall Keye, das ergötzliche Bild ſchlechter Klatſchhaftigkeit und wirklicher Ohnmacht, was ſich aber in den Formen ausgeſteift erhöht, reitet dem fremden Ritter entgegen, wird ohne Weiteres in den Sand geworfen und bringt hinkend der Tafelrunde den nöthigen Bericht. Dieſer Keye findet ſich heute in unſern Standesverhältniſſen noch tauſendfach. Nun erhebt ſich einer der Tafelritter, geht dem Fremden entgegen und mißt ſich mit ihm. Irgend eine von Rieſen verfolgte oder bedrohte Schöne ſtellt ſich denn bald ein und fleht um Hülfe; der Ritter zieht mit ihr, verliebt ſich in ſie oder in eine Andere, die juſt in den Weg

kommt, denn das Herz ist sehr reizbar, erschlägt die Ungeheuer, heirathet die Schöne und kehrt zur Tafelrunde.

Diese heitere Bewegung streift mitunter an etwas Ernsteres, ohne sich dadurch schwer ernsthaft machen zu lassen, es bleibt durchweg die spielende Form des Ritterthums, welche zufällig in eine lose Verbindung mit der Gralsage, diesem tiefsten Ernste der Zeit gerathen ist, und deßhalb neben ihr angeführt wird.

Die Hauptgedichte des Artus'schen Kreises sind:

1.

Iwain,

der Ritter mit dem Löwen, von Hartmann von der Aue. — Iwain erschlägt bei einem wunderbaren Brunnen den Besitzer desselben und heirathet dessen Gattin Laudine. Dann geht er auf Abenteuer aus und vergißt die Rückkehr zu seinem Weibe. Als ihm dieser bedenkliche Zug seines Herzens einfällt, wird er über diese Entdeckung wahnsinnig. Geheilt macht er sich auf die Heimkehr, befreit unterwegs einen Löwen, welcher sich ihm dafür dankbar anschließt, und versöhnt sich wieder mit seiner Laudine.

Demselben Verfasser und demselben Kreise gehört Erec und Enite, was erst vor Kurzem wieder aufgefunden ist.

2.

Wigalois,

der Ritter mit dem Rade von Wirnt von Grafenberg. Er besteht grauenvolle Abenteuer und vermählt sich dann.

3.

Wigamur,

der Ritter mit dem Adler, besteht auch Abenteuer und kommt endlich gesund nach Hause.

4.

Lancelot vom See,

von Ulrich von Zazichoven, das bedeutendste dieser Gedichte. Es ist nach Deutschland gekommen, da sich Hugo von Morville

dem Erzherzog von Oeſterreich als Geiſel für Richard Löwenherz ſtellte. Der hat's erzählt, und dieſer Erzählung iſt es deutſch nachgebildet, aber der Hauptpunkt, welcher auch ein Hauptpunkt für die Tafelrunde ward, iſt weggeblieben, dies iſt der Ehebruch, welchen Lancelot mit der Königin Ginover oder Ginevra, der Gemahlin Artus's, treibt. Deshalb wird er auch in ſeiner eigentlichen Geſtalt ſchwerer und bedeutender, wenigſtens überliefern die Franzoſen dieſen Stoff unter dem Titel des chevalier de la charette viel nachdrücklicher, die Neigung iſt ſtark, die Buße ebenfalls, Lancelot geht ſogar in's Kloſter.

Der deutſche Ritter hat das heiterer gemacht, und es kommt blos eine Andeutung vor, nämlich die Schilderung eines Mantels, der nur einer Treuen paßt, und mit dem die meiſten Damen, auch Ginevra, nicht zu Stande kommen, bis Yblis, Lancelot's Geliebte, ihn nimmt, welcher er ſich äußerſt gefällig anſchmiegt.

Das deutſche Gedicht erzählt Lancelot's Jugend bei der Fee Viviane, wie er unter Frauen aufwächſt, dann über den See (de Lac) in's Land der Menſchen entlaſſen wird, ſich raſch entwickelt, reiten lernt, außerordentliche Thaten verrichtet und Yblis ehelicht.

Man rechnet in dieſen Kreis auch noch einen der größten Schätze des Mittelalters, nämlich des berühmten Gottfried von Straßburg berühmtes Liebesgedicht Triſtan und Iſolde, weil es in Cornwallis ſpielt. Dieſe Verbindung iſt aber locker genug, um dies Gedicht hier zu übergehn und es ſpäter an die Spitze einer ſelbſtſtändigen Gattung zu ſtellen. Gottfried iſt der große weltliche Opponent Wolfram's, der das Leben, Sehnen und Leiden der Erdenſeele dem tiefſinnigen Trachten Wolfram's entgegenhält als einzig ächte Poeſie, der Wolfram's Trachten in eine andere Sphäre als die der Poeſie weiſen will, weil es den wirklichen Boden der Dichtkunſt verlaſſe.

Zu dieſer reichſten und gewaltigſten Vertiefung des Mittelalters, um welche die Gralſage ihre wunderbaren Wolken legt, kommen wir nun. Sie iſt gleich einem See im tiefſten Hochgebirge, wo die höchſten Berge zu einer unabſehbaren Tiefe abſchießen; nur wenn die Sonne im Mittage ſteht, ſieht man einzelne Blicke des ſchwarzen Waſſers aus der ſchwindlichen

Tiefe, der dunkle Duft einer fremden Gebirgswelt wallt auf und ab, manchmal bricht ein ſchlanker, glänzender Vogel herauf, ähnlich dem Paradiesvogel, der keine Füße haben ſoll, um ſich nie auf die gemeine Erde zu ſetzen, und nur auf den Schwingen ruhend, im freien Elemente der Luft zu ſchlummern. Dieſer Vogel, welcher aus der ſchauerlich lockenden Tiefe kommt, bringt ein ſchimmernd grünes Kraut im Schnabel, eine Pflanzenart, die keinem Botaniker bekannt iſt, und ſchwingt ſich damit ſo hoch in die Luft, daß ihm kein irdiſch Auge folgen kann. Wenn man aber das Auge ſchließt, ſoll man ihn mitunter noch fliegen ſehn.

In dieſe Tiefe hat ſich allein Wolfram von Eſchenbach gewagt, der Parcival und der Titurel ſind die Gedichte, welche davon übrig ſind und davon zeugen. Der Lohengrin, deſſen Verfaſſer unbekannt iſt, ſchließt ſich daran.

Mehr als anderswo ſieht man ſich bei dieſem verborgenſten Kerne des Mittelalters nach Führern und Erklärern um, und ſucht namentlich, was neuſte Forſchung und Deutung bieten möge. Herr Gervinus hat zuletzt ein Buch reichen Studiums und behender Umſicht über unſere Nationalpoeſie herausgegeben, dies iſt aber leider in einer durcheinander werfenden, verwirrenden Schwatzhaftigkeit abgefaßt, es mißhandelt von einem ganz unpaſſenden Standpunkte unſere Literatur, und man kann nur mit großer Vorſicht einzelne Körner aus der breiten, geiſtvollen Spreu aufnehmen. Dieſer Art Literargeſchichte beſonders gilt, was zu Anfange dieſes Kapitels geſagt iſt. Ein hausbackenes kräftiges Naturell verlangt darin, daß Alles, was nicht in ſeine kurze, herbe und wenig poetiſche Individualität paßt, als ein Irrthum der poetiſchen Welt bei Seit geworfen werde. Von da aus und mit einer vorherrſchenden Bildung, welche nur Eindrücke aus den Griechen aufgenommen, und übrigens nur in der Jünglingszeit eine dehnende Regung empfunden hat, prügelt er in unſere Literatur hinein, ſich viel damit wiſſend, daß ſein Stock mannigfach mit Gelehrſamkeit umwunden iſt. Bei völliger Unfähigkeit, ſich zu objektiviren und einen vorliegenden Kreis nach den eigenen Geſetzen dieſes Kreiſes zu beurtheilen, wobei bekanntlich noch ein eigenes, bezügliches Urtheil übrig bleiben kann, bei einem ſehr kargen äſthetiſchen Geſchmacke, welchem der Reim

und alle weichere Feinheit und Schönheit läſtig iſt, findet denn Gervinus am Mittelalter nichts Lobenswerthes, als daß Walther von der Vogelweide ſich eine moraliſche Männlichkeit bewahrt neben dem weibiſchen Minnegeſange, und daß im „Windsbecke," einem Schriftreſte des Mittelalters, vortreffliche moraliſche Lebensregeln und Maximen enthalten ſind, welche ein Vater ſeinem Sohne gäbe. Da ſei nichts von der „Frivolität und Weichlichkeit des Triſtan," „noch der myſteriöſe Zug nach einem heiligen Ritterthume, wie im Parcival."

Er überraſcht ſich ſelbſt mit der Entdeckung, daß dieſe mittelalterliche Richtung Wolfram's eine ganz ſubjective ſei, was ſchweren Tadel verdiene. Das eigentliche Verſtändniß fehlt ſomit noch gänzlich, denn das ganze Mittelalter iſt eben der Verſuch, eine neue Welt zu werden der bereits objectivirten alten gegenüber, das ganze Mittelalter iſt eben eine neue Subjectivität, und es kann ihm kein ſchreienderes Unrecht widerfahren, als ſich mit einem alten Maaßſtabe gemeſſen zu ſehn.

Man muß alſo wohl dieſe dürre Hausmannskritik auf ſich beruhn laſſen, die deshalb gegen eine neue poetiſche Welt keift, weil ſie in ſich ſelbſt kein Organ findet, die große Mannigfaltigkeit poetiſcher Offenbarung aufzunehmen, und muß ſich auch beim Deuten dieſes mittelalterlichen Hauptpunktes im Weſentlichen dem früheren Roſenkranz anſchließen. Iſt dieſer auch im Gegenſatze dem Intereſſe des Stoffs zu ſehr hingegeben, ſo hat er ſich doch mit einer reichen Fruchtbarkeit der Empfängniß und mit tief poetiſcher Natur darein verſenkt, ſich deſſelben innerlichſt bemächtigt, und ihn ſo, als ein wirklich treuer Bote dem Urtheile überliefert.

Es handelt ſich zunächſt um die Bedeutung des „Grals", welcher in den drei Gedichten Titurel, Parcival und Lohengrin den inneren und äußeren Mittelpunkt bildet, und zugleich alle phantaſtiſche und myſtiſche Innerlichkeit der mittelalterlichen Poeſie in ſich ſchließt.

Man ſieht ſich dabei an die Myſterien der geiſtlichen Ritterorden gedrängt, welche in ärgſter Miſchung ihre Tradition zuſammengeſcharrt haben aus allerlei alten und neuen Völkern des Orients und Occidents, mit denen ſie herumfahrend ein prieſterlich-kriegeriſches Leben, oder die Berührung eines ſolchen

in Verbindung gebracht hatte. Besonders an den Orden der Tempelherrn, wo die Spekulation auf ein eigenthümlich äußeres und inneres Reich am Ausschweifendsten betrieben worden ist, wo das Geheimniß jedmöglicher höheren Erkenntniß von Orientalen und Abendländern zusammengehäuft schien.

Die ersten unsichern Quellen der Gralsage will man in Spanien sehn, von da sei sie an den Provençalen **Guiot** und an **Chrétien von Troyes** gekommen, aber schon dieser und noch mehr Thomas von Britanien habe sie sehr verändert. Später ist auch ein französischer Roman „**Gréval**" darnach gebildet worden.

Wolfram hat sich an die provençalische Quelle gehalten, aber mit größter Freiheit, denn er hat seiner eigenen poetischen Seele daraus einen angemessenen Körper gebildet, und man braucht sich deshalb nicht weiter darauf einzulassen, daß er selbst einmal über seine schlechte Kenntniß des Französischen gespottet.

Der Gral selbst ist eine Reliquie, gewöhnlich als eine Jaspisschüssel gedacht, woraus Christus das Opferlamm mit den Jüngern gegessen, und in welcher Joseph von Arimathia das Blut aufgefangen habe, was Christus am Kreuze verlor. Man denkt sich's auch wohl als einen Kelch und die mystische Dialektik behandelt auch den **cruor**, das geronnene Blut selbst, als Gral. Die Legende erzählt nun weiter, daß Joseph von den Juden in einen unterirdischen Kerker geworfen, dort vergessen worden und vierzig Jahr geblieben sei. Der Gral habe mit wunderbarem Glanze ihn umleuchtet und genährt. Da habe Titus Jerusalem erobert und er sei befreit worden, nun habe er sich aufgemacht mit dem Gral, die Menschen zu bekehren, und sei auch nach England damit gekommen. Das Wort Gral leitet man aus dem Lateinischen „**sanguis regalis**," königliches Blut, daraus ward im Romanischen **Saing regal** und verstümmelt **St. Gréaal, Gral.** Neuere Forschung leitet es von „**Gratiale**" ab.

Bei diesen Ableitungen spielt denn natürlich die Vermuthung in aller beliebigen Weise und man muß sich mit dem schwankendsten Anhalte begnügen.

Wolfram, welcher in diesen Stoff sich versenkte, ist das grandiose Bild eines innerlichen Streiters, welcher sich durch die wogende Sagenwelt und durch das tausendfach fein gewobene

Reich des ſcholaſtiſchen Gedankens zu einer eigenen Einheit durchringen wollte. Sein Herz dachte, ſein Gedanke dichtete, das Herz war ſtark, der Gedanke war überlegen und mächtig — davon hin und her geworfen, ſuchte er ſeinen geſchleuderten Menſchen durch die Schöpfung Titurel's und Parcival's und durch das Ausſtrömen in dieſelbe zu befreien. In ihm war das Mittelalter, was den Weg des Gedankens von der Kirche und den Weg in's ferne, irdiſche Leben durch den Ritter ebenfalls mittelſt der Kirche erhalten hatte; in ihm war jene Zeit zur feinſten religioſen Gedankenſpitze geſchärft, und weil er ein Poet war, ſpießte er auf dieſe Spitze ein Roſenkrönlein. Das duftete und blühte, wenn man es aber näher betaſtete, ſo wickelte es ſich auseinander und ward ein Roſenkranz, welcher der Dornen nicht ermangelte.

Titurel oder die Hüter des Gral's.

Man ſtellt den Titurel voran, obwohl er ſpäter gedichtet iſt, weil ſein Leben und Treiben, der Zeit und Wirkung nach, dem Parcival vorausgeht. Parcival iſt der Enkel Titurel's.

Lachmann's Forſchung hat nun das Vielbeſprochene entſchieden, daß nur ein kleines Fragment dieſes Gedicht's von Wolfram in der Ausführung herſtamme, wenn ihm auch der Plan des Ganzen großentheils zugeſchrieben iſt.

Es iſt römiſche Zeit, das Chriſtenthum iſt noch ſehr jung; Veſpaſian hat regiert, da Titurel's Großvater aus Cappadocien nach Frankreich kam. Titurel iſt ein ſpätgeborenes einziges Kind ſeiner Mutter; er kämpft gegen die Mauren, das religioſe Ritterthum erfüllt ihn, er blickt nicht um nach irdiſcher Liebe. Ihm wird der Gral von Engeln gebracht, damit er ihn hüte. Im nördlichen Spanien, in Gallizien, ſucht er in ſchauerlicher Waldeinſamkeit einen Berg aus, nennt ihn Montſalvatſch (mont sauvé), erbaut dort dreißig Jahre lang einen Tempel und ein Gralhaus für die Ritter, ein Gralkloſter. Der Gral ſelbſt, die Jaspisſchüſſel ſchwebt mitten davon in der Luft und regiert den neuen Orden; der Befehl, die Wahl oder was ſonſt zu ſagen iſt, erſcheint als Schrift auf ihr, und verſchwindet, ſobald es geleſen.

Es bestimmt, wer Ritter werden (Templeise), wen er heirathen, was er thun, was er leiden solle, es ist der Mund Gottes. Die Ritter müssen fortwährend gegen das Heidenthum streiten, nur drei Tage, Weihnacht, Ostern und Pfingsten ist Waffenruhe. Für den Heiden ist der Gral unsichtbar, der Christ, welcher nach ihm blickt, verändert sich nicht, altert nicht, so lange er ihn anschaut; so lebt Titurel an fünfhundert Jahre.

Die Geschichte dieses wunderbar poetischen Ordens drängt sich im Gedichte auf den Punkt der Frauenwahl und auf die Familie Titurels zusammen. Anfortas, aus dieser Familie und König des Gral's, liebt ohne Zustimmung des Gral's die schöne Orgeluse, geräth bei dieser Privatangelegenheit in einen Kampf, wird von einem verzauberten Speer tödtlich getroffen, kann aber als Gralkönig nicht sterben, und leidet endlos an einer eiternden Wunde. Sein einziger Zeitvertreib, der damals überhaupt sehr gesucht war, ist Angeln, und davon hat er den Beinamen „König pécheur," was nebenher den Sünder bezeichnet. Er kann nur geheilt werden, wenn Einer nach seinem Leide fragt, der von dem ganzen Vorgange nichts weiß.

Dieser Verlauf wird durch viele Episoden unterbrochen, worunter die prächtige und berühmte Liebesgeschichte Sigunen's ist, vielleicht das Schönste, was die mittelalterliche Kunst erschaffen hat. Sigune, das schöne, sinnige Mädchen und Tschionatulander, der tapfere Jüngling, liebten einander, wie die Engel des Himmels. Es glüht eine Sehnsucht in dieser Liebe, aus Erde und Himmel zusammengewebt, daß die Herzen wie von einer göttlichen Kraft entflammt scheinen. Wenn er, wie leider sehr oft geschah, von ihr schied, um in den Kampf zu eilen, dann bat er sie heiß und doch lauter wie ein Cherub, sich ihm ganz unbekleidet in ihrer reinen, unvergleichlichen Schönheit zu zeigen, damit diese Schönheit die höchste Kraft in ihn hauche. Und diese Bitte gewährte das schöne und liebende Weib.

Einst sitzen sie am hellen Bache im Walde, sie unter dem Zelt, er bei der Angel, da kommt ein Jagdhund, der einen sinnigen Vers auf der Leitschnur eingestickt trägt. Sie ist entzückt darüber, der Hund aber entläuft. Auf, mein Geliebter! ruft sie, fange ihn! Tschionatulander springt barfuß durch Dorn und

Gebüsch von dannen, findet den Hund, wird aber vom Herrn desselben getödtet.

Nun bricht jene Sehnsucht in die herzkräftigste Verzweiflung aus, welche je geschildert worden ist, und grade hiervon handelt der wahrscheinlich von Wolfram selbst gedichtete Theil des Gedichts. In den Zweigen der Linde, wo der geliebte Leib bestattet wird, wohnt Sigune und klagt und klagt, daß jedes Herz mit ihr vergehen möchte. Sie zerrauft das goldene Haar, zerschlägt die schöne Brust, weint, weint unendlich, und blickt, die Verzweiflung selber, dann Stundenlang in das todte Antlitz des Geliebten. Ihre Verwandten drängen sie, dies Leben zu ändern, sie zieht in eine Felsenschlucht bei Monsalvatsch, setzt den Todtendienst ununterbrochen fort, und wird endlich eines Tages todt neben Tschionatulander gefunden.

Zum Hauptgange kehrend, sehen wir Anfortas wieder in seinem Leide. Parcival, welcher Erlöser werden soll, kehrt ein auf Monsalvatsch, aber er ahnt nichts, er fragt nicht. Hier tritt nun seine Geschichte, das folgende Gedicht Parcival ein, wo er am Ende doch wiederkehrt, König im Gral wird, Anfortas heilt und den Gral aus dem Abendlande hinwegführt nach dem Oriente, nach Indien. Dort erstarrt das Gedicht, denn es herrscht in jenem Kreise das vollkommene Christenthum, welches durch keinen Zweifel, keine Bewegung mehr beunruhigt wird, wo der Handlung also auch kein Interesse mehr zukommt. Das Reich des Priesterfürsten Johannes in unabwendbarer Regelmäßigkeit breitet sich aus, die Form ist fest, und nur die Beschreibung derselben kann einen Reiz ausüben. Titurel hat hier den großen neuen Tempel gebaut, dessen Vorbild man im Logostempel Justinian's zu Byzanz finden will. Der ganze Ideenkreis sucht sich ein Aeußeres, objektivirt sich im Gebäude, wie wir später in der Architektur des Mittelalters diejenige Objektivität des Mittelalters finden werden, welche von der fahrigen Kritik in einer neuen Welt so schwer entdeckt wird.

Dieser geistreiche Ausdruck in Stein und Raume, wo der Karfunkel an der Spitze, als unerklärt Geistiges, weit in die Welt leuchtet, um die Gralritter stets zu orientiren, dieser mittelalterliche Tempel wird hier verschlungen von der Massenhaftigkeit Indiens, und hier stirbt auch der endlich lebensmüde Ti-

turel. Die Welt des Gedichtes ist ins Kolossale ausgeweitet, und man erkennt leicht, daß die künstlerische Fassung, Rundung und Schließung von Wolfram selbst in diesem Gedichte ausgeht, was seine jetzige Gestalt zum Theil von fremden Händen hat. Unsere philologische Kritik giebt sich jetzt für dahin abgeschlossen, daß die schlecht dargestellte Dichtung nicht von Wolfram in solcher Darstellung herrühren könne. Es hält nur ein kleiner Abschnitt von nicht vollen 200 Strophen das Verhältniß zu diesem Dichter rege, da dieser Abschnitt zu den schönsten Partien der mittelalterlichen Poesie gehört. Bis thatsächlich Beweisendes aufgefunden wird, möge jene Kritik gestatten, daß dennoch der Grundriß dieses Gedichtes dem Wolfram verbleibe, da er dem Wolfram'schen Genius ganz angemessen ist.

Parcival oder der König in Gral.

In diesem Gedichte kommt die großartige Entwickelung eines Helden aus sich selbst mit aller Tiefe und Feinheit ausgerüstet, deren jene Zeit fähig war. Außen findet er es nicht, was er sucht, dagegen findet er es in seinem Inneren, und da das Innere die eigentliche Welt ist, so kommt nun das Aeußere von selbst herbeigeflogen.

Man sieht, daß die Seele aller romantischen Dichtung, wie sie bis zum modernsten Roman auf unsere Zeit herabgeht, in Wolfram lebendig und gefesselt wird.

Ahnungsreich verträumt Parcival einsam seine Kindheit, die Vögel singen, er sieht einmal einen Ritter vorüberziehen, seine Seele ist geschwängert, ein wunderbares Bild von der Welt draußen bildet sich in ihm, ein Ideal, wie es die spätere Zeit nennt, und überall sucht er das Herz davon, überall sucht er Gott. Als er jenen Ritter sieht, hält er ihn für jenen Gott, den er sucht. Hinaus will er in die Welt, die Mutter kann ihn nicht mehr halten. Damit er bald heimkehre, staffirt sie ihn lächerlich aus, und so ist das erste Auftreten dieses innerlich reichen Menschen lächerlich, und weil er eben innerlich reich ist, rührend zugleich. Aber die Stärke des Naturels macht sich geltend, er gewinnt Umsicht, ein Weib und ein Reich, und kommt

zufällig nach Monſalvatſch. Dort ſieht er den myſteriöſen Gralдienſt, ſtaunt, ſchaut und ſchweigt. Schweigt, eben wiederum, weil ihm Alles nach innen gerichtet iſt, und ſo wird Anfortas nicht befreit, und der ihn aus der Gralburg laſſende Knappe ſchilt ihn eine Gans und ſchlägt zornig das Thor hinter ihm zu.

Darüber ſinnend, kommt er zu Sigunen, ſie eröffnet ihm Alles, ſein Familienverhältniß zur Gralburg und alles Uebrige — und hier kommt der neue tiefe Moment des Wolfram'ſchen Gedichtes, was nicht durch einen äußeren Coup ſich vollenden kann, wie bei einem Wigalois oder ſonſtigem Tafelritter. Er ſieht, wie er an der Erfüllung vorübergeglitten iſt, er entfernt ſich zürnend von Gott, — einen ſchweren Neid ſieht er außer ſich, der ihn haſſe und hindere, er betritt keine Kirche mehr, und treibt ſich abenteuernd um, kommt wieder zur Tafelrunde in düſtere Träumerei bis zur Geiſtesabweſenheit verſenkt.

Hier erſcheint eine Abgeſandte des Gral, und fordert Hülfe von den Rittern, der Zauberer Klinſor auf **Castel merveil** halte viele hundert Frauen gefangen. Dieſer Zauberer, welcher an Merlin und Malegis erinnert, kommt ſchon im Titurel vor, wo erzählt wird, daß er grauſam und wollüſtig einſt bei Iblis, der ſchönen Königin Siciliens, vom Gemahl derſelben ertappt und „kapaunt" worden ſei. Dafür räche er ſich an allen Ehemännern und habe ſchon an die viertauſend Frauen nach **Castel merveil** geraubt.

Parcival nimmt an dieſer äußerlichen Verbindung mit dem Gral kein Intereſſe, tiefer muß er ſich ſeiner bemächtigen, wenn es überhaupt geſchehen kann, und Iwain übernimmt und vollführt jene Unternehmung nach **Castel merveil**, wobei ihm die vielen befreiten Weiber bedenklich viel zu ſchaffen geben. — Am Charfreitage begegnet Parcival einem Ritter, der ſammt ſeinen Töchtern barfuß und in grauem Bußgewande daherſchreitet und ihm die glänzende Rittertracht an einem Tage verweiſ't, wo Gott durch ſchmerzlichen Tod die Welt erlöſ't habe.

Dieſe Mahnung bringt Parcival zum Zweifel, ob der Neid herrſchend und mächtig ſei, er will ſich dem Geſchick überlaſſen, lenkt keinen Zügel mehr, und geſtattet dem Roſſe einen beliebigen Weg. So kommt er zum Einſiedler Trevrizent, und es folgen die tiefſinnigſten Geſpräche über Gott, Sünde und Gral, welche ihn in das andere Extrem, die äußerſte Zerknirſchung werfen.

Er irrt in immer größeren Abenteuern umher, findet unter andern ſeinen Halbbruder Feirefiz, der ſchwarz und weiß ausſieht, weil ſeine Mutter eine Mohrin geweſen, und mit dem er noch einmal zur Tafelrunde kehrt. Endlich kommt die Nachricht, daß der Gral ihn zum Könige erwählt, ſeine innere Welt war erfüllt, und die äußere fand ſich dazu, auch ſein Weib, welche ihm zwei Söhne geboren hat.

So ſtellt ſich in Wolfram des Mittelalters Beziehung zu Gott und Religion dar, der Geiſt Gottes iſt ihm fortwährend und allenthalben, in jedem Baumzweige gegenwärtig und thätig, am deutlichſten in ſich, im Menſchen ſelber. Sich ſelbſt erkennen, iſt der Anfang, Gott ſelbſt zu werden; dieſer Uebergang zu einer Einheit liegt im Leben und Sterben des Heilandes. In dieſes Thema dialektiſirt er alle Formen der Kirche, und die Gewandtheit und Stärke ſeiner Gedankenwendung iſt außerordentlich. Er ſpielt Ball mit den höchſten Kirchenfragen, unterläßt es aber nicht, ein Kreuz zu machen und das Knie leicht zu beugen, ehe er die dreiſt geworfene Frage wieder auffängt.

Dennoch, ſo weit er auch der Kirche huldigt, verlegt er nicht die endliche Auflöſung des Kampfes in das kirchliche Moment, ſondern in das ſich ſelbſt erzeugende Bewußtſein des Menſchen ſelber. Das romantiſche Moment der Freiheit, worin die große Macht zur Fortbildung eingeſchloſſen war, hält er mit großem Nachdrucke feſt, Parcival wird durch ſich ſelbſt ein Pair im Reiche Gottes, ein König im Gral.

Dieſes tief liegende Moment des Mittelalters, was nur dem blöden Auge durch Kirchengewänder gewehrt wird, iſt die ewige Pforte des Romantiſchen, wodurch ſich dies weit über das Klaſſiſche erhebt, und mit ſtets neuer Offenbarung fortſchiebt im Entwickeln der menſchlichen Aufgabe. Spielend und heiter ſchimmert es vom ungebundenen Abenteuerleben des Ritters, verbirgt ſich in der Dialektik des Mönches und ſchlummert wie ein Lebenshauch, athmet leiſe, aber tief in dieſer großen Dichtung des Mittelalters. Dieſe Entwickelung Parcival's bricht in Luther zu Tage, und breitet ſich unendlich in der freien, eigenen Anſchauung Wolfgang Göthe's.

Wolfram von Eſchenbach ſtammte aus Franken, und zwar aus der Gegend von Nürnberg.

Lohengrin

ſchwebt nur um die äußere Peripherie der Gralſage, der Gral iſt fernwirkendes Symbol. Gewiſſermaßen iſt es ein Verſuch, aus jenem Glaubens- und Gedankendickicht in's leichtere Leben zu kehren. Der ernſte Gral ſpielt nur als Antitheſe, aber iſt auch da noch mächtig genug, das Irdiſche aufzulöſen. Parcival's Geſchick beruhte doch darin, daß er auf eine bloße Nachfrage Glück und Segen in die Gralburg bringen konnte: Lohengrin, ſein Sohn, hat dagegen nur ein Leben, wenn *nicht* nach ſeinem früheren Schickſale gefragt wird. Eine Herzogin von Brabant iſt nämlich ſehr bedrängt und braucht einen Kämpfer. Nirgends findet ſich einer. Da kommt eines ſchönen Morgens ein Schifflein geſchwommen, welches ein Schwan zieht, und worin ein hübſcher Ritter ſchläft. Der Ritter thut alles Nöthige und heirathet die Herzogin unter der Bedingung, daß ſie nie nach ſeinem Namen frage. Das geht eine Weile, aber die weibliche Neugier duldete es nicht lange, ſie fragt, er iſt Lohengrin, zum Gral gehörig, er muß ſie verlaſſen und das Weinen kommt nun zu ſpät. Das Ganze iſt noch mit deutſcher Reichschronik umhüllt. Es iſt dies Gedicht wahrſcheinlich über Belgien zu uns gekommen, und der deutſche Verfaſſer iſt unbekannt. Mancher ſchreibt es Wolfram ſelber zu — die Form des Gedichtes ſelbſt läßt einen Wolfram die Erzählung vortragen. Indeſſen weder im Gedichte, noch in ſonſtiger Ueberlieferung ſcheint hinreichender Grund für dieſe Annahme zu ſein. Vielmehr deutet Alles auf eine ſpätere Zeit, wo die innerliche Sagenpoeſie bereits verfallen und zum bloß unterhaltenden Roman abgekleidet iſt. Der Verfaſſer wird jetzt für einen Niederländer gehalten.

Die Sage vom Schwanritter iſt auch von Konrad von Würzburg bearbeitet worden, ohne Beziehung auf Gral und Tafelrunde.

9.

Einzelne Gedichte.

Gottfried von Straßburg.

Es handelt sich hier um Gedichte, die sich weniger streng, oder gar nicht an die Hauptkreise anschließen. Dabei ist mit einer außerordentlich wichtigen Figur der mittelalterlichen Poesie, mit Gottfried von Straßburg zu beginnen. In diesem Manne scheint die subjektive Vertiefung des Mittelalters bereits einen Stillstand zu finden, sie schlägt heiter in die sinnliche Welt hinüber, und bildet sogar eine direkte Opposition gegen Wolfram von Eschenbach. Ja, Gottfried von Straßburg ist sich derselben ganz und gar bewußt, er bildet also durchaus einen höchst merkwürdigen Grenzpunkt. „Du verlierst dich," sagte er in ungefähr ähnlichen Worten gegen Wolfram, „in unpassende, verworrene Gebiete, Du zerstörst die Einfachheit, welche der Poesie Noth thut, Du wirst schwülstig, statt „„in schlichter und einfacher Rede zu sprechen, in der ein Mann mit schlichtem, geradem Sinne nicht strauchelt.""

Kann ein Bild zur Verdeutlichung helfen, so ist Gottfried der behagliche, heitere Nachmittag, wo man nicht aufgelegt und berufen ist, neuen Stoff und neues Verhältniß aufzusuchen, noch das Vorliegende zu vertiefen mit üppig spielender Phantasie und Spekulation. Dieser heitere Nachmittag des Mittelalters spiegelt sich in seinem „Tristan und Isolde," welches ein so hellfarbig

ſchimmerndes Gegenbild neben den dunkel beſchatteten Dichtungen des Mittelalters iſt. Hinter der ſinnlich heitern Stimmung liegt genaue Kenntniß aller Motive jener Zeit, aller Bedeutſamkeit mittelalterlicher Poeſie; er weiß vortrefflich, wie feſt das ganze Leben von jenem neuen romantiſchen Dogma umſpannt iſt, aber er ſieht darin ein gefälliges, harmoniſches Daſein bedroht, er ſieht die Schluchten und Abgründe auf allen Seiten, wenn ſich die Seele noch weiter ebenſo rückſichtlos wie bisher der Spielerei im Innern und Aeußern, der traumhaften Spekulation und der geiſtreichen Träumerei hingeben wolle. Indeſſen fühlt er ſich doch auch nicht ſtark und berufen genug, dieſe ihm gegenüberſtehende Welt auf Tod und Leben an der Wurzel anzugreifen; es iſt Nachmittags, er ſieht das bunte Leben bei der Tafel auch ganz gern, er küßt gern, und er hat in dieſen Kreiſen eine ſehr große Gewalt durch ſein Talent. Dies Talent iſt, wie natürlich, noch mannigfachſt mit dem Mittelalter verwachſen. Was nimmt er für einen Ausweg? Seine innerliche Oppoſition trägt er in der Form zur Schau, denn ihrer iſt er dergeſtalt Herr und Meiſter, daß ihn im ganzen Mittelalter Niemand übertreffen mag. Er ſagt zu Wolfram: Du machſt ſchwülſtige Verſe. Aber er ſpielt nur mit der Oppoſition, wo es auf Lebensfragen ankommt, das bedenklichſte Element der ſinnlichen Liebe, welches in ſeinem Gedichte glüht und tobt, iſt mit ſo geſchmeidiger Hand hin und her gewendet, daß man den Satyr eben ſo wenig ergreifen kann als die Sünde und die eigentliche Liebe. Ja, der eigentlichſte Spott auf Sitte und Maxime ſeiner Zeit hat ſich geradezu am leidenſchaftlichen Herzen der Liebe einen feſten kleinen Sitz gebaut, ſo daß der feinſte Beobachter nicht ſagen kann, ob jener ſtürmiſche Drang oder dieſes Aeußerſte vom Herzen eingegeben ſei oder vom Spotte.

So iſt dieſes Gedicht „Triſtan und Iſolde" jenes fabelhafte Weſen, von welchem die moderne Welt erzählt, daß es ſich am Scheidewege mit dem Laſter und mit der Tugend zu verſtändigen weiß, was ſich erluſtigt, aber ſein Kreuz dazu ſchlägt.

Die ſchlimmſte Beleuchtung aber fällt darauf, daß Gottfried ſelbſt früher ein Mönch war, er kennt das innere Heiligthum ſammt allen ſeinen Geſetzen; aber das ſpielt nur, wie eine Etikette dazwiſchen. Er hat klaſſiſche Bildung, ſpricht vom

Helikon, von den Muſen, und das hat ihm manchen unſerer Kritiker beſtochen; denn das iſt unſer Zaubertrank, womit trunken gemacht wird, etwas Eſoteriſches braucht jede Zeit. So iſt es ihm ſtets überſehen worden, daß er der erſte Verräther und der größte Verräther des Mittelalters war, daß er das ſinnliche Element lächelnd geltend machte, und die duftige Liebe auf das pikanteſte Ehebruchlager bettete.

Einzelnes davon war in vielen Gedichten vorgekommen, aber nirgends mit dieſer Bewußtheit. Das eigentlich Mittelalterliche iſt in Gottfried nur noch Marionette, mit dem er ein geiſtreiches Spiel treibt, die baare menſchliche Empfindung nur erfreut eigentlich ſein Herz, und ſie ſchildert er mit wirklicher Innigkeit, ſelbſt wo ſie frech wird.

Da, hier in Gottfried, erſcheint denn auch etwas von jener Objektivität, welche von der Redensart unſerer Kritik ſo oft unpaſſend verlangt wird. Aber ſie erſcheint in ihm, weil in ſeiner Seele das Mittelalter beendigt iſt; er ſteht ſchon mit ſeinem ſchalkhaft, oder gar ſatyriſch lächelnden Gedichte außerhalb deſſelben, die Naivetät, die Unmittelbarkeit der mittelalterlichen Poeſie iſt in ihm vorbei, und ſein Verdienſt iſt bereits auf einem andern Felde zu ſuchen.

Glauben wir deshalb nicht, daß dies im Aeußeren eben ſo raſch geht, o nein, das Mittelalter ſtand noch ein Paar Jahrhunderte, es ward auch noch genug ächt mittelalterlich gedichtet, dies neue Weltgebäude baute ſich auch erſt nach vielen Seiten aus, denn die Maſſe und die einzelne Gattung findet ſich ſtets langſam. Die großen dichteriſchen Geiſter einer Nation ſind wie die höchſten Bergrieſen, dicht am Himmel, von ewigem Schnee bedeckt; mancher Quell, der von ihnen herabrinnt, wird in ſeinem kleinen Urſprunge gar nicht beachtet, und wenn dann unten ein Flüßchen, ein Strom ſich daraus bildet, ſo weiß man nicht immer, welch kleiner Quell grade der Anfang geweſen ſei, das Waſſer hat auch viel zu thun und zu wahren, ehe es bis in's Meer kommt, und ſo einen Hauptlebenstheil des Landes bildet. Es weiß an der Mündung ſchwer zu ſagen, von welchem kleinen Quelle es eigentlich ſtammt.

So geht's der Romantik, die ſich allmählig aus den mittelalterlichen Tiefen in andere Thäler geworfen hat. Wie ſchon

oben bemerkt ward, Gottfried von Straßburg wußte vielleicht ſelbſt nicht, daß ſein Mißfallen an Wolfram eine ſo große Lebensfrage in ſich ſchloß, und daß ſein Triſtan und Iſolde dieſe öffnete. Vielleicht beneidete er ihm auch in etwas den Ruhm, denn Herr Wolfram war ſehr geſucht, und Gottfried neigte ja ſehr zum Weltlichen. Seinem Geſchmacke, ſeinem innerlichſten wenigſtens, iſt es immer ſchwer zu glauben, daß er wirklich der Ueberzeugung geweſen ſei, Hartmann von der Aue ſei ein größerer Dichter denn Wolfram, wie er ausſpricht, der geſchmackskundige Gottfried. Allerdings war in dem einfachen Lebenselemente Hartmann's und in dem einfachen Ausdrucke deſſelben viel Anſprechendes für Gottfried, aber dieſer war doch zu fein, um nicht die anmuthige Mittelmäßigkeit aus Hartmann und die geniale Fülle aus Wolfram herauszublicken. Der Unterſchied zwiſchen tief heitern und tief ernſten Menſchen geht gewiß durch die ganze Geſchichte, durch alle Religionen und ſonſtigen Geſetze, Sitten und Ausdrücke; man ſieht jetzt wieder unter den rohen Völkern, daß der Neger zur heitern, die Rothhaut Amerika's zur melancholiſch ernſten Hälfte hinneigt; aber beim extremſten Weſen verblendet ſich ein geſcheidter Menſch, wie Gottfried, nicht leicht ſo über den Heros in dem gegenüberſtehenden Extreme, daß er wirklich Wolfram unter Hartmann geſtellt hätte. Betrachten wir nun das Gedicht ſelbſt.

Triſtan und Iſolde.

Die erſte Quelle des Gedichtes iſt jener Thomas von Britannien, deſſen ſchon erwähnt wurde und der von der ſchottiſchen Grenze herſtammte. Sie iſt indeſſen hier unweſentlich, da ſich Gottfried, wie Wolfram mit ſeinen Stoffen that, des Gegenſtandes völlig ſelbſtſtändig bemächtigte. Wenigſtens ſehen wir an andern Bearbeitungen deſſelben Stoffes, daß er ohne dichteriſchen Genius ganz unbedeutend blieb. Er beginnt mit Ehebruch, und in dieſer ungeſetzlichen Neigung bewegt ſich ſein ganzes Leben und Element.

Triſtan's Mutter, die Schweſter des Königs Marke von Cornwallis ſchleicht zu dem verwundeten Rivalin, um ihn zu heilen. Bei dieſer Gelegenheit wird ſie ſchwanger, und bald

darauf von Rivalin nach Frankreich entführt. Der Geliebte fällt in einem Kampfe, sie selbst stirbt bei Geburt des Sohnes, welcher ob so trauriger Umstände den Namen Tristan erhält. Dies heißt „der Traurige."

Rual, ein getreuer Marschall, erzieht ihn und zwar durchweg in der damalig modernen Weise. Da ist nichts von der Ahnung und Träumerei, welche Parcival schwellt. Tristan wird vollkommenster, ritterlicher Elegant, lernt alle üblichen feinen Künste, fremde Sprachen, die man an Höfen brauchte, er weiß sich einer falschen Meinung zu fügen, eine grobe Wahrheit zu verbergen, kurz, er wird sehr anmuthig. Freilich ganz anders als Parcival. Norwegische Kaufleute stehlen ihn, setzen ihn aber in Cornwallis an's Land. Er weiß nichts von seiner Verwandtschaft mit Marke, bringt sich als einen Kaufmannssohn an des Königs Hof und macht als ein gentiler Jüngling sein Glück.

„Tristan, Tristan li Parmenois
Comme est gentil, comme est courtois!"

Als Rual kommt, folgt Erkennung und doppelte Freude; aber eigentlich hatte ihn der König schon zum Ritter geschlagen, er hätte die Abstammung nicht bedurft. Vielleicht ist dieser Zug auch nicht ohne Bedeutung.

Jetzt kommen auch die nöthigen Kämpfe; er wird schwer verwundet und nur die zauberkundige Isolde kann ihn heilen, aber diese liebt seinen Stamm durchaus nicht, Tristan hat ihren Oheim Morolt erschlagen, er muß unter falschem Namen sich einschleichen, lehrt sie Musik, und sie heilt ihn dafür, ohne daß irgend ein Liebesgedanke sich herausstellte. Ja, er räth Marke, die blonde Isold zu heirathen und unternimmt die in den Verhältnissen mit Irland gefährliche Werbung. Als er vom Schiffe zum zweiten Male auf irischen Boden steigt, verwüstet just ein Drache das Land. Er erlegt das Unthier, und steckt sich als Siegeszeichen die Zunge desselben in's Wamms; es geht aber von dieser Zunge ein so betäubender Pestdampf aus, daß er wie leblos niederfällt. Die Frauen, welche ihn auf dem Kampfplatze finden, bringen ihn zu sich. Isold erkennt an den Scharten seines Schwerts — wie fein spottet Gottfried! — daß diese Scharten in den zerschlagenen Schädel ihres Oheims passen, sie stürzt

gehobenen Schwertes nach dem Bade, wo er eben iſt, wird aber abgehalten, und ſpäter verſöhnt. Er führt ſie wirklich als die Braut Marke's von dannen.

Nun kommt der Wendepunkt. Ihre Zofe hat von Iſold's Mutter einen magiſchen Liebestrank mit auf dem Schiffe, der für Marke und Iſold beſtimmt iſt, ſie verwechſelt ihn auf der Fahrt mit Wein und giebt ihn arglos Triſtan und Iſold zum Trinken.

Von hier beginnt beider flammende Neigung für einander, die kein Geſetz achtet. Soll nun durch ſolches Zaubergeſchick dieſe Nichtachtung entſchuldigt, ſoll die bornirte Ritterminne verſpottet ſein, welche von einem unnatürlichen Taumel geboren werde? Sprich, Meiſter Gottfried!

Mit feinſter Kenntniß deſſen, was Mann und Weib unterſcheidet, mit loderndem Feuer wird der alsbaldige Ausbruch dieſer Neigung geſchildert. Es folgt nun Betrug auf Betrug — denn die Heirath mit Marke wird bei alledem ruhig vollzogen — den Gatten und die Umgebung zu täuſchen, und das iſt Alles mit ſolcher Feinheit erfunden, mit ſolcher Behaglichkeit ausgemalt, daß man dem frühern Mönche Gottfried die beſte Erfahrung zutrauen muß. Alle Welt weiß es dennoch, denn die Leidenſchaft iſt wie ein lärmender Bergſtrom, der arme Marke überraſcht ſie ſogar zuſammen im Bett, er muß endlich dem Geſchrei des Hofes nachgeben und ein Gottesgericht anberaumen.

Hier ſehe man Gottfried, des Mittelalters Lediger! Dies officielle Inſtitut, dem aller Glaube zuflog ohne Weiteres, wird von ihm auf das Raffinirteſte verſpottet, und der Glaube ſelbſt muß zum Spotte das Mittel geben, wie man einen Franzoſen nur franzöſiſch betrügen kann. Der heilige Chriſt ſelber hat ihr bei Faſten und Gebet ein Mittel eingegeben, wie man das glühende Eiſen halten, und das Gottesgericht ganz wohl beſtehen könne, Gottfried lächelt gut mönchiſch hinter dem alten Verſe hervor: „daß der heilige Chriſt windſchaffen wie ein Aermel iſt —“ (daz der vil tugendhafte Kriſt wintſchaffen als ein ermel iſt) —

Weil ſie doch auch ſchwören muß, ſo verkleidet ſich Triſtan als Pilger, trägt ſie aus dem Schiffe und fällt mit ihr an die Erde — nun iſt ganz wahr der Schwur: daß nie ein anderer Mann als Marke und jener fromme Pilger an ihrer Seite

gelegen habe. Wie will das Gottesurtheil sich da zurecht finden? Es muß sie frei sprechen. Und wie prächtig spricht Meister Gottfried über die Liebe, um alle Schleichpläne des Paares zu verweben; — in diesen versteckten Wendungen höhnt er die ritterliche und kirchliche Konvenienz der Liebe, und ist doch nirgends zu fassen.

Einige Zeit darauf verbannt Marke das Paar vom Hofe, sie ziehen in den Wald und freuen sich allda zusammen, ganz mit dem Anschein, als hätte es ihnen nur bequemer gemacht sein sollen. Da sie Jagdlärm hören, schließen sie ihre Höhle, entkleiden sich völlig, legen sich nebeneinander und ein blankes Schwert dazwischen. Der wackere Marke sieht dies durch einen Ritz, und diese symbolische Scheidung entzückt ihn so, daß er sie wieder an den Hof ruft.

Endlich tritt denn doch wieder eine Bettüberraschung ein, und Tristan muß fliehen; sie scheiden unter den zartesten Zusagen unverbrüchlicher gegenseitiger Treue und Zärtlichkeit. Nun — Tristan findet eine zweite Isold, die auch wirklich eben so heißt, sehr schön ist, besonders weiße Hände hat, und daher auch den Beinamen führt „aux blanches mains.“ Der gleiche Name, die Schönheit, Reue über Ehebruch verwirren ihn, er heirathet sie, aber er bleibt Isolden, der ersten treu. Die neue Isold fragt endlich, er schützt ein Gelübde vor, aber am Ende hält er das Gelübde selber nicht. Indessen mitten im Kampfe, wo es sich nun um die eigentliche Idee des Gedichtes handelt, stirbt Gottfried und läßt uns in wirklicher Liebesnoth.

Ulrich von Türheim hat es sehr unglücklich, Heinrich von Vriberg mit besserem Geschicke zu End gebracht. Da wird Tristan, indem er seinem Schwager bei einer ungesetzlichen Liebschaft dienstfertig ist, tödtlich verwundet. Er läßt nach England schicken und die ächte Isold zu seinem Sterben entbieten, sie solle mit einem weißen Segel kommen. Es kommt endlich ein Schiff, er fragt nach der Farbe, Isold mit den weißen Händen sagt, es sei ein schwarzes Segel; da stirbt er. Die blonde Isold ist's aber wirklich, sie stürzt auf ihn und stirbt. Der gute Marke erbaut für sie ein Kloster, und läßt einen Rosenstrauch und eine Weinrebe darauf pflanzen, deren Zweige in einander geschlungen sind. Dies ist das Wappen von Tristan und Isolde. Die

chriſtliche Deutung deſſelben von Briberg in den Dornenkranz und in den wahren Weinſtock geht freilich ganz aus Gottfried's Kreiſe hinaus.

Kurz, wir haben in dieſem Gottfried'ſchen Werk einen Durchbruch der glühendſten urſprünglichſten Sinnlichkeit, der alle Konvenienz der Zeit mit Füßen tritt, und ſich auf Koſten der ganzen damaligen Exiſtenz geltend macht. Juſt an dieſer Stelle, wo das Mittelalter ſeine theoretiſche Vergeiſtigung auf die Spitze getrieben, wo es eine einſeitig-innere Welt übermächtig ausgebildet hatte, tritt in Gottfried, der etwa gegen 1250 ſtarb, eine ſo glänzende Mahnung ein, daß der Menſch auch noch etwas ganz Anderes ſei, daß dies Andere ebenfalls von ungeheurer Macht und von ſtrotzenden Keimen einer Welt erfüllt werde. Dieſe Erſcheinung iſt um ſo bedeutender, je mehr ſie gerüſtet, fertig und verführeriſch zugleich auftrat; es muß alſo ein tief verborgener langer Strom dieſer Richtung angenommen werden, welcher unerkannt neben dieſem, alles Sinnliche verläugnenden Mittelalter einhergegangen war, es muß ſich alſo ferner eine ſchwere Nothwendigkeit der menſchlichen Entwickelung darin bergen, da er unter feindſeliger Umgebung doch zu einer ſolchen Pracht und Stärke gedieh. Denn die Schönheit von Gottfried's Form und Faſſung iſt unübertroffen, er iſt Meiſter des Geſchmacks und erhebt ſich auch darin über ſeine Zeit.

Mit einer gemüthlichen Unbekümmertheit haben ihn meiſt die Preiſer des abſoluten Mittelalters belobend angeführt, haben von den ſchönen Verſen, der glänzenden Darſtellung geſprochen und für das zudringlich ſinnliche Element irgend eine artige Beſchwichtigung entdeckt, oder eine überſchwänglich ſinnige Deutung aufgeſucht. Wenn der ſogenannte moraliſche Maaßſtab angelegt wird, ſo iſt Triſtan und Iſolde ein Gräuel; aber man hätte bei ſolcher Konſequenz dies glänzendſte Gedicht des Mittelalters eingebüßt, und ſo iſt die Verurtheilung noch immer aufgeſchoben.

Abgeſehen nun von jener tieferen Vergleichung und von der Perſpektive für die romantiſche Welt, welche ſich in dieſer Oppoſition Gottfried's öffnete, abgeſehen davon, ſtellt ſich als Eigenthümlichkeit an ihm heraus, die bei keinem Andern bemerkt wird: jene graziöſe Neigung zur Heiterkeit, jenes bewußte Lächeln, was über Allem ſchwebt. Alles übrige Mittelalter iſt todesernſt.

Selbſt das ſcherzhafte Element der Tafelrunde wird ernſthaft behandelt. Nur in der ſtärkſten Potenz dieſer Epoche, in Wolfram, befreit ſich mitunter ein noch mächtigeres Element des tief Heiteren, ein noch mächtigeres als das, was über Gottfried ausgegoſſen iſt. Dies ſind einzelne humoriſtiſche Punkte in Wolfram, wo ſich die ringende Seele in einem Anfluge von Laune überhebt. Wie man denn überhaupt dieſem poetiſchen Mittelpunkte des Mittelalters, dem Wolfram, das größere Verdienſt ungeſchmälert laſſen muß, ſeiner Zeit auf die geheimſten, innerlichſten Spuren gedrungen zu ſein, ſeine Zeit erſchöpft zu haben. Möge man ſich dabei vor ungerechter Vergleichung hüten, denn der Werth Gottfrieds beruht nicht alſo im Hauptausdrucke des Mittelalters, ſondern in der geſchmackvollen Kühnheit, ſich auf eine künſtleriſche Weiſe von der Beengung des Mittelalters zu löſen. Wolfram iſt der geheimnißreich mächtige Herrſcher, Gottfried der muthige und geſchickte Eroberer.

Von einzelnen Gedichten iſt noch zu erwähnen:

Flos und Blankflos, Blume und Weißblume, auch Roſe und Lilie, Flur und Blancheflur genannt. Der Name davon iſt bereits beim Karlskreiſe vorgekommen. Es iſt nach dem Franzöſiſchen des Ruprecht von Orbent durch Konrad Flecke in unſere Literatur gebracht, als Romanſtoff darin erhalten und bis auf die neueſte Zeit ſtets wieder bearbeitet worden. Flos, Sohn eines Araberkönigs, und Blankflos, Tochter einer auvergnatiſchen Gräfin, wachſen neben einander auf, und es entwickelt ſich von früher Kindheit eine ſtarke und zarte Neigung zwiſchen ihnen. Es hat nicht an deutſchen Kritikern gefehlt, welche dieſe Engelneigung der Kinder unmoraliſch oder unpaſſend befunden haben. Die Liebe wird auch von den Eltern, aber politiſcher Gründe wegen, gemißbilligt, Flos wird entfernt, Blankflos an morgenländiſche Kaufleute verhandelt, von denen ſie in's Serail des Sultans von Babylon kommt. Als Flos heimkehrt, ſagt man, ſie ſei geſtorben, und weiſ't ihm das Grabmal. Er erfährt aber den Hergang, macht ſich auf, dringt nach Babylon — in einem Roſenkorbe wird er, ſelbſt roſenroth gekleidet, in den Harem ge-

tragen. Ueberraſchung, Glück; er wird verborgen gehalten, aber doch vom Sultan entdeckt, und ſie ſollen beide verbrannt werden. Sie haben einen Zauberring, womit ſich eins retten kann, aber ſie ziehen gemeinſchaftlichen Tod vor und werfen den Ring fort. Der Sultan erfährt's, aber dennoch will er ſelbſt Flos tödten — Blankflos indeſſen drängt ſich vor, den Schwertſtreich für ihn aufzufangen, ſo daß der Sultan endlich von der Liebe gerührt wird und verzeiht. Sie kehren beglückt in die Heimath. So endiget dies Thema einer ſchuldloſen Liebe.

Die Liebesgeſchichten jeder Art machen ſich nun auf alle Weiſe geltend, die ſogenannte Minne erhält in dieſer epiſchen Behandlung, den Minneliedern gegenüber, eine fleiſchige Gewandung, die oft von der wunderlichſten Art iſt. So exiſtirt ein Gedicht „Frauentreue," darin ſchaut ein Ritter mit einem Bürger dem Kirchgange zu, um die ſchönſte Frau der Stadt auszufinden. Der Ritter entſcheidet ſich für eine, es iſt aber zufällig die Frau des Bürgers, und ſie iſt auch treu. In der Liebestollheit veranſtaltet er ein Turnier, wo er nur im ſeidenen Hemde ficht. Ein Splitter dringt ihm in die Seite und er krankt ſehr, der Bürger veranlaßt ſeine Frau, ihm ſelbigen herauszuziehn. Sie thut's, und dabei hofft der Ritter zu ſterben. Er wird aber geheilt, dringt des Nachts raſend zu dem Ehebette, die Frau ſchämt ſich halbtodt, er aber umarmt ſie auf's Kräftigſte, reißt dabei ſeine Wunde auf und ſtirbt. Jetzt macht ſich die Frau Vorwürfe und ſtirbt ihm bald darauf nach. Der Dichter ſchließt mit einer höchſt naiven Verdammung der Sprödigkeit. Dies ſinnliche Element verbreitet ſich dann immer mehr in allerlei andere Realität, und in dahin ſchlagender Bearbeitung hat ſich beſonders Konrad von Würzburg hervorgethan. Das ſtuft ſich immer weiter ab zum Eſſen und Trinken, was in der „Wiener Meerfahrt" und im „Weinſchwelg" ſeine Verherrlichung findet, zur Proſa der Liebe und dem derben Witze, welche am Schlagendſten in den Gedichten „Salomon" und „Morolf" zu Tage kommen, und in welchen Bereich auch der „Pfaffe Amis" von „Sticker" gehört. Viele dieſer Sachen, wo ſich das Mittelalter auf eine handgreifliche Weiſe von ſeiner Ueberſchwänglichkeit befreit, tauchen noch in ſpäteren Jahrhunderten wieder auf. Beſonders thut „Hans Roſenplüt," wegen ſeiner Vorliebe

für Derbheit „der Schnepperer" genannt, ſich im Wiederaufnehmen ſolcher Gedichte hervor, und in den öſterreich'ſchen Landestheilen entwickelt ſich frühzeitig Preis und Vorliebe für eine fleiſchige Auffaſſung und Fröhlichkeit, wie ſie heut noch zu finden.

Von den noch im alten ernſten Tone gehaltenen, die zum Theil in die früheſte Zeit des Mittelalters zurückgehn, ſind zu nennen:

Herzog Ernſt. Es ſpielt in die Zeit der Ottone, und dieſer Herzog Ernſt, welcher verbannt wird, geräth in die fabelhaften Gegenden des Orients, wo die Kranichmenſchen, die Greife und ſolcher Ausbund exiſtiren. Dort kommt er denn auch mit den Templern und Gralrittern in Verband. Man ſchrieb dies Gedicht lange dem älteſten Minneſänger, dem würdigen Heinrich von Veldegk zu, welcher von Gottfried auch auf Koſten Wolframs gelobt wird. Jetzt glaubt man aber, daß es höchſtens die ſpätere Umarbeitung eines Veldegk'ſchen Werkes ſei.

Landgraf Ludwig von Thüringen. Von unbekannter Hand und zuerſt von Schlegel angezeigt. Doppelt falſch nannte man früher den Titel Gottfried von Bor: n und als Verfaſſer Wolfram.

Wilhelm von Orleans. Von Rudolph von Montfort und Hohenems. Man legt ihm die Geſchichte Wilhelm's des Eroberers unter.

Das Lobgedicht des heiligen Anno und die Kaiſerchronik, worin ſich die Ueberreſte einer alten Weltgeſchichte aus dem zwölften Jahrhunderte finden. Dem erſten Gedichte gab man ſonſt eine frühe Abſtammung, als man aber die Kaiſerchronik auffand, ergab ſich, daß Beides in vieler Weiſe zuſammengehörte. Die letztere, deren Druck erſt beabſichtigt wird, gilt der neuen Forſchung für ſehr wichtig. Man findet darin einen der erſten und ſtärkſten Uebergänge in die wunderträumende romantiſche Zeit, wo man die nüchternen alten Sagen zu verſchmähen anfängt.

Eine Weltchronik, ebenfalls von jenem Rudolph, der von Montfort, von Hohenems und von Enſe genannt wird, angefangen und von Heinrich von München bis zur Zeit Karl's des Großen fortgeſetzt. In dieſer Fortſetzung bezieht ſich Manches auf unſere Heldenſage.

Noch eine Weltchronik und ein österreichisch Fürstenbuch von Johann oder Jansen dem Enikel, auch Enenkel genannt, einem Wiener Bürger, der von 1190—1250 gelebt hat. Die Sachen sind gereimt, besonders für lokale Sagengeschichte ergiebig und eine halb burleske Fortsetzung für alle Poesieen, denen der edlere Halt und Trieb ausgeht.

Eine Reimchronik des Ottokar von Horneck, der um 1320 stirbt. Sie umfaßt die Geschichte von Oesterreich und Steiermark von 1250—1309, und gilt schon als rein historische Quelle. Zu Wien befindet sich auch noch eine handschriftliche Weltchronik von ihm.

Der Frauendienst von Ulrich von Lichtenstein ist beiläufig schon erwähnt. Er ist als Einblick in jene erkünstelte Lebensverhältnisse zu beachten, wie man ihn aber für eine unabhängige poetische Bildung ausgeben und anpreisen konnte, ist wohl nur daher gekommen, daß Ludwig Tieck eine Bearbeitung, obenein in Prosa, davon gegeben hat.

Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue nimmt als poetische Erzählung schon eine viel interessantere Stelle ein.

Von jenen Reimchroniken, die gegen Anfang des vierzehnten Jahrhunderts überall auftauchen, sind die wichtigsten: die Livländische, in Reval geschrieben, die Chronik des deutschen Ordens von Nikolaus von Jeroschin, die Gandersheimer vom Pfaffen Eberhard, noch in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gehörig; die Braunschweiger; die von Cölln vom Meister Gottfried Hagen. In den Niederlanden erscheinen sie sehr zahlreich, und wir begegnen dort später noch besonders der Limburgischen.

Es sind hierbei nun noch einige Andeutungen über die Form selbst zu geben, deren sich diese mittelalterliche Schule, welche man unter dem Gesammtnamen „Minnesänger" zusammenfaßt, bediente. Die beste Auskunft darüber geben die Arbeiten der Gebrüder Grimm, besonders in der Grammatik, welche diese alten Sprachtheile unsres Vaterlandes lehrt.

In den epiſchen Gedichten herrſcht das kurze Reimpaar; verſchlungenere und künſtlichere Mannigfaltigkeit findet ſich aber auch in den Hauptdichtern dieſer Art, beſonders in Wolfram und Gottfried. In den Liedern herrſcht der größte Wechſel an metriſchen Weiſen, oder wie man das nannte, in den „Tönen.“ Im Maneſſiſchen Kodex finden ſich an 1200 verſchiedene Töne. In größter Einfachheit gehen die Geſänge Walthers von der Vogelweide einher. Das Verſchiedenartigſte kommt aber doch auf jene Grundgeſetze zuſammen: jede Strophe, welche von den Aelteren „Lied,“ von den Späteren „Geſätz“ benannt war, beſtand aus drei Theilen, „von denen ſich zwei in der Sylbenzahl und Stellung der Reime genau entſprechen.“ Die ſpäteren Meiſterſänger nannten dies „die Stollen“ und den dritten, gewöhnlich darauf folgenden Theil den „Abgeſang,“ der auch zuweilen zwiſchen die Stollen genommen wird, und ſtets allein daſteht. „Die Reimfolge bleibt durch ein Gedicht von mehreren Strophen dieſelbe mit ſtrenger Beobachtung der ſtumpfen oder klingenden Reime in den ſich entſprechenden Zeilen.“ Die Gedichte, in welchen größere Willkür der Form und des Reimes herrſchte, und die dann in Knittelverſe ausgeartet ſind, hießen „Leiche.“

Die Grundform des nationalen Epos beſteht in vier langen Zeilen, die neben einander gereimt ſind. So in den Nibelungen. In dieſer Art iſt auch der ältere Titurel, nur mit der Abweichung, daß die dritte Strophe die kürzeſte, die vierte die längſte iſt, und daß der Gang nicht, wie zumeiſt in Jamben oder Trochäen, ſondern in Anapäſten geht.

Aus dem oben angegebenen „Abgeſange“ ſpäterer Form entwickelt ſich das, was wir Refrain nennen und was oft nur ein Ausruf wird.

10.

Antike Stoffe, geiſtige Gedichte und Proſa.

Was ſich die Deutſchen ſpäter oft ſelbſt ſo vielfach vorwarfen, das Aufnehmen des Stoffes von außenher, das liegt doch in unſerer ganzen Entſtehungsgeſchichte deutlich zu Tage. Als wir beim Beginn des Mittelalters die deutſche Gemeinſchaft werden, welche wir mehr oder minder heute noch ſind, da intereſſiren uns auch zumeiſt Sagen und Stoffe benachbarter Nationen, und es wird nur einem guten Glücke verdankt, daß unſere heimiſche Heldenſage nicht ganz unbeachtet bleibt. Dieſes Glück iſt ſo gut, daß es der angeſtrengteſten Forſchung nicht gelingen will, mit Gewißheit zu ergründen, wem wir das Glück zu danken haben. Wir betteln uns das Bischen Kenntniß darüber zuſammen, und das iſt ein ſicheres Zeichen, wie ſehr das Ganze in beſcheidener Stille, an vielen Orten, halb zufällig und wild aufgewachſen iſt; kurz, wie ſehr der bloße Treffer und was man Glück nennt, dabei gewirkt hat, und wie wenig die bewußte Abſicht.

Die Lage unſres Vaterlandes mag zu dieſer Richtung nach außen beigeſteuert haben, wie ſchon erwähnt iſt; aber es liegt auch gewiß ein tieferer Familienzug auf dem Grunde.

Bisher waren es faſt immer bretoniſche und franzöſiſche Sagen, die man ſich aneignete. Es iſt nun nachzuholen, daß man ſich ganz früh auch an antike Stoffe hielt, obwohl man freilich auch dieſe meiſt aus Frankreich bezog und nicht aus der

Ursprache. Unter Ursprache wird übrigens blos lateinisch verstanden, denn das Griechische war zu weit.

Ein Gedicht über Alexander den Großen vom Pfaffen Lamprecht ist durch neuere Kritik sehr hervorgehoben und ausgezeichnet worden. Es wird auch in das zwölfte Jahrhundert verlegt, dahin, wo das Althochdeutsche in's Mittelhochdeutsche übergeht, und noch manche niederdeutsche Färbung trägt. Die Assonanz spielt noch darin. Alexander's Zug bis an's Ende der Welt ist der erste Theil des Gedichts, sein Krieg mit Darius, seine Schlacht gegen Porus und die Ankunft bei den Grenzen der Erde. Dann schreibt er einen Brief in die Heimath, nach welcher in ihm das Verlangen erwacht. Dieser Brief hauptsächlich ist der zweite Theil, welcher sich in zauberhaften Vorfällen ergeht und mit wenig Worten dann Alexanders Tod giebt.

Man glaubt, es sei vieles Aehnliche aus dem zwölften Jahrhundert noch unbekannt, wie in Graffs Diutiska Stücke eines deutschen Gedichtes „Athis und Profilias" aus diesem Zeitraume mitgetheilt werden. Auch davon wird eine französische Quelle angegeben.

Die Alexandergeschichte ward später noch durch Rudolph von Hohenems bearbeitet. Sie ist noch ungedruckt als Handschrift zu München. Hier ist einmal eine nähere Quelle, nämlich wenigstens die lateinische des Curtius und außerdem die Tradition des Byzantinischen Mönches Kallisthenes. Ulrich von Eschenbach, der sich an denselben Stoff machte, ist wiederum einem Franzosen gefolgt. Aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts stammt die letzte Bearbeitung der Alexandersage von Seifrid.

Größeren Nachdruck legt man auf die Eneit des Heinrich von Veldegk. Dieser erste Minnesänger hatte ebenfalls eine französische Bearbeitung des Virgil vor sich, und strich die Sachen auf's Beste mit Ritter- und Minnefarben an, so daß sich die Trojaner in diesem Kostüme gar wunderlich ausnehmen. Dies und der Reim verhalfen aber diesem geschmacksarmen Produkte zu der Auszeichnung, welche es im Mittelalter genoß.

Wenn irgendwo, so glaubt man bei solchem Beifall ein Kleid der mittelalterlichen Armuth und den Gedanken zu erblicken,

daß die Einheit mehr ein Ergebniß des Mangels an zerſtreuendem Reichthume, als der Auswahl geweſen ſei.

Der dritte Hauptſtoff aus der antiken Welt war der trojaniſche Krieg. Eine frühe, ſehr mittelmäßige Bearbeitung, die aber klaſſiſche Stellen citirt und ſtolz den Homer, Ovid und Virgil anruft, iſt die Herbort's von Fitzlar. Die berühmteſte iſt die Konrads von Würzburg. Das Gedicht von ungeheurer Ausdehnung breitet ſich über den Argonautenzug und alle früheren Sagen, man kennt es jetzt nur bis zu Iphigeniens Opferung, da es noch nicht ganz bis zur Hälfte ſeiner 60,000 Verſe bekannt gemacht iſt. — Auch Konrads Quelle war die wälſche Bearbeitung eines Byzantiners.

Auch ein gewiſſer Wolfram hat den trojaniſchen Krieg bearbeitet.

Wenn noch der Ovid'ſchen Metamorphoſen gedacht iſt, die Albrecht von Halberſtadt zum Vorbilde genommen, die aber nach einer ſpäteren Umarbeitung gedruckt ſind, ſo daß wir nur den Prolog Albrecht's davon haben, dann darf man ohne weitere Klage von dieſer kümmerlichen Partie Abſchied nehmen.

Eine zweite Seitenkapelle, aber eine tief römiſch-chriſtliche, iſt mit den ſtreng geiſtlichen Gedichten bedeckt, die ſich meiſt auf lateiniſche Legenden ſtützen. So ſehr alle Dichtung des Mittelalters mit der chriſtlichen Kirche verbunden iſt, ſo vielfach haben wir doch geſehen, wie ſie ſich ſelbſt in dem Hauptvertreter Wolfram von Eſchenbach eine eigenthümliche Anſchauung bewahrte — hier aber giebt ſie ſich völlig hin, wird willenloſes Organ der Kirche.

Dahin gehören: das Leben der heiligen Jungfrau Maria bis zur Rückkehr aus Aegypten, in drei Büchern oder Liedern von dem Pfaffen Wernher — das Leben Maria's und Chriſtus ſammt der heiligen Familie von dem Karthäuſer Philipp.

Jetzt, wo der rückſichtsloſe Glaube ſeltener geworden iſt, geht man daran vorüber, wie die aus Holz geſchnitzten Engel an Kanzeln und Kirchthüren nicht mehr einer beſondern Auf-

merkſamkeit gewürdigt werden, wenn das Holz nicht beſonders kunſtreich behandelt iſt.

Genauer werden ſchon die beiden folgenden betrachtet: Barlaam und Joſaphat und die Sage vom heiligen Georg.

Barlaam und Joſaphat iſt wiederum von Rudolph von Hohenems, der mit einer nachzeugenden artigen Mittelmäßigkeit ſich in allen Fächern fleißig erwieſen und die vorbereitete Ausbildung der Form nach Kräften benutzt hat. Der Sieg des Chriſtenthums iſt darin alſo verherrlicht: Avenier, ein indiſcher König, iſt gegen die Chriſten. Von ſeinem Sohne Joſaphat prophezeihen die Wahrſager, daß er zum Chriſtenthume übergehen werde. Er wird alſo in einem abgeſchloſſenen Pallaſte zu aller heidniſchen Weisheit aufgezogen. Als er den Grund der Abſperrung erfährt, verlangt er, ein geiſtig gefeſteter Jüngling, mehr Freiheit. Sie wird ihm gewährt — es erſcheint der weiſe Barlaam als Juwelier, deutet ihm den koſtbarſten Stein als das Chriſtenthum und predigt dies. Joſaphat läßt ſich taufen. Alle Mittel, ihn zurückzubringen, ſcheitern; bei großen Diſputationen werden die eifrigſten Heiden plötzlich bekehrt und verwenden ihre Dialektik für's Chriſtenthum. Der Zauberer Theodas bringt ſchöne Weiber und Teufel herbei, die hier als verwandte unchriſtliche Waffen erſcheinen, Joſaphat betet, bleibt ſtandhaft, ja bekehrt auch Theodam. — Avenier, der Vater, theilt das Reich mit ſeinem Sohne; dieſer regiert chriſtlich, baut Kirchen, bekehrt und iſt und macht ſehr glücklich; der Vater aber ſehr unglücklich. Endlich bekehrt der Sohn auch ihn. Als Avenier im Einſiedlerſtande geſtorben iſt, legt Joſaphat die Krone nieder, geht in die Wüſte, kämpft mit Teufeln, findet ſeinen Barlaam, begräbt ihn, da er ſtirbt, und ſtirbt am Ende ſelbſt als ſehr heilig. Die Gräber thun Wunder.

Die Poeſie dieſes Mönch's iſt eine ganz andere, als die des Mönchs Gottfried von Straßburg, und es iſt zu erkennen, wie früh ſich das Reich des Gegenſatzes in der Romantik eröffnet hat. Hier hat die irdiſche Welt in Allem Unrecht, bei Gottfried hat ſie in Allem Recht.

Was nach dieſer Barlaam- und Joſaphat-Anſicht, nach dieſer häßlichen Theorie, welche ſo viel Gültigkeit erlangt hat, das menſchliche Leben eigentlich ſei, ſtellt ſich zum Erſchrecken in

der hierher gehörigen Allegorie dar, welche unter dem Titel: „der Mann in der Grube" bekannt iſt.

„Ein Mann von einem Thier verfolgt, fällt in eine Grube und hält ſich an einem Bäumchen feſt. Zwei Mäuschen, ein ſchwarzes und ein weißes, kommen aus der Wand wechſelsweiſe heraus, und nagen an den Wurzeln des Strauchs." Gegenüber ſind vier Schlangen, unten wartet ein Drache auf den Fall. Der arme Mann nährt ſich in der kläglichen Schwebe und Ausſicht von etwas Honig, der zuweilen vom Baume herunterfällt. „So iſt der Menſch, vor dem Tode fliehend, in der Grube der Welt wie eingefangen. Das Bäumchen iſt das Leben des Einzelnen, woran der lichte Tag und die ſchwarze Nacht unaufhörlich freſſen, ſo wie die vier Elemente am Menſchen zehren. In der Tiefe aber wartet das Nichts, der Alles verſchlingende Drache, und das einzige Labſal in dieſer grauenvollen Lage ſind einige Tropfen leichter und momentaner Süßigkeit der Wolluſt."

Dabei fragt man doch billig, wer das verfolgende Thier geweſen ſei, was den Menſchen zu einer ſo grauenvollen Exiſtenz beſtimmt habe. Da wird nun wohl die Erbſünde genannt, indeſſen iſt es doch auch die Schöpfung des Menſchen und die arme Kreatur erlaubt ſich die beſcheidene Frage, warum ein gütiger Gott zu einer ſolchen Exiſtenz ſchaffe; und ob aller Reiz der irdiſchen Welt blos zum Experiment und darum vorhanden ſei, um geläugnet und verdammt zu werden. Dies theoretiſche Bewußtſein fand aber doch ſelbſt im Mittelalter nur eine theoretiſche Herrſchaft, die Artuskreiſe nehmen wenig oder gar keine Notiz davon, ſelbſt Wolfram wendet ſeine Tendenzen anders, und Gottfried tritt ihm mit einem Ausdrucke entgegen, welcher unter damaligen Umſtänden die größte Frivolität ſein mußte. Er wurde aber nicht als ſolche aufgenommen, und ſo darf uns der Glaube bleiben, dieſe theoretiſche Welt in ihrem Extreme ſei immer nur eine Folie, eine Unterlage geblieben, wodurch das Leben in Wald und Sonne nur einen Reiz mehr erhalten habe.

Die Sage vom heiligen Georg, welche aus dem griechiſchen Chriſtenthume ſtammt, und aus Frankreich durch Reinbot von Dorn zu einer deutſchen Poeſie gefaßt worden iſt, enthält die Leiden und Wunder dieſes Heiligen.

Daneben iſt die ſpäter entſtandene Legende der heiligen Eliſabeth von Thüringen zu nennen. — Aus dem Niederdeutſchen heben ſich hier „die Reiſen des heiligen Brandanus" hervor. In dieſe Partei gehören auch „die Crescentia," eine verſtoßene Kaiſerin, „der König im Bade," welcher zur Beſſerung dergeſtalt von einem Engel entthront wird, daß er nicht mehr wie der König ausſieht und keinen Gehorſam findet, die Legende von „Otto dem Rothen," welcher ſehr tugendhaft iſt, aber dafür Lohn begehrt, und die vom „Mönche Felix," welcher die Freuden des Paradieſes ſucht. Er hört einen kleinen Vogel reizend ſingen, läuft ihm entzückt nach und wie er wieder zum Kloſter kehrt, ſind hundert Jahr vergangen, und nur ein eisgrauer Mönch und der Katalog erinnern ſich ſeines Namens. Dieſe und ähnliche Sagen, wo die Teufelsverſchreibungen eintreten, ziehen ſich ſchon in die ſpäteren Jahrhunderte herab. Es iſt noch ein halblyriſches Gedicht „die güldene Schmiede" zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria, von Konrad von Würzburg und als ächte Martergeſchichten ſind aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts noch anzuführen: die Marter der heiligen Martina vom Bruder Hugo von Langenſtein, wovon in Graff's Diutiska Auszüge, und „der Kreuziger" von Johann von Frankenſtein, das Leiden Chriſti nach lateiniſcher Urſchrift.

Um zum Beginn unſerer Proſa zu kommen, muß der Weg durch die Lehrgedichte geſucht werden. Wenn die Begeiſterung, die unmittelbar erhaſchte Empfindung, der freie Ueberblick, man möchte ſagen, der erſte Sonnenblick einer neuen Welt, vorüber iſt, jener naive Kindesblick, worin man die Gottheit ſelbſt ſucht, dann faßt ſich das Bewußtſein ehrbar zur Belehrung zuſammen. Der poetiſche Ausdruck hört auf, in ſeiner Durchdringung des Objekts ſich ſelbſt Zweck zu ſein, er giebt ſich in Dienſtbarkeit, will nicht ſingen, ſondern beweiſen, es erſcheint die didaktiſche Poeſie, welche man beſten Rechtes aus dem eigentlichen Heiligthume der Poeſie gewieſen hat. Dies iſt die Brücke in's ordinair Praktiſche.

Es liegt allerdings ſehr nahe, von der gewöhnlichen Auffaſſung hierbei mißverſtanden zu werden. Die bei Weitem überwiegende Mehrheit ſelbſt der gebildeten Welt iſt in den Kreis der Forderungen und Schlüſſe eingeengt, welcher eine Geſellſchaftswelt in ſich begreift; die überwiegende Mehrheit des Urtheils, was ſich ſelbſt talentvoll geltend macht, iſt eine verwaltende. Dies wird der Geſellſchaft von der einen Hand in die andere ſchleunigſt und augenblicklich zur Benutzung, was Wunder, daß es ſo viel Zulauf gewinnt! Deshalb ſehen wir gemeinhin das, was den ſogenannten moraliſchen Ton anſchlägt, mit ſo viel Nachdruck und Zuſtimmung auftreten, es hat die nächſte Nothwendigkeit eines geſellſchaftlichen Verbandes in ſich, ſein Zorn hat immer etwas von Tugend und ſolch' hohem Begriffe zu ſagen, wie er den Schwächeren einſchüchtert, dem Ungeübten Achtung ohne Weiteres abnöthigt.

Es iſt der höheren Kritik nicht leicht geworden, ſich davon zu befreien, beſonders da die Moraliſchen gleich mit dem Bannworte der Immoralität zur Hand ſind. Das Höchſte des Menſchen, für deſſen Ausdruck die Poeſie angenommen wird, bewegt ſich aber gar nicht in dieſem Gegenſatze, ſondern liegt darüber hinaus. Es mag für das Geſellſchaftliche die ſogenannte Moral in ihrer Wirkung und Achtung bleiben, ſobald im Auge behalten wird, daß ihre Beziehungen vom höchſten Standpunkt der Bildungsidee abhängig und darnach zu geſtalten ſind. Es iſt zwar immer viel die Rede von den ewigen Grundſätzen, aber in demſelben Athem wird von jüdiſchem, oder griechiſchem oder mittelalterlichem Standpunkte geſegnet und verdammt; dies beruht alſo auf der gewöhnlichen Unzulänglichkeit des Ueberblicks und gehört in die vielen Partieen der Beſchränktheit, welchen der Standpunkt bloßer Verwaltung ausgeſetzt iſt.

Solch' blos verwaltendes Talent, was ſich in ſeinem Umkreiſe zur Klaſſicität ausbilden kann, begegnet uns täglich an den Juriſten und blos formellen Politikern, von denen ſich ſelten eine Ausnahme über dieſe zweite Stufe der Bildung hinausſchwingt.

Und ſolches Talent ſchafft und preiſ't auch die didaktiſche Dichtung.

Allerdings hat jeder höhere Ausdruck, den der Menſch ge-

winnen kann, am Ende etwas mit der Belehrung zu ſchaffen; was ſich im Menſchen abſetzt, das erſcheint mehr oder minder in dieſer Form. So hat am Ende die Sonne immer Wärme, aber die erfüllende Bedeutung der Sonne iſt und heißt nicht Wärme. So heißt die Poeſie auch nicht Lehre. Der Menſch empfindet, liebt, jauchzt, leidet nicht blos, um dadurch über Empfindung, Liebe und Leiden belehrt zu werden, und wenn er ſich alles deſſen in einer Kunſtform bemächtigt, ſo geſchieht dies nicht, um dadurch eine hausbackene Lehre zu gewinnen — mit einer ſolchen wartet die ſchlichte Erfahrung auf, dazu bedarf es nicht ſolchen Aufwandes. Nein, es geſchieht, um zu einem unmittelbaren Bewußtſein des Göttlichen zu kommen, was ſich in jedem glücklich aufgefundenen Verhältniß offenbart. Solch' ein vom genialen Bewußtſein glücklich aufgefundenes Verhältniß iſt das Kunſtwerk.

Dies liegt über das geſellſchaftliche Verhältniß des Menſchen hinaus, obwohl dies Verhältniß ſelbſt der Gegenſtand jener Anſchauung ſein kann, obwohl dabei im Einzelnen Belehrung, Lebensregel und Notiz abfallen mag, ſo viel nur immer in jenem Kunſtverhältniſſe Raum findet.

Iſt die Dichtung auf jenes höhere Gebiet hinausgehoben, ſo entweicht ſie allem dogmatiſchen Geſetze, was ſich im geſellſchaftlichen Verbande geltend macht; ſie hat ihr eigen Geſetz in ſich, in ihrem glücklich oder nicht glücklich gefundenen Verhältniſſe zwiſchen ſich, dem Angeſchauten und dem Gewonnenen. Sie entgeht deshalb der Stufenordnung in ihrem eignen Bereiche nicht, denn es kann das Bedeutende und das weniger Bedeutende in künſtleriſchem Verhältniſſe aufgefaßt werden, und das Ganze deshalb von größerem oder geringerem Belange ſein. Sie zieht in ihr Geſetz nicht blos das Wort, ſondern Alles, was nach einer Form trachtet, ſei es ein Gedicht oder ein Menſch, ein Gebäude, ein Geſchichtswerk, eine Epoche, ein Gedankenwerk, ein Garten oder eine Erziehung.

Aber ſie wird nicht eingeordnet nach dem jedesmaligen Geſetze der bürgerlichen Verwaltung, nicht nach dem jedesmalig moraliſchen Standpunkte derſelben, ſie verwirft Triſtan und Iſolde nicht, weil dies Gedicht Seiten bietet, welche der Theologe Tholuk 1837 unſittlich nennt, ſie lobt den „welſchen Gaſt" nicht und die Windsbecke nicht, weil darin in Ermangelung der

Poeſie Moral gegeben und für Poeſie ausgegeben wird; beſtreitet dieſen Lehrgedichten aber nicht den Werth, welchen ſie in ihrem Verhältniſſe als Denkmäler einer verfallenden Epoche haben, als Ausfüllung eines beſchränkten Umkreiſes.

Es fehlt uns übrigens ſo wenig an jener Kritik, die aus den Grundſätzen bürgerlicher Verwaltung heraus das erfinderiſche Geſtalten des menſchlichen Geiſtes richtet, es fehlt uns ſo wenig daran, daß dieſe armen Aehrenleſer des Mittelalters, welche kopfſchüttelnd und moraliſirend über den Stoppel ziehn, die beſten Lobredner gefunden haben. Dieſe Kritiker ſind eben meiſt jene adminiſtrativen, welche die Epoche nicht in dem ihr eigenen Geſetze und Verhältniſſe anſchaun, ſondern lediglich in Bezug auf die bürgerliche Idee, welche juſt im Herrſchen iſt, oder welche der Verwaltungsanſicht des Kritikers zuſagt. Ihnen iſt der poetiſche Kern ſolcher Epoche, ſo weit er genialer, unmittelbarer Ausdruck iſt, eine unerquickliche Unbrauchbarkeit; da aber, wo er in die Bürgerlichkeit herabgezogen iſt, finden ſie den Grund, welchen ſie ſuchen, denn da iſt das zuſammengefaßt Göttliche bereits ausgetreten in die bürgerliche Geſinnung. Dies Wort Geſinnung wird auch von ihnen am meiſten verehrt und gebraucht, da es im Verwaltungskreiſe wirklich die Hauptſache und dem entſprechend iſt, was auf dem höheren Standpunkte poetiſches Bewußtſein wird.

In dieſem Betrachte ſind diejenigen vorzuziehn, welche das Mittelalter vom ſtreng kirchlichen Geſichtspunkte aus einſeitig überſchätzen; denn das kirchliche Moment iſt dem mittelalterlichen Kerne viel näher. Es fehlt dieſen Begeiſterten nur etwas Anderes, ohne welches kein Weg zu einem Urtheile gefunden wird, nämlich die Befreiung aus dem Angeſchauten. Einer ſolchen haben ſogar die Dichter des Mittelalters bedurft, um ihr Mittelalter zu ſingen; das literar-hiſtoriſche Urtheil muß ſich allerdings durchdringen, um in Wahrheit des Verhältniſſes inne zu ſein, aber wenn es in dieſer Befangenheit bleibt, ſo fehlt der Austritt, welcher zum Gewinn des hiſtoriſchen Punktes nöthig iſt, wie jenen Bürgerlichen der Eintritt fehlt.

Da dieſe Mittelalterlichen jedes alte Manuſcript in ihre Andacht aufnehmen, ſo iſt den didaktiſchen Dichtungen auch bei dieſer Partie ein weihendes Anerkenntniß begegnet. So hat Herr

Thomasin von Zercläre (Tirkeler), welcher den „welschen Gast„ abgefaßt hat, mehr zweifellose Preisung gefunden, als Wolfram von Eschenbach.

Dieser welsche Gast, alsdann der „Freidank" und „des Winsbeck's und der Winsbeckin Lehren an den Sohn und an die Tochter," sind die gepriesensten dieser Gattung. Thomasin, Verfasser des welschen Gastes, kündigt sich als Lombarden an, er verkündet, was Tugend, Mannheit und Zucht sei, und der bürgerliche Standpunkt findet eine beherzenswerthe Philosophie darin. Man legt ihn und die Winsbecke, deren Verfasser unbekannt, sogar in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts und für jene noch so jugendlich schaffende Zeit ist diese Altklugheit allerdings bemerkenswerth.

Der Freidank (Frygedank) vollständig titulirt „Bescheidenheit des Freidank," gehört ebenfalls in die Zeit Friedrichs II., und war als weltliche Bibel geachtet. Man kennt den Verfasser dieser populären Weisheit nicht; Grimm hält, ohne großen Nachdruck darauf zu legen, Walther von der Vogelweide dafür, und dies hätte dem innern Charakter nach gar nichts Unwahrscheinliches. Walther zeichnet sich durch eine nüchterne Besonnenheit aus, er hat die meiste Neigung zum Praktischen, das Singen übt er nur, weil's eben Sitte und er hinreichend dazu geschickt ist; die schwärmerische Versenkung in Gott und Liebe, wie sie im Herzen dieser Zeit gedieh, war ihm nicht so drängend und zupassend, seine Empfindungen verdichteten sich dazu nicht zu der üblichen Stärke und Schwärmerei, er gesteht von sich selbst, daß er eigentlich seine Feinde nicht recht hasse. So ist er oft über das einseitige Treiben mürrisch und ungehalten, bindet seine Lieder durchaus nicht an den bloßen Minnestoff, reflektirt und moralisirt nicht selten.

Wenn nicht äußere Hindernisse da wären, daß sich Freidank zum Beispiele — vielleicht ohne Ernst — Bernhard benennt, so könnte Walther ganz wohl der Verfasser davon sein. Er wird am meisten geschätzt von dem bürgerlichen Geschmacke, selbst der alte Westphale Veldegk steht nicht in solchem Ansehn, und Hartmann, der sich oft recht mäßig zeigt, besonders im armen Heinrich, schließt sich doch für diesen Geschmack in diesem Heinrich der Kirche zu sehr an, und im Iwain den „fabelhaften Dingen."

Noch ſind hierbei anzuführen: „König Tirol's von Schotten Lehren an ſeinen Sohn Friedebrand" — „der Renner" von Hugo von Trymberg, einem gelehrten Alten, welcher alle Kunſt für Teufelswerk hält, wenn ſie nicht mit der heiligen Schrift übereinkommt, und dem wir ſpäter noch einmal begegnen, wo er von Brant bearbeitet iſt.

Eine Figur muß hierbei noch einmal erwähnt werden, dies iſt „der Stricker," der eigentliche Dilettant des Mittelalters, der in flüſſiger Mittelmäßigkeit Alles anfaßte, Alles ſo gewiß leidlich zu Stand brachte und ausbreitete, und auch Didaktiſches in mancherlei Art hervorbrachte, ſogenannte „Beiſpiele" und moraliſche Erzählungen.

Auch die feinere Art der Didaktik, die Fabel, wird angebaut von den nächſten Erben der Dichter, von dem etwas beißigen, in Böhmen lebenden Reinmar von Zweter, von dem wort- und geſchickreichen Konrad von Würzburg, der ſich auch in Alles ſchickt und auch wirklich viel Geſchick, aber weniger Nothwendigkeit in ſich hat, von Marner, vom geiſtlichen Boner (=ius), der „Ritter Gottes" heißt und Verfaſſer des „Edelſteins" iſt, welcher 99 Fabeln enthält. Benecke hat eine Ausgabe davon veranſtaltet, die für den Anfänger in unſrer alten Sprache ſehr vortheilhaft eingerichtet iſt.

Ueber dieſe Ermahnungen führt der Weg zur Proſa, wie ſie ſich damals zum erſtenmale aus einer neuen Geiſteswelt abſetzte. Es muß wohl unterſchieden werden, was der Ausdruck Proſa in einem vollen Literaturkreiſe für eine Bedeutung gewinnt. Er bezeichnet die erſte Erſchöpfung einer aus dem Ganzen und Großen neuſchaffenden Nationalität, die ſich eine gemeinſchaftliche Sprache erobert hat. Der erſte Drang ſolch' einer neuen Sprache greift in das Volle und Weite, die Ideen, welche dem neuen Ausdruckskreiſe geboten werden, ſind noch maſſenhaft, es fehlen die erläuternden Verbindungen, man ſteht damit in der Unbewußtheit, in der Kindlichkeit dem Gotte noch näher, und ſo wie jede Kindheit, weil ſie harmlos und ohne zu deuten den Eindruck wiedergiebt, in einem gewiſſen Verſtande poetiſch erſcheint, ſo beginnt auch eine Sprache mit poetiſchem Ausdrucke. Man darf dabei nicht an das Bewußtloſe der Naturſchönheit denken, wie oft geſchieht, dieſe Schönheit, welche allerdings in äſthetiſcher

Bedeutung von dem einfachsten Gedanken überboten wird, ist hier nicht gemeint. Just das Gegentheil tritt ein, das Volk wird sich im Worte seines Verhältnisses zur Natur und unter sich bewußt, dies Bewußtsein reißt sich in einzelnen großen Felsmassen aus der wüsten Dumpfheit los; die Gottheit, oder wenigstens der Glaube daran, tritt damit zum erstenmale unter die Menschen, und weil es das erste Mal ist, weil die Menschen noch naiv und aufmerksam sind, wird ihnen der Eindruck um so mächtiger, sie singen ihn, weil diese Erhebung dem großen Akte angemessener scheint, welcher über sie kommt.

So beginnt jede Literatur mit Gesang, und erst wenn dieser erste unmittelbare Eindruck vorüber ist, entsteht die erste Prosa. Die Illusion der neuen Schöpfung schwindet, man sieht nüchtern, in wie viel Verbindung man gerathen ist, man sucht die Erläuterung, die Erklärung, und dies wird die erste Prosa. Ist sich die Nation allmählig neuen Stoffes bewußt, so kommt ein neuer Sangesschwung, der diesen Stoff von Neuem erschöpft und dann in eine neue Prosa übergeht. Je begabter oder glücklicher gestellt eine Nation ist, um so öfter erlebt sie diesen Schwung, um desto höher und reicher wird die darauf folgende Prosa. Denn die Prosa erhält nur in bescheidnerem Ausdrucke alle Vortheile und Thaten, welche die vorhergehende Poesie erobert und erzeugt hat, sie ist der Frieden, welcher die Beute und den Ruhm des Krieges verarbeitet. Eine Volksentwickelung, wenn sie nicht durch die unglücklichsten Umstände gehemmt und verdorben wird, geht in Progressionen aufwärts, so daß eine späte Prosa, wie bei den Deutschen ein Theil der Goethe'schen, viel höher an Kunst und Bedeutung liegen kann, als eine vorhergehende Zeit der Verse. Gar oft wird durch Mißverstand eine künstliche Versepoche nur erzwungen. Der bei langer Dauer eines Volkes breit anströmende Stoff ist vom Bewußtsein noch nicht zu einer klingenden Form bewältigt, die große Aufgabe der Prosa, das Material in schöne Partieen zu ordnen, ist noch nicht erfüllt, und so entstehen die erkünstelten Dichtungsschulen, wie sie bei uns besonders durch die philologische Bestrebung erzeugt werden. Deshalb sind die Epochen der Prosa oft viel reicher und ergiebiger als die des Verses. Das gilt namentlich von der deutschen Literatur, wo außer dem Mittelalter nur eine ächte und das

Mittelalter weit überbietende Sangeszeit eingetreten ist, die Schiller-Goethe'sche mit ihren Metten und Vespern in der vorzugsweis romantisch genannten Schule. Alles übrige Singen war entweder unreif oder vereinzelt, oder erzwungenes Werk der Philologie, und die große deutsche Bedeutung hat übrigens ihren Ausdruck in der Prosa gefunden, wohinein die Philosophie, die Geschichtsschreibung und alles Verwandte zu rechnen ist.

Den Anfang dieses wichtigen Ausdrucks, der Prosa, welche die Welt der Nüancen zu verarbeiten hat, für den jedesmaligen Durchbruch eines neuen Totalbewußtseins, einer neuen Poesie, diesen Anfang finden wir gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Die Denkmäler, welche übrig sind, stammen zum Theil noch aus dem Anfange jenes Jahrhunderts, da sie indessen meist Gesetzsammlungen sind, also mehr durch einen nächsten praktischen Zweck, weniger durch eine starke Abschattung des Sprach- und Volksgeistes hervorgebracht wurden, so beruht auf ihnen kein so großer Nachdruck.

Das älteste und das Hauptwerk dieser Art ist der Sachsenspiegel, welcher zwischen 1215—1230 von Eycke oder Epgon von Repgow gesammelt wurde und alle Rechte enthielt, welche besonders die norddeutschen Stämme zu fordern hatten. Er war zunächst vom Verfasser lateinisch abgefaßt, wurde aber von ihm selbst bald in's Deutsche übertragen, und zwar in das jener Zeit so in Schatten gestellte Niederdeutsch. Die südlichen Theile Deutschlands, welche die Wichtigkeit des Buches sogleich erkannten, bemächtigten sich desselben, so daß man jetzt zweifelhaft ist, ob die ersten Ausgaben ober- oder niederdeutsch gewesen sind. Jedenfalls wurde das Niederdeutsche sehr versetzt, so daß die Sachsen unzufrieden damit waren. Das Buch selbst ist für die inneren Zustände Deutschlands von außerordentlicher Wichtigkeit geworden, da es das erste und vielfach nachgeahmte Vorbild eines Gesetzbuches war und sich sehr selbstständig den Forderungen der Päbste gegenüber erzeugt hatte.

Ihm folgte bald die erste öffentliche deutsche Urkunde, Friedrich's II. Landfriede und Reichsabschied zu Mainz, 1235 und 1236. Denn trotz allen nationalen Aufschwunges waren die öffentlichen Aktenstücke bis dahin noch immer lateinisch geblieben.

Auch ein Braunſchweiger Stadtrecht erſcheint in niederdeutſcher Sprache.

Das nächſte Erzeugniß des Sachſenſpiegels war 1282 der Schwabenſpiegel, der freilich nach Untergang der Hohenſtauffen den Päbſten mancherlei einräumte, aber das erſte Denkmal einer bereits ziemlich reinen und gebildeten Proſa war. Die Mundart blieb darin natürlich die herrſchende dieſes Zeitraums, die Mundart der großen Dichtungen, die mittelhochdeutſche.

Aber auch Predigten deutſcher Proſa aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ſind erhalten, und zwar von einem Franziskaner Namens Berthold. Auf dieſe nachdrückliche Probe frühen proſaiſchen Ausdrucks, in welchem ſehr viel urſprüngliche Kraft ſich ausprägt, hat uns Neander zuerſt in ſeiner Kirchengeſchichte aufmerkſam gemacht, und ſie ſind bald darauf in einer Sammlung von Kling herausgegeben worden.

II.

Die Scholastik.

Durch alle Fenster des deutschen Lebens und der deutschen Dichtung schimmern die dunkeln wunderbaren Farben des von fernher gekommenen Christenthums; diese Färbung liegt magisch über dem ganzen Mittelalter. Es ist deshalb zu einem genaueren Verständniß desselben nöthig, die Herzensentwickelung dieser Religion von ihrem ersten Pulsschlage an zu betrachten. Solchergestalt wird der merkwürdige geistige Scheitelpunkt derselben, wie er in der Scholastik zusammenschließt, von Wolken entblöst, um einen Blick zu öffnen in die verborgenste Geisteskammer der Zeit. Aus ihr sind die eigenthümlichen Atome geflogen, welche sich zu der feinen mittelalterlichen Anschauung und Dichtung gebildet haben.

Allerdings hat auch die Scholastik nicht in Deutschland ihren Haupttummelplatz gefunden, sondern wie der meiste Liederstoff ist auch sie uns zunächst aus Frankreich und England mitgetheilt und der Hauptvertreter in Deutschland, Albertus Magnus, hat seine Eigenthümlichkeit bereitwilliger als Andere der fremden Herrschaft, dem Pabstthume, hingegeben.

Aber dies thut der Wichtigkeit jener Erscheinung für uns keinen Eintrag. War doch die romanische Einheit, dieser Schooß des romantischen Europa, damals so nah verbunden, wie es in späterer Zeit die katholische Einheit, und in heutiger die legitime Einheit geworden sind. Alle drei haben sich mit Uebergehung alles scheidenden Vortheilspunktes so eng verbunden, daß die

Geſchichte nur gewaltſam und auf Koſten ihrer Einſicht eine ſpeciell nationale Trennung verſuchen könnte.

Die Scholaſtik ſchlingt ſich wie ein fadenfeines metallenes Netz des Geiſtes durch alle Völkerſchaften des Mittelalters, und obwohl unter ganz anderer Aufſicht gelöthet, iſt es doch das Mittel geworden, in die ganz andere frei ſuchende Welt zu kommen, welche das Mittelalter zur Freiheit des Gedankens fortführte. Die Scholaſtik war die Amme deutſcher Philoſophie, welche nach dem Mittelalter der Inhalt unſeres Lebens wurde.

Daß ſo viel Kombination und Philoſophie aus der chriſtlichen Religion entſprießen konnte, lag in der Allgemeinheit des chriſtlichen Principes, und mitten im großen Vorzuge und großen Nachtheile, welchen der Urſprung des Chriſtenthums mit ſich führte, nämlich in dem Mangel einer abgeſonderten, feſt begrenzten Dogmatik. Einige mehr oder weniger begabte Männer, einige unvollſtändige Memoiren und einige Briefe waren es bloß, welche die neue Lehre zur Verbreitung in die ganze Welt beſaß, als ihr Herr und Meiſter geſchieden war. Dieſer Mangel eines dogmatiſchen Regulativs hat die Spaltungen von tauſenderlei Art, hat die Beweglichkeit und Flüſſigkeit dieſer Lehre erzeugt, was Beides heute noch ſeine hemmende und fördernde Macht äußert. Dieſe Lehre hat ſich von Hauſe aus mehr nur wie ein befruchtender Keim als wie ein gebietendes Syſtem der Welt übergeben, und — abgeſehen von der Unverwüſtlichkeit ihres Hauptprincipes — hat ſie juſt dadurch eine ſo große und bewegte Exiſtenz gewonnen. Jede andere Religion bietet ſich in der Geſchichte fertiger und abgeſchloſſener beim Auftreten, gewinnt dadurch eine raſchere kompaktere Verſammlung, aber auch ein ſchnelleres Ende. Aus jener Eigenſchaft kommt es, daß ſelbſt das, was ſich als dieſe oder jene neue Religion aufthat, einen Zuſammenhang mit dem Chriſtenthume behalten und ſich darauf berufen konnte. Das ereignet ſich noch im neunzehnten Jahrhunderte nach Chriſto, und iſt für diejenigen, welche eine unmittelbare Offenbarung des Chriſtenthums nicht annehmen, ein Grund, ihm eine außerordentliche Dauer einzuräumen. Sogar der Islam, in dieſem dogmatiſchen Punkte, der Gegenſatz des Chriſtenthums, welcher mit einer feſtgeſchnittenen Dogmatik auftrat, ſogar er berief ſich auf's Chriſtenthum.

Aus dieſem Mangel an Dogmatik entſprang gleich am Anfange eine Sonderung in jüdiſche und griechiſche Chriſten, es entſprang unſere immerwährende Exegeſe, die nach beinahe zweitauſend Jahren immer noch nicht über das Geſchichtliche und Bedeutende eines Buches vereinigt iſt, es entſprang daraus die vielfältige Kirche und das ganze wunderbar gemiſchte Geiſtesleben der chriſtlichen Welt.

Die erwähnte jüdiſch-chriſtliche Richtung ward beſonders durch Petrus, Jakobus, und nur in einzelnen Schattirungen, durch Johannes dargeſtellt. Daraus entſtand eine ſpeciell gegliederte Einwirkung auf uns, denn Rom, Herrſcherin des Abendlandes, ſchloß ſich an die mehr äußerliche Erſcheinung des Petrus, und dieſer Charakter ward Typus des Occidents. Das intereſſante ſchwärmende Weſen des Johannes fand keine rechte Geſtalt, die Sekte der Johanneschriſten hat keine große Bedeutung erlangt und ſchoß in einzelnen Punkten an die Hauptpartie des Morgenlandes, welche um den griechiſch-gebildeten, poetiſch-enthuſiaſtiſchen Paulus ſich ſchaarte.

Viel weniger als jetzt gaben ſich damals ſelbſt die Geneigteſten dem Glauben hin; ſie verlangten Wiſſenſchaft und Grund, Paulus ward ſomit leicht die Hauptmacht im Oriente. Der Trieb nach geſchloſſener Ueberzeugung bei Annahme eines neuen Glaubens erzeugte alſo frühzeitig eine Glaubenswiſſenſchaft, welche Gnoſis genannt wurde, und eigentlich der Anfang alles deſſen war, was bei uns ſpäter als Philoſophie ſich geltend machte. Alexandrien, Hauptſitz der Gnoſis, iſt die Vaterſtadt der chriſtlichen Philoſophie.

Natürlich war dies Anfangs im Abendlande ganz anders: da gab es nicht jene durchgefurchte, vom Griechenthum und orientaliſcher Kultur überſättigte, aber doch geſchulte Welt, welche ſich des Chriſtenthums gleich auf eine ſo geiſtreiche Weiſe bemächtigte. Wir waren Barbaren, als Erbſchaft kam der neue Glaube von Einem auf den Andern, da fühlte ſich Keiner berufen, noch auch geſchickt, das Inventarium nachzuſehen. In dieſer bequemen Wildniß wuchs das junge Bisthum Rom zu bequemer Herrſchaft auf.

Anders im Oriente. Man kann es übergehen, was ſich gleich von vornherein für Zweige abſonderten, die in der Folge

verdorrt ſind, weil ſie bloß Sekten blieben: die Nazaräer, die ſich zu eng an den jüdiſchen Standpunkt ſchloſſen, und Chriſto als jüdiſchem Propheten folgten; und der Gegenſatz davon, die Doketen, die über die Tradition hinwegflogen und dem menſchlichen Körper Chriſti nur eine Scheineriſtenz beilegten.

Aber zu raſten iſt, wo ſich die pauliniſche Lehre zu einer ausgebildeten Gnoſtik ſteigerte, die ſich in ägyptiſche und ſyriſche ſchied. Jene, deren Hauptſitz in Alexandrien war, ſchloß ſich an griechiſche Philoſophie, und ihre Hauptleute hießen: Baſilides, Valentinus, Carpocrates. Dieſe regierten in Antiochien mit Saturnin, Bardeſanus, Tatian und verwebte ſich mit orientaliſchen, beſonders parſiſchen Syſtemen.

So fern es ausſieht, ſo direkt haben doch die Bewegungen jener orientaliſchen Seele durch wunderliche Verbindung auf deutſche Zuſtände, ja deutſche Gedichte eingewirkt. Aus den Spekulationen jener Gnoſtiker entſprang zum Beiſpiele die Aſceſe, die Mutter unſerer Mönche, das Streben nach rein Geiſtigem, worin ſich beſonders ſchon 150 Jahr nach Chriſto die Montaniſten hervorthun. Und ebenſo das Extrem, die barokſte Ausſchweifung, von denen wir etwas Aehnliches in unſern Wiedertäufern aufleben ſehen. Die höchſte Potenz erlebten all' dieſe Richtungen im Manichäismus, von Manes gegründet. Er ſah die Lehre Chriſti für verfälſcht an ſchon durch die Apoſtel und ihre Nachfolger — ein Weg, den wegen mangelnder Dogmatik faſt all' unſere Reformationen einſchlagen, nur mit dem Unterſchiede, daß zum Beiſpiel die deutſche Reformation die Anklage der Verfälſchung erſt gegen ſpätere Zeit richtet, und daß ſich Luther nicht für den von Chriſto verheißenen heiligen Geiſt ausgab, wie Manes that, der in ſeiner Perſon den Parakleten darſtellen wollte.

All' dieſe Beſtrebungen kamen der Kirche ſelbſt zu ſtatten, ſie hellten ſie auf über das eigene Bewußtſein von ſich ſelbſt, ſie gaben Veranlaſſung, daß ein allgemeines (katholiſches) Kirchenweſen entſtand, um ſich nicht zu verlieren. Es bildete ſich langſam, aber ſicher eine Mehrzahl, welche ſich die Rechtgläubigkeit beilegte; dieſe Orthodoxie, welche ſich die allgemeine, das heißt eben die katholiſche Kirche nannte, iſt der Anfang zu jener griechiſch- und römiſch-katholiſchen Chriſtenheit, die dann ſo

mächtig das Leben des Mittelalters erfüllten. Da man aber für Erreichung dieses Zweckes mit einer philosophisch ausgebildeten heidnischen Welt zu kämpfen hatte, so ward wieder ein geistiges Leben im Christenthume geweckt, welches in seiner Tradition und in den ernsten Bildern der Kirchenväter auch in die deutschen Dome hineinschaute.

Alexandrien ward auch die erste hohe Schule der Kirchenväter; so nannte man die Hauptlehrer, welche mit geistiger Waffe das Christenthum damals fein und geistreich ausbildeten, während die nächsten Nachfolger der Apostel „apostolische Väter" genannt waren. Was in der Katechetenschule zu Alexandrien disputirt war, das ist in mancher einsamen Zelle Deutschlands studirt worden, und der deutsche Eichenwald, auf welchen das Fensterlein des studirenden christlichen Bruders ging, hat oft das erschöpfte Auge des Origenesleſers erquickt.

Origenes war der Höhepunkt dieser Männer, welche wie früher die Gnostiker auch zu Antiochien ihre zweite Hauptschule hatten. Jener sanfte, weise Origenes war in der Jugend so enthusiastisch für die enthaltsame Tugend, daß er sich entmannen ließ, um wenigstens nicht nach dieser Seite hin zu sündigen. In Baarlam und Josaphat sahen wir diesen antisleischlichen Gedankengang hinreichend ausgeprägt.

Aus Antiochien kam Arius, der später eine so große Spaltung verursachte, und dessen Glaubenslehre uns bei den Gothen begegnet ist, Chrysostomus, welches bedeutet Goldmund, so viel goldne Beredsamkeit entströmte seinen Lippen und Theodor von Mopsvestia. Aber dieser große Anfang versickerte in der heißen Welt des Ostens, so plötzlich reißt oft die Entwickelung eines Erdtheils ab, wenn er sich nicht selbstständig fortgebären und in solchem Falle nicht an den neuen Zuwachs der Weltgeschichte schließen kann. Das sterilere Rom lag den neuen Völkern, die romanisch und romantisch wurden, näher, die Kirchenväter des Orients fanden noch einzelne große Nachfolger, wie Basilius und die Gregore von Nyssa und von Nazianz, aber nicht bloß, weil der Islam in ihrer Nähe entstand, und konsequent mit dem Schwerte erzwang, was seinem Glauben wahr erschien, sondern weil die neue Lage der Weltgeschichte in den Völkern des Occidentes aufgeschichtet war, ging die mächtigere Geisteswelt auf

Rom über. Denn ein ſolches hiſtoriſches Geſetz muß man unterlegen, wenn man die geringere Kultur eines Tertullian und Lactanz einen viel mächtigeren Stamm römiſcher Kirchenväter und eine mächtigere römiſche Kirche begründen ſieht.

Tertullian erhob die römiſche Sprache für den abendländiſchen Theil zur Kirchen- und Schulſprache. Das war ein Grundſtein römiſcher Macht, und ein bis heute noch nicht überwundener Nachtheil, welcher die Kultur aller romaniſchen Völker betraf.

Einmal ward dies Latein ein viele Jahrhunderte ſchwerer Alp, welcher auf die eigenthümliche Entwickelung der Nationen geſetzt ward, und dieſe Reiche wurden ferner dadurch viele Jahrhunderte von der griechiſchen, bei Weitem reicheren Welt abgeſchnitten, welche nie ſo ſtörend, das Originale erdrückend eingewirkt hätte, und welche namentlich der deutſchen Sprachentwickelung durch Verwandtſchaft und Mannigfaltigkeit äußerſt förderſam geworden wäre.

Da der menſchliche Geiſt indeſſen alle entfernten Möglichkeiten und Veranlaſſungen nie erſchöpfend auffindet, ſo hat ſich die Geſchichte nirgends auf das Bedauern einzulaſſen, welches ſich an menſchliche Kombinationen ſtützt, und ſie muß ſich auf die Deutung deſſen beſchränken, was wirklich eingetreten iſt. Dieſer Hauptbedingung unterwirft ſich der menſchliche Geiſt nur bei den erſten Anfängen einer Kulturgemeinſchaft nicht, und fordert für Darſtellung dieſer das Recht ſeines freien, ſelbſtſtändigen Standpunktes — dieſe Grundlage römiſch-chriſtlicher Herrſchaft fällt indeſſen für den vorliegenden Zweck mit der Jugend unſeres Vaterlandes und deſſen frühern Geiſtesthätigkeit zuſammen, das Bedauern über ſolchen Eintritt iſt in den erſten Kapiteln ausgedrückt, und es kann alſo hier dies große lateiniſche Moment ohne Weiteres bloß angedeutet werden.

Tertullian und Lactanz alſo hatten die römiſch-katholiſche Orthodoxie begründet, der gefeiertſte römiſche Kirchenvater, Auguſtinus, der aus einem wüſten Jugendleben zu einem ſtärkeren Gegenſatze kam, als urſprünglich in ſeinem Weſen lag, that das Seinige zur Beſchränkung und allzuengen Abſchließung. Die zahlreichen, oft bis in die geiſtreichſten Details ſich vertiefenden Kämpfe der morgenländiſchen Kirche entgehen uns mit

ihrem anregenden Prozeſſe und kamen nur in groben Reſultaten zu uns.

Was ſich im halbabendländiſchen Bereiche von höherem Streite erhob, wie der Pelagianiſche, der nichts von Erbſünde und Prädeſtination wiſſen wollte, ward für dieſe Begriffe entſchieden zu Gunſten Auguſtins und einer bereits durch ihn eingeengten Orthodoxie.

Dieſelbe Beengung führte leider den Vorſitz auf jenen großartigen Erſcheinungen, welche die chriſtliche Kirche ſchuf, auf den Kirchenverſammlungen, wo die Einſicht der Majorität, was man den heiligen Geiſt nannte, über die ewigen Fragen entſchied. Jene Majorität und Minorität umfaßte aber damals alle gebildete Welt, tief aus England und tief aus Syrien kam der Prieſter zur allgemeinen Synode gezogen, um den Gedanken auszuſprechen, über welchen er ſein ganzes Leben und jetzt noch wieder auf dem langen Wege nachgedacht hatte. In einer fernen Stadt kamen Prieſter aus drei Welttheilen zuſammen, mit himmelweit verſchiedenem Nationalcharakter, aber alle gebändigt, vereint in dem gleichmäßigen Gedankenprozeſſe der Kirche.

Wir haben uns für den vorliegenden Zweck zunächſt an die römiſch-katholiſche Kirche zu halten. Man nimmt ſo gern an, daß der klaſſiſche Geiſt des Alterthums, welcher ſich beſonders als Platonismus und Neuplatonismus in Alexandrien dem Chriſtenthume anſchloß, mit dem Chriſtenthume vereint das reinſte Reſultat zuſammengeſchloſſener, hiſtoriſcher Bildung enthalte. Aber es darf das Auge nicht verſchloſſen ſein, wie mißlich die Verbindung über das mittelländiche Meer ſich geſtaltete, wie viel bei den Stürmen und Schiffbrüchen über Bord geworfen ward. Was im Abendlande herrſchendes Dogma wurde, das war leider, wie ſchon angedeutet iſt, keineswegs eine organiſche Geburt jener geiſtigen Innerlichkeit, die mit den Denkgeſetzen und Reſultaten der alten Geſchichte befruchtet war; jener alte Geiſt verzettelte ſich vielmehr in der zerfallenden orientaliſchen Kirche, und der lebensſtärkere römiſche war ein junger und dreiſter, welcher wenig oder gar nichts damit zu ſchaffen hatte.

Uns germaniſchen Völkern gegenüber wird dies ein ganz eigenes Inſtitut, das Pabſtthum. Da ſich nun dies, der Theorie nach, einer ſehr willkürlichen Tradition des apoſtoliſchen Elementes

anſchloß, und gar nicht dem ausgebildeten Geiſtesleben der griechiſch-chriſtlichen Kirche, ſo wird unſern Völkerſchaften hierdurch eine viel weniger geiſtig vermittelte Religion gebracht. Dazu kam wiederum die geographiſche Lage, welche in's Binnenland gedrängt, und ſeit dem Sturz der Hohenſtauffen von dem Verkehr nach außen abgewendet war, dazu kam, daß ſich zufällig, oder weil ſich dort größerer Verkehr fand, die geiſtreichern italieniſchen Mönche und Prieſter bei ihrem Orts- und Stellenwechſel meiſt nach Frankreich oder England wendeten. Kurz, Deutſchland ſtand Jahrhunderte lang ſehr zurück, als ſich die große philoſophiſche Beweglichkeit aus der Kirche heraus entwickelte, welche Scholaſtik und ſpäter vorzugsweiſe deutſche Philoſophie wurde.

Das Wetterleuchten dieſer geiſtigen Bewegung blitzte indeſſen doch in unſer verwachſenes, ſeitwärts liegendes Land, und entzündete uns die eigenthümlich tiefſinnige Poeſie.

Auch die ſchon früheren Kreuzzüge wurden eine poetiſche Rache, daß wir aus ſo einem reichen Weltbewußtſein gedrängt waren, wie es ſich im Orient ſchon viele Säkula vorher gefunden hatte. Mit ihnen kamen viel orientaliſch-chriſtliche Elemente zu uns, die bei einer eiſenfeſten Kirche ſich in Sagen und Lieder retteten. Inſofern iſt die romantiſche Poeſie noch ein letzter Verſuch, das auseinandergeriſſene Leben des Orients und Occidents noch einmal leicht zu verbinden.

Die Scholaſtik verſuchte eine innerliche Verknüpfung damit, eine Verknüpfung in der ſtählernen Kette des Gedankens.

Aber Rom mußte ſelbſt in dieſe ſpekulative Verſchwörung der Weltgeſchichte aufgenommen ſein, und doch nichts davon ahnen. Und ſo bildete ſich das Wunderbare: Rom wußte es nicht, die erſten Scholaſtiker wußten es nicht, in welche weit greifende Verkettung man trat mit alter und neuer Welt. Innerhalb der orthodoxen Grenzen nämlich bildete ſich eine Philoſophie aus, welche Scholaſtik hieß, welche im Dienſte und Intereſſe der römiſchen Kirche diſtinguiren, definiren, modificiren ſollte, um Rom zu vergrößern. Dieſer blühend rothe Punkt, den ſich Rom ſelbſt auf die Wange ſchuf, war der Krankheitspunkt, welcher dann den Körper auflöſ'te. Die Scholaſtik ward der Todeskeim Rom's und die Erweckung der Reformation.

Allerdings begann ſie als eine Schulweisheit, die für ſich ſelbſt kein Reſultat ſuchte, ſondern nur ein Reſultat für die Kirche, und zwar immer ein vortheilhaftes. Sie ſollte jener Stehauf für Kinder werden, der zu großem Erſtaunen derſelben immer wieder auf denſelben Schwerpunkt zu ſtehen kommt, die Bewegung mit ihm ſei noch ſo kraus und gewaltſam. Dieſer Schwerpunkt des Stehaufs ſollte Rom ſein.

Und ſo begann denn auch die Scholaſtik. Ueber das Dogma und die Form der Kirche durfte ſie nicht anders philoſophiren, als zur Verherrlichung derſelben.

Nach einiger Zeit machte ſie die große Eroberung, daß es eine theologiſche und eine philoſophiſche Wahrheit gäbe — eine außerordentliche Eroberung, mit der ſie ſich ganz füglich mehrere hundert Jahre begnügen konnte. Sie ſagte demüthig, es könne etwas philoſophiſch wahr und doch verdammlich und des Teufels ſein, aber unter der demüthigen Sammetpfote wuchs die Kralle des ſelbſtſtändigen Gedankens, welche ſpäter ſo furchtbare Wunden riß.

Man datirt in neuerer Zeit die Scholaſtik viel ausgedehnter von 500—1400, von Begründung der eigentlichen Orthodoxie bis zur ſogenannten Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Im Beſonderen verſteht man aber darunter die Philoſophie des Mittelalters; das heißt die Dialektik nach Ariſtoteliſchen Formeln, welche ſich im Dienſte des römiſchen Dogma's bewegt, und Kampf und Zuthat erhält durch platoniſche Ideen, welche ſich geltend machen.

Es iſt nun noch einmal kurz der Faden dieſer hiſtoriſchen Erſcheinung aufzunehmen.

Die Wiſſensthätigkeit des Abendlandes ſickerte dürftig in den Klöſtern, die ſich obſervant zunächſt an römiſch-kirchliche Autoritäten, an Boëthius, Caſſiodor, Iſidor von Sevilla anſchloſſen. Aus dieſer Thätigkeit entwickelte ſich die wunderliche Eintheilung in die ſieben freien Künſte, eine erſte harmloſe Syſtematik. Darunter in einer Kapuze, in dem Namen Dialektik ſteckte das Ei der Philoſophie, welches von den ſtets heißer werdenden Köpfen ausgebrütet ward.

Die Schulen, welche ſich bildeten, bekamen ihre Scholaſtici, ihre Lehrer. Britannien eilte voraus: Theodorus, ein Grieche,

Aldhelmus, ein Afrikaner, waren dort die Vorgänger des berühmten **Beda venerabilis**, und erreichten ihren Gipfel bereits in **Scotus Erigena**, der um 886 stirbt.

Dieser **Scotus Erigena** wies die Einheit der Theologie und Philosophie nach, und ist der eigentliche Gründer dieser Philosophie. Dessen ward die Kirche erst viel später inne, und vier Jahrhunderte später verdammte sie ihn.

Nach dieser der Einsamkeit wegen so großen Erscheinung stoßen wir wieder auf die fränkische Wüste, wo der Pabstgewalt gar keine geistige Gewalt, wenn auch nicht entgegen, doch auch nicht an die Seite tritt, und sie sich unter Gregor **VII.** zu so beleidigender Macht herausbilden konnte, welcher das bloße materielle Schwert des Kaisers allerdings nicht gewachsen war. — Die literarische Oede dieser Zeit ist uns im Abschnitte des „Althochdeutschen" begegnet, und wir sahen da nichts als ein paar Geistliche, die Buchstaben malten.

Doch wuchs in der Klosterstille der neue Bildungsbaum, das verborgene Thal der Gedanken schattete ihn, ihn, welchen die Nation ohne Weiteres hatte umhauen lassen, und wenn nun auch viel fremde Keime darauf gepfropft waren, so machte er sich doch mitten aus der Schule heraus geltend.

Hier sind die merkwürdigen Fußstapfen unserer Geschichte, welche ganz aus der Schule hervorgebrochen ist. Denn aus der Schule kam die Reformation und die ganze neue Welt. Der freie organische Wuchs war durch die rücksichtslose Hingebung gehemmt, unser eigentliches Leben nistete sich also früh auf in den abstrakten Gedanken, und aus diesem heraus brach die ganze moderne Welt. Daher fehlte dieser die natürliche Vermittelung mit der Außenwelt, und daher hat sie sich bis jetzt nur unter großem Krampfe Raum gebrochen.

Jene Scholastiker, die **Magistri** und **Doctores**, sind der Schooß unseres Gedankens.

Wenn man damals zwei Mönche über die waldigen Hügel herabsteigen, eifrig sprechen, still stehen, mit größter Lebhaftigkeit gestikuliren sah, so war es gewiß ein spitzfindiges scholastisches Thema. Trat ein Ritter hinzu, der auf der Jagd umherstrich, so gab auch er gelegentlich ein Scherflein bei, denn sein Burgkaplan definirte und distinguirte auch, und wenn er sie auf den

Sonnenuntergang aufmerksam machte, so hatten sie keine Zeit dafür, oder knüpften einen Beweis daran. Sie schlossen sich zunächst an Aristoteles, weil diese dialektische Verstandesbestimmtheit am meisten zusagte und viel weniger eignen Inhalt brachte Das mußte am Willkommensten sein, da die Kirche den Inhalt gab.

Was sich von da heraus zu einem philosophischen Orden gestaltete, ward der sogenannte Realismus und Nominalismus, ein Streit, der später zu großer Wichtigkeit steigt, und den man durch das Anschließen an Plato zu vermitteln sucht. Diese beiden Griechen, Plato und Aristoteles, repräsentiren die geistige Innerlichkeit des Menschen. Aristoteles mehr die logische Gedankenordnung, welche in Dialektik und Spitzfindigkeit ausging; Plato mehr die ahnende, nach dem Unendlichen greifende Regung, die sich Gestalt geben will und im Extrem zu Schwärmerei und geistigen Mysticismus neigt. Plato hatte unter den Kirchenvätern geherrscht, unter den Scholastikern herrschte Aristoteles.

Die Aristotelische Philosophie wanderte nämlich aus Spanien ein, wo auch unter den feinen Arabern Aristoteles zur Verarbeitung gekommen war. Der berühmte Gerbert bringt sie von dort sogar auf den römischen Stuhl als Sylvester II. Er stirbt 1003.

Diese dialektische Theologie entlud sich zunächst im Abendmahlsstreite zwischen Berengar von Tours und Lanfrank von Canterbury um 1080, also kurz vor den Kreuzzügen, die 1096 begannen.

Der systematische Sieg des Aristoteles beginnt mit Anselm von Canterbury, einem ursprünglich italienischen Mönche, der 1109 stirbt. Gegen ihn erhob sich nun auf ganz scholastischem Terrain eine Opposition mit Roscellin, welcher behauptete, die Ideen seien nicht reale Wesen, sondern nur Namen, und man müsse die Wahrheit nicht im Allgemeinen, sondern im Besonderen suchen. Dies ist der Schlachtsausbruch jenes erwähnten Streites zwischen Realismus und Nominalismus, der das Mittelalter so bewegt hat.

Umsonst rang der fertigste Dialektiker in Frankreich, Peter Abälard, der wegen seiner Liebe für Heloise dem großen Publikum bekannt ist, auf platonischem Wege eine Vereinigung zu bewirken. Unter Verfolgung und Leiden starb er 1142. Viel

größeren Erfolg hatte der unbedeutendere Petrus Lombardus, welcher in seinen berühmten „Sentenzen" nur Geschichtliches zusammenstellte und dies fest an die Orthodoxie schloß. Darin war das Positive wohl geordnet, aber der tiefere wissenschaftliche Weg war verlassen.

Hier bei diesen, nun als Grundlage dienenden Sentenzen des Petrus Lombardus sind wir auf der Grenze des innerlichen Mittelalters angekommen. Nun drängt sich der Zug aus den Kirchen und Klöstern hinaus. Aristoteles ward jetzt vollständiger, besonders von Spanien aus bekannt, die scholastische Wissenschaft lös't sich mehr und mehr von ihrer dienenden Herrschaft im Verhältnisse zur Kirche ab, man geht über die Grenze der Kirche hinaus, und so zerbricht die Scholastik langsam von innen aus den gebannten römischen Kreis.

Die römisch-christliche Tradition war bisher stets historische Grundlage geblieben, jetzt sollte die Kirche ohne Rücksicht auf Tradition von der Vernunft aus gerechtfertigt werden. Zwar gerechtfertigt noch, aber es stellt sich dar, welche Möglichkeit sich damit öffnete. Man wollte es vor der Hand vergessen, oder vergaß es, daß sich diese Waffe auch gegen die Kirche selbst wenden ließe. Man studirte sogar in Spanien auf arabischen Hochschulen.

Das nächste Ergebniß dieser neu-Aristotelischen Epoche war, daß man sich nicht mehr mit der bloßen Formel begnügte, einen eigenen Inhalt suchte, und somit mehr zum Platonismus hinneigte, welcher denn auch später in Bonaventura den Hauptführer eines platonischen Mysticismus erhielt.

Das Leben selbst wird nun mannigfaltiger, es treten große Talente und Eiferer für Orthodoxie auf, besonders Bernhard von Clairvaux, eben so auf's Praktische dringende Männer wie Hugo von St. Victor, und die Kirche verbietet des Aristoteles und des Erigena Schriften. Aber es war zu spät, die Hauptstützen der Kirche, die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner selbst, werden in den Zauberkreis der immer weiter greifenden Philosophie gerissen. Sie gebären in Adalbert von Bollstädt, welcher Albertus Magnus genannt wird, auch für Deutschland einen Hauptmittelpunkt der so gefährlichen Scholastik. Allerdings schloß sich der, mehr als mancher Andere, an's fabelhafte Pabstthum an, und dennoch grub er um sich in weitem

Kreiſe tiefe Gräber für daſſelbe. Bei dieſer Ankunft aus den weiten Bahnen des religioſen Gedankens mitten in Deutſchland, wo Albert eine Zeitlang an der Donau zu Regensburg und am Rheine zu Cölln hauſ'te, ſehen wir ein neues charakteriſtiſches Zeichen: In ihm ſchließt ſich nämlich der abſtrakte Gedanke an die Natur, in ihrem verborgenen Geſetze ſtört ſein prüfender Blick herum, dem plumpen Volke wird er ein Zauberer, und es kommen Mährchen zum Vorſchein, wie er im Winter zauberhafte Gärten und Gaſtmäler aus der Erde heraufbeſchworen habe.

Das iſt bereits ein ganz neues Terrain des Wunderbaren, was nicht mehr von der Jungfrau Maria ausgeht und denn im Uebergange zu ganz anderem Weſen kommt als die vorher orthodoxe Legende. Für die Fähigeren wird manch' altes Wunder zerſtört in ſolcher neuen Kenntniß der Natur, und das Wort Aberglaube wird geläufig.

So erfüllt ſich allmählig die Jugendzeit des romantiſchen Deutſchlands: aus dem eigenen Gedanken, welcher ſo lange Herz und Seele des Mittelalters geweſen, wächſt in vorliegender hiſtoriſcher Folge der Feind und Zerſtörer von dieſer traumreichen Jugend. Wenn noch ein Paar äußere Striche des ſcholaſtiſchen Schrittes gegeben ſind, ſo ſteht man am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, wo aller mittelalterliche Duft vor dem dreiſtgewordenen Hauche des Gedankens auseinanderfliegt, das farbige Mittelalter wie eine Fata Morgana verſchwunden iſt, und nüchtern die ſteinernen Zeugniſſe, die Dome und Klöſter daliegen.

Des Albertus großer Schüler, Thomas von Aquino, ein aus Neapel ſtammender Dominikaner, der 1274 ſtirbt, treibt den Ariſtoteliſchen Realismus auf die Spitze. Auf demſelbigen Boden, nur die Realität in der beſtimmten Einzelheit ſuchend, tritt ihm Joh. Duns Scotus entgegen, in welchem ſchon kühnere Sätze gegen die kirchliche Tradition, beſonders gegen die Erbſünde des Auguſtinus auftauchen. Es entbrennt ein erbitterter Kampf zwiſchen Thomiſten und Scotiſten, von den Kathedern der jetzt bereits errichteten und blühenden Univerſitäten, unter denen ſich Paris hervorthut, ziſchen die ſcharfen Pfeile der Spitzfindigkeit durcheinander, die Wendung, der Kampf wird Hauptintereſſe des geiſtigen Lebens, die Kirche tritt dabei in den

Hintergrund, immer heftiger drängt es ſo von innen aus auf neue Zuſtände. Und nun fällt wie eine neu aufgeglühte Bombe der wieder aufgenommene Nominalismus Roscellin's zwiſchen die ohne dies ſchon locker werdenden Theile; Wilhelm von Occam erneuert ihn mit allem Nachdruck und ſeine Schüler führen ihn wirklich zum Siege.

In dieſer allgemeinwerdenden Polemik wird aber das Bewußtſein des Zeitraums völlig auseinandergeſprengt; in all' den Einſeitigkeiten gewinnt man nirgends mehr eine volle Wahrheit, man ermüdet endlich, die überfeinerte Wiſſenſchaft rettet ſich in neue Gefühlswege, die Scholaſtik verſinkt, das Mittelalter, deſſen aufſteifende Seele ſie allmählig geworden war, mit ihr, die mannigfaltige Jugend des Herzens und Geiſtes iſt erſchöpft.

12.

Kaiser und Reich und Baukunst.

Im Vorliegenden ist der Gesang und der Gedanke jener Zeit theils bis in die Nähe des Jahres 1400, theils darüber hinaus geführt oder doch angedeutet worden. Es bleibt nun noch zu sehen, wie die Erfüllung und der Untergang dieser reichen Jugendzeit sich im äußerlichen Leben, in dem sogenannt politischen, gestaltet habe. Dabei giebt das gewaltige Haus der Hohenstaufen Anfang, Anhalt und Ende. Ihretwegen nennt man auch oft kurz die ganze mittelalterliche Epoche die schwäbische.

Es ist angedeutet worden, daß Friedrich I. mit seinem Gefolge eine lebhafte Anregung bei dem Turnier Hoflager gefunden habe. Im Jahr 1152 setzte er sich die deutsche Krone auf, ein Jahrhundert später 1250 starb sein Enkel Friedrich II., und in dies Jahrhundert drängt sich die eigentliche Blüthe des Mittelalters, da zogen die Ritter, das rothe Kreuz auf der Schulter, nach dem Oriente, da sangen die größten Dichter, da errang der Gedanke in den Scholastikern seine selbstständige Gewalt. Und noch in diesem Jahrhunderte entwickelte sich der Todeskeim des Mittelalters, und in ihm der Lebenskeim für folgende Zeiten. Friedrich II. selbst stellt in seiner eigenen Person diesen Wendepunkt dar.

Man hat viel hin und her gestritten, ob es nicht ein Unglück für Deutschland gewesen sei, daß die Hohenstaufen das Stärkste ihrer Lebenskraft auf die sogenannten Römerzüge, die Züge nach Italien und die Herrschaft in Italien verwendet hätten. Es lag

gewiß darin eine tiefe Nothwendigkeit, unſer Vaterland, ſo wie es ſich einmal in Verbindung mit andern Nationen entwickelt hatte, in dieſer Verbindung aufrecht zu erhalten, in dieſer Verbindung mächtig zu erhalten. Der Pulsſchlag aller romaniſch-germaniſchen Völkerſchaften lag zu Rom; wenn unſer Vaterland nicht ein untergeordnetes Seitenland werden ſollte, ſo mußte es die Berggrenze von Italien ſo wenig als möglich ſcheidend machen, es mußte einen Fuß in Rom haben. Allerdings ward dies nothwendige Princip mehr, als den Deutſchen zunächſt heilbringend war, von der Neigung überſchattet, von der Neigung der Hohenſtaufiſchen Kaiſer, unter den Palmen Siciliens zu wohnen, den wärmeren italieniſchen Himmel, das vergnüglicher ausgebildete italieniſche Leben zu genießen. — Ferner war der große Gedanke, welcher in Frankreich ſo wohl gelang, in den Hohenſtaufen ganz lebendig, der Gedanke, eine kompakte Monarchie zu gründen, um aus ſolchem Mittelpunkte heraus das junge Nationalleben zu leiten und zu ſtärken, das übergreifende Pabſtthum abzuwehren. Auch für dieſen Ideengang bot Italien den Kampfplatz: die Zerſplitterung in kleine Republiken war dort zu Hauſe, an dieſe Republiken ſchloß ſich alle die Oppoſition einzelner deutſcher Fürſten, welche kein monarchiſch überwiegendes Kaiſerthum dulden wollte, dieſe ganze Oppoſition der Guelfen vereinigte ſich in Italien. Die Hohenſtaufen, der Mittelpunkt der Ghibellinenpartei, mußte alſo nach Italien, denn das Herz all' ihrer Feinde war dort.

Dieſer Ghibellinenkampf iſt nicht mit Sieg gekrönt worden und dennoch hat er in dem lebhaft tönenden Treiben, was er erzeugte, in Deutſchland ſelbſt eine ſolche Regſamkeit, ſo mannigfaltige Schöpfung erzeugt, unter den Zelten und Schilden, an den Hof- und Heerlagern dieſes Kampfes ſangen die Minneſänger; Dante's großes Gedicht war ein Schlachtgeſang der Ghibellinen. Daß er nicht mit Sieg gekrönt wurde, war von ſchweren Folgen. Was auch principienmäßig Schätzbares in dem guelfiſchen Staatsweſen ſein mochte, es ging unter, weil es unzeitig war, oder es trug ſeine Früchte der Vereinzelung und Zerſplitterung, Deutſchland fiel als große Macht für ewige Zeit auseinander, und mußte ſich mühſam eine andere Volksbeſtimmung ſuchen als die einer direkt einwirkenden, großen Politikmacht zu ſein pflegt:

Frankreich, wo dies ghibelliniſche Streben gelang, wurde eine kompakte Hauptmacht Europa's. Unter ſolchen Umſtänden, bei der Abgeneigtheit Deutſchland's, ſich in einen monarchiſchen Mittelpunkt zu vereinen, ſuchte und fand die Entwickelung einen anderen Weg. Das ſiegende Pabſtthum überſpannte ſeine Forderungen und zerſprengte ſich ſpäter dadurch ſelbſt, Friedrich II. wendete ſeinen überlegenen Geiſt rückſichtslos in die Oppoſition gegen das Bewußtſein der Zeit, die Päbſte ſelbſt ſtachelten ihn dazu, und ſo wurde er eine grelle, frivole Leuchte ſeiner Epoche, die viel Aergerniß gab, und mehr als das größte Ereigniß im Stande geweſen wäre, den Untergang des Mittelalters reifte. Dieſer ſehnige Mann, der mit dem Bannfluch beladen, des Bannes ſpottend einen Kreuzzug unternahm, der, die ritterlichen Kreuzzüge verſpottend, mit den Sarazenen unterhandelte, und ſolchergeſtalt das heilige Grab gewann, der ſich, dem Gebannten, die heilige Krone von Jeruſalem ſelbſt aufſetzte, obwohl kein Prieſter Meſſe leſen wollte, der mit muſelmänniſchen Schriftgelehrten verkehrte, dieſer Friedrich war der Erſte, welcher geharniſcht — lächelnd dreiſt heraustrat aus dem Zauberkreiſe des Mittelalters. Es iſt gleichgültig, ob er das damals ſo berüchtigte Buch de tribus impostoribus (von den drei Betrügern) geſchrieben habe, die damalige Welt traute es ihm zu, der Pabſt ſagte von ihm: „dieſer König der Peſtilenz behauptet, die ganze Welt ſei von drei Betrügern, Moſes, Chriſtus und Muhammed getäuſcht worden, deren zwei in Ehren, der dritte aber am Holze hangend geſtorben;“ und er ſelbſt ſagte vom Pabſte, „er ſei der mit dem Oel der Schelmerei geſalbte Phariſäer.“

Dieſer Kaiſer, welcher von den Hiſtorikern der Aufgeklärte genannt wird, war, wie geſagt, ein ſcharfer Eckſtein des Mittelalters; wo von Aufklärung die Rede iſt, da iſt auch die Rede von der Endſchaft einer Epoche. Und Friedrich ſtarb ſchon 1250, wo das mittelalterliche Leben noch hoch ging in Deutſchland, aber er hat ſchwer und tief nachgewirkt, wie ein kühler Reif, der in die warme Sommernacht fällt, und an welchem erſt im Spätherbſt plötzlich viele Menſchen ſterben.

Der Schimmer von Aehnlichkeit, welchen dieſer zweite Friedrich mit dem ſpätern zweiten Friedrich von Preußen allerdings hat, kann leicht zu ſchiefer Vergleichung führen. Allerdings

wendete ſich auch dieſer gewaltige Hohenſtaufen zu ausländiſcher Rede und ausländiſchem Geſange, er ſprach ſechs fremde Sprachen, ergötzte ſich zumeiſt an den italieniſchen Liedern, dichtete ſelbſt welche, ſuchte und ſchuf ſeinen Hauptglanz in Italien. —

— Mit den Hohenſtaufen brach denn auch das mittelalterliche Gebäude des römiſch-deutſchen Reichs in Wahrheit zuſammen, obwohl es als deutſches Reich noch fünf und ein halbes Jahrhundert figurirt hat. Denn die reich ausgebildete Feudalbeziehung löſ'te ſich in vielerlei neue Elemente, der poetiſche Mittelpunkt des Kaiſers war verrückt worden, der Kaiſerſchimmer war durch eine faſt kaiſerloſe Zwiſchenzeit nach den Hohenſtaufen verwiſcht, die ſpäteren Kaiſer hatten nur noch eine Macht, inſofern ſie privatim mächtige Fürſten, und als ſolche geeignet waren, Unterſtützung und Beitritt für eine allgemeine That zu erzwingen. Die großen Reichszwecke traten in den Hintergrund, es entſtand die Politik der einzelnen Häuſer, die Städte, von den Hohenſtaufen kräftig begünſtigt, machten jetzt ihre Eigenheit mehr und mehr nachdrücklich geltend, die Ritter, hieneben zurückbleibend in Erwerb und nicht mehr ſo zuſammengehalten durch den Reichsmittelpunkt, warfen ſich auf's Wegelagern — kurz die ganze zuſammengefaßte Welt des deutſchen Mittelalters ging in Einzelnheiten auseinander.

Für die literariſche Aeußerung kann ein ſolchergeſtalt ſich bildender Zuſtand nur den Proſa-Ausdruck begünſtigen, und dieſer iſt denn auch im Grunde das einzig Beachtenswerthe in der folgenden Uebergangszeit, wo ſich allmählig die innern Bande ſo weit löſen, daß mit den Reformatoren eine Revolution eintritt, welche in einem Hauptſchlage ſich von der morſch gewordenen nächſten Vergangenheit befreien will.

Statt dieſen Proſaeintritt zu betonen, hat die Literargeſchichte meiſthin ihre Aufmerkſamkeit dadurch zerſplittert, daß ſie ſich immer an die mittelmäßige Poeſie dieſer darin abſterbenden Zeit gefeſſelt giebt. Dieſe Poeſie ſchleppt ſich aber mühſam an der mittelalterlichen Tradition fort, und ſchließt durchaus nicht mehr den eigentlichen Lebenspunkt der Epoche in ſich. Davon iſt höchſtens das Lied auszunehmen, was ſich in der Unbefangenheit des Volkes fortpflanzt. Es iſt unnütz, aus den ſchlechten Dichtern zu entwickeln, daß durch ſie die Poeſie der Zeit verkümmert

worden ſei, der Dichter iſt nur ein Ergebniß, und wenn der Meiſter Stolle, wenn der Unverzagte und der Schulmeiſter von Eſſelingen Rudolph von Habsburg ſchmähen, daß er die Dichtung nicht unterſtütze, ſo hat ihnen gegenüber Rudolph ganz Recht, das Weſen war auseinander geſprengt, und es gab Nöthigeres zu thun.

Aus ſolchen Gründen wird auch hier beſſer kein beſonderer Literareinſchnitt gemacht. Das Herz des Mittelalters iſt mit dem Jahr 1400 todt, das funfzehnte Jahrhundert zehrt poetiſch an ohnmächtiger Erinnerung, und iſt noch zu ſchwach, in dieſer und jener Regung eine neue poetiſche Welt zu ſchaffen. Der Trieb, Neues zu ſchaffen, ſpricht ſich noch am Lebhafteſten im dürren Gedanken und in einzelner praktiſcher Erfindung aus, deshalb iſt die Hauptaufmerkſamkeit darauf zu richten. Denn nicht ein guter oder ein mittelmäßiger Vers allein, ſondern vor allem Andern die hauptſächliche geiſtige Thätigkeit iſt Gegenſtand der Literargeſchichte. Wendet ſich jene geiſtige Thätigkeit mit größerem Nachdruck und Erfolge auf etwas Anderes als das Gedicht, ſo muß das Gedicht auch für die Literaturgeſchichte in den Hintergrund treten.

So iſt nun, das Mittelalter völlig zu beſchließen, noch eine künſtleriſche Thätigkeit deſſelben hervorzuheben, die von außerordentlicher Bedeutung für alle Zeiten bleibt, nämlich die Baukunſt.

Darf man von der mittelalterlichen Dichtung ſagen, daß ſie ſich wenig entäußere, um ein aus Stoff und Anſchauung hervorgehendes, unabhängiges Dritte zu erzeugen, was man ein Objectives nennt, die mittelalterliche Baukunſt iſt eine gebieteriſche Antwort darauf, die prächtigen Dome, welche heute noch Deutſchland, Frankreich und England bedecken, ſind eine ſteinerne Objectivität des Mittelalters. Sie drücken das religios-poetiſche Bewußtſein jener Zeit bis in die Kleinigkeit erſchöpfend aus, und daß eben nur ſie da ſind, ſonſt aber nichts der Rede Werthes übrig geblieben als Dom und Thurm, dies iſt ein unwiderleglich Zeugniß, daß alles Bewußtſein in jener Zeit ein religios-poetiſches war.

Es iſt über dieſe ſteinerne Dichtung das Beſte und Erſchöpfendſte in deutſcher Schrift geſagt worden, deshalb genügt

die bloße Andeutung. Im Titurel wird dieſem ſchönen Bereiche eine große Ausführlichkeit gewidmet, da, wo der neue Graltempel gebaut wird. Der dort beſchriebene Stil iſt der Byzantiniſche, wie er in der griechiſch-chriſtlichen Geſchmacksweiſe ſich geſtaltet hat. Er iſt ebenſo verſchieden von dem gothiſchen, wie das morgenländiſche Chriſtenthum verſchieden war von dem abendländiſchen. Seine Verhältniſſe, auf ein gleichſchenkliches Kreuz geſtützt, ſind weicher, glatter, runder und einfacher als die gothiſchen, welche zur Grundform ſtets das oblonge Viereck des Kreuzes wählen, wodurch das Ganze geſtreckter, enger und ernſter wird und ſich mehr wie eine Sehnſucht nach dem Weiten dehnt und ausreckt. Ebenſo iſt das Verhältniß zwiſchen den Kuppeln und Decken und Fenſtern — dort in Byzanz wohnt noch griechiſche Erinnerung, man ſucht die lichte Schönheit, hier im Occidente fliegt die ſtrebende Romantik, die Ahnung, der unbeſtimmte Drang nach dem Unendlichen in himmelhohen, ſpitzen Thürmen auf, das runde Fenſterauge ſchlägt in die Höhe zu einem ſchlanken, aufwärts langenden Spitzbogen, das Dachgewölbe ſchlingt ſich ebenſo dringend und händeverſchränkt wie ein inbrünſtig Betender ſcharf nach oben. Und da dies romantiſche Mittelalter ſo ganz und gar bis auf den kleinſten Winkel ſeines Herzens von poetiſch-religioſer Bedeutung erfüllt iſt, ſo ſchießen auch alle die mannigfachen Details, die Spitzen und Roſen, die Kleeblumen und die Lilien überall hervor. Die ganze innere Einrichtung der Dome mit Chor und Schiff, und Seitengängen und ſchmalen, langen, verlangſamen Fenſtern iſt die ganze Dogmatik des Mittelalters.

Was in Deutſchland aus der Ottonenzeit, welche mehr Byzantiniſch baute, übrig war, das wurde meiſtentheils verändert, und was neu gebaut wurde, das erhielt ebenfalls durchweg dieſen gothiſchen Stil, dieſen Stil des chriſtlichen Mittelalters. Der Name gothiſch, für welchen neuerer Zeit ſehr lebhaft „altdeutſch" beantragt worden iſt, ſoll daher kommen, daß dieſer Bauſtil von den Gothen ſtamme, welche nach Spanien gerathen waren, und dort in halbarabiſchem Geſchmacke bauten.

Der Straßburger Münſter und der Cöllner Dom ſind bekanntlich die großartigſten deutſchen Denkmäler dieſer Art. Jener iſt ſchon 1015 angefangen und ſein prachtvoller Thurm, welcher

jetzt noch eine Warte auf 10 Meilen in die Runde für Elsaß, das Rheinland und die Schwarzwaldberge ist, ward 1276 durch Erwin von Steinbach entworfen und angelegt, freilich erst über anderthalb hundert Jahr später vollendet. Mit Recht wird Erwin als eine der großen Autoritäten des Mittelalters angeführt. Den Grundriß des Cöllner Domes schreibt man dem oben erwähnten Scholastiker, Albertus Magnus zu. Dieser selbst in seiner Unvollendetheit größte Dom der Welt ward 1248 angefangen. Außerdem mahnen noch heute an jene Zeit die großartigen Kirchen zu Freiburg, zu Ulm, Würzburg, Marburg, Nürnberg, Regensburg, Oppenheim, Eßlingen, Erfurt, der Stephan in Wien und einige der großen Prager Gebäude — denn die meisten der letztern gehören nicht mehr dem Mittelalter an.

Jene alten Dome und Kirchen in ihrer steinernen Pracht und Kühnheit, sind die eigentlichen Grabsteine des Mittelalters.

In dieser Kunst des Bauens, welche sich mit der großen weitverzweigten Zunft der Maurer und Steinmetzen zu einem starken Bürgertheile der Nation gestaltete, hat das Mittelalter noch tief hinein in die folgende Zeit gelebt, der eigentliche Lebensodem seiner Erbschaft scheint sich dahinein gerettet zu haben, um für die Dauer der Erde in Stein zu erstarren. Als alle Lieder schon lange, lange verklungen waren, da hämmerten und meisselten und zeichneten die Baukünstler noch Mittelalter, und drückten in allen Verhältnissen des Baues, in allen Gestalten und Verzierungen noch die Gedanken jener religiosen Poesie aus. Die Skulptur nämlich, der Steinmetz war mit dem Maurer blutsverwandt und unlösbar verschmolzen.

Auch von der altdeutschen Malerei ist viel gepriesen worden, man führt sie bis auf's zehnte und elfte Jahrhundert zurück, erzählt von der Glasmalerei, von den brennenden Farben, von den berühmten Malern, Heinrich von Baiern, Jakob Kern von Nürnberg, von Nikolaus Wurmser, endlich, und hier noch mit dem besten Rechte, von der ersten großen Malerschule des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, von der heiligen Stadt Cölln, deren Glanzpunkt im vierzehnten Jahrhundert Wilhelm von Cölln war. Von hier aus tritt sie in immer engere Verbindung mit den Niederlanden, was ihr des Fleisches und Blutes wegen, womit es doch alle Malerei für's Nächste zu thun hat, sehr heil-

ſam war. Man hat ſich hierbei vom mittelalterlichen Tic zu mancher Wunderlichkeit verredet, denn um und um beſehen bleibt eine Zeit, die in Entäußerung vom Sinnlichen ihren Kern hat, keine beſondere Werkſtatt für eine künſtleriſche Darſtellung in Geſtalt und Farbe. Und ſo geſchah es denn auch: der noch wirklich fleiſchige Theil des Mittelalters, die Minne, der Artuskreis, die Ritterluſt ward nicht Gegenſtand der Malerei, ſondern die Abſtinenz, die Ueberſinnlichkeit, die Schwärmerei des Gedanklichen, was im Wort und Gedichte einen intereſſanten Ausdruck fand, aber nichts von Fleiſch und feſter Geſtalt an ſich hatte. Die Mönche malten und von der Dreiſtigkeit des Pinſels, wie er bei den ſpäteren ſo berühmten Italienern geführt wurde, von der für alle Malerei nothwendigen Dreiſtigkeit, erſt das nächſt liegende wirkliche Schöne zu malen und dieſem einen religioſen Schein zu geben, davon wußten ſie nichts. Sie malten eine religioſe Empfindung mit himmelblauem Auge und ſehr weißem Antlitze; das konnte ein ſehr hübſcher Engel für ein Gedicht ſein, und das genießen auch die heutigen Enthuſiaſten daran, aber die Farbe, die Malerkunſt war dabei Nebenſache und iſt es heute noch. Die Künſte dienen allerdings dem geiſtigen Herzen, der Idee, aber ſie verlangen wie Lehnsträger innerhalb ihres Kreiſes eine völlig eigene Selbſtſtändigkeit; ſie geben den Gedanken, aber ſie müſſen erſt in ſich ſelbſt fertig ſein. Die Malerei iſt nicht bloß eine Buchſtabenſchrift mit Pinſel und Farbe ſtatt Feder und Dinte, wie ſie von den Mönchen angeſehen wurde, nein, ſie iſt erſt eine Kunſt in ſich und als ſolche fertige gebiert ſie auch, wohl befruchtet, eine religioſe Welt.

Den maleriſchen Genuß an dieſen ſteifen Linienfiguren müſſen wir alſo der mittelalterlichen Illuſion überlaſſen, und wenn auch ſehr leicht zu begreifen iſt, wie ſie in dieſem Sinne wirklich einen Reiz ausüben, ſo muß doch eine Verwahrung eingelegt werden gegen den objektiven Kunſtwerth dieſes Bereiches.

Der Hauptſitz dieſer Malerei nach dem Mittelalter wurden mehr und mehr die Niederlande, Hubert und Johann van Eyck bildeten einen großen Wendepunkt darin; ſie gewinnt techniſche Fertigkeit und man lobt die Zeit bis ins ſechszehnte Jahrhundert als das goldene Zeitalter altdeutſcher Malerei. Als welches den Kenner nie gereuen möge.

Ein Blick auf die Niederlande, wohin ſich in allerlei prächtigen Bauten und ſonſtigen Denkmalen alles Stattlichſte des Nachmittelalters gezogen hatte, ſcheidet am reichſten von jener wunderbaren Zeit des deutſchen Reiches und der mittelalterlichen Romantik, die mit Ende des vierzehnten Jahrhunderts langſam im Meere verſinkt.

13.

Meistersänger, Volksbuch und Lieder.

Hier ist herkömmlicher Weise ein neuer Hauptabschnitt zu machen; das Mittelalter in seiner Wahrheit und Aechtheit ist geschlossen, es tritt die Periode des Uebergangs ein

Das ist bereits angedeutet, und die gewöhnliche Eintheilung wird darum abgewiesen, weil dieses fünfzehnte Jahrhundert — denn um dieses handelt es sich mit Zugabe einiger Jahre aus dem vierzehnten und aus dem sechszehnten — größtentheils noch ein Echo des Mittelalters und eine unreife Vorbereitung der Reformation ist. Die erste romantische Existenz wird erst mit dieser letzteren krachend und völlig gebrochen, es dünkt also passender, dies schwankende Jahrhundert, was noch größtentheils in früherem Kreise athmet, auch noch diesem früheren Kreise anzuhängen.

Selbst die äußerliche Hauptabtheilung, welche von dem herrschenden Sprachausdrucke hergenommen ward, schleppt sich noch im Alten fort, das Mittelhochdeutsche bleibt noch die herrschende Sprache. Es verhärtet und verknorrt sich allmählig in den österreich'schen Mundarten, welche dadurch hervortreten, daß der Hauptkaiserstamm, der Habsburgische, dort seinen Sitz gewinnt, und selbst die Zwischenpartie der Luxemburger im Hauptvertreter derselben, in Karl IV., seinen Stützpunkt in Böhmen nimmt. Das Niederdeutsche hebt sich langsam geltender und

kräftiger vom Norden auf, vertieft ſich vom Harze herab in Luther's Jugend und wird ſo der Grundſtock, aus welchem ſich beim nächſten Abſchnitte das Neuhochdeutſche hervorbildet.

Es iſt im Mittelalter herausgetreten, daß ſich vom Stamm der Volkspoeſie eine Kunſtpoeſie abſonderte, welche in den hauptſächlichſten Minneſängern zu einer ſo großartigen Erſcheinung ward. Dieſe Kunſtpoeſie wurde fortgeſetzt von den Meiſterſängern, ein Name, welcher vorzugsweiſe den Sängern dieſer Uebergangsepoche gegeben wird, obwohl er, wie oben angedeutet wurde, älter iſt, und einen Theil der Minneſänger ſelbſt bezeichnet. Beſonders diejenigen ſpäteren, welche ſchon durch ein äußerliches Zuſammentreten die innerlich matt werdende Sangeswelt zu halten hofften. Als Namen des Ueberganges ſind die Herzöge, Heinrich von Breslau, Otto von Brandenburg, Johann von Brabant, in denen das Lied noch ſchön iſt, ſchöner als Ulrich's von Lichtenſtein Beſtrebung, ferner Ulrich von Winterſtetten, Walther von Metz, Konrad Schenk von Landeggk zu nennen, von Singenberg, der tugendhafte Schreiber, Ninne, Lutolf von Seven, der Rubin und beſonders der Kanzler.

Den Meiſterſängern fehlte nichts weiter als der Inhalt einer reich aufquellenden neuen Exiſtenz; dieſe Exiſtenz war in der Auflöſung begriffen, und die zünftigen Sänger behielten nur das Schema in der Hand, und wußten ſich viel damit, dies in allerlei Specialität auszubilden. Die Herrlichkeit, wo alle Fürſten und Herren ſangen, war dahin, dieſe Fürſten und Herren ſelbſt waren durch die eintretende politiſche Umwandlung auf ein ſehr nöthiges praktiſches Trachten angewieſen, das Reich war in andere Beziehungen gerückt, der Bürgerſtand, unter den Hohenſtaufen aufblühend, nahm einen großen Theil der Landesvortheile in Beſchlag, welche früher ungetheilt den Vornehmen gedient hatten, die Städte wurden das Leben des Reich's. In ihnen bildeten ſich denn auch die Meiſterſänger zur völligen Zunft, die natürlich zumeiſt aus den Handwerkern gebildet und beſetzt wurde. Solche Leute, auf eine einſeitige Exiſtenz angewieſen, ſind in der Denkweiſe und Phantaſie zunächſt ebenfalls beſchränkt, wenn ſich nicht das unberechenbare Genie ſelbſt erhebt, und das Genie ließ in dieſer Epoche auf ſich warten. Der Ritter, wenn ſein Beſitz-

thum noch so klein war, hatte einen Horizont, der erst am Kaiserthrone und am heiligen Grabe von Jerusalem schloß, die Welt stand ihm und seinem Pferde offen, das Handwerk des Schwertes begriff und brauchte man überall, nichts beengte ihn, nichts schüchterte ihn ein; wenn da ein innerer Drang erwachte, so war Raum und Muth genügend da, um weit und tief zu greifen. Die Perspektive muß immer groß seyn, wenn Großes gesagt werden soll.

Außerdem war der Versuch in's Große und Weite einer jugendlichen Nation und Zeit mit den Hohenstaufen beendigt, er war nach Außen verunglückt, der Staat mußte sich in seinen Grenzen zurecht bücken, die Menschenzahl wuchs, der große deutsche Drang, welcher noch heute so oft über die Wirklichkeit täuscht, jener romantische Drang, eine politisch erste Macht zu sein, lag jetzt schwer darnieder, und befreite sich erst in der Reformation zu der Bestimmung, für welche unsere ganze Entwickelung vorbereitet hatte, zu der Bestimmung einer innerlichen geistigen Macht.

So konnte nicht viel Anderes zum Vorschein kommen, als die Meistersängerzunft. Dabei ist indessen wohl zu unterscheiden, ob man auch von dem höheren Maaßstabe einer Entwickelung in frei'ster und größter Form ausgeht; der oben erwähnte administrative Kritiker thut sehr Unrecht, den Meistersängern nicht eine wichtige Stelle einzuräumen. Wenn eine politische Geschichte Deutschland's geschrieben wird, so sind sie von außerordentlicher Wichtigkeit: sie sind die Stufe, auf welcher der deutsche Bürgerstand für einen Bildungsgrad interessirt, ja für immer gewonnen wird, wie ihn kaum ein anderes Land der Erde bot. Diese Meistersangperiode, wo der Schwager Schmidt und Strümpfemacher auf der Herberge Theil nahm an Sprachreinigung und Begriffssichtung, war der Boden unserer Reformation, und sie hat auch später das Gleichgewicht erhalten für ein Volk, das von Hause aus geneigt war, das Fremde sorglos aufzunehmen und zu überschätzen, das geneigt war, idealen Bewegungen haltlos beizutreten. Der deutsche Mittelstand ist von jener Zeit aus mehr und mehr Träger und Halter einer Wissenschaftlichkeit und eines idealen Bewußtseins geworden, wie es beim Sturze des Mittelalters vom Ritter aufgegeben und verloren wurde.

Dies ist der weitere Gesichtspunkt; anders stellt sich's freilich, wenn von dem rein literarischen Werthe jener Meistersänger die Rede ist. Gegen den Ausdruck „Zunft" oder „Gilde" waren sie übrigens selbst sehr eingenommen, und da sie außer diesem Hochmuth nicht viel mehr von den Dichtern hatten, so darf dieser nicht vergessen sein. Sie wollten eine poetische Akademie vorstellen, die bis auf Otto I. zurückgeführt wurde, auch nannten sie sich zart, nur „Liebhaber des Meistergesang's." Ihr System des Gesanges hieß „die Tabulatur" — die erste uns bekannte ist aus Straßburg von 1493 — wer diesem Generalbaß knapp angemessen einen Gesang zu fertigen, eine Weise, einen Ton zu erfinden wußte, das war ein Meister des Gesanges. Nach dem Grade dieser Vollkommenheit wurden alle Theilnehmer der Gesellschaft eingetheilt in Schüler, Schulfreunde, Singer, Tichter und Meister. In Mainz, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Ulm und Straßburg waren die Hauptschulen. Sie wurden in der Kirche gehalten, wenn man auch die Vorübungen in der Herberge vornahm. Jene Orte waren übrigens in den drei Jahrhunderten vom vierzehnten zum sechszehnten nicht gleich vorherrschend: Mainz, Straßburg, Colmar, Würzburg, Frankfurt, Prag, Zwickau herrschte im vierzehnten; Nürnberg und Augsburg im fünfzehnten; Regensburg, Ulm, München, Steiermark, Mähren, Breslau, Görlitz im sechszehnten und die Kunst zog bis Danzig. Alle Produktion war lyrisch; ein Gesang hieß „Bar," die Versart „Gebäude," die Versart mit der Melodie ein „Ton," oder eine „Weise." Dafür begegnet die wunderlichste Bezeichnung, zum Beispiele die Rosmarinweis, die Treupelikansweis, die Gelblöwenhautweis, die hohe Firmamentsweis. Stollen und Abgesänge findet man wie im Früheren. Die Kritiker, welche Merker hießen, gaben sehr genau Acht, denn es gab drei Hauptfehler, die sogleich bestraft wurden. Es hieß beim Aergsten, der Dichter hat sich „versungen." Diese Fehler betrafen die Reinheit der Sprache, die Reinheit des Metrum's, in welche zwei Reinheiten der Reim mit gehörte, und endlich die Reinheit der Gesinnung. Diesen letzten Fehler nannte man auch „falsche Meinungen," und dahin gehörte, wenn sich Einer im Schwunge zu Schwärmerei fortreißen, oder gar zu unzüchtigen und unchristlichen Bildern oder Gedanken führen ließ. Solcher

Fehler gab die ſtärkſte Rüge, allgemeines Kopfſchütteln, Murren, Hem Hem, und wenn er wiederkehrte, brachte er den „falſchen" Sänger zum Verluſt aller Theilnahme. „Blinde Meinungen" nannte man die Klebſylben, wenn zum Beiſpiel kei'm, für keinem, g'lebt, für gelebt, vorkam. „Milben" waren des Reim's wegen abgebrochene Worte, zum Beiſpiel ſinge für ſingen, wenn man es zur Reimbequemlichkeit ſo brauchte. Auch „lind und hart" beim Reime war ſehr verpönt, wie baden und rathen.

Von ſolcher Art war dieſe beſchränkte Spielerei, welche ſich indeſſen doch um ein Intereſſe gruppirte.

Als direkte Ahnherren, wenn auch zum Theil noch in den Minneſang gehörig, erſcheinen der berühmte Heinrich Frauenlob in Mainz, der im Jahre 1318 von Frauen zu Grabe getragen, deſſen Grab mit Wein beſprengt wurde, und Regenbogen, ein Verſe liebender Schmidt, welcher ſein Handwerk aufgab, um Töne zu ſingen, und dabei des irdiſchen Brotes mitunter zu entbehren. Da er kein großes Genie war, ſo ſind ſeine Klagen über die Kargheit der Großen gegen die Dichter um ſo tragiſcher, und er ſcheint wirklich der Vater aller der deutſchen Poeten zu ſein, welche bis heute ſo zahlreich geblieben ſind, über einem halben Drange jede praktiſche Thätigkeit verſäumen, und bittere Klage darüber führen, daß ihnen nicht dieſer halbe Drang von Begüterten bezahlt und Lebensunterhalt wie Manna gereicht werde.

Die ſogenannten „Spruchſprecher" jener Zeit, Improviſatoren und Spaßmacher, unter denen Wilhelm Weber einen Namen erlangt hat, waren herzlich verachtet von den Meiſterſängern, weil ihre Lebensart an das Plebejiſche, an die eigentliche Bänkelſängerei ſtreifte, und ſie nicht nach einer Tabulatur dichteten. Offenbar kam aber in ihnen mehr ächtes Talent zum Vorſchein als bei jenem Geklapper.

Die bekannteſten dieſer Meiſterſänger, zu denen natürlich in verſchiedenen Schulen und Orten und in ſo breiter Zeit Tauſende gehörten, deren edle Namen nicht alle aufbewahrt ſind, waren nach herkömmlicher Aufzählung Heinrich von Mügelin, Muskatblüt, welcher duftende Name wahrſcheinlich angenommen iſt, der Mönch von Salzburg, Kunz Zorn, Kunz Schneider, Konrad Harder, Hans Volz, Michael

Beheim, Sirt Buchsbaum, worüber bei weiterer Wißbegierde Docen's Dichterzeichniß und Koch's Kompendium nachzusehen ſind, endlich Hans Sachs, der allerdings tief in die Reformationszeit hinüberreichte, deſſen Wurzeln und Stamm aber noch völlig in dieſer Uebergangsepoche ruhen.

Sein Nürnberg, was überhaupt mit Augsburg eine Hauptrolle in dieſer Zeit ſpielte, hatte er ſo in die Höhe gebracht, daß es 250 Meiſter zählte. Er hat allein mit eigener Hand 4200 Meiſtergeſänge angefertigt, wovon glücklicherweiſe das Meiſte noch in Handſchriften verborgen ruht. Dresden iſt für den ſpäteren Meiſtergeſang, der noch bis in's ſiebenzehnte Jahrhundert hinein taktirt, das Hauptarchiv und enthält davon 22 Bände.

Die ganze Richtung ward als Uebergang in eine verſtändige Zeit moraliſch wichtiger als äſthetiſch. Vom kindiſchen Ausſchmücken der Legenden und Marienvergleiche kamen ſie mit dem Zeitgeſchmacke der herannahenden Reformation auf die Bibel, und reimten dieſe. Auch einen Uebergang aus der formloſen Poeſie des Mittelalters zu formellerem Geſetze will man darin finden, zu der Art, welche ſpäter mit Weckherlin die ganz abſtrakte Form klaſſiſcher Gedichte anzubauen begann.

Aeſthetiſch viel wichtiger und von viel tieferer Ausbeute iſt das ſogenannte Volksbuch dieſer Zeit, welches den Volksſtamm unſerer Poeſie in ſchlichter Proſa, und deshalb um ſo unverfälſchter fortpflanzte. Hier liegt der offene Uebergang aus dem alten Epos in den Roman, der ſich ſchon lange in Frankreich gebildet hatte. So wie es ſich denn fortwährend aufgedrängt hat, daß dies Land von früh auf ſich einer glücklicheren Lage erfreut hat, ſo finden wir auch hier die Ueberſiedelung intereſſanter Stoffe aus Frankreich; die übrigen ſind theils aus älteren deutſchen Gedichten, von denen uns Triſtan, Wigalois und Reinald in urſprünglicher Geſtalt bekannt ſind, theils aus neuer Volksſage gebildet.

In dieſem Volksbuche lebt noch die innere poetiſche Anknüpfung an die geſchichtliche Welt, an den Gedankenſchacht, an die Seele eines Volkes, das über Trümmer und öde Haide nach einem neuen Bewußtſein ſchleicht oder drängt. Zur Verbreitung

dieſer Volksſagen kam inmitten des Jahrhunderts die Buchdruckerkunſt wie ein Geſchenk des Himmels, auf groben Zetteln wanderte die wunderreiche Sage bis in die geheimſten Thäler, und regte den erſchlaffenden Sinn zu neuer Straffheit, zu Luſt am Hoffen und Trachten. Die Reiſen Marco Polo's, Mandeville's, Piedro's della Valle, die ſich in Reiſebücher verirrten, gaben einen magern Erſatz der Kreuzzüge, und unterſtützten den Geſchmack an Fortuna's Wünſchelhütchen, was überall herumführte, und an des ewigen Juden, Ahasvers, Wanderungen. Von den Wundern in der Kirche wendet ſich der zerſprengte Geiſt mehr und mehr ab, aber das Wunder braucht er noch, wie immer, um den Zauber der Welt zu empfinden. Für den Roman in Proſa, der ſich über der Mähr geſtaltete, oder aus Reiſebeſchreibung wuchs, konnte bei uns nicht ſo viel geſchehen, als in Frankreich, Spanien und dem Süden überhaupt. Unſere ganze Natur und Lage waren nicht leicht genug, um dies fröhliche Spiel zu befördern. Chronikartig beginnt er mit „römiſcher Geſchichte" und „trojaniſchen Geſchichten," „Apollonius von Tyrus," es folgen jene Reiſen Polo's, Mandeville's, die Reiſebücher Schildberger's, Hans Tucher's, Bernhard's von Breidenbach. Die ächte alte Sage wird wenig benutzt, man hält ſich mehr an ſpätere Kreiſe.

Nur vom „Hörnen Sigfrid" findet ſich hier in dieſem Volksbuche eine Sage erhalten, wohl ausgeſtattet mit der Laune dieſer Zeit. Kaiſer Octavianus, der durch Wilhelm Salzmann aus dem Franzöſiſchen gebracht und durch Tieck zu einer blühenden Poeſie des heutigen Ausdrucks geſtaltet worden iſt, begegnet uns ebenfalls. Die Heymonskinder leben auf, der Roman Fierabras, deſſen Fabel auch für Calderon's „Brücke zu Mantible" den Grund bildet, wird erzählt, Lancelot, Triſtan, Wigalois, Flos und Blankflos erſcheinen mit der ſchönen Magelone neben Octavian im „Buch der Liebe." Feierabend hat es ſpäter geſammelt und in Frankfurt herausgegeben. Die heiße Liebesgeſchichte der Magelone nach einem franzöſiſchen Volksbuche iſt uns von Veit Warbeck erzählt, von welchem noch im „Goldfaden" die Liebe eines Hirtenknaben mitgetheilt iſt. Auch die vom Büheler bearbeiteten „Abenteuer einer Königstochter in Dänemark" ſind von dieſem Stamme.

Von zwei Fürſtenfrauen ſind zwei Romane hierher gehörig: Lother und Maller von der Eliſabeth von Naſſau-Saarbrück und Pontus und Sidonia von der Erzherzogin Eleonore von Oeſterreich. Hug Schapler, die fabelhafte Geſchichte Hugo Capet's, als eines Fleiſchersohnes, „Herzog Herpin," „Valentin und Namelos," „Olivier und Artus" drängen ſich mit großer Breite ein.

Ganz neu und überaus reizend iſt uns aus dieſem Bereiche der Roman von der ſchönen Meluſine, welche der Schweizer Ringoltingen aus dem Franzöſiſchen uns gegeben hat, wo er als großes Gedicht und wahrſcheinlich deshalb unintereſſanter exiſtirte.

Meluſine war das ſchönſte Weib, mußte aber ſtets den ſiebenten Tag Fiſchgeſtalt annehmen. Ihr Mann hatte das Gelübde gethan, ſie dieſen Tag nicht aufzuſuchen. Er bricht's, nun iſt ſie gezwungen, ſich von ihm zu ſcheiden, und es bricht für Beide ein grenzenloſer Jammer aus. Sie wird nun Jahrhunderte lang der Unglücksbote für ihren Stamm, dem ſie jeden neuen Unfall mit einem ſchmerzlichen Schrei ankündigt.

Dieſe Sage hat bei uns die größte Theilnahme gefunden, und wirklich ſind die Waſſerweiber und Nixen aus der früh'ſten Landesjugend bei uns heimiſch, exiſtiren manchem alten Landmanne noch heute in Weihern und Strömen, und kurſiren trotz der aufgeklärten Zeit noch in den Kinderſtuben. Welch eine Theilnahme hat das aus Wien kommende Donauweibchen gehabt! Noch in Weber's Oberon ſehen und hören wir wieder die Meermädchen, und Fouqué's Undine ſteigt ebenfalls aus dieſem Quelle auf. Engelhardt hat uns 1823 ein entſprechendes ächtdeutſches Gedicht in neuem Drucke gegeben, was bis dahin nur in alten Drucken ſich vorfand, und was die Meluſine eher übertrifft, als hinter ihr zurückbleibt, es iſt das Gedicht vom Ritter von Stauffenberg und der Meerfei.

Bei Ortenau am Rheine liegt die Burg Stauffenberg, noch heute, noch ſieht man auf dem Wappen die geheimnißvolle Meerfee, unten ein Fiſch, oben ein Weib, die Arme über den Kopf zuſammenſtreckend in Hände, welche in ſchilfartige Blumendolden ausgehen. Der untere Leib verſchwindet unter Schuppen. Sie hatte den Stauffenberger innig geliebt, war ihm überall gefolgt, hatte ſich endlich mit ihm vermählt, aber ſeine ungetheilte Liebe

gefordert. Da zieht er an den kaiserlichen Hof, zeichnet sich im Turniere aus, und wird auf's Aeußerste gedrängt, die Prinzessin von Kärnthen zu heirathen. Endlich entdeckt man sein Geheimniß, und die Pfaffen sagen, das sei ein Bündniß mit dem Teufel. Die Vermählung wird angesetzt. Als das Mahl beginnt, streckt sich durch die Decke des Saals ein wunderschöner Frauenfuß herunter — er kennt dies Zeichen und wird zum Tode traurig. Als er heimgekommen ist mit der jungen Frau, besucht ihn die Meerfee noch einmal, zum letzten Male, in seinen Armen weint sie bitterlich — er verstummt und stirbt.

Man sieht später noch die Meerfee und die Wittwe am Grabe weinen.

Das Gedicht existirt zwiefach aus dem dreizehnten Jahrhunderte von Erkenbold und als Volkslied in fünf Romanzen.

Das schöne Volksbuch Genofeva ist aller Welt bekannt; die Geschichte der Euphemia, der Helena, des Grafen Walther gehören ebenfalls hierher. Letzterer — Stoff der Griselbis — der ein Bauermädchen geheirathet, und sie mit den ärgsten Proben quält, hat darin etwas herbe Aehnlichkeit mit Kleist's Wetter von Strahl, welcher das arme Käthchen mißhandelt. Ebenso Margarethe von Limburg von Johann von Soest; Euriolus und Lucretia, Guiscard und Sigismunde von Niclas von Wyl übersetzt. Unter der ersten Erzählung war ein Abenteuer Caspar Schlick's, des berühmten Kanzlers vom Kaiser Sigismund verstanden, Cimon von Cypern ꝛc. Man findet in diesen letzteren den regen veränderten Geschmack, welcher sich aus klassischen Studien und feinen griechischen und italienischen Meistern herschreibt.

Viel berühmt und in die Laune überspielend ist das „Buch von den sieben weisen Meistern." Der König Pontianus zu Rom läßt seinen Sohn erster Ehe, Diocletian, von sieben weisen Meistern erziehen. Cleopatra, des Kaisers zweite Gattin, verliebt sich in den Stiefsohn, und da er wie Joseph ihr ausweicht, verläumdet sie ihn beim Vater; er ist durch ein astrologisches Verhängniß genöthigt, sieben Tage stumm zu seyn, und kann sich nicht vertheidigen. Pontianus verurtheilt ihn zum Tode; aber jedesmal, da er abgeführt werden soll, tritt ein Meister mit einer Erzählung dazwischen, und die Kaiserin schlägt eine jede

darnieder, ebenfalls durch den Vortrag einer Erzählung. Da ist der Termin abgelaufen, Diocletian spricht und rechtfertigt sich, und giebt am Schlusse selbst noch eine Erzählung.

Man bezeichnet in diesem merkwürdigen Produkte, was von Indien aus durch alle Literatur gegangen ist, wovon wenigstens Dunlop eine hebräische Uebersetzung als älteste Gestalt nachweis't, das Auftreten der eigentlichen Novelle, wo die Begebenheit selbst sich vor allem Uebrigen geltend macht. Launiger Anflug zeigt sich zum Beispiele da, wo die Meister sich überbieten: der Eine verlangte sechs Jahre zur Erziehung Diocletian's, der Andere sagt, er prästire es in 5¾ Jahren. Ferner, wo Diocletian in der Philosophie examinirt wird: man erhöht in der Nacht sein Lager um ein Baumblatt, und als er erwacht, merkt er das auf der Stelle, wie ein ächter Philosoph, der das Gras wachsen hört.

Unter diesen Volksbüchern erhebt sich auch mit seinem ernsthaft lachenden Gesichte der allbekannte Tyll Eulenspiegel, der bergunter weint und bergauf lacht, der die Hühner nur auf einer Seite bratet. Dieses Reich der Anekdote sammelt sich in dem berühmten Lalenbuche, wo die Bürger von Schilda auf das Witzigste verspottet werden. Dieser Schatz deutscher Behaglichkeit, der ohne weiteres Dogma den nächsten Zustand lustig beherrscht, und im Eulenspiegel namentlich die norddeutsche Existenz durchdringt, ist ein sicheres Zeichen, daß sich im Volksleben noch die kernigste Gesundheit findet.

Gelegentlich sind hier zu nennen, obwohl sie nicht direkt in den Kreis der Volksbücher gehören, sondern nur durch das Novellen- oder Balladenartige und das Schwankhafte daran streifen, was sie in Verbindung mit eigentlichem Volksinteresse bringt: das Lied vom edlen Möringer, das Lied von den Vitalienbrüdern Klaus Stürzebecher (Storteboker) und Götte Michael, was ursprünglich niederdeutsch, dann in's Hochdeutsche übertragen, und neuerer Zeit auch im „Wunderhorn" zum Vorschein kommt, besonders aber die Schwänke Rosenplüt's, des Schnepperers, eines Nürnberger Wappenmalers, der seine Zeitgenossen reichlich versorgte. Es ist ein fröhlicher Markt, der Markt unserer Schwänke, welcher vom Verfall der Ritterzeiten herabreicht bis Taubmann und Dreyer. Wo das Lied zuerst umschlug nach der derben Seite, in Oesterreich sind sie auch am frühesten gepflegt,

da begegnet „der Pfaffe von Kalenberg;“ ihm nachgebildet ist „Peter Leu von Hall.“ „Salomon und Markolph“ wurden dicht bei 1500 noch einmal erneuert, „Aesop“ erschien auch in Deutschland, und „Eulenspiegel“ wird ein Volkstypus, dessen Grab zu Möllen noch verehrt wird, obwohl Niemand darüber auf dem Reinen, wann und ob der Narr existirt hat. Unsere Hofnarren überhaupt, und zunächst „Kunz von der Rosen,“ „Klaus Narr“ sind in Ehren und Gedächtniß, „Paul's Schimpf und Ernst,“ „Bruder Rausch“ werden noch jeweilig neu gedruckt. Aus dem „Finkenritter“ leitet man den genialen Münchhausen, dessen Genialität so sehr schwindet mit der Originalität. Man thut ihm jedenfalls Unrecht. Ein launiger Jagdfreund wie er war, hatte er es sogar niemals auf den Druck seiner Späße abgesehen, und war sehr betroffen, als dieser hinter seinem Rücken erschien. Noch weniger hatte er, der unbekümmerte norddeutsche Edelmann, Studien dazu gemacht.

In das Herz des Volksbuches gehören aber wieder die Mähren vom Fortunat, vom ewigen Juden und von Faust. Besonders über die letztere ist in Deutschland so viel geschrieben worden, daß eine Andeutung genügt. Sie ist der eigentliche Ausdruck einer Zeit, in welcher das religiose Bewußtsein von dem Kirchlichen sich in so weit trennt, daß es in das Verhältniß zu Gott und Teufel ganz beliebig all' seine Zaubersagen einmischt. Diese Dreistigkeit des Beliebens war reichlich vorbereitet durch die jüngere Scholastik, welche sich an allerlei Frage und Antwort versucht und welche auch in einzelnen Männern an die Naturgeheimnisse geklopft hatte. Albertus Magnus, welcher schon oben in dieser Wendung bezeichnet wurde, war einer der Ersten, dessen ungewöhnliche Existenz in's finstere Zauberreich gezogen wurde, obwohl er ein hochgestellter Geistlicher, ein orthodoxer Bischof war. In der nächsten Zeit sehen wir Theophrastus Paracelsus und Agrippa von Nettesheim in ähnlichem Ansehn beim Volke; — das kirchliche Bewußtsein war nicht stark genug, dergleichen Erscheinung mit eigener Macht und in eigener Kategorie zu bezwingen, der Volksglaube bemächtigte sich ihrer, und machte daraus ein neues poetisches Gebild. Insofern ist die Entstehung der Faustsage ein tiefliegendes Zeugniß, daß man sich wieder auf eigene Hand das übersinnliche Reich deutete und zurechtlegte,

wie man es in früheſter Zeit vor der Souverainetät der Kirche gethan hatte mit Zauberern und Drachen.

Viel näher der kirchlichen deutſchen Welt lag noch die Sage vom ewigen Juden, von dem ſchon im dreizehnten Jahrhundert eine Sage beſtand. Ihre allgemeine Erſcheinung gehört indeſſen erſt wie Fauſt und Lalenbuch in die erſte Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, der ewige Jude zum Beiſpiele erſchien 1547 in der Gegend von Hamburg. Die älteſte Druckausgabe vom Fauſt, die wir haben, iſt 1587, Berlin. Dieſer Cartaphilaus, ſpäter Ahasver genannt, ſteht an ſeiner Hausthür, als Chriſtus auf ſeinem Todesgange, das Kreuz auf der Schulter, erſchöpft vorüberzieht und ſich einen Augenblick, um auszuruhen, auf die Bank vor dem Hauſe ſetzen will. Ahasver verweigert es, und der Heiland, nicht im evangeliſchen, ſondern im päbſtlich-ritterlichen Zornesſinne, ſagt ihm: nun ſollſt du nicht Raſt noch Ruhe haben, ſondern wandern, bis daß ich wieder komme. Ahasver irrt durch die Jahrhunderte umher und kann nicht ſterben, ſtürzt ſich in Schwerter, in Abgründe, in den Aetna, in's Meer, und kann nicht ſterben. Endlich glaubt er an Chriſtum, und da er wieder umſchlägt und mit den Sarazenen brennend nach Jeruſalem hineindringt, erſcheint ihm der Herr ſelber. Da fällt er nieder und betet an, und nun reift er zum Tode, die vergangenen Jahrhunderte ſind ihm wie wenige Jahre, er lebt ſtill in Jeruſalem, führt Pilger zum heiligen Grabe und erzählt ihnen ſeine Geſchichte.

Aber dieſe Souverainetät der kirchlichen Sage wird umſonſt in der Fauſtmähr geſucht. Deshalb hat man mit Recht geſagt, ſie ruhe nicht auf der bloßen Lebensgeſchichte eines Doktor Fauſt; ſondern ein ſolcher iſt nur der äußere Anhalt zum Ausdruck einer Volkswelt, die ſich von der Autorität befreit und ſich ſelbſt und die eigne Vorſtellung von überſinnlichen Verhältniſſen geltend macht. Damit übereinſtimmend finden wir ſpäter dieſen Stoff juſt als Hauptthema bei demjenigen Dichter, der die ganze Welt für die poetiſche Schöpfung befreit, der darin eine große, neue Epoche gründet, daß er einem jeglichen Zuſtande und jeglicher Perſon ohne Rückſicht auf herkömmliche Autorität ein poetiſch Verhältniß zugeſteht; wir finden ihn bei Goethe. Goethe iſt als Poet dieſelbe Befreiung von der beſtehenden dogmatiſchen Kirche einer Poeſie, wie die Fauſtſage eine

Befreiung von der kirchlichen Beſtimmung des Ueberſinnlichen war. Die Kirche hatte keine Schwarzkünſtler, keine Zauberer, die ohne Vermittlung ihrer, der Kirche ſelbſt, mit dem Himmel in Korreſpondenz treten konnten. Aehnliches war von früh auf da, mit dem Teufel war man bekannt, aber es geht ein neuer rationaliſtiſcher Zug durch den Fauſt und eine neue myſtiſche Macht, daß dieſe Sage dadurch ein Anfang moderner Schöpfung wurde.

Von einem Doktor Fauſt wird allerdings erzählt, der gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Schwaben und Sachſen als Zauberer berüchtigt geweſen, und der Buchdruckerfinder Fauſt hat auch ſchon ſeiner geheimnißvoll neuen Kunſt wegen einen großen Schweif Zauberei hinter ſich in der damaligen Welt. Aber die Teufelei dieſes und jenes Fauſt und alle Teufelsverbindung, die im Volksglauben lebendig geworden war, wurde ſicherlich auf dieſen Dr. Fauſt des Volksbuches übergetragen. So finden wir den Pakt mit Mephiſtopheles auf 24 Jahre, wo dieſer alles Herrliche ſchaffen muß, und am Ende den Doktor unter großem Spektakel holt. Es iſt für die obige Bemerkung herauszuheben, daß Fauſt ſehr heiter und bewußt den Pakt ſchließt, noch kurz vor dem Tode ganz kraftvoll und ebenſo heiter mit Mephiſto über die Gnade Gottes und dergleichen disputirt, dem Famulus Wagner noch den Geiſt Auerhahn ſchenkt, kurz ſo gehalten iſt, daß man durchweg eine kräftige Freiheit dem Himmel und der Hölle gegenüber erblickt, und daß die grauenvolle Kataſtrophe mehr wie ein Zugeſtändniß an den alten Glauben ausſieht, als wie eine wirkliche Nothwendigkeit. Dieſer Fauſt, der Alles ſelbſt prüfen will, ſchließt wie ein Hohn die große Autoritätswelt des Mittelalters — in Goethe iſt nur noch am Schluſſe beigefügt, daß er in den Himmel kommt; es wäre unbillig, dies bereits vom ſechszehnten Jahrhunderte zu verlangen.

Außer dieſer Sagenwelt des Volksbuches, welche ſich in ſchlichter Proſa des poetiſchen Volksintereſſes bemächtigt, flüchtet das dichteriſche Bewußtſein dieſer Zeit in das einfache Volkslied, was am Wege, im Waldesgrün, auf nächtlicher Wanderung,

unter dem Fenſter des Liebchens, auf einem Kriegszuge von dem erſten beſten Naturell geſungen und gepfiffen ward. Von Einem ging es zum Andern; damit es weiter kommen möge, druckte es jemand auf ein fliegendes Blatt, und glücklicherweiſe ſind viele Lieder ſolcher Gattung in Chroniken aufbewahrt, und es iſt uns dadurch ein Andenken an die eigentliche Volkspoeſie gerettet worden, die von größerem Werthe iſt als manch künſtliches Machwerk dieſer Zeit. Denn für eine höhere Kunſtform war dieſe Zeit des Ueberganges und der langſamen inneren Umgeſtaltung durchaus nicht angethan. Beſonders die Limpurger Chronik iſt dafür eine reiche Quelle, welche bei jedem Jahre anführt, was für Lieder in demſelben gäng und gäbe geweſen ſeien. Und in Schilling's Chronik der Burgundiſchen Kriege finden ſich die beſten Kriegslieder, worunter die berühmten Veit Weber's. All das kleine Geflügel der Handwerkslieder, an denen ſich der Burſch heute noch erfreut, ſteigt in dieſer Epoche auf, wo das bürgerliche Element ſich ſo eifrig des Geſanges annimmt. Johann Gansbein, Stadtſchreiber zu Limburg an der Lahn, und wahrſcheinlicher Schöpfer jener Chronik führt als Sängernamen nur zwei an: den Ritter Reinhard von Weſterburg, und Gerlach, edlen Herrn zu Limburg. Von dem Oeſterreicher Peter dem Suchenwirth, deſſen Werke Primiſſer herausgegeben, wird ein Lobgeſang auf die heilige Jungfrau und ein Lied auf die Schlacht bei Sempach ſpeciell angeführt.

Oeſterreich iſt nach der Liedesrichtung hin von früher Bedeutung. Es wird ihm oft zum Vorwurfe gemacht, daß ſich in ſeinen Scherzen der alte Minneton zuerſt herabgeſtimmt habe. Am Hofe der Babenberger in Wien ſei das leicht-ſinnliche, ſchwelgeriſche Weſen des Oeſterreichers zunächſt auf alltäglichere Gegenſtände für die Poeſie gerathen, auf Tanz und Gelag. Die Tanhuſer und Steinmar hatten aber nicht ſo Unrecht, von einem Intereſſe abzugehen, was anfing hohl zu werden, ſich einem Kreiſe zuzuwenden, wo ſich wirkliche Theilnahme und wirkliches Leben fand. Die Hadloub, Burkart von Hohenfels, Schnepfenberg, Goeli und Gedrut gehören zu dieſem heiteren Orden.

Es lohnt ſehr der Mühe, auf einzelne andere Laute dieſes Singens und Pfeifens hinzuhorchen; Roſenkranz, der immer da

am Tiefſten zufaßt, wo es ſich um wichtigen Kern handelt, hat dafür reichhaltige Auszüge beſorgt.

Das Lied „vom Rattenfänger zu Hameln" iſt hier zu nennen; für den ſcholaſtiſchen Einfluß zeugen folgende Verſe:

Roth iſt die Roſ', grün iſt das Blatt,
Ein Zweiglein gleichwohl beide hat,
Alſo man zwei Naturen find't,
Und ein' Perſon in dieſem Kind.

Die Sage „vom wilden Jäger" verbreitet ſich über die Wälder; Doktor Fauſt tritt ſchon in Liedern auf, wie er ſich von Mephiſtopheles die ſchöne Stadt Portugall abmalen läßt, was dieſem eine Kleinigkeit.

„Wenn ich ein Vöglein wär',
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu Dir!"

Das dient noch heute mancher Sehnſucht. Die Limburger Chronik ſagt: „Im Jahr 1357 ſang und pfiff man das Lied:

Gott geb' ihm ein verdorben Jahr,
Der mich machte zu einer Nonnen,
Und mir den ſchwarzen Mantel gab,
Den weißen Rock darunter.

1360 verwandelten ſich die Gedichte in deutſchen Landen; denn man hatte bisher lange Lieder mit fünf oder ſechs Geſätzen (Strophen) geſungen. Da machten die Meiſter neue Lieder mit drei Geſätzen, welche Widerſang hießen. Auch hatte es ſich mit dem Pfeifenſpiel ſo verwandelt, und war man mit der Muſik ſo aufgeſtiegen, daß die bisherige nicht ſo gut war, als die nun anfing; denn wer vor 5 oder 6 Jahren ein guter Pfeifer war im Land, der däuchte jetzt nicht eine Fliege. — 1361 ſang man das Lied:

Aber Scheiden, Scheiden, das thut wehe
Von einer, die ich gern anſehe —

Fünf oder ſechs Jahr vor 1374 war am Mainſtrom ein ausſätziger „Barfüßermönch," der von den Leuten verwaiſ't

war, weil er nicht rein war; der machte die beſten Dictamina und Lieder mit Reimen, dergleichen Keiner am Rheinſtrome oder in dieſem Lande machen konnte, und was er machte, das pfiffen und ſangen die Meiſter gern nach."

Wer hat es nicht gehört, das alte Lied:

Stand ich auf einem hohen Berg
Sah wohl den tiefen, tiefen Rhein,
Sah ich ein Schifflein ſchwanken,
Viel Ritter tranken drein —

Oder den Abſchied der Liebenden:

Wenn ich geh' vor mir auf Weg und Straßen,
Sehen mich ſchon alle Leute an,
Meine Augen gießen helles Waſſer,
Weil ich gar nichts anders ſprechen kann —

Oder:

Ach Gott, wie weh thut Scheiden,
Hat mir mein Herz verwund't;
So trab' ich über die Haiden,
Und traure zu aller Stund;
Der Stunden, der ſind allzuviel,
Mein Herz übt heimlich Leiden,
Wiewohl ich oft fröhlich bin.

Oder die heiteren:

Ich ſoll und muß einen Buhlen haben,
Trabe dich, Thierlein, trabe,
Und ſollt' ich ihn aus der Erde graben,
Trabe dich, Thierlein, trabe.

Das Murmelthier, das hilft mir nicht,
Es hat ein mürriſch Angeſicht,
Und will faſt immer ſchlafen —

Wenn Du zu meinem Schätzel kommſt,
Sag', ich ließ ſie grüßen,
Wenn ſie fragt dann, wie mir's geht,
Sage, auf zwei Füßen —

Weine, weine, weine nur nicht,
Ich will dich lieben, doch heute nicht,
Ich will dich ehren, so viel ich kann,
Aber 's Nehmen, aber 's Nehmen steht mir nicht an.

An fröhlicher Derbheit fehlte es auch nicht; zum Beispiele in der Nachtmusik:

Ach, schönste Phyllis, hör' doch unser Musiciren
Und laß uns eine Nacht in deinem Schooß pausiren —

besonders mischt sich da der lüsterne Pfaffe bei, und verhüllt sein ungebührlich Verlangen in kugelndes Latein:

Ich war ein Kind so wohl gethan
Virgo dum florebam,
Da pries mich die Welt überall,
Omnibus placebam.

Chor: Hoy et oe maledicantur filiae
Juxta viam positae!

Da wollt' ich an die Wiese gan
Flores adunare,
Da wollte mich ein Ungethan
Ibi deflorare.

Die Sinnigkeit und Betrachtung der Natur ist von früh auf ein unvergleichlicher Vorzug der deutschen Nation gewesen, so fehlt es denn auch in diesem Liederschatze nicht an allerlei schönen Gaben, welche dem Frühlinge, dem Baum- und Blumenleben geweiht sind.

Und nun der Tod das Feld geräumt,
So weit und breit der Sommer träumt,
Er träume in den Maien
Von Blümlein mancherleien.

Tod ist der Winter, welcher im Frühjahr als Strohmann verbrannt oder in die Flüsse geworfen wird bis auf den heutigen Tag. Die letztere Sitte, ihn in's Wasser zu werfen, ist besonders in den östlichen Provinzen, zum Beispiele Schlesien üblich, und es sind Einzelne auf die Vermuthung gekommen, der Gebrauch

ſei ein ſlaviſcher. Er wird dann in Verbindung mit dem Sturze des Heidenthumes in den hinteren Theilen des damaligen Polens gebracht, wo der Götze Czernibog unter großem Lärmen in den Dniepr geſchleift wurde. Indeſſen ſprechen doch viel Zeugniſſe für den deutſchen Urſprung dieſes poetiſchen Ausdruckes, auch des Todaustreibens, wie er heute noch in den Oderſtädten auftritt.

In die Naturfeier ſchloßen natürlich die Lieder alle Handthierungen ein, welche lebhaft mit der Natur verkehrten, der Ackersmann, der Heumähder, der Fiſcher, der Hirt beſangen ihre Zuſtände und der Weinbauer blieb am wenigſten zurück, der Bergmann mit den Bergreihen trat dazu, und der todesſchwere peinvolle Geſang der Flagellanten oder Geißelbrüder, welcher dieſe Zeit vielfach durchdringt, und an das verfallende religioſe Opfer mahnt, konnte die breit aufwachende Lebensluſt nicht einſchüchtern. Dies Moment des Meiſtergeſanges darf nicht geläugnet werden: auch dem unſcheinbarſten Handwerker ward ein Drang zu poetiſcher Stimme geweckt, und es liegt darin eine Vorbereitung des modernen Princip's, das Unſcheinbarſte in eine poetiſche Beziehung zu ſetzen.

Schon bei der Baukunſt im Vorigen iſt es angedeutet, daß die Maurer, die Bauleute überhaupt, eine ariſtokratiſche Stellung unter den Handwerkern einnahmen; ſie gaben der religioſen Idee, welche immer noch ſtoßweiſe über das Land wehte, eine imponirende Geſtalt. Entgegengeſetzt, eine komiſche Figur ſpielt auch damals ſchon der Schneider, man höre das alte Lied:

Es ſind einmal drei Schneider geweſen,
O je! es ſind einmal drei Schneider geweſen,
Die haben ein Schnecken für ein Bären angeſehn,
O je! o je! o je! o je!
Sie waren deſſen ſo voller Sorgen,
O je, ſie haben ſich hinter einem Zaun verborgen —

Sonſt iſt der Schreiber, eine unzulängliche Erhebung über das Handwerk, Gegenſtand leichten Spottes und meiſt als armer Schlucker dargeſtellt, wie das Lied andeutet:

Das Mägdlein will einen Freier haben,
Und ſollt' ſie ihn aus der Erde graben,
Für fünfzehn Pfennige.

Sie grub wohl ein, sie grub wohl aus,
Und grub nur einen Schreiber heraus
Für fünfzehn Pfennige.

Der Bettler ist lange eine poetische Figur geblieben, die Poesie hat seit der schwäbischen Kaiserzeit niemals Geld, ja man erzählt sich immer mit großem Nachdrucke, gleich als wollte man dem Genie die Güterarmuth retten, daß der große Wolfram von Eschenbach und Pleienfeld, der größte Dichter des Mittelalters, ein sehr armer Edelmann gewesen sei.

Ein Bettelmann singt in diesem Liederkreise:

Ich war noch so jung und war doch schon arm,
Kein Geld hatt' ich gar nicht, daß Gott sich erbarm'!
So nahm ich meinen Stab und meinen Bettelsack,
Und pfiff das Vaterunser den lieben langen Tag.
Und als ich kam vor Heidelberg hinan,
Da packten mich gleich die Bettelvögte an —

Nur der Kaufmann, welcher damals in der Hansa eine große Stellung errang, fand keinen eigenen Ton, und die Literarhistoriker klagen bitterlich, daß auch damals in den reichen Hansestädten gar nichts geschehen sei von Seiten dieser Begüterten für die freie und schöne Kunst.

Politik und Krieg anbetreffend ist Veit Weber schon angeführt worden und der Suchenwirth. Derartige Poesieen, die über den Charakter des Liedes hinausgehen, sind „der Krieg zu Nürnberg," von Rosenplüt, und das niederdeutsche Poem „die Soester Fehde."

Als Lied bricht dieser Denkkreis später am Erzgebirgischen aus, wo durch die Reformation und die daraus wachsenden Kriege lebhafte Bewegung entsteht. Der Liederkranz war im Allgemeinen so groß, daß man in den Schulen die sogenannten „Strafer und Reizer" verbot, die Ständchen, welche Abends bei angezündeten Lichtern vor den Häusern gesungen wurden, nannte man dann „Lichter" und von den Baiern wird eine eigene Gattung satyrischen Liedes erwähnt, was nach seinem Erfinder „Labrer" hieß.

Die Bußgesänge der Geißelbrüder, welche man Laisen nannte, und welche nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, nach einer Pest, wahrscheinlich derselben, in der Boccaccios Decameron

ſpielt, entſtanden, ſind nicht der einzige religioſe Liedesausdruck. Man findet ſchon zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts Kirchenlieder, eine Urkunde von 1323 ſagt, daß in Baiern beim Gottesdienſte deutſch geſungen worden ſei. Unſere Denkmäler gehen aber nicht über die Mitte jenes Jahrhunderts zurück. Konrad von Queinfurt, ein Geiſtlicher, der zu Löwenberg in Schleſien ſtarb, wird gemeinhin als erſter Verfaſſer eines Kirchenliedes genannt. Wahrſcheinlich hat Tauler, der um 1350 lebte, ſchon welche gedichtet, und der Huſſit Peter von Dresden, der 1440 zu Prag ſtirbt, hat wenigſtens lateiniſche und deutſche Verſe zu Kirchenliedern gemiſcht. Hieronymus Schenk von Sumauwe wird außer ihm noch als Liederdichter genannt; — hiſtoriſche Bedeutung erhält dieſer ganze Zweig erſt durch die Reformation, welche dieſe herrenloſen Lieder in ihre Geſangbücher aufnahm. — — Auf dieſe Partie nun, auf die Erregung der Volksklaſſen durch die Meiſterſänger, auf das ächt poetiſche Gefühl, welches ſich im Auffaſſen und Wiedergeben des Volksbuches und im Geſange des eigentlichen Liedes ausſpricht, darauf iſt aller Nachdruck dieſer Uebergangsepoche zu legen. Gräter's Bragur, Docen's Sammlungen, was die Romantiker, Görres, Arnim ꝛc. neu belebt oder doch auferweckt, ſind dafür ergiebig, und die neuſte große Sammlung von Erlach iſt ein allumfaſſendes Magazin dafür.

Anzuführen iſt noch Folgendes: Man beſchäftigt ſich in müßigen Stunden mit Umarbeitung und, wie es hieß, Umdichtung der alten Heldengeſänge, beſonders der Gedichte aus dem „Heldenbuche" und aus dem Artus- und Gralkreiſe. Herr Caspar von der Roen hat ſich da beſonders auf die Heldenſage geworfen, und uns leider ſtatt des reinen Quells viel Caspar-vonderroenſches mit aufgenöthigt. Herr Ulrich Fürterer hat ſich für eine cykliſche Bearbeitung hauptſächlich an Artus, den Gral und die Geſchichten vom Argonautenzuge und trojaniſchen Kriege gemacht.

Auch das Coſtnitzer Concilium iſt gereimt worden. Allegoriſirt wurde nicht minder, davon ſind Proben: „die Mörin" des Hermann von Sachſenheim, und der von der Mittelmäßigkeit erwählte und noch vielfach umgearbeitete „Theuerdank," vollſtändig betitelt: die Geuerlichkeiten ꝛc. des Helds

Herr Tewrdannkhs von Melchior Pfinzing. In dieser Schrift, welche Kaiser Max selbst entworfen haben soll, und welche Dr. Pfinzing, Sekretär desselben von 1512—1516, also an der spätesten Grenze dieser Epoche, ausgeführt hat, wird nur die Freite Maximilians um die schöne Marie von Burgund beschrieben, und damit daraus ein Gedicht werde, treten alle Hindernisse der Heirath allegorisch auf.

Aber mit bestem Rechte schließt sich an das obige Volksbuch der wieder erweckte Reinecke Fuchs, dessen Kopf nur einmal flüchtig in der fränkischen Zeit auftauchte. Diese fein, anmuthig, tief und treffend gefaßte Satyre des Volksbewußtseins gegen die Cultureristenz, welche aus welschen, französischen, niederländ'schen und niederdeutschen Quellen zusammengeströmt ist, — Jakob Grimm weis't fünf Reinecke nach vom lateinischen Isegrinus des zwölften Jahrhunderts bis auf unsern niederdeutschen des fünfzehnten Jahrhunderts — erscheint im Jahr 1498 zu Lübeck in niederdeutschem Drucke. Heinrich von Alkmar — „Hinrick von Alkmer, Scholmester und Tuchtlerer der eddelen Hertogen van lotryngen" — nennt sich als Verfasser und Nicolaus Baumann, ein Niedersachse, wird neben ihm als Herausgeber genannt. Für die nächste Quelle halten jetzt Grimm- und Hoffmann von Fallersleben, mit einiger Abweichung von einander, den mittelniederländischen Reinaert des Wilhelm die Matoc aus dem dreizehnten Jahrhunderte und des Fortsetzers davon. Wir besitzen den alten Reinaert und den späteren Reinecke und der letztere ist nur eine glücklichere Stellung des Reinaert-Materials, und ein direkterer Bezug.

Der Stoff selbst ist aus Goethe genügend bekannt. Die Absicht, ein schlecht Regiment von oben und besonders der Geistlichkeit zu schildern, mußte jener Zeit prasselnd einschlagen. In diesem Gedichte kommen Stoff und Behandlung in ein so glücklich Verhältniß, daß der schwer zu findende Punkt wirklich gefunden ist, eine halb satyrische, halb didaktische Absicht zur Höhe eines vollendeten Gedichts zu erheben.

Dem poetischen Volksbewußtsein in lebendiger Nähe hielten sich auch die dramatischen Versuche des Rosenplüt und Hans Volz, die als Fastnachtsspiele auftreten. Sie tummeln sich allerdings in mancher bedenklichen Derbheit, tragen aber doch in

ihrem kernigen Witze einen unverkennbar volksthümlichen Stempel. Der schon bei den Meistersängern erwähnte Volz stammte aus Worms und figurirte als Barbier und wohlbegabter Meistersänger zu Nürnberg.

Die dramatische Kunst begann bei uns in den geistlichen Schauspielen, welche man Mysterien nannte, die größtentheils lateinisch waren, und von denen Wenig übrig geblieben ist. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts versuchte man auch wieder einige Uebersetzungen der Terenz'schen Lustspiele. Schüler führten lateinische Conversationsstücke auf, Celtes übersetzte die Roswitha, die Humanisten, Reuchlin an der Spitze, waren dafür thätig. Jene ächt-deutschen Fastnachtsspiele sind uns aber von größter Wichtigkeit und es ist da neben Volz und Rosenplüt auch der Pfaffe Theodor Schernberg zu nennen, von welchem „ein schön Spiel von Frau Jutta" geliefert wurde. Darin wird das Schicksal der Päbstin Johanna im Leben, Tod, Fegefeuer und Himmel mit Beimischung national-komischer Züge geschildert, die sich aber noch ganz ernsthaft halten. Gervinus, der im Pragmatismus des Details immer geistreich ist, findet den Uebergang da, wo nach dem Anhören des Epos die Lust am Schauen sich hervorbildet, wo Bilder, am Ende Bilder, denen Zettel aus dem Munde hängen, in den Büchern sich breit machen. Mit der sinnlicher werdenden Welt, hängt das Drama stets zusammen, aber der natürlichere, tiefere Grund liegt wohl immer darin, daß eine durchgearbeitete Nation von selbst zur lebendigeren Zusammenstellung des Mannigfaltigen übergeht. Das Einfache ist erschöpft, und man geht zur Bewegung mit ihm fort. Veranlassung und Unterstützung werden die Festlichkeiten, welche eben am Hervorstechendsten geboten sind, also besonders die der Kirche, der Reichsstädte. Das Recht, welches sich aus dem untergehenden Ritterstande umsetzte, gab ebenfalls oft das nöthige Interesse.

Schließlich ist noch der sogenannten Priameln oder Präameln (präampula) Erwähnung zu thun, einer Art Epigramme, die sich kraftvoll ausdrückten und in das didaktische Gebiet hinübergreifen, wofür schon seit lange viel geschehen war. Hans Kintler's „Buch der Tugend," noch von 1441 her, ist dahin zu rechnen, und das Reich der Satyre, wofür Brant die Hauptfigur. Von ihm und Rosenplüt sind die besten Priameln, er that

auch das Meiste für Ausbeutung des Aehnlichen aus früherer Zeit, worauf beim „Renner" schon hingewiesen ist. Geiler von Kaisersberg, Albrecht von Eyb, schließen sich an diesen Moralitätseifer an, welcher sich den tollen Schwänken entgegenstellt. Man hat diese ganze Richtung auch als Hülfsmittel zur Reformation bezeichnet, und das ist sie gewiß, wie der rauhe April dem Mai vorausgeht. Glücklicherweise war aber in Luther selbst mehr poetische Welt, als in all' diesem historisch-nothwendigen Gekeife.

Es bleiben hier noch Spruchgedichte eines Oesterreichers, Heinrich des Teichners, anzuführen, und das berühmte Narrenschiff Sebastian Brant's — somit ist die poetische Produktion dieses Zeitraums erschöpft.

Dieses Narrenschiff, auch genannt das „nuw schif von Narragonia," enthält in 113 Kapiteln die Schilderung der Laster und Thorheiten, und wird nur eben der äußeren Verse wegen zur poetischen Partie gezählt. Die Bedeutung desselben, welche durch Uebersetzung in viele Sprachen anerkannt wurde, und dem Dr. Brant, Kanzler zu Straßburg, viel Ruhm brachte, beruht in einem ganz anderen, als dem poetischen Kreise, und wir sehen denn auch bald darüber predigen. Die Opposition gegen ein verfallendes Leben liegt darin, und diese schuf sich passender und mit der besten Genialität dieses Zeitraums eine Prosa, von welcher die heutige Schrift in gerader Linie abstammt.

14.

Der Durchbruch zur Prosa.

Politischer Zustand — Humanismus — Prosa.

Im Vorhergehenden ist aufgezählt, was sich aus dem hereinbrechenden Gewirr noch zu einer poetischen That verdichtete, und als solche ein Literaturerzeugniß abgab. Um den Ueberblick zu gewinnen, muß aber nachgeholt sein, wie sich der allgemeine Zustand entwickelte, wie die Scholastik einen Fortgang fand, eine neue Gestalt sich zulegte, und plötzlich in all' ihren angeregten Gegensätzen und Seitenpartieen zu einer neuen Welt durchbrach.

Daraus ergiebt sich auf's Deutlichste die Nothwendigkeit des neuen Prosaausdrucks, und dieser schließt sich als ein neuer Akt der Literargeschichte an, in seiner Form gleichzeitig das ganze neue Wesen umspannend. —

Die große poetische Idee der Hohenstaufenkaiser fand, wie oben schon erwähnt wurde, keinen Erben. Rudolph von Habsburg, vom Pabste und den einzelnen Reichsfürsten eingesetzt, trat von vorn herein in die wohlweislich voraus eingerichtete Tabulatur der Bedingungen, nach denen ein mächtiger Kaiser des Pabstes und der Reichsfürsten halber nicht bestehen sollte. Er ward der Kaiser des Details. Für große Principien war, ganz diesem Ursprunge angemessen, kein Genie in ihm, aber hinreichend Geschick für die neue Politik, welche zum Sturze der

alten Welt jetzt herrschend wurde, nämlich für die Politik des Hauses. Dies wurde vergrößert, die allgemeine Idee versank.

Seinem guten Glücke fanden sich auch die Detailvortheile ein und halfen jenes tausendfache Mosaik vorbereiten, was sich unter dem reichhaltigen Namen Prosa gestaltete.

Zufällig verstand Rudolph schlecht Latein und hatte praktischen Sinn, so brachte er in die öffentlichen Verhandlungen die deutsche Sprache. Dieser Punkt ist sehr wichtig, denn diesem gemäß bereitet sich die Geburt des Neuhochdeutschen, welches die moderne Zeit ausdrückt, folgendermaßen vor: Das allgemeine Gesetz, aus der Reichskanzlei kommend, mußte doch seiner Natur nach am Meisten gemeinschaftlich sein, und nun warf es der Wechsel des Kaiserstuhles, welcher bald in Oesterreich, bald am Rheine, bald in Böhmen, bald in Baiern stand, in vielen Dialekten umher; jeder Schreiber, der aus Wien, oder aus Luxemburg, oder aus Prag, oder aus Regensburg stammte, schmuggelte diese und jene Wendung ein, die seiner Heimath eigenthümlich war, und so entstand Schwankung, Mischung, neues Gebräu, was später durch Luther bewältigt wurde. Aber Luther bewältigte es durch die Ausbeute, welche er daraus zog, und die er seinem Accent einverleibte, denn er hat sich sehr sorgfältig um die Reichskanzlei bekümmert, und schuf sie guten Bedachtes zu einer Richtschnur seines Ausdruckes. Diese Verbindung mit der schwerfällig juristischen Form ist vielleicht Grund geworden, daß sich unsere Prosa so langsam von der unbeholfenen Wendung befreite. Vielleicht ist aber auch darum stets eine so gefüllte logische Strenge im deutschen Ausdrucke herrschend geblieben. Wunderbar genug hat sich ein ähnlicher Durchgang bei dem Schöpfer der modernsten Prosa, bei Goethe, wiederum eingestellt, welcher so genial aus der Kanzleiform seiner reichsstädtischen Erziehung herausſprang, und so naiv oft wieder gravitätisch hinein langte.

Es lag in Rudolph's Charakter, in seiner Sparsamkeit und in seiner Stellung, daß er die herüberreichenden Reimer nicht beachtete. Außer Ruhm wollten diese Leute auch Nahrung und Unterhalt haben, und sie haben ihn denn auch mit den schärfsten Geißelworten bedacht, absonderlich ein Meister Stolle, ferner der

ſogenannte „Unverzagte," und am Schärfſten der „Schulmeiſter von Eſſelingen."

— Der ſchöne Luxemburger Kaiſer Heinrich VII. verſuchte es umſonſt, die alte Ghibellinen-Idee aufzuwecken, er unternahm einen Römerzug, und begeiſterte den heroiſchen Sänger ſeiner Partei, Dante, der ihm eine Vertheidigung der großen Monarchie entgegenrief. Aber das ſtreng bürgerliche Element, was zur Proſa zuſammenſchießt, und darin ſeine Macht gewinnt, war ſchon zu gewaltig, die Guelfenpartie, der Repräſentant dieſes Elementes, höhnte ihn öffentlich, da er im Lateran ſich krönen ließ, und ſie ſchoſſen Pfeile durch die Fenſter. Als ob die Weltgeſchichte ein Omen hinſtellen wollte, konnte er mitten in Rom das Kapitol und die Peterskirche nicht erobern, dieſe ſteinernen Bilder der alten, einigen, katholiſch-poetiſchen Zeit. Ja noch mehr dieſes wunderbaren Vorſpiels: im Abendmahle, im geiſtlichen Mittelpunkte dieſer alten Kirchenzeit, reichte ihm ein Mönch 1323 den giftigen Tod.

Dante, dieſer letzte Verſuch alter Welt, in dem ſie ſich, ihm ſelbſt unbewußt, ſchon wieder in Lyrik, Allegorie und Viſion auseinanderblätterte, und ihre kompakte Dichtheit verlor, feiert ſeinen Tod als weit gehörter Ghibellinenſchwan.

In gleicher Bedeutung treten die Schweizerkämpfe gegen die Habsburger und Burgunder hervor — vorbei iſt die Zeit der großen Herrſchaft, der moraliſch-gebieteriſchen Macht, die Bauern, ihre Individualität zur Geltung erhebend, ſiegen, Alles faſert ſich in's Einzelne.

Eingefleiſcht trat dieſe ganze Wandelung der Zeit in Karl dem Vierten auf, dieſem ſchlauen, feinen Luxemburger, der Alles auszugleichen, zu gewinnen und zu ordnen wußte durch die kleinen, ſicheren und gewandten Schritte der Proſa. Er zog beſcheiden, unerkannt als Privatmann nach Rom, wohin der Kaiſer ſonſt nur geharniſchten, dröhnenden Schrittes ging, er fügte ſich lächelnd in die ſchimpfliche Bedingung, nur einen Tag da zu bleiben, er lobte den Petrark, welcher ihm mit enthuſiaſtiſchen Kaiſerplanen nahe trat, die ſchönen Verſe, er beſtach, lieh, ſchacherte, vermittelte, kurz, war ein vollgefügtes Gegenbild der alten poetiſchen Zeit.

Und um das Bild zu vollenden, ſo war nicht etwa Ohnmacht

in ihm, im Gegentheile, er war aller Bildung mächtig, die damals nur waltete, denn er war auf's Sorgfältigste in Frankreich erzogen; aber er war über alle Ueberzeugung seiner Zeit hinaus. Eigentlich wäre zu sagen: er war über allen Glauben seiner Zeit hinaus, wenn der kurze Anlauf darin nicht ein Mißverständniß sehen könnte, da sich Karl vortrefflich mit den Päbsten stand.

Ganz in dem Sinne geistiger Ueberlegenheit gründete er moderne Industrie und Bildung in Deutschland von seinen prächtigen Schlössern aus zu Prag. Durch ihn wurde dies Prag die prächtige Stadt, welche sie noch heute ist, durch ihn kamen die Universitäten auf, und alles das, was sich als letzte Art an den dorrenden Stamm des Mittelalters legte. Paris war die erste Hauptuniversität Europa's, sie wurde das Muster für Deutschland und England, wie es Bologna ward für das übrige Frankreich, für Spanien und Italien. Prag ward 1348 die erste in Deutschland, ihr folgten 1361 Wien, 1386 Heidelberg und Cölln, 1392 Erfurt und in den ersten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts Würzburg, Leipzig, Ingolstadt und Rostock.

In Karls eigenem Prag wuchs der gefährliche Huß auf, welcher an Wiklef sich genährt hatte, und zuerst das wie ein Blitz treffende Oppositionswort erhob. So lange Karl lebte — er starb 1378 — kam es allerdings nicht zu solchem Ausbruche, aber sein eigen Wesen war schon der Typus einer ganz veränderten Welt. Die Opposition, welche sich aus der Scholastik heraus, und aus einer Franziskanerklasse, den Minoriten, auf die Universitäten drängte, bewegte sich allerdings vorsichtig unter ihm, des Pabstes Freunde, aber sie wuchs und wuchs.

Dazu, zu dem in so gefährlichem Detail vorbereiteten Kampfe gegen die poetische Einheit des Mittelalters fiel wie ein Blitzstrahl 1354 die Erfindung des Schießpulvers, was Berthold Schwarz in Freiburg durch einen Zufall entdeckte, und auch im Augenblicke solcher Todesentdeckung mit dem Leben bezahlte. Dies sprengte mit einem Knall die ganze Ritterwehr, und somit den ganzen Kriegsstand des Mittelalters.

In eben diese stets dichter zusammentretende Vorbereitung gehörte das Schisma, was durch die Päbste in der römischen Kirche ausbrach, und was ebenfalls zerfressendes Gift auf das alte Weltband träufelte: Auch im Pabstthume ward also die

alte Einheit zerstört, die Franzosen hatten einen Pabst in Avignon, die Italiener und Deutschen einen in Rom, die sich gegenseitig mit dem Bann belegten.

War der heilige Geist in sich selbst gespalten?

Wie ein gepeinigter Geist flog das alte Bewußtsein der Welt umher, siedelte sich einen Augenblick hier, einen Augenblick dort an, und fand nirgends eine Ruhestätte. Da erhoben sich denn am Ende all' die Plätze, wo es einen Augenblick verweilt hatte, erhoben sich wie lebendig gewordene Massen, errangen durch Verbindung eine massenhafte Gewalt des Details, und unter einem erderschütternden Seufzer des Weh's ward das alte Bewußtsein erdrückt. Es verschwand, und ließ uns die schwere Aufgabe zurück, in die neue Mannigfaltigkeit einen neuen gemeinschaftlichen Odem zu bringen. Das ist denn auch wirklich bis auf den heutigen Tag nicht gelungen, nicht erfüllt, und wir kehren deshalb immer wieder zum Ausdrucke der Prosa zurück, um von der stets größer wachsenden Ausdehnung des Stoffes nichts zu verlieren, nachdem schwach oder stattlich eine poetische Bewältigung zum neuen Dogma von uns versucht worden ist. Gesetze des Verhältnisses haben wir vielfach gefunden, sogar für große Partieen des Verhältnisses noch einmal einen klassisch-poetischen Ausdruck, aber eine souveraine neue Weltseele, die nicht blos ein Verhältniß, sondern auch ein eigener Inhalt wäre, eine solche wird annoch erharret.

Auf dem Koncilio zu Constanz versuchte man 1414 noch einmal eine Vereinigung des auseinanderdrängenden Glaubens, die ganze Christenheit schickte Gesandte dorthin, und man hat da den letzten Gesammtanblick einer großen Welt gesehen, die wenigstens äußerlich noch zusammenhing. In jenem Gewimmel am Rhein und Bodensee sollen englische Schauspieler biblische Scenen aufgeführt haben, was den Deutschen ein lebhafter dramatischer Anlaß geworden sei.

Das Koncil, die gemeinschaftliche Einsicht, stellte sich hier über den Pabst, die unmittelbare Statthalterschaft Christi wird also zum ersten Male von der Gesammteinsicht Europa's abgesetzt, der heilige Geist von Rom genommen, Pabst Johann wird der Unzucht mit vielen hundert Nonnen, der Sodomiterei und alles möglichen Gräuels überwiesen, das reine Gefäß des

Pabſtthums wird alſo ſchmutzig vor aller Welt ausgeſetzt. Umſonſt verbrannte man Huß und Hieronymus, man war ſelbſt bereits aus den Fugen des Glaubens gehoben.

Und für Deutſchland zeigte ſich in dieſer gährenden Zeit nicht die geringſte politiſche Energie, es war, als ob der Himmel den Stoffen alle Zeit und allen Raum laſſen wollte, ſich noch ein ganz Jahrhundert mit einander zu durchdringen und das Beſte und Schlechteſte auszuſcheiden, der ſchläfrigſte Kaiſer, welchen das deutſche Reich von Karl dem Großen bis Franz dem Zweiten gehabt hat, ſaß auf dem Throne, und ſaß 52 Jahre, was man ſitzen nennt. Friedrich III. war ſein Name. Wo nur irgend eine Anlage, ein Beruf war, ſich aus dem allgemeinen geiſtigen Verbande in eine beſondere Exiſtenz zu retten, da machte es ſich bei jeglichem Mangel eines äußeren Zuſammenhaltes geltend. Unter ihm erhob ſich wie eine Rache gegen dieſen träumeriſchen Tod ein furchtbares Leben, die eigentliche Mordwaffe gegen das alternde Geſchlecht, die Preſſe — Guttenberg erfand die Buchdruckerkunſt, und 1456 erſchien die erſte Bibel im Druck.

Durch die Preſſe ward die Reformation thatſächlich durchgeſetzt.

Der letzte Kaiſer vor ihr, der ritterliche Max, war im Grunde der letzte Stempel, daß es ſelbſt bei glänzender Perſönlichkeit und ganz ritterlicher Abſicht völlig vorüber ſei mit Mittelalter und mittelalterlichen Dingen. Es iſt faſt ſchmerzlich, es auszudrücken, aber es iſt ſo; der ſchöne Kaiſer Max nimmt ſich den großen Umſtaltungen gegenüber wie ein geputzter Schauſpieler aus, der um jeden Preis Mittelalter ſpielen will. Glücklicherweiſe war er ſich halb dieſer Schauſpielerei bewußt, und zog ſich immer halb ſcherzhaft, halb wehmüthig lächelnd zurück, wenn einer ſeiner Anläufe abprallte. Denn ſein Schauſpiel und ſein Irrthum beſtand eben darin, daß er mit der Einzelnheit der Perſon gegen eine Welt rannte, die ſich ſchon lange in Gruppen und neue Inſtitute geſtellt hatte, durch welche die Perſon verdeckt war, daß er mit einer Geſinnung von Ehre und Form unter Feinde ſprengte, denen dieſe Geſinnung nur noch eine vergilbte Tradition war.

Von ſeinem theatraliſchen Leben zeugt ein Foliant, der ſchon in der beſcheidenen Proſa einhergeht, obwohl juſt für dies aufgewärmte Ritterleben der bunte Vers paſſender geweſen wäre —

dies ist der Weiß-Kunig, eine Erzählung von den Thaten Maximilians I. Er soll von dem Kaiser selbst angegeben sein; zusammengetragen hat ihn Marx Treitzsauerwein v. Ehrentreitz, Marens Geheimschreiber. Die Namen der Völker und Könige sind verstellt, sonst aber liegt wohl eigentliche Geschichte zum Grunde.

Wird durch diese machtlose Bestrebung der Politik hindurchgeblickt nach den innern Vorgängen der Umwandlung, so tritt zum erstenmale die wirklich ausbrechende, baare Verzweiflung entgegen, die Verzweiflung an der eignen Geschichte. Was beim Eintritte in die frühe Abgeschlossenheit des Mittelalters bemerkt wurde, nämlich, daß man enthusiastisch und frühe die nationalen Elemente hingab, und sich rücksichtslos einer von Rom überlieferten Welt schenkte, das wird jetzt dem Zeitalter mit Schrecken klar, da die römische Welt in allen Fugen sich lös't, und man umsonst nach eigenem Gehalte sucht. Die im Mittelalter eng zusammengenieteten Gegensätze des Geistlichen und Weltlichen springen jetzt schrillend auseinander, aber man sieht mit Entsetzen, daß dieß Weltliche gar keine Geschichte hat, daß es von frühe auf verloren gegangen ist, ehe es zu einer Bedeutung ausgebildet und zum Uebergange in höhere Tendenzen reif gewesen war. Man sieht es nun, daß der zu spät begonnene Ghibellinenkampf verunglückt ist.

Diese aufwachende Verzweiflung sucht jetzt mit allerlei Mitteln ein neues Bewußtsein, und fängt eine nationale Entwickelung noch einmal von vorne an. Daß das Reich in Staaten zerfiel und hierin schon ein drohendes Zeugniß lag, hatte man übersehen, erst als auch die Kirche in Kirchen zu zerfallen drohte, ward man dessen inne.

Dies Alles empfindend sondert sich der strebende Geist in eine durchgängige, wenn auch verschiedenartige Opposition ab, die sich unter einen allgemeinen Nationalismus versammelt, und nun beinahe 400 Jahre arbeitet, ohne eine neue katholische, das heißt eine allgemein positive Form gewonnen zu haben. Alle

gebietenden Erſcheinungen der Literatur, denen man von hier an begegnet, ſind nun nicht mehr ein allgemeiner Ausdruck wie die Werke des Mittelalters, ſondern mehr oder minder Schulen.

Die Hauptwege, welche dieſe Verzweiflung einſchlägt, ſind: der Humanismus, der zu den alten Völkern flüchtet, und von dort einen neuen Inhalt des höheren Lebens zu gewinnen denkt. Wenn auch geſchult in der Scholaſtik, wie ſie oben verlaſſen wurde, wendet er ſich doch von ihr, welche ſtets zum Hauptthema die Kirche behielt, offner oder verſteckter ſagt er ſich los von dieſer Kirche, und ſucht ſein höheres Leben in ganz anderem Kreiſe.

Zweitens der Myſticismus, welcher ſich in die eigene Seele rettet, und aus den Tiefen derſelben die verloren gegangene Kirche aufzubauen trachtet. Dieſe innere Myſtik, welche dem zurückgezogenen deutſchen Geiſte wohl am Nächſten ſtand, und reichlichſt jenes unübertroffene innerliche Weſen der Deutſchen zu der heutigen anerkannten Größe gefördert hat, ſchloß ſich nicht ſo unbedingt, wie es oft den Anſchein nimmt, an die beſtehende Kirche. Orientaliſch-chriſtliche und kabbaliſtiſche Myſtik gewann großen Einfluß auf ſie, und ſo ging ſie in eine dritte Bahn über, in die naturaliſtiſche Myſtik und Philoſophie, aus welcher in ſpäterem Verlauf die Naturphiloſophie ſich entwickelte.

Auf dieſen Bahnen rollte die neue Proſa durch einander, welche eine neue poetiſche Gemeinſchaft zu gründen ſuchte, und zunächſt in eine große faktiſche Revolution unter Anführung Luthers ausbrach.

Die humaniſtiſche Philoſophie, die Betreibung der Humaniora im Gegenſatze zum blos Theologiſchen, läßt man gewöhnlich von Zerſtörung des oſtrömiſchen Reiches durch die Türken angeregt werden. Das an der Scholaſtik aufgeregte Treiben, welchem die blos formelle Spielerei nicht mehr zuſagte, ergriff dieſe politiſche Neuigkeit: daß viele gelehrte Griechen aus der Heimath vertrieben, nach Italien geflüchtet ſeien und bewundernswerthe griechiſche Bildung mitgebracht hätten. Dieſe, Chryſoloras, Gemiſtios, Beſſarion, Theodor Gaza, Moſchopolos, Argyropolos, Laskaris, Chalkondias und wie ſie weiter heißen, waren durchaus keine ausgezeichneten Geiſter, aber ſie waren die lebendigen Erben einer blühenden Kultur, man empfing ſie in Italien wie Apoſtel; in den Gärten der Medici zu Florenz

begann das neue athenienſiſche Leben, wo man gemächlich wandelte und disputirte. Ja, ſelbſt im Vatican nahm man ſie auf, und ſpeiſ'te und ehrte ſie hoch, dieſe Fremdlinge, welche von ihren Kleidern jenen Staub ſchüttelten, wodurch der Vatican verödet wurde. Man war in Italien durchaus unbefangener, die Kirche war dort zu Hauſe, und ließ ſich heitrer gewähren. Dieſe ſogenannte Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, um welche ſich der Humanismus ſchaarte, war beſonders das Werk Italiens — faſt immer gräbt ſich in der Geſchichte jedes Inſtitut eigenhändig ſein Grab. Die berühmten Dichter Italiens im vierzehnten Jahrhunderte, Dante, Petrarca und Boccaccio hatten alle drei lebhaft für Einführung des klaſſiſchen Studiums gewirkt, die italieniſchen Klöſter, beſonders die Benediktiner, öffneten freundlich die alten Schränke, worin die griechiſchen Handſchriften in Staub und Spinngeweb ſchlummerten, die Päbſte lächelten gnädig dazu, und bedienten ſich für den Hausgebrauch und die anmuthige Unterhaltung ſehr gern dieſer neueroberten Kultur. Die Mönche, die eigentlichen Krieger der Kirche, waren weitſichtiger, ſie ſchrieen auf, ſie trugen auf Bann und Strafe an für Leute wie Laurentius Valla, der gutes Latein ſchrieb, und die profane Kritik an die Tradition legte, für Reuchlin, welcher ſagte, es ſei nicht nöthig, hebräiſche Bücher zu verbrennen; aber die Päbſte lächelten dazu nach wie vor, und verwieſen die ungeleckten Mönche zur Ruhe.

Der deutſche Humaniſt zog auf die italieniſche Univerſität, bis er ſelbſt auf der eigenen lehren konnte. Unſere vorzüglichſten Namen aus jener Zeit und Richtung ſind: Rudolph Lange, Johann von Dalberg, Rudolph Agricola, Johann Reuchlin, Conrad Celtes, Erasmus Rotterdamus, Wilibald Pirkheimer. Niclas von Wyle, Stadtſchreiber von Eßlingen, wird jetzt mit genannt, der als Verdollmetſcher des neu gelehrten Felix Hemmerlein aus Zürich zur Verbreitung des neuen Geſchmackes beigetragen habe. Er hat auch aus des berühmten Aeneas Sylvius Schriften überſetzt, welcher die ſtarre Altmode der Deutſchen verſpottete, aus Petrark, aus Poggio, die eben ſo auf anderen Geſchmack drangen.

Aus dieſer Bewegung entwickelte ſich ein von allem bisherigen total verſchiedenes Leben, was in Herbeiſchaffung neuer

Elemente und Stoffe ganz unberechenbar auf die deutsche Anschauung eingewirkt hat. Im Verlaufe der Zeit bildete sich als förmlicher Stand aus dieser neuen Thätigkeit die Philologie, welche bekanntlich auf den Irrweg gerieth, die Beschäftigung mit den alten Klassikern, dies Mittel zu einem neuen Kulturbewußtsein, in den Zweck selbst zu verwandeln, und sich in Partikularität und Unersprießlichkeit zu verlieren.

Aber auch der rein bleibende Versuch, vehement eine weit abliegende Welt zum Dogma unsers Lebens zu machen, eröffnet ein weites Feld des Bedenkens. Im Grunde war es nur ein zweites Beginnen, uns mit einer fremden Seele zu beleben, wie es das Mittelalter mit der römischen Kirche an uns gethan. Man behandelte uns dabei noch mehr wie einen Automaten, dem ein beliebiger Charakter eingeblasen wird, denn die römisch-christliche Entwickelung war doch am Ende langsamer, verwandter und natürlicher.

Aber ein erschöpfendes Urtheil über diesen Haupteinschnitt unseres Lebens machte eine ausführliche Kulturphilosophie nöthig, und für den vorliegenden Zweck ist nur die Erscheinung in's Licht zu stellen. Jenes Bild liegt vor Augen: wie eine aus ganz anderen Lokal- und Geschichtsverhältnissen entstandene Kultur, gleich der griechischen, plötzlich und gewaltsam auf deutsche Denkweise und Zustände gepfropft wird, wie daraus die verwirrendsten Verlangnisse gezeitigt werden, welche heutiges Tags noch keineswegs ausgeglichen sind. Denn aus einer klimatisch überreichen Welt, aus einer republikanischen Staatswelt kleiner Staaten in unsere Zustände übertragen, in das schlechte Wetter deutscher Wälder und des deutschen Reiches gebracht, mußte dies neue Leben die wunderlichste Gährung bewirken. So haben wir denn auch noch heute die Schulen und Universitäten, wo die Jugend einer christlichen Monarchie harmlos in den Begriffen einer heidnischen Republik auferzogen wird, und wo das Niemand auffällt, wo man sich aber sehr wundert, wenn einmal bei zupassend bewegter Epoche der Uebergang dieser Jugend in's Praktische mancherlei Gegensatz und störrige Bewegung an den Tag bringt.

Ein erschöpfendes Urtheil ist darum so mißlich, weil diese Entwickelung nun einmal eine fest historische, ein unausscheidbarer Bestandtheil unsrer Geschichte geworden ist, und uns selbst

mit aufgenährt hat zum etwanigen Urtheile über sie selbst. Ferner mag nur die Unkenntniß läugnen, daß dieser Einschlag in das deutsche literarische Leben für alle Bildung einen bewundernswerthen Beitrag geliefert, und daß am Ende doch trotz aller philologischen Bemühung das nationale Element auch diese gewaltsame Zuthat verarbeitet und innerlichst bezwungen hat.

Bei alle dem bleibe das Bedenken in steter Rechtskräftigkeit, und zeige sich nur billig, wo eine sich verlierende Nation gleich der unsern im fünfzehnten Jahrhunderte nach Hilfe umhersucht, und zwar eine auswärtige aber doch eine sehr edle und hohe ergreift. Es werde aber schonungslos, wenn ein so kritischer Moment zur immerwährenden Existenz gemacht werden, wenn die organische Entwickelung der Nation fortwährend in fremden Gängelbändern gesucht werden soll. Der kritische Segen, welchen uns die Humanistik aus Griechenland gebracht hat, sei hoch gepriesen, aber die eigene Schöpfung und Weiterzeugung sei uns deshalb nicht gestört. Das wird sie aber, wenn wir bei aller That und bei allem Urtheile nach Athen blicken — in unserer wirklich nationalen Entwickelung müssen wir weiter sein als Athen, oder wir sind nicht werth, eine Nation zu heißen. —

— Diese humanistische Richtung behauptet ihre Stelle in unsrer Literatur mehr durch die große Gedankenwendung, welche sie herbeiführen half, als durch die direkte That oder die Schrift deutscher Sprache. Die Humanisten, welchen die entschiedendste Opposition nicht nur gegen das katholische, sondern gegen das Christenthum überhaupt, nahe lag, und eigen war, traten bei Weitem nicht mit dem nachdrücklichen Muthe heraus, wie es die der Mystik näher stehende Partei that. Es ist bekannt, wie vorsichtig Erasmus von Rotterdam sich bog und wendete, als man von der Reformseite auf seine entschiedene Erklärung drang. Auch schrieben sie meistens lateinisch, sogar der kernhafte Ulrich von Hutten kündigte seine berühmte Schrift „epistolae obscurorum virorum," welche obscuren Männer die Pfaffen sind, in fremder Sprache an, und, seine Reime abgerechnet, schrieb er bis zum Jahre 1520 Alles lateinisch. Da erst, als er, der demokratische Ritter, welcher in der Ritterwelt die Reform versuchen wollte, wie Luther in der Bürgerwelt, in die thatsächliche Opposition mit Feder und Schwert getrieben war, da erst gab er seine

„Klag und Vermahnung wider die Gewalt des Pabstes" und seine beißenden Dialoge deutsch. Lag uns jene fremde Sprache schon von der römischen Kirche her bereits wie ein hinderndes Bleigewicht an den Füßen, die Humanisten thaten nichts dagegen, als daß sie dies Gewicht schöner formten und schliffen, das heißt, daß sie ein besseres Latein schrieben, Latein blieb es aber.

Auch darin blieb es wie in der Scholastik, daß Plato und Aristoteles Mittelpunkte der Philosophie blieben, freilich mit dem Unterschiede, daß es sich nicht mehr um eine Rechtfertigung des Christenthums und um ein Zusammenfallen der Philosophie mit demselben handelte. Die Praktischeren unter ihnen, die Physiker und die streng systematischen Metaphysiker hielten sich mehr an Aristoteles. Die Uebrigen zu Plato, dessen Verehrer dem Christenthume stets näher waren.

Aber auch die andern griechischen Schulen fanden ihre Anhänger, wie Justus Lipsius der Stoa, Gassendus dem Epicur huldigte.

Aus all' diesem Suchen und Streiten, welches um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in Petrus Ramus seine Spitze fand, gebar sich der fesselose Skepticismus und Eklekticismus und das ganze Belieben moderner Welt. Nach diesem regellosen Parke neuerer Geschichte hin ist dieser Geist, welcher sich der Bildung bemächtigt, von größter Bedeutung.

Eine in sich viel kräftigere Natur war die zweite Opposition, der Mysticismus, welcher sich geradeaus als Feind gegen die Scholastik und nebenher auch als Widersacher gegen den Humanismus wandte. Der Humanismus galt den Mystikern für ein eben auch nur äußerliches, formelles Wissen, was in sich zu keinem nothwendigen Inhalte zusammengefaßt sei.

Man nennt die Mystik geistreich eine innere Seite der Scholastik, welche, auf ein geschlossenes Denken verzichtend, den Gott in der Seele und in der Welt unmittelbar zu ergreifen meint. Dadurch aber, daß sie sich ganz der eignen Offenbarung hingiebt, entfernt sie sich eben so von der herrschenden Autorität der Kirche; trachtet indessen mehr als jede andere Opposition nach einem eignen Inhalte. Hierbei an nichts Fremdes sich anschließend, sondern mit Pein und Drang das heraufbeschwörend, was ursprünglich im Charakter und Gemüthe lag, kommt sie einem ächt nationalen

Reſultate am Nächſten, und ſo ſehen wir denn die deutſche Tiefſinnigkeit in ihr den großen Proceß beginnen, welcher ſich allmählig zu der heutigen Nationalität der Deutſchen herausgeſtaltet, zu einer Nationalität, die auf die eigenſte Weiſe in den tiefſten Denkkreiſen herrſcht, und ganz Europa darin übertrifft. Für dieſe große Proſa, welche nach Zerſtörung der erſten romantiſchen Poeſie eintritt, ſchaffen die Myſtiker das große Terrain einer reinen Seele herbei, in welcher die Fundamente neuer Poeſie aufgebaut werden können. Und für dieſen großen Verſuch neuer Eroberung bilden ſie ſich auch treffend die neue Waffe, den vaterländiſchen Proſaausdruck, welcher ſo lange Alles in Allem ſein muß, bis die Welt wieder einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt ihrer höchſten Beſtrebungen aufgefunden hat. Solch ein Mittelpunkt allein iſt die Poeſie einer Welt.

Wenn jener Myſticismus oft in Pietismus und Frömmelei ſich verliert, und den perſönlichen Gewinn einer Erhebung oder Vertiefung für das objective Reſultat einer neuen Welt und Poeſie ausgiebt, ſo iſt das eine natürliche Täuſchung; tiefe Gemüther drängen gewaltſam nach einem Dogma, und überſehen in der eignen Thätigkeit leichtlich, daß die Allgemeinheit mehr braucht als einen Inhalt, den jeder Einzelne ſelbſt ſuchen, ſchaffen und geſtalten muß. Wenn die Schwächeren aus dieſer ſogenannt frommen Klaſſe oft zur Empfehlung des Mittelalters flüchten, ſo iſt dies eben ſo natürlich: ſie ſehen mit begeiſtertem Auge ſo weit, um jene große Einheit des Mittelalters zu erkennen, ihr überſichtiges Auge täuſcht ſich nur darüber, daß ein breiter, Jahrhunderte tiefer Strom zwiſchen uns und dem Mittelalter liegt, welcher ein altes und ein neues Bewußſein unwiederbringlich von einander geriſſen hat. Aus ſolchem Grunde iſt dieſe Frömmigkeit, obwohl ſie ſich dem noch immer unerreichten Mittelpunkte der modernen Welt leidenſchaftlich zuneigt, doch am Weiteſten entfernt von dem richtigen hiſtoriſchen Urtheile. Sie ſucht und kennt nichts weiter als ſich; der Menſch kommt aber nicht eher wieder zu einem poetiſchen Mittelpunkte, als bis er allen Umkreis einer ſo weit in's Breite gehenden neuen Exiſtenz kennt, und in dieſer Kenntniß zu einem neuen Mittelpunkte zwingt. Die Erkenntniß iſt Glaube und Wiſſen.

Hier iſt aber zunächſt von großer Wichtigkeit, in welcher

Weiſe die myſtiſche Oppoſition ſich den Proſaausdruck gebildet habe.

Da iſt vor allem Uebrigen mit größter Auszeichnung zu nennen: der Dominikanerordensprediger Johann Tauler, der ſchon 1361 ſtirbt, alſo ſo frühe ſchon als erſter deutſcher Redner ſich ein ſchlichtes, eindringliches Wort bildete.

Hierbei, und was die ſpeciell-hiſtoriſche Entwickelung der Proſa betrifft, giebt das preiswürdige Buch Mundt's, „Kunſt der deutſchen Proſa" die beſte Auskunft. Hat auch das vorliegende Werk eine ganz andere Deutung des Wortes Proſa, als Mundt ſie giebt, ſo wäre doch deſſen geiſtreiche Darſtellung des Geſchichtlichen davon faſt durchgängig in den vorliegenden Kreis aufzunehmen, wenn Plan und Ausdehnung in's Detail damit übereinſtimmte. Er nennt Tauler den Minneſänger der Proſa — das ſpekulative Weſen der Sprache ſei beſonders durch ihn erweckt worden. „Für die irdiſchen Abſtraktionen der Myſtiker, für dieſes Verlorenſein der Gefühle in die unmittelbare Einheit mit Gott müßte erſt eine „Proſa-Diktion geſchaffen werden" — denn vielerlei war im dichteriſchen Ausdruck der Minneſänger, beſonders Wolframs, gegeben oder vorbereitet. Es blieb aber noch eine ſchwere Aufgabe, dieſe Metaphyſik des Herzens in den predigenden, beweiſenden Verſtandesausdruck zu bilden. Deſſen war Tauler Herr und Anfang.

In dem erſten Verſuche ſolchen Ausdrucks ſoll er ſich noch tief im Schuljargon herumbewegt haben; daraus entſproß aber der unberechenbare Vortheil, daß die Sprache für eine ſo feine Geiſtesbewegung techniſchen Vorrath und nöthigen Waffenſchmuck erhielt. Später, als das Rüſtzeug überwältigt war, hat er ſich einer fortreißenden Begeiſterung hingegeben, die Sprache in ein populäres, alle Welt lockendes Bett geworfen und für ſeine Zuhörer und für ſich die größten Wirkungen hervorgebracht. Es wird erzählt, er ſei einſt von dem Drang und Schwunge ſeiner Seele ſo übermannt worden, daß ihn mitten in der Predigt ein unabwendbares Weinen überfallen, und ihn genöthigt habe, die Kanzel zu verlaſſen. „In dieſem Zuſtande des Außerſichſeins ſoll er zwei Jahre verblieben ſein." Die Natur der Sache bringt es mit ſich, daß man von langem Wahnſinn ſpricht, an dem er gelitten habe.

Eine noch nicht ganz gelöſ'te Schwierigkeit iſt der Punkt, ob er ſeine Predigten lateiniſch aufgeſchrieben und deutſch gehalten habe, oder ob auch in ſeiner Handſchrift ſchon dieſe elſaſſiſche Mundart verzeichnet geweſen ſei, in welcher er ſie offenbar vorgetragen hat. Die Literargeſchichte hat ſich in neuerer Zeit vielfach auch für das deutſche Aufſchreiben erklärt.

Der Druck, wie er bis zu uns gekommen, hat natürlich den Weg durch manchen Dialekt gemacht, ehe er aus der Leipziger, Augsburger und Baſeler Ausgabe in die hochdeutſche Form eines Frankfurter Satzes vom Jahre 1825 gekommen iſt.

Neueſte Forſchung ſtellt an Schönheit proſaiſcher Darſtellung den Bruder Berthold noch über Tauler.

Dem Taulerſchen Ausdrucke zunächſt kommt die Selbſtbiographie der Kloſterjungfrau Marie Ebnerin, und der myſtiſche Briefwechſel, welchen ihr geiſtlicher Liebhaber Heinrich von Nördlingen mit ihr geführt hat. Außerdem werden Meiſter Ekkart, deſſen Schriften früher mit Taulers vereinigt erſchienen, und Otto von Paſſau genannt, der 1386 ſein „Die vierundzwanzig Alten oder der güldene Thron" herausgab.

Als glänzender Beweis, wie gefüg und ausdrucksvoll die deutſche Sprache ſchon Ende des vierzehnten Jahrhunderts für eine philoſophiſche Form geweſen ſei, wird eine „theoſophiſche Abhandlung" angeführt, deren Verfaſſer unbekannt iſt. Für die Art der Wortbildung darin kann das Wort „ſeilich" ausgezeichnet werden, ein Adjektiv von „ſein," was uns gänzlich verloren iſt, wie ſo vieles aus jener erſten und reichen Formation der Proſa.

Denkmäler jener beginnenden Proſa ſind ferner „das puch der Natur" von Cunrat von Megenberg, was um 1390 aus dem Lateiniſchen überſetzt wurde.

Unter den Chroniken, von denen bereits die Limburgiſche und Burgundiſche erwähnt iſt, muß noch eine Elſaſſiſche und Straßburgiſche und eine der Eidgenoſſenſchaft genannt werden. Letztere reicht ſchon in's ſechzehnte Jahrhundert herab, und grenzt beinahe an den ſchon angeführten Weiß-Kunig. Aber eine thüringiſche von Joh. Rothe um 1430 iſt auszuzeichnen, und eine bairiſche, die Johann Thurmayer's aus Abensberg, davon Aventinus genannt, und unter dieſem Namen gewöhnlich citirt.

Indeſſen erſcheint ſie doch erſt, obwohl früher geſchrieben, nach der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts im Ganzen. Von jenem Rothe iſt die Legende der heiligen Eliſabeth, und in ſeiner Chronik iſt die einzelne Charakteriſtik ſchon ſo reich und intereſſant ausgedrückt, daß ſie des näheren Anblicks ſehr verlohnt. Es heißt in einer jungen Sprache ſo mannigfach, wie folgt: „Deſſir Lantgrafe Lodwig waz gar eyn clarer jungir forſſe, eyn liplicher jungelnig ꝛc. — dieſer Landgraf Ludwig war gar ein klarer, junger Fürſt, ein lieblicher Jüngling, und einer ziemenden Wanderung, eines heiligen Lebens. Da er über ſeine blühende Jugend zu einem vernünftigen Alter kam, da war er zumal gütig gegen einen Jeden, denn ihm leuchteten alle Tugenden ein. Er war von Leibe ein wohlgeſicherter Mann, nicht zu lang, noch zu kurz, zumal mit ſchönen fürſtlichen Geberden, in gnädiger Zuverſicht; ſein Anſehn war fröhlich, ſein Antlitz ſäuberlich, und es war Niemand, der ihn ſah, er wurde ihm günſtig. Er war ſchamhaft mit ſeinen Worten, züchtig mit ſeinen Geberden, reinlich und keuſch mit ſeinem Leibe, wahrhaftig mit ſeiner Rede, getreu in ſeiner Freundſchaft, fürſtlich in ſeinem Rath und männlich in ſeiner Widerſetzung; vorbedächtig in ſeinem Geloben, gerecht in ſeinem Gericht, milde mit ſeinem Belohnen, und was man Tugenden nennen kann, das gebrach ihm nicht.“ —

Eine merkwürdige Probe des raſchen Proſawortes, wie es das höhere Verkehrs- und Unterhaltungsleben brauchte, giebt Albrechts von Eybe (Yb — Ybe — Eyb) Eheſtandsbuch, was 1472 in Franken geſchrieben und gedruckt ward. Es iſt ſicherlich in dieſem Gemiſch von heiterer Novelle, drolliger Mahnung und Beiſpielführung und ernſthafter Lehre viel Zuſammengetragenes, ſogar von Boccaz iſt direkt entlehnt aus jenen kleinen Geſchichten, die in ihrer Naivetät oft ſo trivial wären, hauchte nicht ein ironiſcher Schalk darüber hin. In Eybe's junger füllenartiger Sprache tappt das noch wunderlicher an uns vorüber. Er war Kämmerling des Aeneas Sylvius, da dieſer Pabſt wurde, und mit dieſem, der eine heitre Geſchichte höchlich liebte, in dem neuen Geſchmacksdrange der Neugriechen und Italiener keineswegs unerfahren.

Ernſthaft ausgebildet iſt dieſes plumpe und naive Durcheinander in den Predigten, welche Johann Geyler von Kai-

fersberg 1498 über Brant's Narrenschiff zu Straßburg gehalten hat. Es sind deren 110, die, lateinisch entworfen, zuerst auch, 1510, lateinisch gedruckt wurden, zehn Jahre darauf aber auch deutsch herausgegeben sind.

Außer vielerlei Uebersetzungen und Reisebeschreibungen, die jetzt in deutscher Sprache auftraten, sind schließlich noch zu nennen: Ordensstatuten in deutscher Sprache, wobei sich wieder ein Denkmal des Mysticismus auszeichnet, welcher in eine „Brüderschaft der Jünger der ewigen Weisheit" zusammengetreten war. Die Regel dieser Brüderschaft noch vom Jahre 1418 ist erhalten.

Endlich, ein deutsches Büchlein, was sich schon dicht an die Schwelle der Reformation legt, von Luther sehr geschätzt und gelesen wurde, und was ihm das Liebste war außer Bibel und Augustin „die deutsche Theologie," wahrscheinlich von einem Frankfurter Geistlichen verfaßt. —

So viel also und die deutsche Reichskanzlei lag vor, und daraus schuf Luthers Genius eine granitfeste deutsche Prosa, die heute noch steht, heute noch große Schönheiten hat, und heute noch verstanden wird.

IV.

Das Neuhochdeutsche.

15.

Die Reformation.

Dr. Luther.

Durch diesen Mann erfüllt es sich zur krachenden That, was so lange umhergeschlichen und in einzelnen Symptomen zu Tage gebrochen war, es erfüllt sich, daß alle romantische Entwickelung von Hause aus nicht ihren ganzen Umfang ergriffen und zusammengerafft hatte, wie in dem Vorliegenden vielfach angedeutet ist. Ein neues Zeitalter beginnt, eine schwere Rache für den Mangel organischen Wachsthums, das Zeitalter der Revolution, wo sich der Fortschritt nicht mehr wohlthätig und naturgemäß bildet, sondern in erschütternden Stößen nur gewaltsam eintritt.

Es ist sehr kurzsichtig, alle die revolutionairen Rücke neuerer Zeit nur auf die französische Revolution zurückzuführen. Sie ist nur ein näherer Anlaß, und sie brach so brutal zu Tage, weil der erste Ausbruch aller Revolution zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Frankreich so wenig zum Durchbruche kam. Daß er in Deutschland so tief, so scharf und so erschütternd gefochten wurde, das hat den Grund gelegt zu innerer, geistiger Ueberlegenheit unsers Vaterlandes den übrigen Staaten Europa's gegenüber, und diese tiefe Vorbereitung, diese bei uns nach dem

Innerlichſten eingearbeitete Revolution hat uns in neuerer Zeit von der radikal tumultuariſchen Bewegung Europa's fern gehalten. Ueber eine ſolche waren wir durch die Lutheriſche Zeit hinaus, bei uns handelte es ſich nur um Nüancen ſeit dem ſechzehnten Jahrhunderte, während beſonders Frankreich noch im achtzehnten Jahrhundert aus dem Groben nachholte.

An dieſen Punkt hätte ſich auch jener Patriotismus zu ſchließen gehabt, welcher im überſchwenglichen Lobe ſeiner Nation auch ſeine einzige Weſenheit ſucht, jener Patriotismus, der unter den Tugenden eines Mannes hervorhebt, daß er auch ein Deutſcher geweſen ſei. Mit der Reformation gelingt es uns zum erſten Male, eine geſetzgeberiſche, erſte Stellung Europa's einzunehmen, die bis dahin nur in den Ghibellinenkämpfen ohne ſchlagenden Erfolg verſucht worden war. In allem Uebrigen waren wir, gewiß großentheils der äußeren Verhältniſſe halber, keineswegs ein tonangebendes Volk geweſen. Unſer heilig-römiſch-deutſches Reich war eine hohe Idee, die als ſolche den erſten Rang in Europa einnehmen konnte, aber ſie blieb ein Ideal, deſſen man ſich nicht zu bemächtigen, viel weniger gar zu verſichern wußte. Dagegen war die geiſtige Schöpfung offenbar in Italien, in Frankreich und in England. Für dichteriſche Stoffe hat ſich uns Frankreich als Hauptſitz bewieſen; mag dies durch Anſiedelung der Normannen, oder durch ſonſt glückliches Zuſammentreffen von Völkerſchaften erzeugt ſein, die Urſache mag den beſchränkten Patriotismus tröſten, das Reſultat bleibt daſſelbe. Die große Kriſis des romantiſchen Geiſtes, welche in der Scholaſtik heraustrat, ſie hat ihren Hauptſitz in Frankreich gehabt, die Pariſer Univerſität wurde der Kopf Europa's, und die italieniſchen Mönche waren die geiſtreichen Stifter der großen Schulen.

Als ſich die frühe Königsgewalt in Frankreich befeſtigt und Deutſchland den Ghibellinenkampf völlig verloren hatte, da gab's auch keine Frage mehr um das materiell-politiſche Uebergewicht; die deutſche Reichsarmee ward die Mutter derjenigen, gegen welche Friedrich der Große bei Roßbach ritt, und Frankreich ſprang mit den Päbſten in der That viel wirkſamer um, als Deutſchland dem Principe nach.

Jetzt aber mit der großen Reformbewegung, welche plötzlich eine alte und eine neue Geſchichte aus einander bricht, jetzt bleibt

Frankreich viele Jahresreisen zurück in dem, was wir erobern, und wohinein sich die edlere deutsche Nationalität ausbildet. Diese deutsche Nationalität ist der wirklich unabhängige Gedanke, der selbstverläugnend-gerecht wägende Sinn, der erhabene und nach allen Seiten wirklich durchgefurchte Bildungstrieb, mit einem Worte: der tiefste Adel eines reich gebildeten und doch unbefangenen Herzens.

Mag sich ein anderes Volk daneben auf straffe, politische Macht berufen und straff-politischen Sinn, der Deutsche wird dies anerkennen und die daraus fließenden Vortheile würdigen, aber er wird doch auch seine Genugthuung lebhaft dabei empfinden, daß er in anderem und höherem Bereiche die stolzeste Stellung habe.

Sie, diese eigentliche Blüthe deutscher Nationalität, datirt von der Zeit Luthers, von dem großen Momente an, wo die gesunde Meinung eines deutschen Herzens siegreich stehen blieb, einer Millionenschaar von Feinden gegenüber, welche Waffen und Hilfsmittel der ganzen Welt hatte. Jener im Kurzen erwachsene Gedanke Luther's war mächtiger als die Welt, und ein solcher Gedanke ist das eigentliche deutsche Wappen, in ihm beruht unser Vorzug und unsere Kraft; ebenso unbestechlich wie Dr. Luther, ebenso opferbereit wie er, ebenso objektiv-schonungslos und menschlich-mild wie Melanchthon, dies ist deutsche Nationalität geworden von bester Art.

Luther's Bedeutung ist damit nicht erschöpft, daß man von seiner Opposition gegen die römisch-katholische Kirche spricht; um diese Opposition drängte sich eine Konsequenz hoch wie Gebirg, unergründlich wie das Meer, eine Konsequenz, über die nach dreihundert Jahren noch kein Dogma Meister geworden ist.

Bis zum Punkte dieser großen Revolution war alle Welt gebannt in ein weitläufiges, theilweise prächtiges Klostergebäude; was in den geheimsten, dunkelsten Winkeln geschah, Gutes oder Böses, das geschah in Bezug auf den Mittelpunkt dieses geschlossenen Aufenthaltes, in Bezug auf die geheimnißvolle, wunderbare Kirche und deren Oberhaupt. Die dreifache Krone dieses Oberhauptes streckte der Riesenarm Gottes selbst aus den Wolken, der Pabst war der kleine Gott, der Statthalter Christi, er hatte alle Aemter und alle Strafe zu vergeben im Himmel und auf

Erden. Wohl gingen mancherlei Thüren und Thore hinaus in die ewige, nicht beſiegte Welt, aber wenn man hinausſah, ſo ſchützte ein Ave Maria vor Täuſchung und Anſteckung, oder wenn gar Einzelne ſich ſelbſt hinauswagten, ſo geſchah es auf geweihtem Thiere, und ein frommer Geiſtlicher ging nebenher, beſiegte durch die Formel des Exorcismus jeden möglichen Teufel, und war eine unbeſiegbare Eskorte. Das große, in getriebener Goldarbeit prangende Thor, welches zur Himmelskanzlei ſelber des Pabſtthums führte, das ward nie geöffnet, die goldenen Schlüſſel St. Petri durfte Niemand entweihen.

Jetzt geſchah der Frevel: ein deutſcher Mönch griff an die Schlüſſel, knarrend öffneten ſich die großen Thürflügel, ſehet her, ſchrie der Mönch, da iſt eitel Moder und Unrath, man ſah, man ſchrie, und ehe man ſich erholt hatte, warf der zornige Bruder Martin die ſchweren Thüren zu. Dieſer Schall dröhnt noch durch die Jahrhunderte herab.

Außerhalb jenes geweihten und gebannten Umkreiſes fand ſich die neue Welt, tauſend Wege lagen offen, Thäler, Wälder und Berge winkten, man war frei, aber man hatte keinen Führer als ſich ſelbſt, keinen Schutz als ſein Gewiſſen.

So entſtand die Moralität, die tauſendfache Meinung, das Recht der Einzelnen, die Zerriſſenheit, die ſtete Bewegung, die Revolution mit all der tauſendfältigen Eigenmächtigkeit, eignen Erfindung und dem tauſendfaltigen eignen Geſetze, ſo wie das Alles auftritt, das Leben bereichert, die Menſchen unglücklich macht und immer breiter und breiter ſich ergießend an einem zuſammenfaſſenden Glauben verzweifelt. Der Starke freut ſich der in Progreſſion wuchernden Mannigfaltigkeit, der freien, ewigen Blicke, welche die Menſchheit faſt nur in ſolchen Epochen gewinnt, der Schwache klagt, ihm fehlt der Anhalt zum Leben und zum Sterben, die Beſſeren ſuchen eine Gemeinſchaft, die Gemeinſchaft wächſ't ihnen über den Kopf, erſtarrt, bleibt zurück, ſchadet; die Schlechten bilden den Egoismus zu einem Syſteme, denn jedes Syſtem gebietet Achtung in einer neu gebärenden Zeit, die Summe der neuen Welt flüchtet ſich in ein höheres Bildungsbewußtſein, Genie's maßen ſich an, raffen das Loſe zuſammen, ſegnen durch eine aufräumende Faſſung, und werden vom ewig geſchäftigen Drange nach Neuem und Beſſerem verſchlungen.

Kurz, die Einheit ist hingegeben, der Reichthum gewonnen, und der Messias wird erwartet, welcher den Reichthum zu einer festen Poesie einige, ohne Wesentliches zu verlieren.

Dies sind die Streiche, welche den Zustand bezeichnen, da Luther einen Theil der Menschheit aus dem geschlossenen Bereiche der römisch-katholischen Welt in's Freie führte. Dieser Zustand, der immer breiter, reicher und tiefer angeschwollen ist, liegt heute noch da, die Einzeln-Revolutionen in Kirche, Staat, Wissenschaft, Kunstsitte haben die allgemeine Revolution in die verschiedensten Stadien gebracht; was von römisch-katholischer Welt zu Anfange in fester Abgeschlossenheit des Glaubens übrig blieb, das ist von anderer Seite dem umgestaltenden Drange verfallen, das mittelalterliche Bewußtsein der romantischen Welt findet sich heute nirgends mehr, und eben so wenig ist irgendwo ein höherer Abschluß des Dranges gewonnen. Die Welt geht vom sechzehnten Jahrhunderte an in die Vielfältigkeit der Prosa über, wie solche mit Zusammenbruche des Mittelalters vorbereitet war, nur einzelne Genies, wie Shakespeare finden dafür eine poetische Sammlung, und die deutsche Nation wird auf eine eigenthümliche Weise gesegnet. Ihr Ausdruck nämlich bildet sich zu einer Klassicität durch, welche für die verschiedenartigste Bildung eine gemeinsame Harmonie erreicht. In Ermangelung einer tieferen Einigung nennt man dies Uebereinkommen im Ausdrucke eine Klassicität, und erhält darin vortreffliche Beiträge zu einer einstigen Einheit.

Folgerichtig geht ein Genie der Deutschen noch einen Schritt weiter: Goethe einigt allen umherschweifenden Geist der revolutionairen Epoche unter ein Schönheitsgesetz des Verhältnisses. Damit ist für die schöne Literatur im Speciellen ein einstweiliger Mittelpunkt gerettet; und Hegel erobert in sublimster Arbeit ebenso für alle Wissenschaftlichkeit ein Verhältnißgesetz der Denkthätigkeit. Diese formelle Rettung durch zwei große Deutsche ist die einzige höhere Gemeinsamkeit, welche seit dem Sturze des Mittelalters gelungen ist.

Man sage nicht, daß Luther keine Ahnung gehabt von dem weit zerspaltenden Schlage, zu dem sein Arm aushob, Luther zögerte, Luther schrieb dem Pabste mehrmals, wie er es nur auf Einzelnes absehe, Luther als Bruder Martin hätte lieber die Dinge geschehen lassen, als sie zu schaffen, aber der Dr. Luther

ward durch die Verhältniſſe und durch die ihm einwohnende geniale Thatkraft von einer welthiſtoriſchen Geiſtesmacht gezwungen, er mußte den ſchweren Arm zerſchmetternd gebrauchen, er mußte mit ſeiner Donnerſtimme dazu rufen: ſtirb Mittelalter! brich altes Weltband, bis Dich ein Gott wieder zuſammenfügt!

Die übrigen Völker Europa's haben es noch immer nicht genug gewürdigt, welch eine rieſenhafte Bedeutung auch für ſie der Dr. Luther hat. Die Engländer ſprechen von Wikleff, die Franzoſen von den Albigenſern und Waldenſern, von Calvin, die Italiener von Arnold von Breſcia, von Savonarola, welche alle früher das Reformbanner erhoben hätten, und im beſten Falle deuten ſie auf Huß, den Böhmen — aber was ſind wir mit aller Kraft, wenn wir nicht auf den Punkt treten, welcher allein der rechte iſt! Dies eben nennt man den welthiſtoriſchen Stempel: Luther fand einen verbrannten Huß, deſſen Aſche brennende Kriege erweckt hatte, er fand einen Myſticismus, einen Humanismus, welche das Bewußtſein der Zeit anders gewendet, er fand einen neuen Welttheil, einen Seeweg um's Kap, zwei Dinge, welche alles frühere Wiſſen verſpottet hatten, er fand einen ſchwelgeriſchen, leichtſinnigen, geſchmackvollen Pabſt, der nichts mehr von der alten Energie des Vatikan's beſaß, von dem man erzählte, daß er ſelbſt nicht an's Chriſtenthum glaube, in Italien hatte ein Pomponazzo ungeſtraft gelehrt, die Fortdauer nach dem Tode ſei etwas ſehr Zweifelhaftes; er fand für dieſe morſch gemachte Welt jene Kunſt, die von vornherein den Frommen für ein Werk des Teufels, für eine ſchwarze Kunſt gegolten hatte, den Bücherdruck, dies Alles fand er, darin lag ſeine hiſtoriſche Beſtimmung, daß nun jeder Schlag traf und brach.

Und daß er zögernd ſchlug, gab ſeinen Schlägen dies nachhaltige Gewicht.

Es iſt nun direkt — literar-hiſtoriſche Aufgabe, zu ſehen, in welcher Weiſe der Gedankenausdruck vorhergehender Zeit zu Luther Eingang und Aufnahme gefunden hatte.

Der Kern von Luther's Weſen hatte ſeine Hauptnahrung vom Myſticismus ſeiner Zeit — damit darf ein weichlicher Pietismus nicht verwechſelt werden, der in kläglichem Kopfhängen ſich äußert, nein, jener geſunde Myſticismus, welcher von einem ſtarken Herzen zur Verbindung und Gemeinſchaft mit Gott ge-

trieben wird, und welcher mit einem klaren Geiſte auffaßt, was ſich dabei in ſeinem Herzen ereignet. Ein ſtrenger, tiefer Drang zu Gott war von früh auf in dem kleinen Martin. Er ſtammte aus einer ehrlichen Bauernfamilie, ſein Vater, ſcharfen Schrots und Kornes, wie das Erdreich, was er im Bergwerke bearbeitete, wollte einen Juriſten aus ihm haben. Die Handthierung ließ ſich gut an, und ſpäter iſt der Alte ſogar Hüttenherr und Rathsmann in Mansfeld, eine von jenen knorrigen Naturen, die ſich mit Gottesfurcht geradeaus bewegen in der Welt und vorwärts kommen. Dies väterliche Element im jungen Luther hat ſpäter die Reformation durchgeſetzt, es war das trotzige, energiſche. Was er von ſeiner Mutter erhielt, das hat die Reformation geboren. Es war die Sehnſucht des geiſtlichen Herzens, der fromme Furchtſchauer vor dem Ewigen, der Drang nach einer nächſten Verbindung mit Gott — und dieſen Theil ſeines Weſens ſieht man lange vorherrſchend in ihm; er öffnete ihm bei größerer Reife auch Ohr und Auge für den kräftigen Myſticismus jener Zeit. Zu Eiſenach, wo er auf der Schule war, drückte ſich dieſer mütterliche Zug ſchon ſo ſichtbar aus, daß er, ein kleiner Currentſchüler, durch ſein inniges Beten und Singen eine fromme Matrone zur herzlichſten Andacht erbaute. Sie rief ihn oft noch allein zurück, und beſchenkte ihn. Als er ſpäter in Erfurt ſtudirt hatte, und ſchon als Magiſter über des Ariſtoteles Phyſik und Ethik las, erſchlug der Blitz neben ihm einen Freund; da erhob ſich mit überwiegender Macht die alte Gottesfurcht, der Drang nach nächſter Vereinigung, er rannte noch in der Julinacht zum Auguſtinerkloſter hin, zog an der Glocke, verlangte Einlaß und Schutz im Schooße der Kirche. Sein Vater, der alte Hans Luther, war durchaus dagegen, denn er kannte und liebte nur eine thätige Exiſtenz, alle Freunde riethen ab, aber Martin bewies ſeinen feſten Willen, er ward Mönch und Prieſter.

Und wirklich hatte ſein Vater ſo weit Recht gehabt: das thatloſe, beſchauliche Weſen reichte dem ſtraffen Bergmannsſohne nicht aus, umſonſt hatte ihm der Humanismus die Klaſſiker gegeben, daraus wuchs ihm nichts Lebendiges, umſonſt ſtürzte er ſich anhaltend in die Scheingefechte der Scholaſtiker, das weckte ihm keinen Muth; ſchwerer Trübſinn lag auf ihm, und das herkömmliche Gebet befreite ihn nicht. Da gerieth er auf des

Auguſtinus Schriften, eine Neigung, welche ſeiner ſpäteren Kirche nur zu tiefe Spuren eingedrückt hat, und endlich kamen ihm die Schriften der Myſtiker zu. Sie labten und feſtigten ihn, eine eigene Welt zu ſeinem Gotte erwuchs in ihm, und eben weil ſie eigen war, hielt ſie ihm ſo kräftig Stand in den ſpäteren Stürmen, und half ihm für alle übrige Menſchheit eine ganz neue Welt beginnen. Nichts Aeußerliches hilft, ſagte er damals, nur das eigenſte innerliche Sein und Glauben.

So kam er nach Wittenberg und begann zu predigen, ſo machte er in Geſchäften ſeines Ordens 1511 eine Reiſe nach Rom. Dieſe Reiſe, wo er die Welt ſah, öffnet einen tiefen Blick in ſeine Seele: nicht das klaſſiſche Rom mit ſeinen klaſſiſchen Denkmälern gewann auch nur im Geringſten ſeine Aufmerkſamkeit, ſpurlos alſo war das humaniſtiſch-klaſſiſche Studium an ihm vorübergegangen; nur die Kirche, Rom als Chriſti Sitz der Kirche war für ihn da, in dieſem Sinne ſank er auf den Boden, als er die Stadt erblickte, in dieſem Sinne ſah er Rom, und lebte als zerknirſchter Mönch allda. Keine Erinnerung brachte er mit nach Wittenberg, als die ſchmerzliche, daß der Klerus ohne Gottesfurcht lebte, und ganz in ſeiner eigenen, ſelbſtſtändigen, urſprünglich aus dem Herzen gebornen Frömmigkeit ging er an ſein geiſtliches Geſchäft.

So brach aus ſeinem kräftigen Myſticismus die Oppoſition, in welcher er die Reform begann. Nicht im Entfernteſten beabſichtigte er eine ſo große, noch weniger eine ſo totale Umwandelung der Welt; wenn ſich hie und da eine große Konſequenz öffnete, ſo trat er ſcheu und ehrerbietig zurück, es entſetzten ihn die frechen Klüfte, welche ſich hie und da vor ſeinem eigenen Worte aufriſſen. Allerdings kam ihm jetzt, mitten in der praktiſchen Thätigkeit, die felsbrechende Energie ſeines Vaters, in der That ſelbſt war er gewaltig und ſchonungslos, aber das Princip ſänftigte er ſtets, ſo weit es irgend anging, die Ahnung lag ihm tief in der Seele, daß es ſich um das Auseinanderreißen einer ganzen Welt handelte, und daß ihm alle Macht gebreche, dem losgeriſſenen Theile ein nach allen Beziehungen erfülltes und geregeltes Leben zu verleihen.

Dieſe ſchwere Ahnung ſchwankte durch ſein ganzes Werk, und erhielt ihr Siegel in dem beſchränkenden Abſchluſſe deſſelben. Dem ſcholaſtiſchen Kardinallegaten Cajetanus in Augsburg

gegenüber, der die herkömmliche Form ſtreng aufſtellte, war er unbeugſam, und „erſchüttert von dieſer deutſchen Beſtie mit tiefſinnigen Augen und Spekulationen im Kopfe" wollte dieſer ihn als einen Ketzer feſſeln laſſen. Aber gegen den ſanften Kämmerling des Pabſtes, gegen Miltitz, der ihm zu Altenburg die entſetzliche Spaltung der Welt vor Augen führte, die bei ſolchem Beginnen entſtände, gegen den war er ſanft und nachgiebig. Da ſchrieb er einen neuen demüthigen Brief an den Pabſt, und verſicherte, daß er die römiſche Kirche ſelbſt nie antaſten gewollt.

Eck aber trat frech in der Leipziger Pleißenburg auf, der harte Kern Luther's ward unſanft berührt, der Sohn ſeines Vaters richtete ſich wieder auf, das Bedenken ward weggeſchleudert, die Scheu verſchwand, er nannte das Pabſtthum ein teufliſch Inſtitut, nicht lange darauf erſchien das tief revolutionaire Buch „von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche," worin die alte Bildung zerriſſen, der Menſch frei, nur ſeinem eigenen Glauben unterthan hingeſtellt, und mit donnerndem Nachdrucke die neue Welt angekündigt wird, die moderne, wo jeder Einzelne auf ſich beruht, ſich zu helfen, ſich zu vernichten hat. —

Und ſolche wunderbare Schwankung, die dem frommen Herzen und dem göttlich begabten hiſtoriſchen Blicke Luther's ſo große Ehre macht, kam noch öfter wieder, noch einmal trat ihn Miltiz an, noch einmal ſchrieb er ſanfter, beſchränkender mitten aus dem Myſticismus heraus eine Schrift über „die chriſtliche Freiheit" und ſandte ſie mit einem gutmüthigen, wohlwollenden Briefe an den Pabſt Leo. Und dieſer Leo X., der weltlich geartete Mediceer, las ſo wenig hiſtoriſche Dreiſtigkeit aus dieſem Briefe heraus, den Luther aus ſeiner mütterlichen Richtung geſchrieben, daß er all' das Weſen nur für ein Gezänk deutſcher Mönche hielt, und von Luther ſagte, daß dieſer Auguſtiner ein tüchtiges Talent beſitze.

Es blühte zur damaligen Zeit die heiterſte Kunſtperiode in Rom, Perugino, Francesco Francia, Raphael malten. Der letztere feierte noch die große poetiſche Idee der Welteinheit durch die Kirche in den berühmten Stanzen des Vatikans, man war ſo in glänzender Heiterkeit, der Glaube verſuchte endlich doch theilweiſe mit einer farbigen Sinnenwelt in eine fröhliche Verbindung zu treten, Raphael malte ſogar die Scherze der

olympischen Götter, daß Niemand daran dachte, im fernen kalten Deutschland möge ein Gedanke aufwachen, der alle die schön vernietete und überkleidete Welt zusammenstürzen und zertrümmern könne.

Wie ein ironisches Gesetz der Weltgeschichte stellt es sich oft heraus, daß gerade am Rande des Untergangs dasjenige noch ohne weitere Verbindung aufgegriffen und zu einer Virtuosität ausgebildet wird, was beim Grundgewebe ganz vernachlässigt worden ist: eine Welt hatte sich aufgebaut mit völliger Hintansetzung des Oertlichen und des Materiellen; die Ueberspannung und künstliche Existenz war so von Jugend auf herrschend geworden, Zugeständniß auf Zugeständniß hatte sich dadurch nöthig gemacht; jetzt plötzlich findet dieser verschmähte Theil des Menschen eine blendende Aeußerung, und ein leichtsinniges Haupt jener die Sinnenwelt verdammenden Kirche unterstützt sie. Da wird diese ganze kirchliche Entwickelung geläugnet, noch einmal aufgenommen bei ihrer frühesten apostolischen Jugend, die Kirche, das Bewußtsein der Welt wird auseinander gerissen.

Von diesen Widersprüchen, von dieser feinen Kulturblüthe wußte Dr. Luther nichts, aber er wußte es aus seiner ächten Innerlichkeit, daß das Alles nicht auf einem organischen Wege gesund entwickelt war, er schlug darein, und wollte gern, die Welt möchte sich selbst helfen. Da dies nicht geschah, so that's denn er, so gut er's konnte, und da der Erste eine Autorität ist, so machten es die neben und nach ihm in demselben Kreise, und so entglitt tausendfach eine reiche historische Welt, und Alles ward von Neuem angefangen.

Melanchthon stand neben Luther, er hätte das neue Bewußtsein außerordentlich bereichern können, er hatte eine breitere Bildungswelt, war im Aristoteles geschult, im Humanismus gebildet, ein begünstigter Vetter Reuchlin's. Schon mit 16 Jahren hatte er eine griechische Grammatik herausgegeben, mit 17 Jahren las er Kollegia, mit 21 Jahren kam er nach Wittenberg neben Luther. Aber er war jung, voll Heimweh's nach Schwaben, unterworfen durch die Charakterschwere Luther's, ein fein gebildeter, aber kein schöpferischer Geist, der gegen Mancherlei verwahren, Vieles ausbilden, aber nicht durchgreifend für eine neuzumachende Welt

einwirken konnte. Das lag allein auf Luther's breiten Schultern, er war allein der Mann der That.

Wie feſt eingerüttelt in die große hiſtoriſche Stellung er war, davon giebt ein unwiderleglich Zeugniß, daß er wie ein Rieſe alles das zuſammenraffte, was in der damaligen Zeit den Begriff Literatur umſchloß, daß er es in Herz und Sinn tief durcheinander arbeitete, es als eine neue Literatur umſchloß, und als eine neue Literatur vor die erſtaunte Welt hinlegte. Dies beweiſ't am Deutlichſten, daß jene grandioſe Revolution ganz und gar in ihm gefühlt wurde. Sollte die bisherige Welt geläugnet und gründlich umgeſtaltet werden, ſo mußte auch ein ganz neuer Ausdruck entſtehen, eine neue Sprache mußte geweckt werden, um all das halbe und verwandtſchaftliche Weſen völlig zu vernichten, was bisher eine Aenderung an Haupt und Gliedern gehemmt hatte.

Dieſe Sprache hat Luther im Neuhochdeutſchen erſchaffen, und ſie iſt noch heute das Deutſch, was den Grund alles unſeres Ausdrucks bildet, und was in ſeiner reformatoriſchen Gewalt Alles in ſich hineingeriſſen hat, auch die entſchloſſenſten Gegner. Was die äußere Macht nicht erobern konnte für die moderne Welt, das eroberte die Sprache, ſo daß viele geiſtreiche Leute, welche gegen den großen Wendepunkt der Geſchichte mit beſtem Rechte und Gewiſſen eifern, an Shakespeare's Julia erinnern. Sie ſagt zu Romeo, gieb mir den Kuß zurück, den Du geraubt! und das geſchieht, indem ſie ihn von Neuem küßt. Oder an Ovid, der ſeinem Lehrer verſpricht, er werde keine Hexameter mehr machen, dies Verſprechen aber unverſehens wieder in einem Hexameter giebt. — Sie haben gegen Luther geſprochen, aber in Luthers Sprache, die eine Erfindung des modernen Teufels war, den ſie austreiben wollten. Dies war der von Luther ausgehende Bann, welcher den päbſtlichen vernichtete.

Ob er ſie erfunden, wie er ſie erfunden habe, die Sprache, darüber iſt viel gefragt worden. Alle menſchliche Schöpfung in That und Gedanken iſt nie etwas Anderes, als daß einzeln Vorhandenes, vielleicht nur verborgen Vorhandenes mit glücklichem Griffe mit einiger Zuthat zu einem Ganzen verbunden wird. Der Menſch ſchafft nichts Neues aus dem Vollen, oder richtiger geſagt, aus dem Nichts, dies thut nur die Gottheit; der Menſch braucht

Schritte. Die geniale menſchliche That iſt nur die, das Paſſende im paſſenden Augenblicke richtig zu ergreifen, und aneinanderzuſtellen; je raſcher, je ſicherer dies geſchieht, um ſo größer wird der Erfolg ſein, denn alles Plötzliche überwältigt doppelt, und der Muth dazu iſt das Genie, ein Hauch der Gottheit. Darum hat alles Genie in ſeinem Kreiſe rieſenhaften Muth.

Die Beſtandtheile zur neuhochdeutſchen Sprache lagen alle da, Jedermann konnte ſie zuſammenſuchen; aber nur Einer hatte den ſichern Blick, die ſchnelle und feſte Hand dafür, dieſer Eine war Luther. So ſagt er einmal auch in ſeinen Tiſchreden: „Ich habe keine gewiſſe, ſonderliche, eigene Sprache im Deutſchen, ſondern brauche der gemeinen deutſchen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verſtehen mögen."

Dieſe gemeine deutſche Sprache ſtand allen Uebrigen zu Dienſt, ſie brauchten bloß Genie dazu, daraus eine neuhochdeutſche Sprache zu machen, ſo wie der Eine zum Andern ſagte: Du brauchſt bloß Kaiſer zu ſein, um über Alles zu herrſchen.

Mehr denn vierzehn Male hatte man ſich vor ihm ſogar an das Hauptbuch, an die Verdeutſchung der Bibel gemacht; aber es war nicht gerathen, die ſeinige galt aller Welt für die erſte deutſche Bibelüberſetzung, und die allgemeine Stimme giebt ſie noch heute dafür aus, obwohl die Bibel in Wahrheit zum Mindeſten 14 Male vor ihm überſetzt war.

Wie großartig, wie genial iſt der Gedanke, dieſen kühnen Verſuch einer neuen Sprache ſogleich mit der Bibel ſelbſt zu machen, mit dieſem gefährlichen Punkte aller damaligen Frage. Es war zu beweiſen, ob man das Recht hätte, ſo mit profaner Hand ohne Weiteres an die Bibel zu gehen, und ſtatt des Beweiſes gab er ihnen die That ſelbſt in die Hände, eine deutſche Bibel, woraus der Beweis ſelbſt wie ein Sturmwind herausſprang und reinigend und vernichtend über die Welt fegte. Das beſcheidene Talent hätte ſeinen Verſuch mit einer neuen Sprache an Exercitien gemacht, wo nichts verdorben werden könnte, um ſo eine Vorbereitung zu gewinnen; das Genie antwortete ſogleich mit dem Vorwurfe ſelber, nur war dem Vorwurfe in aller Eil die Zunge gelöſ't zu einer neuen Sprache, ſo gut es die geringen Hilfsmittel dafür zuließen. Das war der Schlag; nachhelfen konnte man noch, Sylbenſtecher hat's alle Wege gegeben, Leute,

die nach dem Ganzen greifen, immer wenige. Als er aus Worms eilte, wo er vor Kaiser und Reich gestanden, deutsch und lateinisch sich vertheidigt hatte, da ließ ihn bekanntlich der Kurfürst von Sachsen im Walde greifen, und als den Junker Georg oder Jürge auf die Wartburg bringen. In jenem Frühjahre 1521 dachte alle Welt, mit dem jungen, muthigen Doktor sei's vorbei, man hätte ihm den Garaus gemacht, sie schüttelten die Köpfe und raunten sich zu: daraus hätte vielleicht was werden können. — Dort auf der Wartburg aber legte Luther die rechten und nöthigen Steine aufeinander, daß etwas daraus würde, dort begann er die Bibelüberſetzung. In ihr, in dieſem literariſchen Mittelpunkte einer neuen Zeit, lag auch der Mittelpunkt ſeines Reform-Unternehmens, ſeiner neuen Welt. Und ſo haben wir hier einmal den ſo ſeltnen Moment in der Geſchichte, daß ein Ausdruck der Literatur alles Wohl und Wehe einer weltgeſchichtlichen Epoche unmittelbar, augenblicklich und ewig in ſich ſchließt.

Die deutſche Bibelüberſetzung war die Armee der Reformation.

Er zögerte nicht mit Exercitien; nebenher warf er Proben hinab in die Welt, bei denen er vom Ueberſetzen ausruhte, und ſeinem perſönlichen Geiſte Worte gab, Proben gegen Ohrenbeichte, Todtenmeſſe, Kloſtergelübde, welche unter dem Sturmwinde, der ſie trieb, nicht wie Proben und exercitienhafte Broſchüren ausſahen, ſondern wie Vorpoſten eines wohlbewaffneten neuen Sprachheeres. Daran erkannte man damals in Deutſchland, daß Luther noch leben müſſe, denn dieſe neue Sprache redete nur er in ſolcher Macht.

Als Karlſtadt und die Zwickauer Propheten ſeiner Vorſtellung nach zu munter wurden, fuhr der Junker Georg herab von der Wartburg im Frühjahre 1522, ritt und fuhr durch Thüringen, die neue Arbeit, das deutſche Manuſcript des Neuen Teſtamentes, wohlverwahrt bei ſich führend, ſchrieb in der Herberge des kleinen Städtchens Borne, was in der Nähe von Leipzig liegt, einen gewaltigen Brief an den Kurfürſten, darüber, daß er ſich nicht länger verſtecken dürfe, zog die Junkerjacke aus, erſchien wieder auf der Kanzel zu Wittenberg, predigte eine Woche lang jeden Tag, ſetzte ſich hin mit Melanchthon, ging noch einmal Wort für Wort die Ueberſetzung durch, und gab ſie dann in Druck.

Ebenso rasch und unabläßig machte er sich an's alte Testament, im Jahre 1534 war die ganze Bibel übersetzt und gedruckt, und erfüllte ihre große Aufgabe des Augenblicks. Mochte auch im Einzelnen selbst mit der damaligen Kenntniß Mancherlei noch zu verbessern sein, was Luther sehr wohl wußte; der Moment heischte das Heraustreten der That, und dafür war er der Mann.

Nun ging er an die nie ruhende Verbesserung, und mit einer ungemessenen Ehrfurcht erkennt man hierbei, was oft ein einziges harmloses Wort, wie es jetzt ungeprüft aus jeglichem Munde rollt, den wackern Luther gekostet hat. Johann Mattheus erzählt darüber: Der Doctor übersah zuvor die ausgegangene Bibel, und studirte bei Juden und fremder Sprachen Kundigen, auch fragte er bei allen Deutschen nach guten Worten, wie er ihm denn etliche Schöps abstechen ließe, damit ihm ein deutscher Fleischer berichtet, wie man ein jedes am Schaf nennt. Luther selbst sagt: „Ich hab' mich im Dollmetschen der reinen und klaren, deutschen Sprache beflissen, und hab oft vierzehn Tage, ja drei, vier Wochen ein einiges Wort gesucht und gefragt, und es doch bisweilen nicht finden können."

So erschienen stets verbesserte Ausgaben bis noch kurz vor seinem Tode.

Welch ein außerordentliches Moment der deutschen Geschichte in dieser Erfindung einer allgemeinen neuen Schriftsprache lag, das stellt sich gebieterisch dar. Von großer Wichtigkeit war es ferner, wie sie sich gestaltete. Sie zog nämlich einen großen Theil Deutschlands in die mitsprechende, zum Theil vorsprechende Reihe, welcher bis dahin eine ganz untergeordnete Rolle gespielt, das nördliche und östliche Deutschland. Dies drückte der einbrechenden Prosa-Epoche einen tiefen Stempel auf: dieser Theil Deutschlands ist von Hause aus, durch Umgebung und daraus wachsende Sitte, mehr zur nüchternen, klaren Geistesthätigkeit gerichtet, das poetische Wort muß von tiefster, ächtester Wahrheit stammen, wenn es ihn fassen und treiben soll, nichts neigt in ihm zu leichter, schimmernder Illusion. Er also nahm denn auch baar und nüchtern und tüchtig die neue Wendung der Welt auf; was von alter Poesie noch herumflattern mochte, ihn kümmerte es nicht, fest und allein ergriff er den reformirten Glauben, und was in diesem breiten Prosakreise zu thun, was zu ermitteln, zu

ordnen, zu ſichten, was vorzubereiten war für die Möglichkeit einer neuen Poeſie, das hat der nun herrſchende Nordoſt von Deutſchland redlich gethan. Das einzig Mögliche und Nöthige der Proſa hat er wie ein getreuer Diener verſehen: er hat den abſtrakten Gedanken bei Sonnenaufgang und Untergang gewendet und geklopft, er hat die deutſche Philoſophie ausgebildet, welche von jetzt an das Herz deutſcher Geiſtesentwickelung wird. Wen die Liebe verläßt, den nimmt die Bildung auf, ſo geht es durch's Leben des Einzelnen, wie durch's Leben der Geſammtheiten.

Luther's Heimath und Jugend war der Weg, durch welchen Norddeutſchland in die Sprache und ſomit in die Literatur kam; ſein ſpäterer Aufenthalt im tieferen Sachſen zog das öſtliche Deutſchland hinan. Auf den Flächen von Wittenberg iſt eine Sprachſcheide: durch die Lauſitz herab kommen hierher noch die letzten Töne des Schleſiſchen, Sächſiſch-Schleſiſchen, Oberſächſiſchen; durch die Mark einzelne, letzte Schärfen des Märkiſchen. Und Luther brachte ſeine Mansfeldiſche Jugendſprache, die durch den Harz von Norddeutſchland herab manches Feſte und Harte in ſich ſchloß. Im Thüringiſchen, ja bis an der heſſiſchen Grenze deſſelben, hatte er die Sprache ſeiner Schulbildung geredet, dahinein, beſonders nach Eiſenach, reichte mancher heſſiſche und über den Wald herüber mancher fränkiſche Laut. Luther war gereiſ't, hatte mit Mönchen verkehrt, deren bedeutendſte noch immer aus dem Süden kamen, Melanchthon aus der Rheinpfalz gebürtig, im innerſten Schwaben aufgeweckt, ergänzte, ſo weit es Noth that, dieſe ſüdliche Hälfte — ſo umſpannte ſein Sprachſchatz einen großen Theil des Vaterlandes, und konnte Anklang in ferne Winkel geben. Vorherrſchend aber war das heimathlich Nördliche, und das zunächſt andrängend Oeſtliche, beſonders jenes, was dem Niederdeutſchen zunächſt liegt.

Die gewöhnliche Bezeichnung, das Sächſiſche ſei Hauptſtock des Neuhochdeutſchen geworden, hat etwas ſehr Mißliches. Denn es iſt darunter eine Färbung des Alt-Niederſächſiſchen, was in Norddeutſchland herrſcht, und namentlich mit dem heutigen Sachſen nicht das mindeſte Gemeinſchaftliche hat, und eine Färbung des Modern-Sächſiſchen zu verſtehen, wie es ſich in der Schrift ausnimmt. Ton, Fall, kurz Accent der neuen Rede neigte auf's Stärkſte nach dem Norden.

Man hat es vielfach bedauert, und gewiß auch mit beſtem Rechte, daß das ausgebildete, weiche Süddeutſche keinen größeren Raum gefunden hat.

Aber es ward nun einmal ſolchergeſtalt, daß alle deutſche Literatur auf einen einzigen Mann ſich häufte, auf Dr. Luther, und noch lange nachher bleibt er die Alles überragende Hauptperſon, ſo daß ſich die Literargeſchichte für ein ganzes Jahrhundert nur an ihn zu halten hat. Die nächſte Ausdehnung und die nächſte Beſchränkung datirt von ihm, im Guten wie im Uebeln iſt er Alles. Daß er eigenſinnig, auguſtiniſch gebildet, heiter, hausväterlich war, Alles das giebt für lange Folgezeit die Norm ab. Die Reformer aus der Schweiz ſtieß er in die Einſamkeit, Zwingli's Thränen zu Marburg rührten ihn nicht, und ebenſo auf andere Partikularitäten ſetzte er ſeinen Trotzkopf — der lange, dürre Baum beſchränkter Streitigkeiten der Geiſtlichen wuchs daraus, welcher die nächſte Zeit ſo traurig machte, die ärmliche, kleine Zelle eines neuen Glaubens bildete ſich daraus, wo Phantaſie und Kunſt ſo wenig Raum fanden. Daheim mit ſeinem Weibe und ſeinem kleinen Haus war er ein ſinniger, gemüthlicher Mann, der ſeinen derben Scherz über Tiſche machte, der einen luſtigen Spruch reimte, in lauſchiger Dunkelſtunde die Flöte blies. Auch davon ging eine leiſe Neigung in die nächſte Zeit über, er ſelbſt aber blieb mit ſeiner überall ſtark ausgedrückten Menſchheit die Hauptfigur.

Seine Schriften ſind alſo der erſchöpfende Mittelpunkt dieſer Zeit, und es hat etwas naiv Rührendes, wenn ſich die Literaturgeſchichten bei Anfang dieſes Zeitraumes mit den Paar unbedeutenden Verskünſtlern weitläufig abgegeben, ſtatt ſich mit aller Schwere auf dieſe eichenſtarke Erſcheinung zu werfen. Es ſind dieſe Schriften Luther's vielfältig geſammelt, aber in der einen Sammlung waren Lücken, in der andern war das Lateiniſche überſetzt, ſo daß es bis vor Kurzem an einer treuen, vollſtändigen Ausgabe fehlte. Deshalb war es ſehr erwünſcht, als 1827 zu Erlangen eine neue veranſtaltet wurde. Sie enthält 50 Theile.

Was beſonders die kleineren Traktate, die eigentlichen Broſchüren der Reformation für einen Eindruck machten, wie zum Beiſpiel „der Sermon von Ablaß und Gnade" — „von dem ehelichen ſtandt," „die Kirchenpoſtille" — „vom Pabſtthum zu

Rom" in einigen Jahren zehn bis dreizehn Male aufgelegt wurden, was überhaupt die so blutjunge Presse für eine Thätigkeit entwickelte, das ist von einer Zeit kaum zu glauben, die sich sonst so zerstückt erwies. Was von wirklichem Lebensinteresse da war, drängte sich um Luther.

Außer seiner Bibel und all den rein theologischen Schriften, wohinein die Katechismen, die Predigten, die Trost- und Streitschriften, die Sendschreiben zu rechnen sind sammt den Kirchenliedern, nehmen seine Tischreden noch eine sehr eigenthümliche Stellung ein, und gewähren manchen Blick in Ansicht und Zustand des übrigen Lebens. Mit einer bewundernswerthen Sorgfalt und Objektivität hat er die Bibelübersetzung rein erhalten von den niedrigern und trivialeren Wendungen des Kampfausdruckes, wie er besonders in den Streitschriften einhergeht. Hierin gleicht er oft dem gröblichst, aber dauerhaft geharnischten Lanzenknechte, der durch Dick und Dünn muß, dem die dicksten Schädel unter die Finger kommen, und der eher ein Wort und einen Schlag zu viel giebt, als zu wenig. Heine bemerkt dabei ganz erschöpfend, daß eine Revolution nicht mit Orangenblüthe gemacht werde. Dies Terrain war auch dem lange verschlossenen, kolbigeren Accente der Niederdeutschen sehr günstig, darauf entwickelte er seine ganze Wucht, und nachdem solchergestalt die Schlacken abgeschlagen waren, ließ er ein tüchtiges Theil Kraft dem Neuhochdeutschen zurück.

Wenn noch erwähnt ist, daß Luther und Melanchthon auch den speciellen Jugendunterricht begründeten, und das, was niedere Schulanstalt genannt wird, also auch hierin und für alle nächste Zukunft die geistige Entwickelung ergriffen, so kann man einen Augenblick von der mächtigen Person Luther's abgehen, und nach der übrigen Prosaliteratur damaliger Zeit umschauen.

Freilich gruppirt auch sie sich durchgehends um Luther, zum größeren Theile in verwandtem Zwecke, und überall in Aufnahme seines Ausdrucks.

Nur ein Buch des berühmten Nürnberger Malers, Albrecht Dürer's, der berühmt ist durch seine Bilder und seine plagende

Hausfrau, steht als selbstständige, eigenthümliche Schöpfung da. Es enthält artistische Anweisungen und Lehren, Unterweisung, wie man mit Zirkel und Richtscheit umgehen müsse, und vier Bücher von den menschlichen Proportionen. Dürer starb schon 1528, und es wäre also anzunehmen, daß diese Schriften in sprachlicher Hinsicht von Luther unabhängig seien. Aber auch diese Annahme kann nicht ohne Weiteres gelten, da die Sachen wirklich erst in seiner letzten Lebenszeit von 1525 — 28 geschrieben sind, wo Luther's Sprache schon arbeitete in jeder Hand und Zunge. Eins aber bleibt Dürer gewiß: sein Terrain ist ein ganz anderes, Luther hatte nicht mit Kunstausdrücken der Form und des Schönheitsverhältnisses zu thun, und da sich Dürer sehr rein und frei von ausländischer Bezeichnung gehalten hat, so bleibt ihm ein großes Verdienst unbestritten.

Auch wird einer sehr frühen Grammatik Valentin Ickelsamer's erwähnt, welche eine derartige Beherrschung der neuen Sprache schon um 1525 oder 27 versucht habe. Die Kritik ist aber mit dieser Jahresbestimmung noch durchaus nicht auf dem Sicheren. Josua Maaler, ein Prediger aus der Schweiz hat 1561 ein lexikographisches Buch über die deutsche Sprache herausgegeben, und die beste deutsche Grammatik dieses Sprachabschnittes erscheint merkwürdiger Weise lateinisch von Johann Clajus, der 1592 stirbt.

Dagegen dicht an Luther schließt sich die berühmte Ausgabe der deutschen Sprichwörter von Joh. Agricola im Jahr 1528. Dieser Agricola hieß eigentlich Schnitter, wie denn diese humanistische Sitte, sich griechisch und lateinisch umzunennen, den meisten Gelehrten damals eigen war. Bekanntlich hieß Melanchthon Schwarzerd; er hat aber seinen griechischen Namen so durchgesetzt, daß Niemand mehr an den deutschen dachte. Es gewährt dies einen Blick, wie geringschätzig alles Nationale von dieser humanistischen Richtung behandelt werden mußte.

Schnitter-Agricola war auch aus Eisleben, sein Ausdruck hatte also von Hause aus die stärkste Verwandtschaft mit dem Luther'schen und wird als kernhaft und kräftig gerühmt. Die Vorrede, welche er zu diesen Sprichwörtern gab, ist in vieler Weise merkwürdig, sie macht den Deutschen dieselben Vorwürfe, die heute noch bei den guten Patrioten geläufig sind.

Wir Deutſche ſind Deutſche, ſagt ſie, wir haben das Unſere gering geachtet, wie ehrlich es auch geweſen, wir haben auf anderer Leut und fremder Nation Weſen, Sitte und Geberde gegafft, gleich als hätten unſere Alten nichts Rechtes geſagt oder gethan — „wir Deutſchen tragen nun fortbin Welſche, Hiſpaniſche und Franzöſiſche Kleidung, haben Welſche Cardinal, Franzöſiſche und Spaniſche Krankheiten, auch Welſche praktiken."

Dabei trägt der gute Mann ſelbſt einen fremden Namen. Es gewährt ein ganz eigenes Licht, wenn man dieſen und ähnlichen Vorwürfen bei jedem Theil unſerer Geſchichte begegnet.

Bei weitem ſelbſtſtändiger erſcheint Sebaſtian Franke, der ebenfalls Sprichwörter geſammelt und erklärt, vielerlei Didaktiſches geſchrieben, überſetzt und eine Weltchronik bis 1591 in deutſcher Proſa gegeben hat. Sein Bezug iſt viel näher zu der früher erwähnten Richtung Tauler's, als zu den Reformatoren. In jenem mehr zum Metaphyſiſchen neigenden Ausdrucke hat er die feinſten Worte und Wendungen entdeckt und ſich in ſolchem höheren Elemente abgeſondert von dem Reformgange erhalten, welcher zunächſt auf eine populäre Richtung ſehen mußte. Man weiß von dieſem Franke, der aus ſich heraus eine feine, eigenthümliche Bildung brach, nichts Genaueres, als daß er ein unſtätes Leben geführt und mehr Genie als gelehrte Kenntniſſe beſeſſen habe. Gewöhnlich wird er als proteſtantiſcher Geiſtlicher zu Donauwörth angeführt und ſein Tod 1545 angegeben. Er ward vielfach verfolgt und gilt für einen Wiedertäufer. In Leſſing's Nachlaſſe finden ſich Proben.

Noch wird Sebaſtian Münſter mit einer „Weltbeſchreibung" in der Volks-Proſa und Goswin Waſſerleiter genannt, welcher in einer „Logik" die abſtrakten Begriffe deutſch auszudrücken verſucht hat. Daß dieſe und ähnliche Beſtrebung keinen Fortgang gefunden und uns nicht eine Terminologie für alles Abſtrakte ausgegraben hat aus heimiſchem Schachte, bedauern wir heute noch auf's Tiefſte, wo uns für die Bezeichnung ſolches Bedauerns nur die von fremdher eroberten Worte „Terminologie" und „abſtrakt" zu Gebote ſtehen.

Zwingli, in Auffaſſung der höheren Fragen noch konſequenter rational als Luther, dem ein myſtiſcher Drang, ein kräftiges Lied und die Flöte geblieben war, Zwingli hat weniger Schöpfer-

kraft beſeſſen, und der heimathliche Schweizerdialekt, der immer rauh wie der Fels des Landes und unſchön geweſen iſt, hat ihm die Literatur verſperrt. Seine Schriften, die Theologiſches und Didaktiſches, ſelbſt einige Gedichte, wie „das Labyrinth" enthalten, haben direkt keinen Einfluß auf die Literatur gehabt, und ſind nur durch die bekannte Differenz hinſichts des Abendmahls und die daraus folgende ſchwere Trennung der proteſtantiſchen Kirche von Wichtigkeit geworden. Dieſer Mangel an naher literariſcher Einwirkung iſt beſonders ſeiner Predigten wegen zu bedauern, die ſehr gebildet und kunſtreich abgefaßt ſind, im Allgemeinen aber auch eben darum, weil ſich in ihm die neue Proſa am Konſequenteſten und Nüchternſten dargeſtellt hat. Dies wäre für den gründlichen Anfang einer neuen Sprach- und Denkweiſe ein ſehr wichtiger Einſchlag geweſen.

Von den Predigten werden gewöhnlich aus jener Zeit noch die des Matthesius angeführt, eines Schülers von Luther, und des Johannes Arndt, der in die zweite Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts gehört, und ein vielbeſprochener, ſanfter Ausdruck des ſpäteren Myſticismus iſt. Sein „wahres Chriſtenthum," ſein „Paradiesgärtlein," ſeine „Erklärung der Pſalmen" und „der ganze Katechismus in 60 Predigten" ſind von den Gläubigen heute noch geſucht.

Es bleibt uns noch die rein weltliche Seite dieſer Zeit und deren literariſche Schöpfung, die allerdings ſehr unbedeutend iſt, und auch wiederum in Luther's Tiſchreden genügend charakteriſirt wird.

Das Wichtigſte reicht noch vom vorigen Zeitraume herüber, und iſt dort angeführt, ſo die Proſa, welche ſich der poetiſchen Sagen bemächtigt, den Kaiſer Octavian, die Magellone, den Fortunat, ewigen Juden und Fauſt darſtellt. Dahin gehörig iſt nur etwa noch der Amadis zu nennen, welcher als Hauptroman kurſirte, und über deſſen franzöſiſchen oder ſpaniſchen Urſprung viel geſtritten worden iſt.

Ebenſo iſt dort der Chroniken gedacht, und nur die ſchweizeriſche des Aegidius Tſchudi anzureihen. Sie wird als

eins der beſten deutſchen Geſchichtswerke gerühmt. Von anderen Chroniken exiſtiren noch folgende: eine pommer'ſche von Thomas Kantzov, eine liefländiſche von Peter Ruſſow, eine preußiſche von Lucas David. Zacharias Theobald hat den Huſſitenkrieg beſchrieben, von Herrn v. Kinckelbach iſt eine „deutſcher Nation Herrlichkeit," und vom berühmten Götz v. Berlichingen jene wie mit dem Schwertknaufe abgefaßte Selbſtbiographie übrig, welche Goethe für ſein erſtes Buch benutzt hat.

Dergleichen verliert ſich aber Alles mehr oder minder noch im Dialekte, oder iſt in ſpäter Zeit gedruckt, und hat für das Neuhochdeutſche ſelbſt nicht die Wichtigkeit. Aber ein wirklich wichtiger, und in ſeinem Reichthum für Sprache, Wendung und kühnſten Griff viel bedeutender Autor war der Juriſt Johann Fiſchart, der unter allerlei Namen auftritt, bald Mentzer, bald Netzem, bald Fiſchmenzweiler, bald Ellopoſkleros, bald Pickhart, bald Wüſtblutus heißt. Sein „philoſophiſches Ehezuchtbüchlein" und ſein dem Rabelais nachgebildeter Roman „Gargantua und Pantagruel" ſind ſehr merkwürdige Zeugniſſe. Beſonders in dieſem frei nachgebildeten Romane ſpringt der wildeſte, aber genialſte Unband von Erfindung umher, und da kein Geſchmack zügelt und kürzet, ſo iſt eine freche und intereſſante Ausgeburt einer jungen Sprache zum Vorſchein gekommen. Nach den Luther'ſchen Streitſchriften zeigt jenes neugebildete Deutſch nirgends eine ſolche ſtrotzende Kraft und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks. Wie ſehr das auch in Fiſchart über die Möglichkeit hinaus gejagt und gezerrt ſein mag, er bleibt ein ſehr wichtig Denkmal, beſonders da in ihm die ſinnliche Seite bis zur Grellheit heraus gekehrt iſt, welche bei einer vom abſtrakten Gedanken aus revolutionirenden Zeit wenig Beachtung finden konnte.

16.

Das Kirchenlied.

In dieſe Lyrik rettet man ſich mit dem richtigſten Takte, man fängt das poetiſche Verhältniß von vorne an, man ſucht Gott im freien, lyriſchen Aufſchwunge.

Das Kirchenlied iſt auch in alle Wege das Beſte, worin ſich dieſe Zeit verſucht, und worin ſie's zu einer redenswerthen Formation gebracht hat, wenn von Verſen die Rede ſein ſoll. Luther iſt auch hier Vorgang und Herr. Seine Seele war zu tief eingetaucht in einen religioſen Verkehr mit dem Ewigen, als daß er nicht die muſikaliſche Vermittelung zu würdigen gewußt hätte, der lateiniſche Geſang der alten Kirche hatte mit ſeiner ſchönen Schwinge ihn ſo oft und ſo weit aufwärts getragen, die Harmonie des vollklingenden Rhythmus und Numerus, der feierliche, ſüße Reiz, welcher wirklich in den lateiniſchen Geſängen des Mittelalters lag, das Alles webte noch in ihm — zum Erſtaunen und Aerger manches ſpäteren Lutheraners behielt er ſogar jetzt noch einige Reſponſorien und Antiphonien in lateiniſcher Sprache bei, weil ſie ihm für den religioſen Aufſchwung der Seele von bloßer Anregung ſchienen.

Auch darin liegt ein Beweis, daß Luther die erprobten Vortheile der alten Welt nicht gern völlig aufgeben wollte. Sein myſtiſcher Drang hielt auch in dieſem Punkte manch' inniges Wort des alten Katholizismus aufrecht, und erwies ſich in dieſer Erfindung des deutſchen Kirchengeſanges vollkommen folgerecht.

Dieſer myſtiſche Drang nämlich verlangte, daß ych jede einzelne Perſon ihrem Gotte gegenüber verlautbare, daß ſie aus dem Herzen einen Ton heraufhole und ausſpreche, ſich nicht begnüge mit der Stellvertretung durch das prieſterliche Wort. Die Myſtik verlangte durchaus eigene Thätigkeit. Für den öffentlichen Gottesdienſt konnte dies nicht anders geſchehen bei einer großen Menge, von denen Viele ſicherlich nicht genug eigene Schöpfungskraft beſaßen, um ſich eine eigene Verbindung mit Gott und einen eignen Ausdruck dafür zu erbauen, es konnte nicht wohl anders geſchehen, als daß ein gemeinſchaftlicher Sang hingegeben wurde, den wenigſtens die Stimme jedes Einzelnen ergreifen konnte. Dahinein konnte er ſeinen Drang ausſtrömen, er konnte ſich in einer wirklichen That das Herz erleichtern. Dies geſchah auf der erſten Station, wo ſich Sinn und Abſicht des Menſchen einer Poeſie bemächtigt, es geſchah im Liede.

Vor dieſem Kirchenliede alſo hat man achtungsvoll ſtill zu ſtehen, denn es iſt dies ein von Luthers geſundem Sinne ſehr richtig angegebener Anfang zu neuer Auferbauung einer poetiſchen Welt.

Daß Luthers Anfänge theilweiſe von ihm ſelbſt zu frühzeitig in einen Abſchluß beſchränkt in eine voreilige Grenze geſperrt wurden, iſt freilich eben ſo zu beklagen, als die totale Schöpfungsunmacht ſeiner theologiſchen Nachfolger, welche das neue Leben zur dürren Formel vertrockneten, welche keiner andern That fähig waren, als wie in partikularer Streitigkeit recht viel ausſchließende und niederdrückende Kraft entwickelt werde.

Luther ſelbſt ward freilich vielfach dazu gedrängt, beſonders durch die Bauernaufſtände. Mit einem bemerkenswerthen Inſtinkte ergriff der gemeine Mann das große Revolutionsmoment, was eingetreten war. Er ward durch und durch inne, daß die Bindung der bisherigen Welt aufgelöſ't ſei, und daß eine totale Umgeſtaltung verſucht werden könne; er brach auf mit Senſe und Spieß, und ſein Gebrüll nach einem neuen Zuſtande flog entſetzlich über Wald und Feld. Dies mußte beſtürzen. Melanchthon, mehr im Kopfe der Reformation wohnend, als Luther, der im Herzen derſelben lag, gab ein Gutachten über die Artikel der Bauernſchaft und verdammte ſie unbedingt zu unbedingtem Gehorſam und Dulden. Luther, ganz anders, manche Konſequenz

seines großen Schrittes empfindend, innig, muthig und schmerzhaft empfindend, gestand den Bauern mancherlei Forderung zu, und verlangte nicht nur von ihnen, sondern auch von den Fürsten ein Billiges. Als sie aber unter Thomas Münzer zum Aergsten schritten, als die barockste Schwärmerei und Offenbarung vor ihnen hergetragen wurde, da übermannte ihn sein heftiger Zorn, er sah Alles gefährdet, und rief, man solle sie todtschlagen wie die tollen Hunde.

Diese Bauernaufstände, welche die losgerissene Fessel so klirrend durch das Land schleppten, welche diese Fesselosigkeit der Welt so weise benutzten, daß allgemeine Gleichheit, Gütergemeinschaft und die freiste Deutung der heiligen Schrift verkündigt wurde, daß er mit seinen Collegen zu Wittenberg ein geistloses, sanftlebiges Fleisch genannt wurde, diese Bauernaufstände jagten ihn Hals über Kopf in eine frühe Abschließung hinein. Seine Nachfolger sahen diese augenblickliche Nothwendigkeit für eine absolute an, und statt zu schaffen, schien ihnen nichts nöthig, als zu sperren und auszuschließen. So gewann der frische Anfang neuer Hervorbringung, welcher im Kirchenliede aufbrach, keine weitere Folge.

Man hat bei diesem voreiligen Abschlusse des Reformgedankens mehr denn je nach einem höheren historischen Standpunkte umzuschaun, und in dem späteren Verlauf die Gesetze einer Nothwendigkeit aufzusuchen, welche für den ersten Anblick so lähmend auftritt. Aehnliche Punkte treten später besonders im politischen Ausdrucke der Geschichte ähnlich hervor, da zum Beispiele, wo Napoleon und Ludwig Philipp die politische und sociale Revolution fesseln. Es hat der Historiker da mit Aufopferung seiner dramatischen Theilnahme sorgfältig umherzuspähen, was eine Zeit alles nachzuholen gehabt, wie sie noch tausendfach in beschränktem Kreise ausbilden und aufräumen mußte, um ihr Bewußtsein zu vervielfältigen und auszufüllen. Daß in einem solchergestalt vervielfältigten und ausgefüllten Bewußtsein das allgemeine Bewußtsein selbst ein anderes wird, daß es den Ausgang seines Bestrebens ganz wo anders findet, als wohin der erste Drang gerichtet war, dafür ist jene Reformkrisis jetzt ein deutlicher Beleg, wo man drei Jahrhunderte dahinten übersieht.

So stellt es sich dar, daß die Wissenschaft auch in jenem frühen Abschlusse der Reform eine Thatsache respectiren und sich

beſcheiden muß, da uns die Kenntniß deſſen nicht gewährt iſt, was ſich hätte bilden können.

Wir müſſen eben den Tag nehmen, wie ihn Sonne und Regen, Wind oder Kälte, unabhängig von uns, gewährt. Eben ſo die lange Steppe der literariſchen Produktion, welche ſich in Luther aufnimmt und verliert, und in faſt durchweg ſchwacher Beſtrebung durch die Jahrhunderte geſchleppt wird, bis ſie in Leſſing eine feine, vorbereitende Hand und in Goethe einen glücklichen Ton findet. Das Kirchenlied, was ſo paſſend aufwachte, war eine falſche Verlockung und brachte keine weiteren Früchte.

Aber es war der eigentlich geſunde poetiſche Ton aus jener Zeit.

Luther hat darin Vortreffliches geleiſtet, Kraft, Tiefe und Fülle zeichnet ſeine berühmten Lieder aus, ſein „eine feſte Burg iſt unſer Gott," welches er auf dem Wege nach Worms dichtete, und womit er dort einzog unter den geharniſchten Troß des verſammelten deutſchen Reiches und eines halb ſpaniſchen Kaiſers; ferner ſein „aus tiefer Noth ſchrei ich zu dir" und wie die ſtarken Anfänge weiter heißen. Es war ein unberechenbarer Gewinn, daß eine muſikaliſche Welt in Luther ſchlummerte, daß er Flöte bließ, ſogar komponirte und eine volle Sangesbruſt beſaß. Er gab auch den Ton dazu an, aus den weltlichen Balladen, welche die Volksſtimme umhertrug, geiſtliche Lieder zu machen, wie er es zum Beiſpiele mit dem Gedichte that „von zwei Märtyrern zu Brüſſel." Da lag Gang und Melodie dem Volke bereits ſo nahe, daß der neue, oft nur etwas gewendete Text mit Begeiſterung aufgenommen wurde.

Wie viel das zu ſagen hat, begreift nur der, welcher ſich eine lebhafte Vorſtellung davon machen kann, was es mit dem poetiſchen Sangestriebe einer Nation für eine tiefe Bewandniß hat. Aller Sang und Klang einer alten Zeit, der reichen katholiſchen Zeit war abgeſchnitten, aller Anklang daran galt für papiſtiſch — wohin ſollte man flüchten, wenn das Herz pochte nach einem erhebenden Tone!

Die erſte Liederſammlung von 1524 enthielt nur acht Lieder, vier Jahre darauf gab es ſchon 56, und am Ende des Jahrhunderts ſchon 600. In dem darauf folgenden ſtieg es über 30,000. Alles flüchtete in dieſen Ausdruck, und das Mittelmäßige häufte

ſich darin auch bergehoch. Die Literatur davon iſt von den Predigern ſo ſorgfältig, ja kleinlich aufgeſpeichert und eingetheilt, wie man nur in ſchwerem Winter Getraidekörner zählen und ordnen mag.

Bemerkenswerth iſt, daß ſich das Niederdeutſche in ſeiner plattdeutſchen Art lebhaft an dieſe Erſcheinung ſchloß, daß beſonders Pommern ſich thätig bewieß, worüber uns Monicke Ausführliches von dortigem Kirchengeſange und der Sammlung in Geſangbücher mitgetheilt hat. Bis dahin war aus jenen Gegenden noch nie eine Sangesſtimme gehört werden.

Von Luther ſelbſt ſind gegen 40 Lieder da, die bedeutendſten Sänger dieſer Gattung außer ihm ſind folgende: Paul Speratus, Nicolaus Decius, Johann Poliander, Paul Eber, der populäre Nicolaus Herrmann, Nicolaus Selneccer, Martin Schalling, Bartholomäus Ringwald, Philipp Nicolai.

Für die Geſchichte dieſes wichtigen Zweiges der Literatur hat ſich Koch und beſonders Rambach ausgezeichnet. Von Langbecker, von Bunſen und zuletzt von Häuſer, der auch beſondere Rückſicht auf die Kirchenmuſik genommen, ſind die neuſten Bücher darüber. Hofmanns „Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes vor Luther" wird als treffliche Vorarbeit ausgezeichnet. Man hat ſich viel verdienſtliche Mühe um den Nachweis gegeben, welche Verwandtſchaft dieſe Lieder noch mit den Volksliedern behielten und wie ſie allmählig alle Dichtung in den Bereich der Gelehrten hinüberleiten.

Bei dieſem wichtigen Punkte neuer Literatur iſt auch wiederum jener vielbekannte Meiſterſänger Hans Sachs zu nennen, welcher am Schluſſe der alten Welt erwähnt iſt, weil er großentheils dahin gehört. Ein langes Leben, eine unermüdliche Behendigkeit ließ ihn freilich auch an aller neuen Umwandlung Theil nehmen, er begrüßte Luther 1523 mit dem Titel der Wittenberger Nachtigall. Er dichtete ebenfalls Kirchenlieder. Aus jenem Titel, welchen er Luther beilegte, erwächſ't die Andeutung, was ihn zunächſt und hauptſächlich bei Luther intereſſirt habe. Es war der innerliche Klang dieſes geharniſchten Mannes, welcher ſich keinen Augenblick verläugnete, obwohl er gegen die große Harmonie der alten Welt zürnend und feindſelig auftrat.

Der bürgerliche Schuhster, der Nürnberger Meistersänger, fand denn auch viel Verwandtschaftliches in den vernünftig auflösenden Elementen einer Reform, welche die bescheiden bürgerliche Vernunft der vornehmen alten Geschlossenheit entgegenstellte. Der Meistergesang, dessen talentvollster letzter Vertreter Hans Sachs, war ein Uebergang in die bürgerliche Reformzeit, dem der Muth und das Genie fehlte zu einer bürgerlichen Reform, und der im Kirchenliede eine neue, höhere Sammlung fand.

Man kann mit Hans Sachs weder eine Epoche abschließen, noch eine Epoche anfangen, er steht an der aufgerissenen Kluft, an dem stets tiefer reißenden Spalte der Zeit, und mit behenden Gliedern und an der Stange seiner Tabulatur und seines geschmeidigen Talentes springt er hinüber und herüber, wie ihn eben der Augenblick drängt. Es ist nicht zu vergessen, daß seiner Zeit der Spalt noch schmal war, und dies Ueberspringen noch möglich blieb. Hatte das Princip auch auseinander gerissen, so war man doch noch schüchtern, selbst im Principe, man wollte den Riß eher aufhalten und erweitern, man gehörte noch durch Erziehung, Sitte und Gewohnheit in's jenseitige, mit dem Mittelalter zusammenhängende Land. Da konnte Hans Sachs noch allerlei durcheinander treiben, und als solche wunderliche Mischgestalt existiren, wie er sich wirklich darstellt.

Aber just darin ist eine große Wichtigkeit dieses letzten Meistersängers aufzufinden, just darum stellt er einen mannigfaltigen Reichthum dar.

Wenn der poetische Klang, in welchen Luther stets gehüllt, von dem er umschwungen blieb, nicht für so wichtig gelten sollte, so würde auch alles Uebrige der Stellung dafür sprechen, daß sich die letzten Erben einer alten Zeit, die Antheil am Neuen nahmen, doch besonders durch Luther gefesselt sehen mußten. Luther war jener historische Meister, welcher inmitten aus dem Alten auftauchend, bedeckt und gefärbt von dem Alten, die Welt zum Neuen rief — solche Dichter sind es, welche fortreißen, nur sie allein machen Völker zu Proselyten. Zwingli war bereits viel nüchterner, das heißt viel aufgeklärter, und seine Partei, die reformirte, wäre ein kleines Häuflein geblieben ohne Calvin, welcher sich mit einer tiefen, gewaltsamen Natur eben auch dem alten Augustinismus, nur auf etwas feinere Weise, anschloß.

Melanchthon, durch ſeine Bildung und geiſtreiche Spekulation Allen überlegen, griff weiter denn Alle, gehörte faſt durchaus einer ſpäteren rationaliſtiſchen Kultur an, und deshalb war es unmöglich, daß er Leute wie Hans Sachs locken und feſſeln konnte. Hätte Melanchthon nicht ein ſo ſanftes und nachgiebiges Herz gehabt, die Reformer ſelbſt hätten ihn zum Tode verurtheilt. Sein Weſen hatte nichts mehr mit dem Bewußtſein eines Hans Sachs, dieſer ſpringenden Brücke aus dem Alten in's Neue, aus dem Neuen in's Alte, zu ſchaffen. Hans Sachs muß immer in Geſellſchaft Luthers aufgeführt werden.

Dieſer merkwürdige Mann ward 1494 zu Nürnberg geboren. Sein Vater war ein Schneider. Hans beſucht die lateiniſche Schule, lernt die Schuhſterei und vom Leinweber Nunnenbeck die Meiſterſängerei. Noch nicht 17 Jahr alt, geht er auf die Wanderſchaft, nach Regensburg, Innsbruck, Cölln, Aachen, kommt wieder nach Nürnberg zurück und verheirathet ſich 1519. Da ergreift ihn Luther, er dichtet ihm in der Geſchwindigkeit ein allegoriſches Gedicht „die wittenbergiſche Nachtigall," und das Kirchenlied „Warum betrübſt du dich mein Herz." In Summa hat er 6048 poetiſche Stücke geſchrieben in 34 Foliobänden. Davon ſind 5 Foliobände gedruckt. In ſeinem Alter nämlich hat er ſelbſt nach beſten Ermeſſen den Waizen von der Spreu geſondert, und 4200 Meiſterſchulgeſänge, 208 Komödien und Tragödien, 1700 Schwänke, und 73 verſchiedenartige Lieder vorgefunden.

Man unterſcheidet zwei Hauptperioden bei ihm: in der erſten nahm er lebhaft, aber faſt durchgängig gemeſſen, leidenſchaftslos an dem Drange der ſtürmiſchen Gegenwart Theil. Das merkwürdige Maaß in ihm, was neben dem auf's Handeln geſtellten Luther und Hutten ſo auffallend abſticht, hat ihm ſicher einen großen Theil von Goethes Intereſſe erweckt, was dieſer ſo lebhaft an ihm nahm. Einmal nur, 1527 war er mit Oſiander rückſichtslos und direkt in der „wunderlichen Weiſſagung von Pabſtthume" gegen dies herausgefahren; der Rath von Nürnberg verwies ihn darüber herbe an den Leiſten, und Hans Sachs hat dies als dauernde Lehre in ſich verarbeitet. In der zweiten Periode wendet er ſich der Reproduktion alter Stoffe, klaſſiſcher und mittelalterlicher zu, und der behaglichen Schilderung des

Einzelnen. Man rühmt an ihm, daß er die Tendenzen der alten Sittenlehre in's Volksbewußtsein gebracht habe.

So stand er in hohem Ansehn bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, dann ward es Stil, über ihn zu spotten, und erst Wieland und Goethe haben ihn wieder zu Ehren gebracht. Es ist thöricht, ein überaus regsames Talent in ihm nicht anzuerkennen, dem Erziehung und Genie versagt sein mochte, die Sachen in großem Griffe zu fassen und in gebietende, unüberwindliche Erscheinung zu bannen. Seine Stellung war ganz geeignet, den ersten Dichter des Zwiespaltes und der Kontraste zu erzeugen. Dazu fehlte allerdings Muth und Größe. Begnügen wir uns mit dem Anblick eines aufmerksamen Beobachters, der fein sieht und fleißig lies't, der ein gesundes, frisches Naturell heiter und munter auskauft.

Lebhaft interessirte er sich auch für das Drama, und hat besonders in seiner zweiten Lebenshälfte nach Kräften beigesteuert. Daß eine Zeit wie die seinige darin zu keiner großen Kunst gelangen konnte ohne ein außerordentliches Genie, das liegt offen da. Die mittelalterliche Zeit war todt; in ihr selbst bestreite sich Niemand zu einem so darüber hin blickenden Vortheile und Standpunke, wie er für das Drama erfordert wird. Gottfried von Straßburg wäre der Begabteste dafür gewesen, und über seinem „Tristan und Isolde" schwebt auch ein leichter dramatischer Hauch.

Aber er trat, wie angedeutet wurde, nicht über das Zugeständniß hinaus; die feine Laune schattirt, aber sie erfindet nicht leicht eine noch ungebrauchte Form, sie spielt mit der dargebotenen, und ein so formell abgefeimter Geist wie Gottfried's ist nicht geneigt, etwas aus dem Rohen und Groben zu versuchen, wo er des saubersten und glattesten Gewinns nicht sicher ist. Auch starb er darüber hin.

Jetzt, an der großen Wetterscheide, fehlte es durchaus an dichterischen Genie's, man hatte, wie zum Beispiel Hans Sachs darthut, durchaus noch nicht die Kraft und das Geschick, das reiche Mittelalter unabhängig zu überblicken, und daraus mit Auge und Hand der Neuzeit ein objektives Machwerk hinzustellen, wie das Drama eins ist. Man war noch zu befangen, zu betheiligt, und erst, als die Scheidung in Wahrheit unwiderruflich

ausgesprochen und festgestellt war, erst gegen das Ende dieses sechzehnten Jahrhunderts, erhob sich zu solchem kühnen Ueberblicke, zu der freisten Beherrschung, wie sie ein Drama heischt, William Shakespeare in England. Dieser war der Erste, welcher in Ermangelung einer erfüllt dogmatischen Welt, die darin eine Poesie selbst ist, sich eine Poesie sucht und findet durch Zusammenstellung.

An dieser Kraft gebrach es unserm Vaterlande damals noch durchaus, ja, gerade jene Zeit, wo England so großartig gesegnet wurde, war in unserer Literatur die kümmerlichste. Der Ausgang des sechzehnten und ein großer Theil des siebzehnten Jahrhunderts ist in Deutschland eine gähnend unergiebige Zeit. Gelöst, gespalten von der Fassung der vergangenen Epoche wird das neue Bewußtsein in die unergiebigste Einzelnheit des beschränkten Pfaffendogmas versplittert und verdörrt. Mit um so größerer Wehmuth betrachtet man die kindlichen Versuche einer Dramatik zur Zeit des fleißigen Hans Sachs. Die religiosen Stoffe, wie sie stets in den Mysterien behandelt waren, spielten noch weiter, von mancher modernen Dreistigkeit mit Interesse belebt, man sah sogar den Dr. Luther perorirend und tragirend neben dem Herrn Christus erscheinen. Auch mancher weltliche Stoff kam schon an die Reihe.

Oft unter freiem Himmel vor Tausenden von Zuschauern wurden die Stücke aufgeführt, und der Zuschnitt war so groß, daß viele hundert Personen agirten. Besonders hat sich für diesen großen Stil Johann Brummer, ein Rektor zu Kaufbeuern, hervorgethan, welcher die Apostelgeschichte zu einer Tragikomödie reichlich benützte.

Tieck berichtet in der Vorrede zu seinem „deutschen Theater," daß, um 1600, wandernde Schauspieler aus England gekommen seien, wie wir ihnen schon mitten im Kirchengedrange zu Costnitz begegnet sind. Diese Leute konnten allenfalls schon mit Shakespearschen Piecen staffirt sein. Von 1620 wird sogar ein Band englischer „Comedien und Tragedien" angeführt.

Aber der Genius gebrach uns noch. Die Eintheilung ging sehr einfach dahin, daß dasjenige Tragödie genannt wurde, wo Dieser oder Jener um's Leben kommt, Komödie, wo Alles mit dem Leben davon kam. Hans Sachs ging nicht über sieben Akte hinaus, es begegnen aber auch Stücke mit neunzehn „Wirkungen."

Das Aechteſte und Bedeutendſte waren wohl die Faſtnachtsſpiele, wo oft gegen den Willen das beſte Eigenthümliche und Nationale hervorſprang. Außer Hans Sachs, und zwar theatraliſch praktiſcher, hat ſich darin ein Nürnberger Juriſt Jacob Ayrer ausgezeichnet, der von 1600—1618, alſo bis an die Schwelle des dreißigjährigen Krieges, 36 Faſtnachtsſpiele und 30 Schauſpiele angefertigt hat. Er iſt beſonders der engliſchen Einwirkung hingegeben, und von ihm datirt auf dieſem Wege die Einführung des Hanswurſts. Auch die erſten Singſpiele ſchreibt man ihm gewöhnlich zu, obwohl einzelner Strophengeſang ſchon in früheren geiſtlichen Dramen vorkommt, und in Paul Rebhuhns „Suſanna," die ſchon 1535 aufgeführt und 36 in Zwickau gedruckt wurde, ſogar ſchon Noten beigefügt ſind. Womit allerdings unzweifelhaft auf Geſangseinlagen gedeutet iſt.

Hans Sachs und Ayrer haben auch noch vielfach die alten Lieder für ſolche Spiele benutzt, jener namentlich den Sigfrid, Triſtan und die Magellone; dieſer Hugdieterich, Otnit und Wolfdieterich. Im Norden zeichnet ſich ſelbſtſtändig der Herzog Julius von Braunſchweig aus, dem unter Andrem das originelle Stück „Vincentius Ladislaus Satrapa von Mantua" gehört.

Paul Rebhuhn bei Zwickau, wie dieſe Stadt und Gegend überhaupt, zeigte ſich nicht minder eifrig für das Drama, denn auch die Joachim Gräff und Johann Ackermann, Verfaſſer bibliſcher Stücke, gehören nach Zwickau. Talentvolle Leute, wie Thomas Naogeorg, Nicodemus Friſchlin ſchreiben noch lateiniſche Dramen, aber der praktiſche Zweck, welcher ſich beſonders hierbei mit dem reformatoriſchen verband, zog unwiderſtehlich zur Volksſprache, zur Polemik, zur Didaktik im Zeitgeſchmacke. Wittel von Erfurt, Dedekind, Rinckhart, Wolfhart, Spangenberg moraliſirten und ſpotteten dramatiſch deutſch, und es gewann allen Anſchein, als ob dieſe lebendig literariſche Form ſich lebendig unſers Lebens bemächtigen würde. Von welcher Wichtigkeit wäre das geworden! Die höchſten Intereſſen der Zeit und des Volkes werden durch ein allgemein typiſches Drama in typiſchem Ausdrucke allgemein, die leidigen Unterſchiede werden vernichtet, daß ſo viele Theile des Publikums einen andern Kreis des Intereſſes und einen andern Ausdruck brauchen. Das herrſchende

Drama ist die unmittelbarste literarische Macht. Die Schöpfung derselben ist uns damals, wo sich ein neues Bewußtsein gestaltete, entglitten, geniale Versuche haben es später nicht durchgesetzt, und jemehr sich eine Bildung in die Schattirungen breitet, desto schwerer wird es, den Allen gemeinsam interessanten Ton zu treffen.

Was das Lied im Allgemeinen anbetrifft, so ist im Vorhergehenden bereits mit Stützung auf die Chroniken gezeigt, wie es fortschlenderte, und mancherlei Dinge besser traf, als eine höhere Bildung, die in kein eigentliches Gedeihn gerathen konnte. Die Lieder wurden nun auch in den Sammlungen mit Musiknoten ausgestattet, und man pflegte sie dann Galliarden zu nennen, auch welsche Formen wurden nachgemacht und als Villanellen oder Motetten aufgeführt, ohne daß damit was Besonderes gelungen wäre.

Das Herz dieser Epoche lag offenbar im Kirchenliede, und weil die Epoche in der großen, religiosen Befreiung sich verfangen und in Kläglichkeit sich verwickelt hatte, wurde dies Herz in Wasser und eitlem Dunste verdorben. Luthers Charakter, so nöthig, groß und heilsam, eine Reform zu beginnen, lag wie ein Alp auf dem weiteren Fortgange derselben. Man verhärtete, ja verdummte sich in trotzköpfiger Beschränktheit, der große Zug und Strom zu großer welthistorischer Befreiung wurde nicht gewonnen, unbedeutenden Einzelnfürsten, unbedeutenden, fanatischen Hofpredigern und Superintendenten fiel das Werk anheim, und unter solcher Hand mußte es zerfallen, und allen poetischen Aufschwung mit ersticken. Dem Kirchenliede wurde denn auch bald das Herz verdörrt, da es Polemik, Definitionen, abstrakte Stückchen singen sollte. Und aller poetische Sinn wird verdörrt, wenn in pfarrlicher Verlassenheit Matthesius fragen darf: „was lehret oder wen tröstet der alte Hildebrand und Riese Sigenot?"

Aus dem beigeschafften Material jener Zeit ist noch eine gereimte Erzählung Fischart's „das glückhafte Schiff" zu erwähnen, was die bekannte Reise des Hirsebreis von Zürich nach Straßburg darstellt. Fischart's starkes, ergiebiges Naturell ist überhaupt mit so größerem Nachdrucke hervorzuheben, da sich das Meiste neben ihm so unbedeutend erweis't.

Diesem Manne, dessen Gesammtausgabe vom Herrn von

Meuſebach erwartet wird, iſt man geneigt, eine hochwichtige Stellung in der Literatur des ſechzehnten Jahrhunderts zu ertheilen, eine ihm bewußte Stellung zwiſchen der populären Poeſie und der eines gelehrten Geſchmackes, die Opitz einführt. Außer einem verſificirten Eulenſpiegel, der „Flohatz" und der Umarbeitung des Ritters von Stauffenberg will man ihm auch den „Finkenritter" und eine Bearbeitung der Hiſtorie vom Reidhardt Fuchs zuſchreiben, und dieſem gegenüber zeigt man ſeine evangeliſche Polemik für ehrenfeſte und gläubige Geſinnung, ſein „glückhaft Schiff," die Verherrlichung eines Schützenfeſtes, welche ganz künſtleriſch einen populären Stoff behandelt, und natürlich wie einfach eine würdige Form vorausgreift, die ſpäter künſtlich aus antikem Studium erzielt werden ſoll. Eine gehäufte Miſchung dieſes Talentes und den bei aller Ueberlegenheit doch mangelhaften Geſchmack zeigt er in ſeiner freien Bearbeitung des Rabelais'ſchen „Gargantua und Pantagruel," dieſes franzöſiſchen Don Quixotte, den Fiſchart, oft gröblich in Wahl des Stoffs und Ausdrucks, theilweiſe zu dem unſrigen macht.

Viel geprieſen neben ihm, obwohl bei Weitem nicht von ſo dichtem innerlichem Gehalt iſt des Rectors in Magdeburg, Georg Rollenhagen „Froſchmäusler, oder die wunderbare Hofhaltung der Fröſche und Mäuſe." Homer's Batrachomyomachie und Rinecke Fuchs ſind die Gerüſte, an welche Spiegel und Bilder des Nachmittelalters aufgehängt werden. Das iſt mit viel Gelehrſamkeit, und lehrreichem Fingerzeige beſonders in Politik und politiſchem Maaße verwebt, und fand dadurch viel Theilnahme.

In Behandlung von Fabeln zeichnet ſich beſonders Burkard Waldis aus, und er wird ſogar in der ſpäteren Zeit von Gellert und Zachariä benutzt, und auch wohl verſchlechtert. Luther ſchon hatte ſich der Form geneigt bewieſen, Erasmus Alberus ſie angebaut, und man findet in dieſer Gattung einen Uebergang zu dem eben erwähnten, ſpäteren Froſchmäusler.

Um der weiteren didaktiſchen Poeſie wird der Kram des Paſtor Ringwaldt angeführt, von dem ein geiſtliches Lehrgedicht „die lautere Wahrheit" ſehr beliebt geweſen ſei, und der einen „treuen Eckart," ausführlicher „die chriſtliche Warnung des treuen Eckart," geſchrieben hat. Das iſt die Viſion eines

Kranken, der Himmel und Hölle durchwandert; etwas muthloſer und weniger irdiſch als Dantes Viſion. Hoffmann v. Fallersleben hat neuerdings etwas zur Geſchichte dieſes Paſtor Ringwald zu Langfeld in der Mark veröffentlicht. Die Kirchenlieder dieſes Mannes „Herr Jeſu Chriſt, du höchſtes Gut" und „Es iſt gewißlich an der Zeit" ſind wichtiger, als was er ſonſt Sanftmüthiges verzeichnet und für Poeſie ausgegeben hat. Das dürre Laub des Didaktiſchen raſchelt an all dieſen Literaten, und auf dem Wege der Benutzung, der Anbildung kommen wir denn auch über Zinkgref's Apophtegmen, über Weckherlin's Miſchverſuche antiker, engliſcher und deutſcher Art zu dem Punkte, wo mit Opitz die Volkspoeſie ganz in den Hintergrund tritt, und nur vorzugsweiſe Rückſicht auf ein gebildetes Publikum genommen wird.

Eine wirklich ſtarke Potenz, ein wirkliches Paroli Luthers, wirthſchaftet mit bunteſter Wildheit in dieſer ſo zuſammentrocknenden Literatur herum, und wird ſelten genügend erkannt, das iſt der Franziskaner Thomas Murner. In dieſem unſtäten, lüderlichen aber genialen Doctor lärmt die Ergänzung jener Zeit, die uns fortwährend nur von der einen Seite, von der Reformſeite geboten wird. Murner war ein ſprudelnder Gegner der Reform. Er verhöhnte den Pabſt und die Pfaffen eben ſo arg und noch giftiger und witziger, aber er verhöhnte auch Luther über deſſen Unzulänglichkeit, eine neue Religion zu erfinden; er war von der äußerſten und entſchloſſenſten Oppoſition; was ihm von Luthers Kampfesthaten gefiel, wie die Schrift „von der Babyloniſchen Gefangenſchaft," das nahm er mit der lauteſten Zuſtimmung auf, eben ſo laut und ſchneidend fiel er aber auch über Alles her, was Luther als eigen Dogmatiſches zum Vorſchein brachte.

Man berichtet über ihn, daß er lüderlich und ehrgeizig geweſen, daß er Luther nur entgegen getreten ſei, weil ſolchergeſtalt ihm ſelbſt der Reformruhm entgangen wäre. Indeſſen darf man hierbei nicht überſehn, daß ſeine Charakteriſtik in ihren Hauptzügen von ſeiner erbitterten Gegenpartei, von den Proteſtanten, herſtammt. Mit Fiſchart war er offenbar nächſt Luther das ſtärkſte literariſche Talent jener Zeit, und ihm ſtand der ſchärfſte Witz zu Gebote Daß ſich ſein höchſt bedeutender Stand-

punkt nicht so nachdrücklich geltend machte, ist durchaus keine Anklage seines Talents, im Gegentheile, eben weil er so reich mit Talenten da auftrat, wo man mehr auf baare Ernsthaftigkeit giebt, verlor er an Ansehn. Mit Witz und Spott und geistreichem Verse und Bonmot reformirt man vielleicht eben so viel, als mit der ernsthaft auftretenden handelnden Predigt, aber der Eindruck entfernt sich mehr von unsrer Person, der Witz ist nachhaltiger als die witzige Person. Und besonders wenn es sich um solche Frage des ganzen höheren Lebens handelt, wie damals, da konnte der Witz wohl Beifall und Interesse wecken, aber der Schöpfer des Witzes behielt einen Anstrich von Frivolität. Murners unstetes Leben mochte reichlich zur Verstärkung solchen Eindrucks beitragen.

Bei alle dem bleibt er für die Betrachtung des literarischen Moments ein Mann von dem größten Werthe. Man beschwert sich, daß sein Ton üppig, seine Malerei frazzenhaft, daß ihm Schonung des sittlichen Zartgefühls unbekannt geblieben sei. Es ist erwiesen, daß die ächten Talente damaliger Zeit alle sehr derb waren, was in heutigem Geschmacke derb heißt, Fischart war es, Luther war es, dieser Punkt wäre also von keiner großen Erheblichkeit. Daß Murner in seiner mönchischen Wildheit oft alles Verhältniß übersprang, das hat stets für ein Zeichen von Genie gegolten, wenn solche Wildheit mit wirklicher Kraft und Tüchtigkeit ausbrach, innerhalb der eben geltenden Schranke hat das Genie noch niemals Platz gefunden. Murner ist aber just darum von so großer Bedeutung, weil er die fleischige Seite der alten Welt nicht verloren geben, und doch eine Reform der alten Welt billigen wollte. Er stellt also in gewisser Art dasjenige Theil dar, was im nüchternen Eifer der gelingenden Reformation vergessen, ausgeschieden und am Ende ganz zertreten wurde, er wollte die farbige, blühende, fleischige Verlassenschaft nicht mit vernichtet sehen, weil es Noth that, im Gedanken der alten Zeit eine Reform vorzunehmen.

Kurz, er war die farbenstrotzende Opposition der protestantischen Geistlichkeit.

Ihm war das Kirchenlied, welches den Kern der Reform aufnahm, allzu dünne, allzu sehr entblößt vom Reichthume der Welt.

Seinen Schriften liegt Brant's Narrenschiff zum Grunde, so weit ein formelles Muster zu Grunde gelegt werden kann; denn eine weitere Abhängigkeit findet nicht statt, und die überwuchernde elsaß-schwäbische Sprache in ihrem vollen Verse springt eigen mit den Narren ihrer Zeit um. Wenn man einmal zugiebt, daß er die Brant'sche Satyre aus dem Allgemeinen in's Besondere geführt habe, so ist es nach diesem höchst wichtigen Anerkenntniß wenigstens wunderlich, ihn noch einen sklavischen Nachahmer Brant's zu nennen. Die drei Hauptwerke von ihm sind: „die Narrenbeschwörung," „die Schelmenzunft," worin es Pfaffen und Weibern am Schlechtesten ergeht, und „die Geckenwiese," welche in seiner Sprache heißt „Geuchmat zur Strafe aller weibischer Männer." Mit einer „Badefahrt" — 1514, — worin der Herrgott den Bader spielt, scheint er am Wenigsten Glück gemacht zu haben, und Anderes von ihm wie „die Mühle von Schwündelsheim" ist nicht so bekannt worden.

17.

Stillstand und Rückgang der Reform.

Die Reform wird öde: es gelingt weder dem gereifteren Melanchthon auf lutherischer Seite, noch dem fein gebildeten Beza auf der calvinischen einen größeren Kreis zu öffnen, als er eben dem Organe gewöhnlicher Pfarrer zu Gebote steht. Das höhere Leben des Volks sieht sich verlassen, die historische bevölkerte Existenz ist aufgelöst, und die Spekulation hat nichts Ergiebiges gestaltet. Der protestantische Geistliche läßt hinrichten für seine enge Kirche, wie es nur sonst der Fanatismus gethan.

Daher kommt es, daß die eingeschlagene Reformbahn in aller Weise frühzeitig verlassen wird, daß sich die Begabteren diesen und jenen Seitenpfad suchen, welcher in der Stille gepflegt und erst nach Jahrhunderten als große Straße offenbar wird. Daß sich ferner die weltliche Macht umsetzt, da auch sie keinen dauernden Halt bei dem neuen Glauben findet, daß endlich solchergestalt ein schwereres Durcheinander hereinbricht, wo in Verwirrung Höheres zertreten und im Chaos nur unscheinbar der nationale Bildungsweg gesucht und gefunden wird.

In solcher Krisis, wo der Strebende hierhin und dahin flüchtet, bleibt der Geschichte nichts übrig, als hiehin und dahin zu deuten, und mit einem bloßen Winke manchen einzelnen Weg zu bezeichnen, welcher später durch Wendung oder Zusammentreffen von Bedeutung wird.

Ein ſolcher iſt das myſtiſche Element, was mit naturaliſtiſcher Forſchung, ſpäter mit naturaliſtiſcher Philoſophie in Verband tritt, und nach mancherlei Nebenwegen in neuer Zeit als Naturphiloſophie zum Vorſchein kommt.

Man war verlaſſen, und ſuchte tiefer lockenden Stoff. War früher die Myſtik aus reinem Religionsdrange entſproſſen wie bei Tauler und dem hundert Jahre ſpäteren und leider lateiniſch ſchreibenden Thomas a Kempis — 1388—1471 — ſo wuchs ſie jetzt aus dem Drange überhaupt, dem Leben eine größere Bedeutſamkeit zu gewinnen. Sie ſchloß ſich an orientaliſche, an kabbaliſtiſche Forſchung, die pythagoräiſche Zahlenlehre ſpielte ihren Ton hinein, moſaiſche Träumerei ward ausgebildet, Reuchlin ſchon ſchrieb eine „kabbaliſtiſche Kunſt," Agrippa von Nettesheim eine „geheime Philoſophie," am Ende warf ſie ſich ganz auf die Natur, und kam als naturaliſtiſche und alchymiſtiſche Myſtik bei Paracelſus hervor. Theophraſtus Paracelſus von Hohenheim, ein ſchweizeriſcher Arzt, brachte die krauſeſten Ausdrücke und Anſichten zum Vorſchein. Er gilt für einen Vater der ſchwarzen Kunſt, die zuerſt bei Albertus Magnus, dann bei Fauſt in Rede gekommen war. Es wäre nicht unintereſſant, von ihm herab eine Geſchichte zuſammenzureihen, wie man ſich immer auf neue Weiſe an die geheimnißvollen Kräfte der Natur gewendet habe. Ein direkter Abkomm zum Beiſpiele war in neuer Zeit Mesmer, welcher die dämoniſchen Kräfte des thieriſchen Magnetismus entdeckt, und ſo viel Aufſehen und Folgerung erregt. Es exiſtirt von Ennemoſer eine geſchichtliche Entwickelung dieſes Beweiſes, welche mit den Arbeiten Gmelin's und Kieſer's organiſche Nachweiſung geben, und auch die neueſte Form beſſer erklären könnte, womit der dogmatiſche Geiſterſeher von Prevorſt, Juſtinus Kerner, die Zuhörenden verwirrt.

Jene naturaliſtiſche Myſtik gab einer Zeit willkommenen Anhalt, welcher die Phantaſie von nüchternen Predigten verboten wurde. Geiſtigere intereſſirten ſich für ſolche Geheimniſſe, die Maſſe griff begierig nach einer neuen Verbindung mit dem alten Volksaberglauben, und nach dieſem Volksaberglauben ſelbſt, welcher lange eine ſo unterdrückte Rolle geſpielt hatte unter Herrſchaft der heiligen und kirchlichen Wunder.

Das ist nun ein solcher Punkt, von wo sich allerlei Wege in den Wald der späteren Geschichte schlängeln. In den berühmten Italienern Giordano Bruno, den die Kirche 1600 verbrannte und in Campanella wird eine ausgebildete Naturphilosophie vorbereitet. Das Materielle aber dieser Naturstudien wird später hauptsächlich von Engländern aufgenommen, und als Erfahrungs- und Realwissenschaft ausgebildet bis zum derartigen Wendepunkt durch Bacon von Verulam. So kommt man auf diesem Seitenpfade zu den Copernicus, Galiläi, Keppler, Newton, und zu all' diesen Kenntnißentdeckern, welche der Welt einen so tiefen Stempel einprägten. Und auf dieser streng realen Seite bildete sich dann die realistische Philosophie aus, von Berkley, Herbert, Hobbes herunter auf Locke, die mehr oder weniger vom Christenthume nichts mehr wissen wollte.

In einem Worte ist jener Zustand ausgedrückt, da die Reform unmächtig erstarrte: ein gebietendes, zusammenhaltendes Dogma schien nicht erreichbar, die geistige Hauptwelt, welche sich nicht mit der Restauration zum Katholicismus behelfen konnte, spaltete sich in tausend Wege, um die Wahrheit aufzusuchen. Diese tausend Wege werden der verworrene Fortschritt, dessen sich Gott selbst annehmen mochte, da Kirche und Staat die Zügel verlor.

Jene Partie der neuen Realisten ging von der äußeren Wahrnehmung aus, eine andere, die neuen Idealisten, begannen im Gegentheile mit dem Punkte der bloßen Idee. Da finden wir denn bald des Cartes an der Spitze, und sehen jene Idealphilosophie anheben, welche bis auf den heutigen Tag unumschränkt das höchste deutsche Leben ausfüllt. Diese Richtungen also und ein später modern sich gestaltender Staat nehmen die Zügel auf, welche die kirchliche Reform nicht halten kann.

Freilich liegt von jenem Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts bis zu einer solchen herausgebildeten Form noch manche wüste Zeit.

Auch ein Nebenweg der naturphilosophischen Richtung ist anzudeuten, und zwar ist der für die Literargeschichte von etwa 1550 — 1620 von nächster Wichtigkeit. Es ist jene Theosophie, welche in Weigel, Stiefel und Jakob Böhme so viel Theilnahme geweckt hat. Weigel, der für einen rechtgläubigen

Pfarrer bis an seinen Tod 1588 gegolten hatte, erwies sich in nachgelassenen Schriften als Theosoph, der das äußere Kirchenwesen geringschätzte, auf den innern Gottesgeist im Menschen drang, und „die kirchlichen Dogmen als Allegorien für innere Welt- und Gottesverhältnisse nahm. 1617 erschien von ihm in Druck „der güldne Griff, das ist Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen."

Besonders aber ist Jacob Böhme, der Schuhster aus Görlitz, welcher 1624 stirbt, ein schreiender Zeuge, wie wenig der Uebertritt in ein neues Leben Haltpunkt und dogmatische Poesie gerettet hatte. Dieser tiefsinnige Schuhster ringt in Verworrenheit und Drang nach dem Gotte seines Herzens und seiner Welt. Böhme's geist- und phantasiereichen Ahnungen von Einheit der Natur, vom innersten Wesen der Gottheit sind laute Anklagen, daß die Menschheit vom zusammenhaltenden Dogma verlassen war. Nicht Katholicismus, nicht Protestantismus kam ihm zu Hilfe, wohl aber verklagte ihn dieser lebhaft in Dresden und störte seine bürgerliche Ruhe.

Dieser Jacob Böhme ist auch formell für die Literargeschichte von Bedeutung, da er die merkwürdigsten Worte und Wendungen für solch ungewöhnlichen Gang des Gedankens eroberte. Leider haben sie wenig Einfluß gewonnen, da sie in stürmisch verwirrende Zeit fielen. Gichtel hat 1682 die Werke desselben herausgegeben, und erst die neueste Zeit hat großen Werth darauf gelegt. Jetzt sind sie freilich in sprachlicher Rücksicht nur eine Kuriosität, denn nur Kinder lernen bequem neue Sprachen.

Man muß sich für die Scheide des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts mit solchen Andeutungen begnügen, wie und in welcher Form einzelne Spuren höherer Regsamkeit erscheinen, und in der Zukunft zu einer Folgerung benützt sind. Das große Unternehmen war äußerlich gegen den Pabst wohl ziemlich geglückt, aber innen, in sich selbst, zur kläglichsten Dürre eingeschrumpft. Für eine kolossale alte Welt stellten sich ein Paar zänkische Formeln hin, die Zeit selbst sollte in Jahrhunderten aufbauen. Es ist zu ermessen wie traurig dies in der ersten Folgezeit aussehen mußte.

Mehr als jemals gewinnt es den Anschein, welcher bei historischer Betrachtung so oft hervortritt, als ob die Gottheit selbst

einſchreite. Hier iſt's, als ob ſie ſpräche: Eure neue Welt iſt noch zu arm, ſie iſt zu dürftig gelöſ't, Ihr ſollt Alles noch einmal tiefer und mannigfaltiger durchfechten, um reicher zu werden. Der titaniſche Weltkampf beginnt noch einmal, Rom hat ſich ermannt und gewinnt eine neue Macht. Die deutſche Geiſteswelt tritt dabei völlig in den Hintergrund, von literariſcher Aeußerung, welche in dieſen Kampf einſchlüge, iſt gar nichts zu ſagen, und alle ſonſtige Beſtrebung iſt kärglich und nicht der Erwähnung werth.

Das literarhiſtoriſche Intereſſe hat ſich alſo zunächſt dieſem großen Momente zuzuwenden, da ihm natürlich auch der größte Einfluß auf unſer Nationalbewußtſein nicht entgeht.

Es iſt dies die große Reſtauration der katholiſchen Kirche, welche in Ranke's „Päbſten" ſo ausführlich und vortrefflich zuſammengeſtellt iſt, ja in dieſer Zuſammenſtellung ſelbſt unſere neue hiſtoriſche Kenntniß überraſcht hat.

Die Benutzung geſandtſchaftlicher Berichte, aus denen der Hiſtoriker ſeine Data holt, hat ſich höchſt ergiebig dabei bewährt. Man ſieht nun hinter die Kuliſſen ſelbſt, wo Weltgeſchichte aufgeführt wird, hört nicht bloß die Zeugniſſe der Zuſchauer im Parterre. Denn ſolche bloße Zuſchauer und Referenten dieſes Zuſchauens ſind gewöhnlich die Chroniſten.

Folgenden jetzt unerhört ſcheinenden Anlauf des Sieges hatte die Reform im erſten Schwunge genommen. Der ganze Norden gehörte ihr, die ſkandinaviſchen Reiche, ſogar ein großer Theil des polniſchen Adels, alles nördliche Deutſchland waren proteſtantiſch. In Ungarn war ſie ſo weit, daß 1554 ein Lutheraner zum Palatin erwählt wurde, in Siebenbürgen herrſchte ſie völlig. Selbſt das ſüdliche Deutſchland war ganz erfüllt, Franken, ſogar Baiern und Oeſterreich. Man rechnete, daß im letzteren nur etwa noch der dreißigſte Theil katholiſch geblieben ſei. Der öſterreichiſche Adel ſtudirte in Wittenberg. Die Salzburgiſchen Bauern riefen dem katholiſchen Prediger in der Kirche zu: Du lügſt. Am Rheine war aller Adel proteſtantiſch — „ein venetianiſcher Geſandter rechnet im Jahre 1558, daß in Deutſchland nur noch der zehnte Theil der Einwohner dem alten Glauben treu geblieben."

„In Wien war es zwanzig Jahre her, daß kein Zögling der Universität die Prieſterweihe genommen hatte.“

Und der calviniſtiſche Glaube, der dem Katholicismus noch ſo viel ſchroffer entgegenſtand, welch eine ungeheure Ausdehnung hatte der! Er herrſchte in Britannien. In Frankreich „findet der Venetianer Micheli 1561 keine Provinz vom Proteſtantismus frei, drei Viertheile des Reichs von demſelben erfüllt.“

Wie die Niederlande, mit Ausnahme des kleinen Wallonentheils, für den Proteſtantismus fochten, iſt bei den Feindesnamen Alba und Philipp erinnerlich.

Nun betrachte man mit Erſtaunen, wie unzureichend dieſe wahrhafte neue Lebenskraft ſich erweiſ't, und was in wenig Jahren geſchieht. Möge man noch ſo viel einzelne Erklärung finden, daß ein ſo außerordentlicher Raum beinahe ganz wieder verloren gehen konnte, man muß auf den Hauptpunkt zurückkommen; es gelang nicht, das neue Dogma zu einem das Leben wirklich erfüllenden Dogma auszubilden, die breite innerliche Poeſie einer Reform ward nicht erfaßt, und die Einzelnheit unterlag einem konſequenten Angriffe.

Dieſer Angriff ward vom Katholicismus mit größter Energie geführt, die große Poeſie einer alten geſchloſſenen Welt wurde ſiegreich benützt. Wie geſchah das?

Ein Jahr noch vor Luther's Tode 1545 trat das berühmte Tridentiner Concilium zuſammen, und begann in den Schranken der alten Kirche eine mäßige, kluge Reform. Das Ergebniß davon iſt die katholiſche Kirche, wie ſie noch heute beſteht. Schon ſechs Jahre vor Luther's Tode, 1540, hatte der Pabſt den Jeſuiterorden beſtätigt. Dieſer Orden, ausgerüſtet mit einer wirklich lebendigen Bildung, mit einer Bildung, die in Wahrheit aller Kleinigkeitskrämerei der damaligen Meinung überlegen war, die eine moderne Welt viel klarer und beſonnener in ſich trug, als ſelbſt der Hauptſtock der Reform, die ſich aber nur Schritt vor Schritt und mit möglichſt geſichertem Anhalt an die alte Weltburg bewegte, dieſer Orden rettete den Katholicismus und allen Uebergang in die alte Welt.

Es findet ſich kaum irgend wo in der Geſchichte ein Inſtitut von dieſer Bedeutung. Dieſe „ſpaniſchen Prieſter,“ wie man ſie nannte, erkämpften, unter rieſenhafter Aufopferung, der alten

Welt ein längeres Leben, oder doch ein erträgliches Alter, und womit erkämpften ſie's? Durchweg mit modernen Waffen. Auf Lehre, auf Erziehung, auf rationellen Beweis ſtützte ſich ihre Kraft, in keiner Weiſe auf ein brutales Glaubensverlangniß.

Darum ſind ſie in einer Geſchichte des Geiſtes von der allergrößten Wichtigkeit: nicht ſo kühn, ſo heroiſch, nicht ſo bornirt — wahr traten ſie auf, und wirkten ſie, wie die Reformatoren, aber feiner und breiter, nicht bloß umſichtiger, ſondern auch umfaſſender. Sie ſind die große Ergänzung der Weltreform, welche mit dem ſechzehnten Jahrhundert begann, obwohl ſie für eine ſogenannte Reſtauration arbeiteten. Sie ſind die Hauptfeinde des alten Pabſtes, und der ultramontane Katholik hat ſie viel mehr zu haſſen, als der Proteſtant; denn ſie haben in jener Reſtauration Gedanken einer neuen Welt zum Vorſchein gebracht, unter denen bald die Kirche ſelbſt in den Hintergrund geſchoben wurde. Die Kirche war immer noch hochmächtig, da ſie angegriffen und da gegen ſie gekämpft wurde, ſie wäre noch hochmächtig geweſen, wenn ſie nichts als ein Haus in Rom behalten, und man ihr dies beneidet hätte. Durch die Jeſuiten gewann ſie drei Viertheil ihrer alten Welt wieder, aber mit welchem Erbtheile? Man beneidete ſie nicht mehr, man bekümmerte ſich nicht mehr um ſie. Die rationale Epoche war geweckt, man fragte nicht mehr nach dem Himmel, ſondern nur nach den klugen Bedingungen der Erde; die moderne Politik entſtand.

Die Jeſuiten waren's, welche das Dogma von der Volksſouverainetät in Gang brachten, und auf der andern Seite dem politiſchen Grundſatze jede beliebige Wendung gaben, wie es eben ihrem Zwecke zuſagte, für den Fürſten, gegen ihn, für den Adel, gegen ihn, für das Volk, gegen das Volk, wie es dem Augenblicke förderlich war. So haben ſie jenes Moment der modernen Welt geſchaffen, was man im vieldeutigen Sinne Politik nennt, was alle ſpätere Welt eingenommen und oft in kurzem Zwiſchenraume alle entgegengeſetzten Punkte der Windroſe durchſauſ't hat. Dies iſt aber das Moment, was ſo viel Gelegenheit bietet ſeit Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts, eine Welt umzuräumen, umzuſtellen, ohne daß man nach einem poetiſchen Dogma zu ſuchen braucht, welches in Tiefe und Höhe wieder einmal die Welt umſpanne. Dieſe ganze, bloß rationelle Welt ſtammt von den Jeſuiten.

Allerdings lag sie vorbereitet im Gange der Reform, wie sich denn auch auf dieser Seite die politische Theorie des Fürstenthums von Gottes Gnaden, das alte **Dei gratia**, zu einer wirklichen Gültigkeit ausbildete, und von den protestantischen Fürsten als Opposition gegen den Pabst in Beschlag genommen wurde. Aber die Jesuiten gaben ihr Schärfe und Spitze, womit sie eindrang, diese rationale Welt, die Welt der feinen Prosa.

Nicht bloß der gehaßten Elisabeth gegenüber in England, gegen welche Allen und Person schonungslos argumentirten, nicht bloß Heinrich **IV.** von Navarra gegenüber, da er noch Ketzer war, in einem Handbuche für die Beichtväter, was in der ganzen katholischen Christenheit galt, heißt es: „ein König könne wegen Tyrannei, der Vernachläßigung seiner Pflichten, von dem Volke abgesetzt, und dann von der Mehrzahl der Nation ein Anderer an seine Stelle gewählt werden." Die berühmten Schriftsteller der Jesuiten, Bellarmin und Mariana, haben solche Theorie nach allen Seiten ausgebildet. Bekanntlich galt der Mord an Heinrich **III.** durch Jacob Clement für eine preiswürdige That, und der Pabst rief aus, Gott selbst habe sie ihm eingegeben.

So sieht man hierbei das ganze Feld sich öffnen, wo die Theorie jeder Art von einer Partie zur andern schwankt, wo die höhere Einigung fehlt, und dieselbe That für einen Frevel und für eine Wohlthat ausgegeben wird. Ein Feld, was vom Rationalismus der Jesuiten zuerst aufgesucht wurde, und was noch heute nicht durchgängig von einer höheren Macht beherrscht ist.

Jene Jesuiten nun eroberten mit einem beispiellosen Erfolge das verlorene Terrain des Katholicismus wieder. Für Deutschland begann das in Baiern, Ingolstadt ward ihre Hauptfeste als neue Schulanstalt, und sie begnügten sich keineswegs mit der höheren Schulbildung, systematisch aus den ersten Anfangsgründen des Unterrichts entwickelten sie unscheinbar, kaum bemerkt, ihre Macht, die bald mit Riesenarmen Alles umschloß. Auf den Jesuitenschulen wurde so schnell, so gut und so viel gelernt, daß arglos selbst die Protestanten ihre Kinder dahin schickten. Gewaltige Päbste, Pius **IV.**, Gregor **XIII.**, Sixtus **V.**, Clemens **VIII.** erkannten und benutzten mit alter Hildebrand'scher Kraft und Geschicklichkeit den großen Wendepunkt.

So kam es, daß zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts

der Proteſtantismus in Deutſchland die Hälfte ſeines Gebiets verloren hatte, beſonders Oeſterreich und Baiern waren dergeſtalt vom Katholicismus überwältigt, daß ſich in der Geſchichte ganz die Kunde verloren hatte, auch dort ſei einmal die Reform vorherrſchend geweſen. An der Spitze des Katholicismus ſtanden zwei Fürſten, Kaiſer Ferdinand II. und Maximilian von Baiern, deren katholiſche Entſchloſſenheit an die zweifelloſeſte Zeit der Kirche erinnert; der dreißigjährige Krieg beginnt wie ein rächender Triumphzug des alten Glaubens, ſogar der Heerd der Reform, Sachſen, iſt zu ſeinem ewigen Unglücke mit dem katholiſchen Kaiſer verbunden.

Dies war jene erſte Wendung, welche aus dem Verkümmern der Reform entſprang, aus dem Mangel einer erfüllten großartigen Auffaſſung des Weltmoments. Hier liegt das Unglück zu Tage, was uns in der Literatur von 1550 — 1600 gähnend oder keifend entgegengetreten iſt, das Unglück nämlich, wie die Reformwelt kein überlegenes geiſtiges Talent zu ſchaffen, oder zu pflegen und zu bilden wußte.

Eine zweite Hauptwendung, welche dieſe Zeit bezeichnet, iſt folgende: die Idee der Politik, die Idee des umherſchlüpfenden beweiſenden Gedankens wächſet aller ſonſtigen inneren Welt über den Kopf. Das iſt die folgenſchwere That der Jeſuiten. Sie haben reſtaurirt mit neuen, nüchternen Mitteln, die ſchlanke Kombination des Verſtandes iſt geweckt, der nächſte, irdiſche Vortheil ſtellt ſich daneben, die großen Religionsfragen ſinken als Ueberſchwenglichkeit in den Hintergrund, obwohl ſie noch Vorwand bleiben. Man fragt nach dem Praktiſchen, und zwar mitten in der Reſtauration eines alten überſchwenglichen Glaubens ſelbſt tritt dieſe Kriſis ein, am Mittelpunkte, am Pabſte ſelber.

Es hat den Anſchein, als ob die moderne Methode der Jeſuiten, womit ſie die Kirche retten wollten, wie ein langſam wirkendes Gift dem Pabſtthume eingegeben worden ſei, und erſt in einem ſpäteren höchſt wichtigen Augenblicke tritt plötzlich unerwartet die Wirkung ein, während des dreißigjährigen Krieges. Die katholiſchen Waffen ſind im Zerſchmettern des letzten Reſtes vom deutſchen Proteſtantismus begriffen, da ſteigt dem höchſt merkwürdigen Pabſte Urban dem VIII. die andere politiſche Idee in's Herz, er vergißt den Glauben, die Macht des kaiſerlichen

Oesterreichs kommt ihm auf einmal bedenklicher vor, als die Macht des Protestantismus, er hat in dem wichtigen Augenblicke, wo es sich um endlichen, schweren Sieg über die Ketzerei handelt, die verwickeltsten Kombinationen der Politik im Gemüthe, und der Glaube muß schweigen. Im Vatikan hat man den Waffen Gustav Adolphs den besten Fortgang gewünscht, und wenn Kaiser Ferdinand dringend schrieb, den Krieg, den dreißigjährigen, für einen Religionskrieg zu erklären, damit größere Theilnahme gewonnen werde, so hat der Pabst Urban stets kopfschüttelnd gelächelt, und standhaft erklärt, dieser Krieg, dieser dreißigjährige, gegen die deutschen Protestanten sei kein Religionskrieg.

Ist es nicht wirklich, als ob ein Gift, oder ein Zauber auf den Pabst gefallen wäre? Es war der Jesuitismus in obiger Bedeutung. Solcher Jesuitismus wurde ein außerordentlich starkes Element moderner Zeit, dem Pabste selbst spielte es das ewige Ziel unter den Händen fort. Mit Schrecken ward man später inne, daß man solchergestalt nichts in der Hand behalten habe, als eine bei jedem Sonnenblick wechselnde Schlangenhaut, eine Politik ohne dogmatischen Gehalt, eine Figur des bloßen Verstandes.

In solchem Hergange ward der Protestantismus gerettet, und die unendliche Kombination der Beliebigkeit geboren, wie sie die moderne Welt durchfluthet, wie sie sich in den heterogensten Formen der Literatur bekundet; es ward in Frankreich durch einen Kardinal Richelieu die moderne Politik gebildet, deren Konsequenz französische Monarchie, klassisch-französische Literatur, deren Kehrseite französische Revolution war. Man tritt also mit diesem Pabst Urban in ein Hauptstadium der neuen Zeit.

Allerdings mag eingewendet sein, daß die Päbste von jeher die politische Macht im Auge gehabt, aber es ist hier ein ganz anderes politisches Verhältniß, wo das Opfer der Katholicismus selber wird.

Die Idee des europäischen Gleichgewichtes beginnt eigentlich mit diesem Urban, eine Idee, welche von unübersehbarem Einflusse auf das innere Leben der Völker wird. Sie scheiden sich jetzt in neu schattirte Nationalitäten, Stoff zu Freundschaft oder Feindschaft wird durchweg ein äußerlicher, ein quantitatives Verhältniß, man fragt nicht mehr nach innerem Unterschiede, nach

innerem Gegenſatze oder Uebereinkommen, ſondern lediglich nach jenem Verhältniſſe. Das Wort Verhältniß wird Alles.

Damit treten wir unmittelbar in einen modernen Bereich, der bis heute gewebt hat; die Literatur iſt von nun an aller höheren Beſchränkung ledig, die rein bürgerliche, die polizeiliche nur tritt ein, man kann ſingen, dichten, ſchreiben, was man will. Aber freilich, man muß ſich auch ſelbſt jedes kleinſte Geſetz ſchaffen. Und wie ſchwer das iſt, ſehen wir nur zu deutlich in der nächſten Literargeſchichte, welcher es erſt bei Goethe gelingt, eine klaſſiſche Poeſie des Verhältniſſes zu erreichen.

An dieſer Stelle hört nun aber auch ein bisheriger Gang auf, den Literatoren gegenüber. Man darf ſie nicht mehr verantwortlich machen, wenigſtens nicht mehr mit dem alten Nachdrucke verantwortlich machen, ob ſie das nationale Dogma ihrer Nation und Zeit tief oder ſchwer errungen und gedeutet haben. Jetzt wird das Dogma eine grenzenloſe Freiheit, jeder Charakter iſt eine Welt für ſich, man hat zu ſehen, ob dieſe Welt der Rede werth ſei, und dann erſt, ob ſie in ihren eigenen Verhältniſſen ſich glücklich, ſchön oder wahr geſtellt habe.

Die charakteriſtiſche Literatur beginnt, da die dogmatiſche aufgelöſ't iſt. Indeſſen da dies ſeiner Natur nach ein Kreis bleibt, der ſich erſt in Kenntniß der feinſten Nüancen erkennt, ſo geht die Literatur noch ein gutes Jahrhundert mancherlei vereinzeltem Dogma nach, was auftaucht, und kommt nicht zum eigentlichen Bewußtſein ihrer ſelbſt. Sie hat es ſich ſogar bis heute nicht klar gemacht, oder wenigſtens nicht in dem entſchiedenen Ausdrucke klar gemacht, daß ſie ſeit Zertrümmerung eines allgemeinen Zuſammenhalts eine Proſa ſei, nur unterbrochen von einzelnen Verſuchen zur einheitlichen, poetiſchen Sammlung.

Den letzten Stempel erhielt die Proſa durch den Jeſuitismus, durch Austritt des Pabſtes ſelbſt aus ſeinem gebannten Kreiſe in das entſchiedenſte Proſaelement, in die moderne Politik, durch die Politik, welche mit Richelieu herrſchend wurde.

Was noch Dogma hieß, ward jetzt Illuſion. Es hat etwas Rührendes, wie inmitten des dreißigjährigen Krieges deutſche Schäfergeſellſchaften zuſammentreten, um die Poeſie zu befördern. Die Reform hat ſich unfruchtbar erwieſen, der Katholicismus hat im Jeſuiten und in Schöpfung der Politik außerordentliche

Kraft, aber Kraft zur Selbſtvernichtung bewieſen, Kraft zur Beförderung einer Proſa-Welt, die er eigentlich bekämpfen wollte, und dieſem Ungeheuren gegenüber ſchließen ſich deutſche Vornehme und Gelehrte zu Literaturgeſellſchaften aneinander, damit Sprache und Poeſie gedeihe.

Die Erſcheinung jener literariſchen Geſellſchaften in Deutſchland iſt ein merkwürdiges Symptom, wie viel bewußtes Streben vorhanden war, wie Wenig in der Literatur gelang, und wie ſchwer es namentlich unter Deutſchen wird, durch gemeinſchaftliches Unternehmen etwas Großes durchzuſetzen. Sollte die einzelne Perſönlichkeit eines Deutſchen ſo viel beſonderer ausgeprägt ſein, daß ſie ſo viel beſondere Anſprüche macht, und dadurch in eine gemeinſchaftliche Thätigkeit nicht ſo leicht aufgeht? Den ſich unter einander ähnlicheren Franzoſen gelingt es offenbar leichter.

Doch iſt in der Geſchichte faſt immer ein religioſes oder politiſches Intereſſe nöthig geweſen, wenn durch ein abſichtliches Zuſammengeſellen etwas geſchehen ſollte. In dem religioſen iſt ſtärkere Gluth, in dem politiſchen treibt der nachliegende Erfolg des Gelingens oder der Gefahr mehr, in Beiden iſt praktiſchere Leidenſchaft. Daraus erklärt ſich die gewaltige Erſcheinung der Jeſuitengeſellſchaft. Für literariſche Intereſſen hat ein geſellſchaftlicher Verband wohl Nutzen oder Schaden geſtiftet, aber er iſt niemals durchgedrungen. Die Literatur als feinſter Blick des geiſtigen Bewußtſeins hat ſich nie gewaltſam machen laſſen, ſie iſt wie das Genie ſelbſt immer als unmittelbares Geſchenk hervorgetreten. Deshalb ſind auch alle die Epochen, wo das Genie fehlt, oft recht ehrwürdig und wichtig, aber ſtets ohne jenes Zeichen Gottes, was der blödeſte Menſch erkennt.

Die Veranlaſſung zu dieſen Geſellſchaften in Deutſchland war zunächſt die Sprache. Der ſpaniſche Kaiſer Karl, die Verbindung mit Spanien durch ſeine Verwandten, welche den deutſchen Thron behielten, die Religionskriege in den Niederlanden, im Vaterlande ſelbſt, wo ſpaniſch Kriegsvolk und manches andere eingewirkt hatte, war keineswegs ohne Einfluß auf die deutſche Sprache vorübergegangen. In Italien ferner ſah man den Geſchmack an Akademien, beſonders war die della crusca ſehr gerühmt. So ward 1617 zu Weimar die fruchtbringende

Geſellſchaft oder der Palmenorden geſtiftet. Dies iſt der erſte große Anfang dieſes Triebs. Drei Herzöge von Weimar, zwei Fürſten von Anhalt, was ſich überhaupt ſehr rüſtig erwies, und viele vornehme Herren traten unter der Stiftung Ludwigs von Anhalt-Köthen, Caſpar's von Teutleben dazu. Man tändelte von vornherein, gab ſich geſchmackloſe Bezeichnungen und Beinamen, die Aermeren verloren ſich in kindiſche Höflichkeit gegen die Höhergeſtellten und es gab kein äußerlich würdiges Reſultat, wenn man auch deshalb nicht in Abrede ſtellen darf, daß dieſe Anſtalt zu einer verwildernden Kriegszeit unſcheinbar die beſten Einflüſſe geübt hat. Die Beinamen „des Klebrichten, des Gekochten, des Nährenden mit Waizenbrot, des Sproſſenden" ſind für den heutigen Geſchmack nicht beſonders reizend. Dieſer letzte, der Sproſſende, Georg Neumark, hat einen Bericht darüber hinterlaſſen, Weimar war nach Köthen der Hauptſitz geworden, und die Anſtalt ſchlägt ſich merkwürdigerweiſe durch die zerſtörenden 30 Kriegsjahre hindurch, und ſchleppt ſich noch einmal ſo lange bis zum Jahre 1680.

Mitten im dreißigjährigen Kriege wird zu Straßburg eine zweite Geſellſchaft der Art geſtiftet, welche die „aufrichtige Tannengeſellſchaft" hieß, aber bald unterging.

Eine dritte, die deutſch geſinnte Genoſſenſchaft oder Roſengeſellſchaft, 1643 durch Philipp von Zeſen gegründet, machte es ſich zum beſonderen Zwecke, die deutſche Sprache um jeden Preis von fremden Ausdrücken rein zu halten. Es iſt alſo dies der erſte Purismus, welcher mehrmals in unſerer Geſchichte wieder aufgetaucht iſt. Er übertreibt ſtets bis zur Karrikatur, denn bei einer lebhaften Verbindung mit andern Nationen, bei lebhafter Annahme benachbarter Sitten und Ausdrücke, die mit den Sitten nöthig werden, kann mancherlei Annahme nicht ausbleiben. Sie iſt eine Nothwendigkeit, nachdem ſich einmal Europa in ſo enger Gemeinſchaft der Kultur entwickelt hat. In einer ſo ſpäten Zeit, welche ſelbſt zu keiner ſelbſtſtändigen Jugend gekommen war, hieße es ein Land zum armen Separatismus verdammen, wenn man es von allem benachbarten Einfluſſe und aller Aufnahme und Gemeinſchaft ausſchließen wollte.

Dennoch liegt ſolcher Nationaleitelkeit, die in den Purismus geräth, ein ächter ſtolzer Kern zum Grunde: er tritt nur an zu

ſpäter Stelle und in unpaſſendem Maaße hervor; dennoch bleibt er eine reinigende Krankheit, welche mit Beihilfe geſchickter Aerzte dem nationalen Körper ganz förderlich iſt. So möge denn auch jene übertriebene Beſtrebung ſolcher Geſellſchaften nicht ohne Weiteres verſpottet werden, wie durchgängig geſchieht. Mögen ſie bis in's Kindiſche gehen, mögen ſie die Fremdwörter oft ſteif und geſchraubt verdeutſchen und eine gewaltſame Rechtſchreibung einführen, ein geſunder Nationalſinn wird das glücklich Gefundene aufnehmen, wird die Frazze vergeſſen und am Ende wird doch ein nicht unwichtiger Gewinn übrig ſein.

Jener Geſellſchaftstrieb, welcher ſich zäh und hartnäckig bis in das neueſte deutſche Leben herunterzieht, iſt mancher Pedanterei förderlich geweſen, er hat aber doch auch weſentlich einer Nation gedient, die einer politiſchen Einheit entbehrte, und deshalb ſchwerer zu einem gemeinſamen Zuſammenhalte kam, er hat wenigſtens den Schimmer eines nationalen Bewußtſeins in ſeinem formellen Kreiſe bewahrt.

Und hier an dieſem Punkte unſerer Geſchichte iſt er offenbar von der erfolgreichſten Anregung geweſen. Mit der Reform war auch die Waffe derſelben ſchartig worden, die deutſche Sprache war mit der Reform verroſtet, der ganze und halbe Humanismus, welcher fortwährend ſeinen ſpieleriſchen Einfluß behauptete, und ſein griechiſch und römiſch Spektakel ernſthaft aufführte, ohne doch ganz in Abrede zu ſtellen, daß es ein bloßes Spektakel, ein künſtlich Schauſpiel ſei, dieſer Humanismus erhielt die Gelehrten immer lateiniſch. Hatte doch Luther nebenher noch manchen Traktatus lateiniſch herausgegeben, denn wenn er in die Weite wirken wollte, war das nöthig. Viele ſeiner Nachfolger thaten dies unnützerweiſe auch für die Nähe. Die eigentlich deutſche Reform lag ſehr im Argen. Kriegsvölker aus allen Nachbarſchaften hatten unſern Boden bedeckt, und das Verſtändniß ihrer Sprache aufgenöthigt; Frankreich war durch jene moderne Politik, welche es von den Jeſuiten und von Richelieu lernte, der Ton angebende Staat geworden. Wie im Mittelalter die Dichtungsſtoffe bei ihm zuſammentrafen, wie die Scholaſtik dort ihr Hauptlager fand, ſo ereignete ſich auch eben dort die große politiſche Wendung Europa's, in welcher man aus der Nothwendigkeit des alten Dogmas in die Beliebigkeit und Freiheit

des politiſchen Gedankens trat. Ein halb proteſtantiſcher, halb katholiſcher Fürſt, Heinrich von Navarra, trat auf in Frankreich und wurde der Markſtein. Dieſe neue Macht ward von der lebhaften und ſo glücklich gelegenen Nation vortrefflich ausgebeutet, Ausdruck und Form der modernen Welt ward bereits unter Richelieu von Frankreich aus Mode, kurz die franzöſiſche Mode begann, welche in Wahrheit jetzt ganz Europa unterworfen hat, bis auf den orientaliſchen Rock des Türken, welcher dem franzöſiſchen Frack weicht, ebenſo wie im ganzen übrigen Europa die nationale Tracht dem franzöſiſchen Schnitt und Umgangsweſen gewichen iſt. Am Schluß des dreißigjährigen Krieges erheben ſich unſere Klagen in Deutſchland ebenſo, wie ſie jetzt noch zu hören ſind, über die hereinbrechende Mode und Sprache Frankreichs. Der lang zögernde weſtphäliſche Friede, wo man Jahre lang hin und her ſprach, war der letzte Hauptanlaß geworden.

War nicht unter ſolchen Umſtänden jener puriſtiſche Drang etwas achtenswerthes? Wir hatten die Reform begonnen, der Jeſuit und der franzöſiſche Politiker reißt ſie an ſich, geſtaltet ſie in einen anderen Weg, wir kommen in zweite Stellung. Sollen wir auch unſere Waffe einbüßen, unſere Sprache verlieren? Da wo ſie eine neue Jugend gefunden hat, ſoll ſie alle eigene Entwickelung verlieren, und über und über mit fremdem Gedanken und Ausdrucke bedeckt werden?

Einer geſicherten Exiſtenz, einer durch klaſſiſche Schrift feſtgeſtellten Sprache darf man dreiſte Berührung und dreiſten Einfluß leichtlich geſtatten, ſie hat ihren Charakter, ſie kann tändeln und Mancherlei annehmen, ſie wird auch dabei ihre Aechtheit bewahren, und nur das Nöthige und Gewinnbringende wirklich in ſich aufnehmen.

Aber einer jungen, ſo bedrohten Exiſtenz, wie die unſere nach dem dreißigjährigen Kriege war, blieb eine pedantiſche Vorſicht ſehr heilſam. Land und Volk war zerriſſen, die Beſitzung verwüſtet, Bürger und Bauer verwildert, der Edelmann im förmlichen Raubwaffenhandwerk verdorben, die Stände waren auseinandergeklüftet, der Glaube verwirrt, und man redete in allerlei Sprache, man flickte einen Ausdruck zuſammen, der bald vom ſlaviſchen, bald vom ſpaniſchen, bald vom franzöſiſchen Soldaten hergenommen war.

Es war Alles für uns verloren, die Fremden theilten uns, was für eine Hilfe blieb uns übrig, als die formelle des Ausdrucks! Es war ein sehr glücklicher Takt, sich mit aller Schwere auf unsere Sprache zu werfen, und wir sehen auch in nächster Folge, daß sich alle neue Gestaltung nur in dieser Art entwickelt. Opitz hat nur dadurch seine große Stellung gewonnen, daß er wieder ein gebildetes Deutsch erschafft.

Die meisten Wendepunkte unserer Nation knüpften sich an unsere Sprache, sie ist Klang und Gewebe der Seele, sie ist nicht bloß Form, sondern ist der Geist selber mit aller Größe und aller Nüance. Und besonders in einer Prosaepoche ist sie Alles, alle Möglichkeit, aller Fortschritt bildet sich zuerst in ihr. Eine poetische Zeit hat ihr Dogma, dem ist die Sprache dienstbar; in einer solchen Zeit untersucht und forscht man auch nicht über die Sprache. Wohl aber in einer Prosa-Epoche, und der richtigste Instinkt führt darauf; dort schafft das Dogma selbst die Konsequenzen, hier muß sie die Sprache schaffen.

Jene Gesellschaften selbst haben allerdings nicht viel genützt, aber die Idee derselben ist höchst einflußreich worden.

Noch eine vierte, fünfte und sechste ist zu nennen, nämlich: die Gesellschaft der Pegnitzschäfer oder der gekrönte Blumenorden von Harsdörfer und Klai 1644 zu Nürnberg gestiftet. Diese Gesellschaft, welche sich besonders in eine saftlose Schäfersucht und Idyllenlehre hinein schwärmte, wo man sich süße Hirtennamen und Milchbezeichnungen gab, dauert sogar jetzt noch in anderer Gestalt fort, zu einem Kasino war sie immer gut. Johann Herdegen, welcher den Zuckernamen Amarantes führt, hat Nachrichten aufgezeichnet über Anfang und Fortgang dieses „löblichen Hirten- und Blumenordens."

Der Holsteiner Johann Rist stiftet 1656 das ähnliche Institut „den Schwanenorden an der Elbe," der aber ein sehr kurzes Leben führt, mit seinem Schwane Rist 1667 ohne besonderen Sang verscheidet.

An Wichtigkeit erreicht und übertrifft noch „die poetische Gesellschaft" jene ersten. Sie wird 1697 von Wencken gestiftet, und später von Gottsched unter dem Titel „deutsche Gesellschaft" erneuert und zu Bedeutung gebracht.

18.

Die erste schlesische Schule.

Diese Schule ist nach unserer Annahme dessen, was Prosa sei, von großer Wichtigkeit. Sie gehört fast durchgängig in diesen weiteren Bereich der Prosa. Nur eine Anknüpfung mit altem poetischen Bewußtsein bleibt ihr im Kirchenliede. Die Stellung dieses lyrischen Theils ist oben erwähnt worden, und dafür ist Paul Flemming, das bedeutendste lyrische Talent dieser Schule, die nächste Anknüpfung. Opitz selbst zwar, die Hauptperson der Schule, hat ebenfalls geistliche Lieder gedichtet, sie sind aber von keinem Belange. Er und der ganze hierher gehörige Umkreis hat seine Hauptbedeutung im Geschmacke. Dieses Wort Geschmack tritt überhaupt jetzt gebieterisch hervor, es wird ein regierendes aller modernen Literatur, welche mit Opitz in eine bestimmte Stellung eingehoben wird. Der Geschmack ist eine Wahl, und jetzt, wo das Dogma mangelt und die Freiheit des Antheils grenzenlos eröffnet ist, wird die Wahl von unendlicher Wichtigkeit. Sie ist der unerläßliche erste Schritt, auf den außerordentlich viel ankommt — zur Zeit der dogmatischen mittelalterlichen Poesie existirte die Wahl in dieser Bedeutung gar nicht. Der Kreis des Interesses war fest, aus diesem ging Niemand hinaus, oder er sang falsch, wie es die Erben des Mittelalters sehr treffend benannten.

Jetzt ist der Kreis gesprengt, es wird die erste und wichtigste Frage, was der Dichter wählt, und in Behandlung des gewählten

Stoffes fragt es ſich zunächſt wieder, was für ein Verhältniß er wählt, und wie er dies Verhältniß erfüllt. Würdig kann jetzt tauſenderlei ſein im Gegenſatze zu ſonſt.

Deshalb wird dieſe Eigenſchaft, dieſer Geſchmack, von jetzt an, ſtets die erſte Bedingung des Gelingens. Die Reform hat kein neues katholiſches Dogma erobert, die Bildung im Allgemeinen wird Schöpfer und wird Behörde, eine höhere durchaus gültige Berufung von ihr iſt nicht mehr da. Was früher ſo gebieteriſch verlangt werden konnte, das Nationale, das Religioſe verliert jetzt ſeine Kraft an ſich, es iſt nur etwas, inſofern es von der Bildung dazu geſtempelt wird, freie Bildung iſt Alles, in dem Unerwartetſten kann das Vortreffliche geleiſtet werden.

Dahin bewegt ſich jetzt nach ſolchen Stürmen das Romantiſche.

Daß dieß nicht empfunden und anerkannt wird, erzeugt ſo viel Wirrniß unſerer Kritik; man täuſcht ſich über die Konſequenz, welche mit dem Sturze des Katholicismus eingetreten iſt. Jeder ſtarke Menſch verlangt die Verherrlichung und alleinige Geltung des Intereſſes, was ihn belebt, und iſt der Meinung, dies ſein Intereſſe müſſe der neue Katholicismus ſein. Jeder kräftige Menſch ferner verlangt mit geſundem Blicke, daß ſich Alles um einen allgemeinen Zweck ſammle, und zu gutem Glücke vereinigt ſich auch die moderne Welt öfters wieder in einzelnen Partieen zu einer ſolchen Gemeinſchaftlichkeit. Dies iſt aber bis jetzt immer nur eine partielle, oder vorübergehende Vereinigung geblieben, und ein dogmatiſches Geſetz daraus zu entnehmen iſt ein Irrthum und eine Ungerechtigkeit. Der Dichter hat ſich bis jetzt in dieſer modernen Zeit immer ſein Verhältniß zu gewinnen, und der Kritiker hat erſt in dies Verhältniß einzugehn, und erſt, nachdem er dieß gefaßt hat, ein Urtheil zu ſuchen. Dichter und Kritiker müſſen alſo zu allererſt Geſchmack haben.

Darum wird das Urtheil von jetzt an ſo viel ſchwieriger, ſo viel bedingter, das Ab- und Zuſprechen ohne Weiteres hört auf.

Dies erhellt um ſo deutlicher, wenn man zuſieht, wie ſich jetzt die Dichtung geſtaltete. Was findet ſich vor?

Ueber den Glauben iſt genug geſagt, man weiß, wie er zerſtückt, unſicher gemacht war, die katholiſche Kirche ſelbſt hat in ſich ſolche Wendungen erlebt, daß ihr ungetheiltes Intereſſe dafür nicht mehr beſtehen konnte. Man richtete alſo ſeine Aufmerkſam-

keit mit größererer Unabhängigkeit darauf, was sonst wie Interessantes, Schönes und Bedeutendes überall zum Vorscheine gekommen war. Man wählte. Die kriegerischen Berührungen, welche unsere Nation nach allen Seiten erlebt hatte, hinterließen Sprachkenntniß und Theilnahme an auswärtiger Literatur. Es kam zur Einsicht und zum Bemerktwerden, was Arioſt damals, da Luther zum ersten Male auftrat, in Italien phantastisch gescherzt und gedichtet hatte, was Tasso und andere Italiener später dichteten; Spanien, was sich so mannigfach reichhaltig erwiesen hatte, wirkte nicht nur nachhaltig auf Frankreich, man fragte auch bei uns darnach, wo das Kaiserhaus mit Spanien in naher Verbindung stand; Frankreich wirkte nicht sowohl durch seine Thaten der Schrift, als durch seinen Geschmack selbst auf den unsrigen; der Haupteinfluß von da kam in jener Zeit wenigstens nicht so direkt in unsere schöne Literatur, als vielmehr in unsre abstrakte Gedankenentwickelung durch des Cartes, und in unsere allgemeine Auffassung. In den Niederlanden blühte klassische Gelehrsamkeit auf und malerische Kunst; die Philologie begründete sich dort einen Hauptsitz. Einfluß von Frankreich und Spanien schießt dort zusammen, und für uns kommt die breiteste und wirksamste Ueberlieferung aus den Niederlanden. Die Grotius und Heinsius sind Hauptführer unseres Opitz.

Wir werden denn auch die Hauptleute unsrer schönen deutschen Schrift der nächsten Epoche viel auf Reisen sehn, sie bilden sich hier und da, nehmen an, und wählen.

Das trifft schon zum Theil die Leute, welche die schlesische Dichterschule einleiten, Schede, Andreä, Spee, Weckherlin. Sie reisen umher, oder werden umher getrieben, prüfen und wählen aus.

Wir haben die eigentliche Dichtungsthätigkeit der Nation da gelassen, wo sie sich an Roman- und Volkssagen schließt, wo sie ein Wanderlied oder sonst ein Lied gewinnt, wo das Kirchenlied einen höheren Aufschwung giebt. Das Volk ließ sich denn auch seine Thätigkeit, sein Interesse der Art niemals ganz nehmen, mochten die gelehrten Herrn es übrigens noch so kraus und wunderlich treiben. Auch aus dem Pfaffenskandale ward mancher spottende Reim gemacht, es ward vom „jesuitischen Schlangenbalg," von den „Janitscharen des Pabstes" gesungen, und man

warf auch noch alle diese Dinge bei Seit, und suchte sich das kurze Bischen Freude des täglichen Lebens zu verliedern. Daraus machte der nüchterne Prediger das harte Wort „verliedern," was in manchen Provinzen heute noch so viel bedeutet als „liederlich oder lüderlich werden." Nicolaus Rosth gab 1583 „fröhliche neue teutsche Gesänge" und 1593 in Altenburg „dreißig neuer lieblicher Galliardt mit schönen lustigen Terten komponirt und publicirt" heraus. Der Mecklenburger Thomas Martin bringt ein erstes Buch „lustiger Weltlieder" und so erscheint auch Mecklenburg einmal in der Literatur. Brechtel giebt „neue kurzweilige deutsche Liedlein mit drei Stimmen" dann „mit vier und fünf Stimmen," Haßler „teutsche Gesänge nach Art der welschen Madrigalien," und 1600—1601 „Aus dem Lustgarten neuer teutscher Gesäng, Balletti, Galliarden und Intraden komponirt."

Wachler rühmt diesen Sachen rhythmischen Wohllaut nach, anmuthigen Minnestyl, leichte Schalkhaftigkeit und freie Natürlichkeit.

Die vielen „neuen Lieder, gedruckt in diesem Jahre," welche noch bis vor Kurzem auf den Provinz-Jahrmärkten in grober Druckjacke erschienen, sind unverwüstlich im deutschen Lande herumgeflogen. Der Liederdrang ist uns also von den ältesten Sagen herab niemals ganz entwichen, und manches höhere Talent hat sich immer wieder daran entzündet. Die Sammlungen, besonders Arnim's und Brentano's im „Wunderhorne" können nicht genug gelobt werden. Diese Bahn wird jetzt mehr und mehr verlassen. Durch Kenntniß fremder Nationen und Schriften, durch Studium alter Dichter will man ein neues, höheres Bewußtsein in Poesie gewinnen. Die Dichtung wird gelehrt, ein Kunstcharakter bildet sich.

Die persönlichen Vorgänger des Opitz haben in folgender Weise gewirkt. Schede, der unter dem Namen Paul Melissus auftritt und 1602 stirbt, wandert viel umher, und ist zuletzt besonders als Bibliothekar in Heidelberg bekannt. In ihm ist ein ausgesprochenes Bestreben, den deutschen Kunstgeschmack zu veredeln, die Muttersprache rein und gemessen zu halten. In solcher Tendenz hat er die ersten fünfzig Psalme übersetzt, das Vaterunser, und viel geistliche Gedichte. Seine weltlichen Gedichte, die der unvollkommenen Zinkgrefschen Ausgabe von Opitz angehängt sind, zeichnen sich durch eine geschmackvolle, zarte Empfin-

dung aus. Von einem ähnlichen Beſtreben des gleichzeitigen Peter Danais in Straßburg nach Schönheitsform iſt leider gar nichts erhalten, als was an jener Ausgabe angehängt iſt. Dieſe Meliſſus, Dnaiſius, Moſcheroſch, Löwenhalt, Schneuber, Andreä, Weckherlin werden gern als große ſüddeutſche Partie zuſammengefaßt, welche auch wie Opitz die Dichtung zum Intereſſe der Gebildeten erheben wollen, ſich aber dabei noch an die vermittelnde Art Fiſchart's anſchließen, den Riß nicht ganz bewerkſtelligen, und zum Theil in unverhehlter Oppoſition gegen den zierlichen Opitz und die Schleſier ſtehen. Dieſe Oppoſition bleibt unwirkſam, da ſie ſich meiſt nur mit verdeckter Anſpielung herauswagt, und der entſchiedene Wille wie der Erfolg bei Opitz zu finden iſt.

Friedrich von Spee, der bis 1635 lebt, und berühmt iſt als erſter Gegner der Hexenprozeſſe, war Jeſuit, und iſt ein Beweis, wie frei und dreiſt auch die römiſche Kirche in moderne Beſtrebung eintrat. Seine lieblichen Lieder ſind unter dem Titel „Trutznachtigall" erſchienen. Die Cotta'ſche Buchhandlung hat 1834 eine Auswahl gedruckt, die jetzt noch ein Zeugniß ſeines feinen und zarten Sinnes geben kann.

Von ſtärkerer und allgemeinerer Einwirkung war Johann Valentin Andreae ein proteſtantiſcher Geiſtlicher in Schwaben, obwohl er bei großem Reichthume des Inhalts die Form ſelbſt nicht ſo glücklich errang. Er iſt ebenfalls viel gereiſ't, und hat nur leider ſeine beſten Sachen lateiniſch geſchrieben. Ein ungewöhnlicher und ſchöner Standpunkt der Bildung macht ſich an ihm bemerklich, er tritt nicht nur gegen Uebertreibung und Thorheit im Allgemeinen, ſondern endlich auch, obwohl ſelbſt Geiſtlicher, gegen den bornirten Streitfanatismus der Proteſtanten auf. Mitten im dreißigjährigen Kriege bewahrte er ſich einen ſo unabhängigen Bildungspunkt, daß er ſich einen Freiſtaat der Spekulation bilden, und ſich dafür begeiſtern konnte. Von ihm ſtammt auch das allegoriſche Spiel der Roſenkreuzerei, worin eine weltbürgerliche Wiedergeburt geſtaltet wurde, die dann von einer wirklichen Geſellſchaft aufgenommen worden iſt. Seine „chriſtliche Gemäl" und „Geiſtliche Kurzweil" ſind die Sammlungen ſeiner deutſchen Gedichte.

Als unmittelbarer Vorgänger von Opitz wird genannt

Georg Rudolph Weckherlin. Sein nicht ſicheres Todesjahr wird 1651 angegeben. Er überlebte alſo Opitz, ordnet ſich ihm aber ſelbſt unter, und nimmt auch beſonders darum eine untergeordnete Stelle ein, weil ihm die überlegene Syſtematik und Geſchmacksbeſtimmtheit fehlte, wodurch Opitz Führer einer ganzen Schule ward. Auch er war durch Reiſen, Hofleben, reichen Umgang, humaniſtiſche Studien ausgebildet, war eine Zeitlang Sekretair des Herzogs in Stuttgart, 1620 in London bei der deutſchen Kanzellei angeſtellt und in vielen Geſchäften erfahren. Bei all ſolcher Bildung bei reicher Anlage und bei ſchwärmeriſcher Theilnahme an deutſcher Literatur gelang es doch auch ihm nicht, das ſchöne Verhältnißmaaß zu finden, und ſeine Sachen blieben ungelenk und hart. Als Württemberg'ſcher Hofdichter begann er mit Gelegenheitsverſen, was ihm der Kraftpatriotismus heute noch nicht verzeiht. Er führte das Sonett und das Idyll ein, konnte ſich aber in der Verskunſt über das bloße Zählen der Sylben nicht hinausſchwingen, und erreichte den Opitzſchen Punkt nicht, daß eine Sylbe ſchwerer ſein könne als die andere.

Zwei Büchlein Oden und Geſänge ſind 1618 von ihm erſchienen, ein Trauerlied auf Guſtav Adolph, ein Lobgeſang auf Chriſti Geburt, Sonette, beſonders Hirtenlieder und auch Epigramme werden von ihm ausgezeichnet. Gebauer hat 1833 eine Ausgabe von ſeinen Sachen beſorgt, die alte Hauptausgabe von Amſterdam iſt ſehr ſelten. In Beſchreibung einzelner Hoffeſte zeigt er ungewöhnliche Ueberlegenheit des Proſa-Ausdrucks, wofür ihm ſein Geſchäftsleben wahrſcheinlich die beſten Dienſte geleiſtet.

Als Beweis, welch ein reger Antheil beſonders an ſpaniſcher und italieniſcher Literatur genommen wurde, mag dienen, daß der 1605 in Spanien erſchienene **Don Quixote** ſchon 1621 in's Deutſche überſetzt wurde und daß der Anhaltiner Dietrich von dem Werder ein geprieſener Held mit Feder und Schwert, 1626 Taſſo und 1636 Arioſt in deutſchen Alexandrinern herausgab. Dieſes Versmaaß, was bald Uniform franzöſiſcher Literatur wurde, gewann jetzt bei uns verſchwemmende Uebermacht. Das kleine Anhalt intereſſirte ſich beſonders für's Ausland, auch der **Don Quixote** erſchien in Köthen.

Nun aber trat zum erſtenmale das obliegende Schleſien

geſetzgeberiſch in der Literatur auf. Erſt 1355 war es durch Karl IV. dem deutſchen Reiche einverleibt worden. Schleſien war von ſlaviſchem Elemente durchdrungen, wenn auch Niederſchleſien begierig und gelehrig deutſche Einflüſſe aufnahm, und ſie um ſo lebhafter ausbildete, je neuer ſie erſchienen. An den Grenzen und Völkerſcheiden bildet ſich ja zumeiſt das Nationalbewußtſein am Schärfſten aus; beim Rande des Grabes wird das Leben am Höchſten geſchätzt, wenn man fortwährend auf der Hut ſein muß, erkennt man um ſo deutlicher Eigenthum und Beſitz. So hat der eigentliche Kern Schleſiens von früh auf bis in den heutigen Tag hinein den entſchloſſenſten Werth auf deutſche Eigenheit geſetzt, und gerade darum manchen ſchönen Erfolg gewonnen. Noch heute glauben die Schleſier, ein vortreffliches Deutſch zu reden.

Unwichtig hierbei iſt auch jene Theorie nicht, daß von der Berührung mit noch ungebrauchten Nationen oft intereſſante neue Thätigkeit geweckt werde. Unwichtig iſt ferner nicht, daß Schleſien eine geliebte Hausprovinz des Kaiſerthums war, und dadurch ein lebendiger Verkehr mit Wien unterhalten wurde. Dort in Wien war ein Stapelplatz der romaniſchen Einflüſſe, das literariſch bewegte Italien war nahe, mit Spanien war man verwandt, der durch Trident und die Jeſuiten moderne Katholicismus hatte dort ſein Hauptlager, da mußte Anregung in Fülle ſein. Nach Oeſterreich war auch Minne- und Meiſtergeſang in fleiſchige Lieder übergeſchlagen. Opitz wurde auch in Wien gekrönt, ein literariſches Intereſſe war alſo dort jedenfalls ſtark lebendig. Die Jeſuiten ferner hatten ſich in Schleſien auf's Lebhafteſte geregt, ihre großen Kollegien zu Breslau und zu Glogau zeugen noch heute von ihrer mächtigen Wirkſamkeit. Auf der andern Seite war die Berührung mit dem aufgeregten Böhmen, mit dem reformirenden Sachſen nahe und erfolgreich geweſen, Katholik und Proteſtant wohnte hier dicht unter einander, das erhielt die geiſtige Bewegung ununterbrochen wach.

Alles dies mag wichtiger ſein, als die gewöhnliche Erklärung, Schleſien ſei weniger berührt worden vom dreißigjährigen Kriege, und habe ſich dadurch mehr Ruhe und Kraft bewahrt. Die böhmiſchen Kämpfe, die Kriegszüge der Podiebrad und Corvinus, die Wege Wallenſteins waren verheerend genug durch Schleſien

rückt. Wallenstein hatte zum Beispiele direkt seine Straße zum Fürstenthume Sagan über die Bunzlauer Gegend, in welcher Opitz aufwuchs; die Dohnaschen Bekehrungsreiter hauſten in Schlesien ſo wild als Tilly's Völker anderswo.

Aber ein wichtiges Moment für Schlesien ſammelt ſich noch um den berühmten Pädagogen Trotzendorf, den Schüler Melanchthons, der von ſeinem Geburtsorte bei Görlitz Trotzendorf genannt wurde, und übrigens Valentin Friedland hieß. Er hatte im Reformjahrhundert eine vortreffliche Schule zu Goldberg geſtiftet, die Außerordentliches leiſtete, und ſicherlich einen nachhaltig aufregenden Einfluß für die ganze Provinz erhielt. Opitz war in Bunzlau nur etwa fünf Meilen davon zu Hauſe, und obwohl er ſelbſt nicht dahin zur Schule kam, ſo wurde er ſicher mannigfach des Goldberger Einfluſſes theilhaftig. Sein Vater, ein Bunzlauer Rathsherr, ſcheint ſelbſt ein ganz tüchtiger und kultivirter Mann geweſen zu ſein.

1597 ward Martin Opitz geboren, in Bunzlau ſelbſt; in Breslau und beſonders auf dem jetzt verſchwundenen Gymnaſium zu Beuthen an der Oder hat er eine gute Schulbildung erhalten. Dies Beuthen, ein kleiner Ort am hohen Oderufer, dem gegenüber Carolath mit ſchönen Eichenwäldern liegt, hat den jungen, artigen Mann frühzeitig angeregt. Er ging nach Frankfurt und dann nach Heidelberg, alſo an die entgegengeſetzte Seite Deutſchlands auf Univerſität, das humaniſtiſche Studium wird hier in einem Literator wenigſtens theilweiſe einmal lebendig, obwohl Opitz mit geſundmodernem Sinne ſich mehr den näheren und ſeiner Zeit ächteren Intereſſen der holländiſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Literatur zuwandte. Dieſe Sprachen hat er mit Eifer erlernt, und das Beſte dieſer Literaturen hat er mühſam aufgeſucht. Wir bekommen es hier durchaus nicht mit einem original-ſchöpferiſchen Geiſte zu thun. Unſer Land war der Kriegsſchauplatz geweſen, wir waren zerrüttet, zurückgeblieben, der eigentliche Inhalt neuer Welt fand noch keinen herrſchenden Platz in unſerer Literatur, Katholik und Proteſtant ſchrieb durch einander, es mußte uns genügen, daß nur mit glücklicher Hand irgend ein Weg ausgewählt wurde.

Dieſe glückliche Hand hatte Opitz, er ſuchte auf's Beſte nach Ausdruck und Form, damit ſich nur irgend ein Anfang bildete.

Und was noch mehr, was so selten ist, dieser geehrte und gepriesene Weltmann, der durch Lob und Krönung so leicht verführt werden konnte, war darüber keinen Augenblick in Täuschung befangen. Mit lieblicher Bescheidenheit weis't er sanft den Titel eines Dichters zurück, und gestand, daß ihm dazu das Schöpfungsvermögen fehle; er wollte nur eine Form finden, die der Gewaltigere benützen könne. Daß sich andere Proben, Eitelkeitsproben in ihm finden, ist bei der Art, wie er gefeiert wurde, nicht zu verwundern. Deshalb ihn zornig herabzusetzen ist Unrecht, deshalb seinen Charakter zu erniedrigen, weil er ein praktischer Weltmann war, und sich gewandt Stellung und Geltung zu schaffen wußte, ist eben so unrecht. Wir sehen doch wahrlich, daß sein Weg, die Literatur in Ansehn und Wirkung zu bringen, der richtige war, warum ihn denn nun ohne besondere Noth der höfischen Schranzerei beschuldigen, weil er von Fürsten geehrt und beschützt wurde, und doch, seinen Kräften nach, unsrer deutschen Welt des Menschenrechtes nichts vergeben hat. Von Universität und Reisen kam er nach der Heimath zurück, bereits in Manchem erfahren, geschickt und gewandt, und lebte eine Zeitlang am Herzoglichen Hofe zu Liegnitz. Bethlen Gabor berief ihn nach Siebenbürgen an eine dortige Schule. Dort sammelte er Dacische Alterthümer, verarbeitete sie, und übte seinen Geschmack an manchem Einzelnen. Diese Alterthumsstudien sind verloren. — Aber das Heimweh ließ ihm keine Ruhe, er kam nach Schlesien zurück, und lebte, an Sprache und Versen arbeitend, in Bunzlau und Liegnitz, ging einmal nach Wittenberg und einmal nach Wien, endlich in Geschäften des Landgrafen Dohna nach Paris, wo er Hugo Grotius traf. Wieder nach Schlesien zurückkehrend war er bald in Brieg, bald in Liegnitz, und wich endlich dem Kriegstumulte aus, mit dem Herzoge von Brieg nach Thorn gehend. Nach Danzig übersiedelnd ward er zum Historiographen Polens ernannt, aber unglücklicherweise schon 1639, in seinem zwei und vierzigsten Jahre von der Pest ergriffen und getödtet.

Man hat sich von nun an stets sorgfältiger nach dem Lebenskreise des Literaten umzusehen, da jetzt, wo sich aus dem Chaos eine neue Schriftwelt gestaltet, wo Alles auf persönliche Neigung und Wahl ankommt, die einzelne Person mit ihrem

Bereiche eine große Hauptſache wird. Daß Opitz in ſo mannigfache und ſo ſtattliche Berührung kam, war ein unbezahlbarer Gewinn: die unbeengte Anſchauung des Lebens hatte ſich bei ſo ſtörender Noth faſt lediglich unter hoch und günſtig geſtellten Perſonen bewahrt, der Umgang mit ihnen war eine nothwendige Ergänzung des auseinander gewehten Lebens, und es hat nur ein ſchwer beſchränkter Demokratismus dem feinen Opitz aus dieſer Feinheit und dieſem Umgange einen Vorwurf machen können. Wenn in einer ausgebildeten Zeit, wo die geiſtige Höhe bei allen Ständen zu finden iſt, wenn da der Vorwurf auftritt, der Dichter vernachläſſige ſeine Nation, weil er ein Hofdichter ſei, ſo iſt da wenigſtens ein Sinn darin. Dem Opitz in einer ſolchen Epoche gegenüber iſt's nur jener ſchlimme Kram, welcher ohne höhere, überblickende Einſicht iſt, und ſeinen Nachdruck darin ſucht, eine einzelne Richtung um jeden Preis geltend zu machen, auch um den Preis einer wirklichen Geſammtcultur und eines wirklichen Fortſchrittes.

Die Geſchichte hat es uns gezeigt, daß nur in dieſem formellen Streben zunächſt ein Gewinn für unſere Literatur zu finden war. Alle andere, noch ſo nachdrückliche Einzelnheit iſt verſtoben, wie ausſchließend nothwendig ſie ſich auch anließ. Opitz hat alſo den Punkt wirklich entdeckt, wo ein Keil eingehen konnte in unſere Zukunft, um dieſe nach und nach zu öffnen.

Eben ſein Geſchmack trieb ihn auch, unſere alten Gedichte zu pflegen, er hat ſich fleißig darnach umgeſehen, und zum Beiſpiele den Lobgeſang des heiligen Anno zuerſt wieder entdeckt und herausgegeben. Sein Geſchmack fand es aus, die theilnehmenden Deutſchen von ausſchließlicher Lektüre des Italieniſchen abzubringen, wie ſehr er ſelbſt am Auslande Intereſſe nahm; er weckte deutſche Schrift, die an die Stelle treten konnte und nicht blos Pfaffengezänk und plumpe Rede enthielt; ſein Buch „von der deutſchen Poeterei" bleibt eine dankenswerthe, und ſeine beſte That. Die Geſchichte ſelbſt ſpricht wiederum dafür: 1624 erſchien es und bis zum Jahre 1668 mußte es zehnmal neu gedruckt werden. Man höre folgende Stellen daraus:

„Damit man rein reden möge, ſoll man ſich befleißen, dem, welches wir hochdeutſch nennen, beſten Vermögens nachzukommen, und nicht derer Oerter Sprache, wo falſch geredet wird, in

unſere Schriften vermiſchen, als da ſind: Es geſchach, für, es geſchahe; er ſach, für er ſahe; ſie han, für ſie haben ꝛc. — So ſteht es auch zum heftigſten unſauber, wenn allerlei lateiniſche, franzöſiſche, ſpaniſche und welſche Wörter in den Text unſerer Rede geflickt werden. Was die eigentlichen Namen betrifft, dürfen wir nach Art der Lateiner und Griechen ihre Caſus nicht in Acht nehmen, ſondern ſollen ſie ſo viel möglich auf unſere Endung bringen. Neue Wörter, welches gemeiniglich Epitheta und von anderen Wörtern zuſammengeſetzt ſind, zu erdenken, iſt Poeten nicht allein erlaubt, ſondern macht auch den Gedichten, wenn es mäßig geſchieht, eine ſonderliche Anmuthigkeit." — —

Müſſen wir nicht heute noch dieſen Geſchmack ganz angemeſſen nennen? In einem ſo ſchwierigen Punkte wie die Frage iſt, ob man ein fremdes Wort, was einen aufgenommenen neuen Begriff bezeichnet, annehmen dürfe, drückt er ſich ganz geſchickt aus: „So bringen auch die Franzoſen neue Verba hervor, welche, wenn ſie mit Beſcheidenheit geſetzt werden nicht unartig ſind."

Wir haben heute kein anderes Urtheil darüber, das neue Wort, was einen uns neuen Begriff bringt, mit guter Art, ſo wie es dem Deutſchen beſchieden ſein kann, aufzunehmen. Dabei iſt doch das unnütze Konverſiren, wo unſre Sprache ſelbſt ausreicht, entſchieden abgeſperrt.

Was er in Perſon hervorgebracht, iſt der Sache ſelbſt nach von keinem großen Belange. Auch wenn nicht eben betont wird, daß für eine allgemeine Proſazeit, wie ſie ſchon lange herrſchte, eine abgerundete Bildungswelt nöthig geweſen wäre — es fehlte Opitz auch noch ein Anderes, was unerläßlich. Es war keine andere Begeiſterung in ihm als die des Verſtandes, und hiemit brachte er den deutſchen Norden zu einer Zeit paſſend an die Spitze, wo eine andere Begeiſterung nirgends vorbereitet war. Er brachte Liebeslieder, aber nur der Form wegen, um der Sache ſelbſt willen entſchuldigte er ſich. Seine Idyllen, womit er den Pegnitzſchäfern huldigte, ſind eben ſo matt, wie dies die „Schäferei von der Nymfe Hercynie" darthut. Wie ſehr er ſich dem Ronſard und den Italienern der Form nach anſchloß, der Reiz wurde ihm nicht, und ſeine feſteſte Stellung bleibt die neben

dem Professor Buchner in Wittenberg, der eine so große Autorität in poetischem Geschmack und Ausdruck damals war.

Wir sehen seit dem Sturze dogmatischer Poesie, besonders zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, ganze Partieen sich erheben, die mit glaubensvoller Begeisterung sich ihren Anschauungskreis zu einem einzelnen Dogma ausbilden. Es wird dadurch mehrmals ein so starker Glanz über unser Vaterland verbreitet, daß wir geglaubt haben, die Sammlungszeit einer Reformperiode sei erfüllt, und es breche die Morgenröthe einer Zeit herein, die ihren allgemeinen poetischen Abschluß gefunden habe.

Diese schöne Täuschung eines Enthusiasmus, der eben schon darum aus Außerordentlichem entstand, diese weltweite Begeisterung ist Opitz nie geworden; er suchte nur nach Bezeichnungen, keineswegs nach dem erschöpfenden Ausdrucke seiner Zeit, das Herz einer Welt wußte er nicht zu suchen, noch weniger zu fassen. Nun war aber doch die Weltkenntniß seiner Zeit unserm heutigem Standpunkte gegenüber zu gering, als daß wir dadurch entschädigt würden in seiner Dichtweise für einen höhern Schwung, der ihr mangelt, er kann also auch im ausgedehntesten Sinne des Worts nur für einen Hauptbeförderer der Prosa gelten.

Er hat mehrere Lehrgedichte geschrieben, eine Gattung, die einem besonnenen, erfahrenen Manne die beste Gelegenheit gab. Und wenn denn einmal auf eine höhere Poesie in unsrer Bedeutung dieses Wortes verzichtet sein muß, so wird diese Form Alles Anmuthige, Feine und glücklich Gewonnene überhaupt am Besten ausdrücken. So entschlossen in einer dogmatisch-poetischen Zeit das Lehrgedicht in einen trockeneren, untergeordneten Abschnitt gewiesen sein muß, so vorsichtig muß es betrachtet und ausgewählt werden in einer vorbereitenden Prosazeit, die zu einer neuen Poesie sammelt. Die reine Sehnsucht ausgenommen und der Drang ohne Weiteres, die sich beide in die Lyrik flüchten, ferner das abgerechnet, was sich zu einer plastischen Anschaulichkeit zusammen drängt, und darin seine beendigte Existenz findet, ist aller höhere Gewinn solcher Epoche zunächst Lehre, und bildet als solcher einen Dichtungsreiz. Wie hoch der in Feinheit und Grazie ausgebildet werden kann, beweis't das Interesse, was Lessings Schrift heute noch findet, in welcher lediglich dies Element ausgebildet ist. Ja, es beweis't es Goethe, der in feinster

Weiſe das Lehrreiche bis zum poetiſchen Hauche vergeiſtigt hat. Schiller hat ſeinen Haupterfolg der zur Sentenz verdichteten Bemerkung zu danken und dem didaktiſch-ſittlichen Grundweſen ſeiner Dichtweiſe.

Man ſieht, wie ſich bis in's Herz hinein das Hauptwort moderner Zeit geltend macht, das Wort Verhältniß: die moderne Kritik weiſ't das Didaktiſche als eine Plumpheit zurück, wo eine Zeit zur Poeſie erfüllt iſt, und ſie findet es in einer Zeit der Proſa bis zur nächſten Grenze des poetiſchen Erfaſſens abgebildet, verfeint und gegeiſtigt. Der Grundgedanke aller Proſa-Periode iſt Didaktik; durch neue Erfahrung und daraus ſprießende Lehre will ſie den aufgelöſ'ten Urtheilskreis wieder zu einer allgemeinen Ueberzeugung ſchließen. Deshalb iſt aller poetiſche Gewinn, der ſich partieenweiſe ablöſ't, in ſolcher Periode von der Lehre angehaucht, und deshalb eben muß ſich für das Didaktiſche ſelbſt nun ein neues Verhältniß bilden. Es iſt nicht mehr untergeordnet, aber es kommt Alles auf den Grad ſeiner Feinheit und Ausbildung an.

Aus dieſem Grunde kann bei einer noch ſo anfänglichen Kultur, wie die Kultur Opitzens war, das Lehrgedicht nicht viel gewähren. Je mehr die Lehre aus dem nächſten Kreiſe der Erfahrung abgelöſ't hat, aus dieſem Kreiſe, welchen man den trivialen nennt, je mehr ſie entkörpert, und zu dem aufgeſchwungen iſt, was man mit dem aufgenommenen Worte ſublim nennt, deſto mehr verliert ſie den herben Beigeſchmack des Didaktiſchen und nähert ſich der Aufnahme in den poetiſchen Bereich. Eine Summe ſolcher ſublim gewordener Lehrpunkte kann auch in einer Proſa-periode eine poetiſche Partie bilden, wie ſich dies bei unſern Klaſſikern kundgiebt. Die Endſumme aller ſublimen Gewinnſte, dasjenige Gedankenergebniß, worin die Idee jeder alten und neuen Weltregung eingeſchloſſen iſt, ſolche Endſumme giebt ein allgemeines, neues Dogma, eine neue allgemein poetiſche Zeit, wo kein Zwieſpalt mehr iſt über Staat, Kirche, Sitte, Tugend und Glück.

Das iſt die Zeit, auf welche wir harren, und von welcher natürlich Opitz noch viel weiter entfernt ſein mußte. Seine Didaktik geht noch plump auf's Lehren aus, darin unterſcheidet ſich aber das, was bei guten modernen Dichtern didaktiſch genannt

werden kann, es tritt niemals eigen auf, es kommt nur in Gesellschaft mit einer anderen Welt, läßt sich nur beiläufig vernehmen, gleichsam wie eine Begleitung erscheint es, deren sich eine strebende Zeit eben so wenig entäußern kann, wie das glückliche Leben der Vorsicht und Rücksicht. Man sieht eben darin einen Theil der Kunst, dergleichen Nothwendigkeit so zierlich zu verdecken oder zu bekleiden, als es nur immer angehen will.

Solche Verlangnisse konnte sich Opitz nicht stellen. Als der dreißigjährige Krieg eben recht zudringlich wurde, machte er 1621 „ein Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Kriegs," einen Landsitz in Siebenbürgen und die Ruhe des Gemüths, welche man dort haben könne, besang er in „Zlatna," vom wahren Glück ist die Rede im „Vielgut," was 1628 gedichtet ward. Dies Vielgut existirt als artige Landbesitzung heute noch in der Nähe von Oels. Opitz hat dort mit dem Brieger Herzoge freundliche Sommertage verlebt. 1633 schrieb er ein großes beschreibendes Lehrgedicht „Vesuvius," wo Betrachtung und physikalische Kenntniß im gleichmäßig aufnehmenden Alexandriner anspruchsvoll sich auf und nieder bewegen.

Uebersetzt hat er Viel. Aus der Bibel das hohe Lied und Psalmen. Aus den Alten Antigone, die Trojanerinnen, Cato's Disticha; einen Traktat von Hugo Grotius, ein Singspiel Daphne und ein Trauerspiel Judith aus dem Italienischen. Das Singspiel soll größtentheils Eigenes von ihm enthalten. In seinen „poetischen Wäldern" sind sehr viel lyrische Gedichte, unter denen manche ganz artig, an Gelegenheitsgedichten ist er überaus reich, wie man diese überhaupt Schlesien und Sachsen am Reichlichsten nachweis't, und auch geistliche finden sich, welche noch in der Reformaufregung lange fortgepflanzt werden. Für diese wichtige Partie des Liedes ist aber sein größter Schüler, Flemming, von viel größerer Bedeutung. Opitzens Geschmack, den innerlichen Kern des Gedichtes anbetreffend, wo er sich an Seneka und den Holländer Heinsius anschloß, ist von keiner besonderen Höhe; er wird nur außerordentlich, wo es sich um den Ausdruck selbst in unsrer Sprache handelt. Deshalb fordert auch seine Prosa, die für Zeit und Verhältniß ausgezeichnet sich darstellt, die anerkennendste Aufmerksamkeit. Man wirft dieser Opitzschen Prosa öfters vor, daß sie breit und schleppend werde, und dieser

Fehler lag allerdings nahe, wo so viel zu erläutern und einzurichten war, wo der nächste Anschluß an das breit in's Detail ausgehende Leben Hollands stattfand. Aber man gesteht doch zu, daß sie unerwartet rein und geläufig, klar und gegliedert hervortritt, und eine zierliche Geschmeidigkeit erreicht, wie es unter so mißlichen Umständen für einen großen Gewinn gelten muß. In Heyse's Grammatik wird eine große Anzahl neu gebildeter Wörter aufgeführt, die jetzt größtentheils zweifellos bestehn, und welche theils Opitzens eigner oder der durch ihn geweckten Erfindung zu danken sind. Dahin gehört, um nur einige zu nennen: Sturmwind, Hauszucht, Kirchhof, Vogelfang, Nothwehr, Donnerwort, Schalkheit, Scheusal, Begebniß, Baarschaft, Endschaft, Sippschaft, Abstrafung. —

Wie sehr die Zeitgenossen Opitzens Verdienst hochhielten, zeigt die hohe Achtung, welche man ihm von allen Seiten bewies, und der allgemeine Nachahmungseifer, welcher sich um ihn schloß. Die römische Dichterkrönung auf dem Kapitol ahmte man bei ihm nach, in feierlicher Handlung wurde ihm zu Wien die Dichterkrone aufgesetzt, und der Kaiser erhob ihn in den Adelstand. Der frische Gebirgsfluß, welcher vom Riesengebirge herab, bei Bunzlau vorübereilt, der Bober, an dessen Weiden der Knabe gespielt hatte, diente zu dem Beinamen „von Boberfeld." Das Literaturstreben erhob sich damals zu einer Lebenssitte, und Jung und Alt machte nach Opitzens „Poeterei" seinen Vers. In Schlesien namentlich ging es bis in's Unerhörte, die Literargeschichte selbst führt den Namen eines Gymnasiasten aus Bunzlau an, Andreas Scultetus, der sehr jung, als Gymnasiast in Breslau gestorben zu sein scheint, und dessen Nachlaß ein beachtenswerther Wiederklang Opitzens sei. Allerdings hat er nur in Bezug auf Opitz eine Bedeutung.

An einer korrekten Gesammtausgabe seiner Schriften fehlt es, mangelhafte sind genug da. Aehnlich ist es mit seiner Lebensbeschreibung; ein C. G. Lindner hat hundert Jahr nach Opitzens Tode eine geschrieben mit möglichster Weitschweifigkeit, noch Niemand hat bis jetzt eine körnige daraus gemacht. Bis zum Jahre 1812 hat man das Alles auf sich beruhen lassen, da ist Friedrich Schlegel im „Museum" mit einer Würdigung des Opitzschen Verdienstes vorgetreten. Neuester Zeit hat August

Kahlert ein dankenswerthes Büchlein gegeben, „Schleſiens Antheil an deutſcher Poeſie.“

Sonſt iſt von Schleſiern beſonders Andreas Gryphius zu nennen, 1616 im Todesjahre des Shakespear und Cervantes, in Gr. Glogau geboren, der nach großen Reiſen und vielem Unglücke als Landſyndikus 1664 in der Heimath ſtirbt, und in der fruchtbringenden Geſellſchaft den Beinamen „des Unſterblichen“ führte. Er iſt der Dramatiker dieſer Schule.

Jetzt zeigt man ſich geneigt, ihn als ſelbſtändigen Vorbildner ganz von Opitz abzulöſen, und als Vorkämpfer der zweiten ſchleſiſchen Schule anzuführen.

Wir haben die dramatiſchen Verſuche unſrer Literatur beim Nürenberger Ayrer verlaſſen, wo die engliſchen Komödianten nicht ohne lebhafte Einwirkung geweſen waren. Das Leben hatte keineswegs Veranlaſſung gehabt, ſich in die abgeſchloſſene und doch bewegte Ruhe einzurütteln, welche einen ſo großen Ueberblick erleichtert, wie ihn das Drama heiſcht. Aber das geſellige Intereſſe für das Schauſpiel war doch immer mehr erregt worden. Populares Unterhaltungsintereſſe und gelehrte Beſtrebung rangen um die Oberherrſchaft. Im nahen Holland geſchah viel dafür, und dort fand der viel bewegte Gryphius auch ſeine nächſten Vorbilder, beſonders in van der Vondel. Er iſt ihm nach Heinſe und Grot die Hauptfigur, obwohl ihn auch einige Franzoſen intereſſirten und er Seneka ſehr verehrte. An den Höfen liebte man jetzt ſchon vorzüglich dramatiſche Unterhaltungen, Opitzen's Daphne war mit beſtem Pompe zu Dresden im Rieſenſaale aufgeführt worden; die Veltheimſche Geſellſchaft verſorgte das weit auseinander liegende deutſche Dreieck Nürnberg, Hamburg und Breslau, ſie ſpielte und recitirte und ſang des Gryphius Alexandriner. Der Stolz des Dichters waren die Trauerſpiele, welche er abgefaßt, „Cardenio und Celinde“ nach einer italieniſchen Novelle, ein Stoff, welchen neuerer Zeit auch Arnim und Immermann dramatiſch bearbeitet haben, „Leo der Armenier,“ „Papinian,“ „Ermordete Majeſtät, oder Carl Stuart,“ bei welchem ſich manche intereſſante, politiſche Anmerkung findet, „Katharina von Georgien,“ „die heilige Felicitas“ nach dem Lateiniſchen, „die ſieben Brüder“ nach Vondel.

Dieſe Sachen, in denen noch der größte Theil der Dinge

nur erzählt wird, und wo das Sprechen nach Seneca's Art die Hauptsache, und zwar das Sprechen in einer noch naiv-beschränkten Anschauung, sind bei der Kritik nicht so glücklich gewesen, wie die Lustspiele des Gryphius. Und das ist natürlich: zu einer so künstlerischen Ueberschauung, wie sie das höhere Drama fordert, war noch zu wenig erobert und das wirkliche Talent ging unter einer angenommenen Manier verloren. Dagegen brach es ächt und ungestüm in der Komödie heraus. Es that keinen Eintrag, daß sich diese an Terenz und die Italiener hielt, in der Einzelnheit, die doch hier überall noch die Hauptsache war, bewegte sich stark und tüchtig das wirkliche Lebensinteresse der Zeit, der prahlende Krieger, der pedantische Doktor erschienen und glückten; Gryphius hatte außerordentliches Talent, und war nur leider durch eine trübe Stimmung, Folge seiner Mißgeschicke, niedergehalten, er hatte schon die glückliche Keckheit, eine Bauerngruppe mit schlesischem Bauerndialekte charakteristisch in das Hochdeutsche einzustellen, und der lebendigste Erfolg lohnte es ihm. Er schrieb seinen ausgelassenen „Peter Squenz," der in dürftigerer Gestalt schon vor ihm existirte, und es ist keineswegs übertrieben, wenn die Kritik in manchem Zuge eine Shakespearelaune findet. Ueber den Horribilicribrifax, die Soldatenkarrikatur ist sehr gelacht worden, und Gryphius fand auch bereits mit gesundem Treffer, daß für Dergleichen die Prosa vorzuziehen sei.

Starke Züge eines bereits charakteristischen Talentes, wie es bisher sich nicht ausgebildet hatte, und wie es auch in nächster Folgezeit sehr lange noch vermißt wird, treten leuchtend bei Gryphius entgegen, und es ist nicht so schnippisch von der Hand zu weisen, wenn ihn mancher Literat den Vater unsrer dramatischen Literatur nennt.

Natürlich hat er auch Oden, geistliche Lieder, sogar „Kirchhofsgedanken" betitelt, und Gelegenheitsverse angefertigt, dies brachte das Dichtungsgeschäfte so mit sich, und die Literargeschichte zeichnet das der Vollständigkeit halber in ihre Akten. Auch von seinen Sachen fehlt eine korrekte Ausgabe, die letzte von Christian Gryph, 1698, ist lückenhaft und voller Druckfehler.

Von den Mitstrebenden im Drama ist nicht viel Besonderes zu sagen. Johann Klai, der Stifter des Pegnitzordens, schrieb, obwohl Prediger in Kitzingen, ebenfalls für die Bühne, und sein

„Herodes der Kindermörder" ist in verschiedener Gestalt oft wieder erschienen; ein Jurist in Naumburg, Georg Schoch, schrieb eine Komödie „vom Studentenleben;" Sügmund von Birken, mehr schon an die zweite schlesische Schule grenzend, durch einen ausgebildeten Stil seines Geschichtswerkes „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oestreich," 1668, berühmt, und dafür vom Kaiser geadelt, hat auch ein Festspiel „Margenis" verfaßt.

Friedrich von Logau ist der dritte bemerkenswerthe Schlesier dieser Schule, die besonders Opitzens wegen, und weil Schlesien im Allgemeinen das lebhafteste Interesse zeigte, den Beinamen der schlesischen erhielt. Logau, am Hofe in Liegnitz angestellt, ist 1655 gestorben. Obwohl ebenfalls Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, ward er doch nicht so besonders ausgezeichnet und hervorgehoben, und verdankt dies erst dem Lessing. Dieser veranstaltete mit Ramler eine Ausgabe von Logau's Sinngedichten, und Ramler hat 1791 noch eine neuere besorgt. Er hat über vierthalbtausend Epigramme niedergeschrieben, flüchtig, ohne besonderes Gewissen, um jeden Preis. Aber unter einer für damals ungewöhnlich biegsamen Sprache ward sein Spott und Muthwille doch öfters zu einer behaltenswerthen Form gestaltet. Valentin Löwer übersetzte gleichzeitig die „Ueberschriften" von Owen, Ziegler gab seine Madrigale, ein Epigramm oder so etwas Aehnliches, und es sprang diese Aeußerung einer verständigen Literaturkrisis überall, selbst bei Dichtern des Kirchenliedes, hervor.

Andreas Tscherning, auch ein Bunzlauer und Zögling Opitzens, hat sich als Lehrer der modernen Dichtkunst in Rostock ausgezeichnet. Sein „unvorgreifliches Bedenken über etliche Mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprachkunst" Lübeck 1659, dem eine Sammlung dichterischer Redensarten in naiver Weise als poetisches Schatzkästlein angehängt ist, hat auch darin einen Werth, daß sich Studium und Empfehlung der altdeutschen Literatur darin vorfindet. Julius Wilhelm Zinkgref that sich besonders hervor durch lebhafte Theilnahme an Opitz. Er lebte in Süddeutschland und starb wie sein Freund an der Pest. Den meisten Ruf haben seine „Apophthegmen," „teutsche scharfsinnige kluge Sprüch," von denen Dr. Guttenstein 1835 eine große Auswahl herausgegeben hat. Ein anderer Freund von Opitz, der

deſſen Theorie ebenfalls vom Katheder lehrte, August Buchner, hat in ähnlicher Weiſe wie Tſcherning mit ſeinem „kurzen Wegweiſer zur deutſchen Dichtkunſt" gewirkt, ja, war ein förmlicher Exerciermeiſter junger Poeten, der Homere und Virgile ſchaarenweiſe um ſich ſah und empfahl.

Man ſieht, wie geſchäftig der neue Geſchmack Ausbreitung ſuchte und fand. Als direkter Schüler Buchners wird zum Beiſpiele der Holſteiner Zacharias Lundt hervorgehoben, dem treffliche Lieder nachgerühmt werden.

An eigen ſchöpferiſcher Kraft überſtrahlt aber Alle Paul Flemming 1609 zu Hartenſtein im Schönburg-Voigtländiſchen geboren. Er ſtudirt in Leipzig Medizin, entweicht dem dreißigjährigen Kriege nach Holſtein, ſchließt ſich dort einer Geſandtſchaftsreiſe nach Moskau an, und kommt mit einer zweiten ſogar nach Perſien. Im Auguſt 1637 dichtet er unter den Palmen zu Jspahan. Sicherlich hat der Orient ſein lebhaft dichteriſches Weſen geſteigert, und jene Wärme in ihm erhöht, welche faſt durchweg an dieſer Dichtungsſchule vermißt werden mag. Ein Erzeugniß der Auswahl, wie ſie ſich geſtalten mußte, nicht getragen von einer Welt, ſondern auf Zuſammenſuchung derſelben angewieſen, kam Alles auf ein friſcheres oder matteres Herz an, wenn vom höheren Dichterſchwunge die Rede ſein ſollte. Solch ein friſches Herz, was aufdringt in geheimnißvolle Höhe, war nur bei Flemming. Er ergriff auch diejenige Dichtungsform, welche in jeder Zeit eine poetiſche That erringen kann, er ergriff das Lied, und dies lohnte es ihm reichlich. Wenn auch eine dogmatiſch geſchloſſene Welt fehlt, wo der allgemeine Glaube ſelbſt die Poeſie einer Zeit iſt, das menſchliche Herz kann dies im Einzelnen erſetzen, das menſchliche Herz, was ſich in Drang und Spekulation vertieft und aus ſich ſelbſt heraus eine runde, wenn auch einzelne Welt holt. Jm Liede beſonders, im innigen herzlichen Liede, erholt ſich eine von allgemeinem Glauben losgetrennte Welt für den Mangel des äußeren Haltes. So ſahen wir auch, wie ſich die aus dem großen Verbande austretende Reform zunächſt in das Kirchenlied rettete. Hier gießt Paul Flemming durch ſein Lied, was rund und ächt eine einzelne, höhere Vermittelung ſucht, die Weihe über dieſe Dichtungsſchule, welche ſich übrigens nicht über das Formenverhältniß erheben

konnte. Denn er hing mit zärtlicher Liebe an Opitz, und deſſen Geſchmacke, dieſer war ihm das Vorbild, über welches er ſeine reiche Innerlichkeit quellen ließ. Leider iſt ein großer Theil der Flemmingſchen Gedichte verloren. Flemming hatte ſich in Reval mit des Kaufherrn Niehuſen Tochter verlobt, von der Reiſe erſchöpft, ließ er ſich in Hamburg nieder, und ſtarb bald darauf 1640, erſt 31 Jahre alt. Eduard Boas hat dies Flemmingſche Schickſal neuerdings novelliſtiſch — „Deutſche Dichter" — dargeſtellt. Flemming's früher Tod war vielleicht einer der härteſten Schläge, welcher das damals ſo unglückliche Deutſchland betraf. Niehuſen gab ohne Auswahl heraus, was ſich vorfand, und ſo unpaſſend überkamen wir den Nachlaß. Es ſind ſieben Bücher „Poetiſche Wälder," die gewiß noch zum Theil einer Ueberarbeitung harrten, und worin reiche Schilderungen des Orients und einer prächtigen Natur. Seine Sonette, ſeine Lieder ſind ein Jahrhundert lang das Beſte geblieben, was wir aus einer Dichterbruſt erhielten. Unter dieſen iſt das berühmte „In allen meinen Thaten, laß ich den Höchſten rathen." Wie frei war der Geiſtesblick, wie weich und zart und innig das Herz, wie lieblich der Geſchmack dieſes Dichters, der über Luthers Kraft hinüber reicht zu den alten Sängern des Mittelalters und herunter zu der klaren Sinneswelt unſrer modernen Klaſſiker!

In Stuttgart iſt 1820 eine neue Auswahl ſeiner Gedichte und eine Beſchreibung ſeines Lebens von G. Schwab beſorgt worden.

Flemmings Freund und Reiſegefährte Adam Olearius, — Oehlenſchläger — der ihn dreißig Jahre überlebte, hat uns manche ergänzende Nachricht über ihn gegeben. Er hat in trefflicher Darſtellung die Reiſe beſchrieben, und auch Ueberſetzungen aus jener fernen Zone gebracht, beſonders Saadi's Roſengarten und Lockmann's Fabeln. Beiläufig iſt hier, da von Länderbeſchreibung die Rede, noch einmal Matthis Quad von Kinkelbach zu nennen, der ſich als Erdbeſchreiber, Kupferſtecher und Landkartenfertiger ſchon früher ausgezeichnet, und von dem das berühmte Werk „deutſcher Nation Herrlichkeit" ſchon 1609 in Cölln gedruckt und oben flüchtig angeführt wurde.

Jene Liedesrichtung, wo jedes Herz ſeinen eigenen Staat

bildete, dieſer lebhafteſte Drang, dem Inneren einen allgemeinen Halt zu bilden, iſt von der größten Wichtigkeit. Aus ihr wächſ't bis in die neueſte Zeit eine Lyrik, welche ſo großartige Beiträge zu einem einſtigen allgemeinen Dogma bietet, und welche in der modernen Poeſie eine ſo überragende Stelle einnimmt.

Der Katholicismus hat noch zwei fromme Dichter in Jacob Balde, der lateiniſch ſchreibt und dies nur zuweilen deutſch variirt, und in dem erwähnten Friedrich Spee. Herder beſonders hat jenem, der myſtiſch-ascetiſch, aber auch oft ſehr intereſſant ſchreibt, große Aufmerkſamkeit gewidmet. In jener Zeit aber wachſen die Zeugniſſe, welche aus dem Lutheriſchen Kirchenliede ſtammen, immer breiter und ſchöner.

Der Schleſier Johann Scheffler, bekannt unter dem Namen Angelus Sileſius, war einer der reichſten Dichter dieſer Art. Aber auch er geht noch — 1653 — zum Katholizismus über, wie es ein ähnlicher ſchleſiſcher Myſtiker „Butſchky" that. Es wird richtig hervorgehoben, daß die Schwenkfeld und Böhme und Weigel ebenfalls aus Schleſien ſtammen, und Vorliebe für katholiſche Myſtik nahe gelegt war durch das kaiſerliche, großentheils noch katholiſche, von den Jeſuiten in Breslau und Glogau geleitete Land. Scheffler's geiſtliche Hirtenlieder, von denen „Mir nach, ſpricht Chriſtus, unſer Held" noch heute viel geſungen wird, ſeine Sprüche, von denen Varnhagen 1833 eine Auswahl herausgegeben hat, ſind aus dem tiefſten Borne heraufgeholt. Knorr von Roſenroth, Quirinus Kuhlmann ſchließen ſich nahe an dieſe Myſtiker.

Dagegen von ſtreng Proteſtantiſchen iſt zu nennen: Johann Heermann, der in dem kleinen Oderorte Köben in Schleſien Prediger war, und von dem das Lied „Herzliebſter Jeſu, wir ſind hier." — David von Schweinitz mit der „Herzensharfe." Johann Riſt, der berühmte Paul Gerhard, dem jetzt in Gräfenhaynichen, wo ſeine Pfarre war, ein ganz beſcheidenes Denkmal geworden iſt. Von ihm ſtammt: „Befiehl Du deine Wege" — „O Haupt voll Blut und Wunden" — „Nun ruhen alle Wälder." Noch 1827 iſt in Berlin und Bremen eine neue Ausgabe ſeiner Lieder erſchienen. — Buchholz, in großer Einfachheit in ſeinen „Hausandachten" künſtlicher und geſchmückter in geiſtlichen Formen. Letzteres that Andreas Gryphius noch

mehr. Johann Francke, ein Sachse wie Neumann und Gerhard, zeigt, daß hier das Kirchenlied hier immer noch seinen Kern hat. Joachim Neumann, unter dem griechisch gebildeten Namen Neander bekannt, wie er auch bei dem neuen Kirchenhistoriker vorkommt. Er wird mit besonderer Auszeichnung als Liederdichter genannt; das hoch einhergehende „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren" ist von ihm. Von Georg Neumark ist „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Wenn bis in's nächste Jahrhundert aufgezählt werden soll, so ist noch zu nennen: Caspar Schade, Gottfried Arnold, der später als Kirchenhistoriker vortritt, und Wolfgang Christoph Deßler; besonders der letztere gilt für einen der feurigsten und innigsten Dichter dieses lyrischen Kreises.

Ein genauer Zusammenhang Aller mit der schlesischen Schule ist allerdings nicht nachzuweisen, aber es war doch durch diese ein lebhafter Anstoß gegeben und im Formellen blieb sie der Ausgangspunkt.

Näher zu Opitz stellen sich entferntere Autorgruppen, wie zum Beispiele eine in Königsberg, einer Universität, die sich wie Wittenberg an Opitz schloß. Hier waren Robert Roberthin, Heinrich Albert, und der vortreffliche Simon Dach mit vielen Andern vereinigt. Von diesem ist das liebliche Aennchen von Tharau, was zum Volksliede ward, und was der alte Wachler in seinen mündlichen Vorlesungen stets mit größter Innigkeit hervorhob. Dach hat auch Singspiele, Kleomedes, Sorbuisa, verfertigt. Die Königsberger waren meist betrübten Herzens.

Eine andere Gruppe in Norden waren die Satiriker Lauremberg, in Rostock wirkt Rachel, Schuppe und in Oberdeutschland Moscherosch. Lund und Rist, Opitzianer, ebenfalls hierher gehörig nach Cimbrien, sind von schwacher Breite. Lauremberg hat seine satirische Laune mehr heiter als scharf besonders in plattdeutsche Mundart gefaßt. Rachel, ein Dithmarse, gilt für den Schöpfer der poetischen Satire in Deutschland, wie man den gereimten Scherz und Angriff dieser Art zu nennen pflegt. Nichts Derartiges hat je wieder die glücklich zusammentreffenden Bestandtheile des Reinicke erreicht, und sich solchergestalt in der eigentlich poetischen Literatur ein Bürgerrecht erworben. Dies Geschäft, Thorheiten der Zeit zu geißeln, schickte

ſich auch beſſer für den Proſa-Ausdruck, welcher in derber und naher Bezeichnung ſicherlich mehr ausdrücken und ausrichten konnte, und ihn haben die übrigen auch erwählt. Zuerſt ein Holländer, Aegidius Albertinus, der mit zu geringer Macht über die Sprache, und zu unſchöpferiſch an Brant und Geyler von Kaiſersberg ſich anlehnend eine „Narrenhatz" in München ſchon 1617 herausgab. Worin noch zu viel gelehrter Qualm und rohe Leidenſchaft. Dagegen war Johann Balthaſar Schuppe, als Schuppius bekannt, ein ausgezeichneter Kopf, dem Witz, Humor, geiſtreiche Charakteriſtik in hohem Grade zu Gebote ſtand. Er ſtammte aus Heſſen, wo er 1610 in Gießen geboren ward, und lebte ſpäter in Hamburg. Beſonders um ſeiner burlesken Predigten halber wird er oft der proteſtantiſche Abraham **a Santa Clara** genannt. Seine Streitſchriften ſind ein Schatz von Muth, Witz, geſundem Talente und neben dem derbſten Schlage von feinſter Beobachtung. Es iſt ſehr zu beklagen, daß er ſelbſt über den Schuppius nicht hinauskam, dem Prahlen mit unzeitiger Gelehrſamkeit nicht entwuchs.

Beſonders die „lehrreichen Schriften" Schuppe's ſind mehrmals aufgelegt worden. Der alte würdige Wachler, deſſen literarhiſtoriſche Arbeiten auch heute noch durch eine gedrängte und doch viel umſchließende Schilderung zum Beſten gehören, was unſere Literatur darin beſitzt, hat in ſeinen „vermiſchten Schriften," die erſt 1835 erſchienen ſind, eine Lebensbeſchreibung Schuppe's gebracht.

Mundt theilt in ſeiner „Kunſt der deutſchen Proſa" aus Schuppe's „deutſchem Lehrmeiſter" einige vortreffliche Stellen mit, worin er über den Purismus ſcherzt. Hier iſt auch Riemer's „Reim Dich, oder ich freß Dich" auszuzeichnen.

Es bleibt noch der ſüddeutſche Satiriker Moſcheroſch, 1600 zu Wilſtädt im Hanau'ſchen geboren, übrig, deſſen wunderlichen Namen man immer für eine Ueberſetzung von „Kalbskopf" ausgab. Dem wird jetzt widerſprochen, man ſchreibt ihn Moſenroſch, und leitet ihn von einer aragoniſchen Ritterfamilie ab, die unter Karl V. nach Deutſchland gekommen ſei. Eine Beziehung zu Spanien iſt wenigſtens auch in dieſem ſchon bürgerlich gewordenen Enkel Moſcheroſch noch ſehr lebhaft, denn ſein

Hauptbuch lehnt ſich an des Spaniers Quevedo Villegas „Träume.“ Dieß Buch — 1650 — heißt: „Wunderliche und wahrhafte Geſchichte Philanders von Sittewald,“ enthält eine große Mannigfaltigkeit von Lebensbildern, Sittenſchilderung, Strafpredigt, Viſion, Lied und ſcharfen Scherzen, ſtrotzt aber auch noch von Sprachmengerei und gelehrtem Aufputze. Darin freilich zeigt ſich Moſcheroſch bewußt und ſagt, „jedes Ding müſſe in ſeiner Farbe auftreten,“ und um unſer buntgefärbtes Narrenkleid zu zeigen, brauche er auch der Flicken aus aller Welt. Man nennt dies Buch als denjenigen Wendepunkt, wo ſich die Satire vom Glauben zur Politik kehre, von der Theologie zu den Theologen.

Die Harsdörfer, Klai, Birken, Zeſen, mit ihrer etwas langweiligen Schäfer-Hervorbringung, deren Ideal die Nymphe Hercynia war, gehörten in den Bereich der Geſellſchaften, welche oben angeführt ſind, und bedürfen keiner beſondern Würdigung. Zeſen iſt übrigens einer von den Anhaltinern, auf deren damals ſo ſtrebende Landsmannſchaft bereits hingedeutet wurde. Er war ein gekrönter Poet, Stifter der „deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft“ und geſuchter Romanſchreiber. Seine „Helden- und Liebesgeſchichten,“ die er zum Theil nach dem Franzöſiſchen ſchuf, führen auf ein Feld des Romanes, was ſich damals zu regen begann, und was in der zweiten ſchleſiſchen Schule eine lebhafte Fortſetzung fand. Seine „afrikaniſche Sophonisbe“ galt für ſehr zart, die ſpätere Kritik hat aber all dieſen Schäferromanen arg mitgeſpielt. Birken hat viel Aehnlichkeit mit ihm, und hilft den Uebergang bilden zu den Romanen und der zweiten ſchleſiſchen Schule. Die Schäfergedichte der Pegnitzer nämlich waren bereits Erzählungen in Proſa mit eingeſtreuten Liedern, welche durch die Birken und Zeſen abenteuerliche Farbe und Bewegung erhielten.

Die Schäferromane weckten ſchon damals eine Oppoſition in Andreas Heinrich Buchholtz, einem Braunſchweig'ſchen Superintendenten, und in einem Braunſchweig'ſchen Herzoge ſelber, Anton Ulrich, welche Aergerniß nahmen an den Leichtſinnigkeiten ſolcher Schäferei, und den ſalbungsvollen Roman entgegenſetzten. Es fehlte darin nicht an Gebet und Geſange, beſonders in Buchholzen's „des chriſtlichen teutſchen Großfürſten Hercules

und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte in sechs Büchern." Herzog Anton Ulrich verlegte sich mehr auf einzelne Kraftstellen und ergänzte sein Talent besonders durch Lektüre der Scuderyschen und Calprenedischen Schriften.

Diese Opposition gegen die Amadis-Liebhaberei, welche ebenfalls aus Frankreich gekommen war, ist sehr überschätzt worden, und man hat noch in unserer Zeit oft sehr unpassend den deutschen Tendenzroman von dort datirt, wenn auch mit dem historischen Romane eine geschmacklose Aehnlichkeit nicht abzuläugnen ist. Viel wichtiger, durchaus original und kräftig ist der „abenteuerliche Simplicissimus," dessen Verfasser Samuel Greifenson von Hirschberg genannt und für einen Musketier im dreißigjährigen Kriege ausgegeben wurde. Etwas Sicheres darüber wußte man nicht. Neuere Forschung sagt: der Verfasser heißt Christoffel von Grimmelshausen und ist ein Adlicher vom Oberrhein, der unter seinem eignen Namen pretiöse Kunstromane des damaligen Geschmackes abgefaßt, wie „der keusche Joseph, Dietwald und Amelinde, des Prorimi und der Lympidae Liebesgeschichte," und unter mancherlei Namensversetzung außer diesem Simplicissimus und dessen Fortsetzung viel andere derbe Sachen, Volksbücher gegeben hat. Dahin gehören besonders „Von seltsamen Springin'sfeld" — „Trutz Simpler oder die Landstörzerin Courage" — „Das wunderbare Vogelnest" — „Der teutsche Michel" — „Das Galgenmännlein" — „Das Rathstübel Plutonis" — „Der fliegende Wandersmann" — „Der stolze Melcher" — „Der erste Bärenhäuter," „Simplicii Ursachen, warum er nicht katholisch werden könne" — „Manifest für die rothen Bärte" — „Der satyrische Pilgram." Zur Täuschung habe er sich, wie jetzt der Verstorbene, für todt ausgegeben. Dies Alles bringt Dr. Echtermeyer unter Zeichen genauesten Studiums mit vielem Zorne gegen die bisherige Ansicht vom Simplicissimus bei. Einige Vorsicht bei dieser oft brüsk zufahrenden Annahme wird nicht von Schaden sein — „Rathstübel" z. B., um eine unbedeutende Aeußerlichkeit anzuführen, ist eine streng schlesische Formation — so wie gegen die pragmatische Art, literarische Bildungen aus lauter Detail zu konstruiren, Vorsicht vonnöthen ist. An Gervinus sich anschließend, schneidet der Berichtiger denn auch die Provinzen für allerlei

abgeſonderte Literaturbedeutung zu, untergeordnete Gewohnheiten und Symptome werden durchgehende Geſetze für ganze Epochen und große, reich durchwirkte Räume; der Norden übernimmt für die vorliegende Zeit förmlich ſo lange die Kunſtpoeſie, der Süden die Volkspoeſie, und nicht bloß der Süden, ſondern ſpeciell der ganz kleine Landſtrich zwiſchen Hanau, Frankfurt und Mainz. Da iſt ja Fiſchart, Moſcheroſch geweſen, Gießen, Schuppe's Geburtsort iſt ja nicht weit, Grimmelshauſen findet dort Unterkommen. Dieſer hat ſogar die Gegenſätze der Kunſt- und Volkspoeſie in ſich beherbergt, und zwar einer recht gezierten von jener Art, und einer ſo überaus bewußten von dieſer. Der Mann iſt ſo auffallend, wie unſere Sicherheit, womit wir einer tappenden Zeit, einer aus Leere und Verwüſtung ſich auf gut Glück einigermaaßen geſtaltenden Zeit ſo gegliederte Abſicht und Trennung beimeſſen. Dieſe Konſtruktionsmanie des Details kann uns die Geſchichte in eitel bedeutungsvoller kleiner Kenntniß ſo verbauen und vergattern, wie der früher ſtoffloſe Idealismus ſie in's Bodenloſe verflüchtigte. —

1836 iſt der Simpliciſſimus ohne ſo vollſtändigen Apparat, wie Echtermeyer beibringt, herausgegeben worden von v. Bülow.

Er ſchließt ſich in naiver und ſatiriſcher Derbheit der obigen Satirikergruppe an, und iſt in ſo fern ein ächtes Erzeugniß der Zeit, die noch immer keines durchgehenden Inhaltes Herr werden konnte, ſich ſpottend behalf und in einem geſunden Weſen das Nächſte bildete und darſtellte, was ſich eben bot. So ein dickes Gemälde des gräulichen Krieges, wie es dem einfachen Gemüthe eben vor Augen lag.

In dieſen Satirikern und dieſer derben Romanthat iſt eine Art Ergänzung für die auswählende Dichterſchule gegeben.

Man giebt den Simpliciſſimus gewöhnlich für einen Vorläufer der Robinſonaden aus. Chr. Weiſe und Kindermann bilden ſpäter die rein didaktiſche Weiſe vor.

Im Allgemeinen kann dieſe ganze Dichterſchule mit dem, was ſich nah oder fern darum gruppirte, den Eindruck nicht abwehren, daß nur kleine Hilfsmittel zu einem neuen Formgeſetze aufgefunden, nirgends aber Geſetze einer Zeit- und Weltherrſchaft entdeckt werden. Alle tiefere Frage blieb ungelöſ't.

Man muß ſich zu Anfang und Ende ſtets wieder mit einer leidlichen Geſchmacksweckung, und einem ſprachlichen Gewinne begnügen. Für dieſe iſt auch ſchließlich der Einbecker Georg Schottel noch anzuführen, welcher wie Gueintzen und Caspar von Stieler für die Sprachkunde und Sprachkunſt redlich gewirkt hat.

19.

Die philoſophiſche Wendung.

Es iſt deshalb wieder anderwärts nach dem tief folgenreichen, innern Geflechte umzuſchauen. Die Dichter ſind Farbe und Stimme, welche ihre genaueſte Verbindung mit dem philoſophiſchen Geflechte haben — leider ging es damals in Deutſchland beinahe völlig aus, und wirkte nur von den Nachbarländern kaum nachweisbar herein. Was ſich aber jetzt in den Nachbarländern im geheimſten Seelenſchachte bildete, erregt in der Folge ganz und gar unſere deutſche Welt, ja findet als ſublimſte Thätigkeit bei uns ſeine günſtigſte Stätte. — Wir haben uns alſo darnach umzuſehen, als geſchähe es bei uns.

An vielen Punkten iſt bereits eine Abſagung vom Alten, ein Uebertritt zum Modernen grell oder ſanft herausgeeilt in den hiſtoriſchen Blick. Aber immer hing es noch in irgend einem ſtarken Lebenstheile lebendig mit dem Alten zuſammen, Luther blieb bis zu ſeinem Tode halb römiſch-katholiſch. Jetzt, in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts wird in der feinſten Wiſſenſchaft das letzte Tau gekappt, welches das Bildungsſchiff mit dem alten Lande in Verbindung erhielt.

Die Anfänge der ſtreng modernen Philoſophie erheben ſich, des modernen Materialismus und des modernen Idealismus.

Daß dies durchaus nur in abſtrakter Weiſe geſchah, hat gewiß manche herbe Erſcheinung hervorgebracht. Die dichteriſche Vermittelung iſt in der Geſchichte ſtets die weichſte geweſen. Aber es fehlte an ſo hochbegabten Dichtern, es lehnte ſich nun der

nackte Gedanke ſelber auf, und die Folge davon war, obwohl noch ein Jahrhundert vorüber ging, ein krampfhafter Eindrang in's fleiſchige Leben.

Schmerzlich werden hierbei die Dichter vermißt; dies menſchliche Opfer des Schmerzes bringt man ſtets einer ſtrengen Wiſſenſchaft der Hiſtorie gegenüber, die das Bedauern nicht in ſich aufnehmen kann. Die Dichter ſind Symptome des innen wandelnden und verwandelnden Lebens, und ſie ſind ſchöne Symptome davon. Die Schönheit wirkt immer beruhigend; das poetiſche Genie hat den unſchätzbaren Schritt der Begabtheit voraus, den Schritt, der ſelbſt ſchon eine Form iſt, vor alle dem, was mühſam aufbaut. Leider iſt für die vorliegende Epoche nichts zu ſagen von dieſer poetiſchen Begabtheit und man muß eine Zeitlang ganz zur Geſchichte der Philoſophie flüchten, wenn die große Wendung vor Augen gebracht ſein ſoll.

Auch darin liegt ein Beweis, daß die Zeit nüchtern aus der chriſtlichen Weiſe hinausſchreitet, wie ſich denn auch bald darſtellen wird, daß ſie auch den chriſtlichen Inhalt ganz bei Seite läßt. Bis zum dreißigjährigen Kriege bewegt man ſich noch immer um die Fragen nach der Kirche. Dort hören auch dieſe auf, es wird gar nicht mehr des Glaubens gedacht, wenn ein Autor in Erwähnung kommt; ſchon in der ſchleſiſchen Schule iſt es kein Moment mehr, ob der Dichter Katholik oder Proteſtant ſei, der eiſern katholiſche Ferdinand II. ſelbſt, welcher lieber betteln wollte, als ein Dorf ſeiner Herrſchaft ohne Katholicismus laſſen, krönte Opitz zum Dichterfürſten, ohne daß deſſen Glaubensbekenntniß dabei eine Bedeutung erhielt.

So ſchwand die Kirche, jetzt verſchwindet ſogar die chriſtliche Idee, ganz in Uebereinſtimmung damit, daß ein dichteriſcher Uebergang fehlte. Denn die chriſtliche Welt iſt eigentlich das Ergebniß einer poetiſchen Schöpfung, und ſie geräth darum ſtets in eine ſo ſchiefe Poſition, wenn ſie vom rein abſtrakten Standpunkte vertheidigt, oder angegriffen wird. Das philoſophiſche Rüſtzeug derſelben war unbedeutend neben dem reich ausgebildeten des Griechenthums und des Orientalismus. Aber ihr poetiſches war groß: eine neue harmoniſche Welt aus dem Chaos zu ſchlagen.

Darum erfüllt auch eine Geſchichte der Philoſophie niemals

die Entwickelung der christlichen Welt, sie weis't nur die Geschichte des Schematismus nach. Und auf der andern Seite wäre eine Geschichte der Poesie nur eine Geschichte der menschlichen Wunder; um also eine Geschichte der Literatur zu haben, muß Beides, es muß neben dem Dichtungswalde auch das Wachsthum des verbindenden Geflechtes in der Philosophie nachgewiesen werden.

Die große Wendung, welche hier eintritt, heischt hierbei, sich über die Formen der Geschichte zu verständigen. Es ist dies der geeignetste Punkt, sich ein für allemal darüber zu erklären, wie der Darsteller die große Entwickelung anzufassen habe. Die Geschichte der Literatur weicht gewöhnlich den vielen Streitigkeiten aus, wie man Geschichte schreiben solle, oder was, mit andern Worten, Philosophie de Geschichte sei. Im Grunde ist sie aber doch lebhaft dabei betheiligt. Für das ordinairste Urtheil selbst stellt sich dies gebieterisch heraus, wo die eigentlich literarische Hervorbringung spärlich sickert, wo die Literargeschichte nach dem Bereiche des philosophischen Gedankens und der Begebenheit umblicken muß.

Man ist bekanntlich sehr getrennt, ob man bloß die Ereignisse in ihrer durchaus unerläßlichen, nächsten Gedankenfolge aufzählen, ob man sich begnügen solle, höchstens verwandt Aussehendes neben einander und einander gegenüber zu stellen, oder ob man die Geschichte konstruiren solle. Unter diesem Letzteren versteht man die Wissenschaft, welche in der Weltentwickelung einen großen philosophischen Prozeß sieht, welche das ganze Werden unter Gesichtspunkte inneren Gesetzes bringt, und aus den Ergebnissen Nothwendigkeiten macht.

Das geschieht natürlich mehr oder minder gewaltsam; so viel auch gelernt und aufgeräumt wird, bei einer Welt, die so wunderbar historisch wechselt, ist keineswegs Alles bis in's Detail aufgeräumt für wissenschaftliche Ordnung und wissenschaftliches Gesetz. Wenn man nicht in die Voraussetzung, welche jedes System macht, bedingungslos eintritt, so hat man die Welt und die Aeußerung derselben bis in den kleinsten Winkel neu zu stellen, man übernimmt also immer das Geschäft eines Nachschöpfers, was natürlich sein Mißliches in sich trägt, da es stets mehr Stoff, Zeug und Einsicht heischt, als der einzelne Mensch ein Leben hindurch an sich raffen kann.

Hierin begegnet die hiſtoriſche Aufgabe dem vorliegenden hiſtoriſchen Punkte, wo die Philoſophie ſich und die Welt von Neuem beginnt.

Das Mangelhafte kann alſo da nicht ausbleiben, und die bloßen Zähler, welche eben nur in chronologiſcher Reihe aufzählen, Gott einen guten Mann und die Geſchichte eine gute Frau ſein laſſen, finden da ſtets viel Beute für einzelnen Tadel. Am Ende müſſen ſie aber doch ſelbſt, um nur Eins nach dem Anderen hinzuſtellen, zu einer Wiſſenſchaft greifen, welche dies möglich macht, denn der Menſch bemächtigt ſich nicht zweier Dinge anders als in einem Verhältniſſe. Das Verhältniß giebt ein Wiſſen, eine Wiſſenſchaft, im Darſtellen eine Kunſt — auch der Nüchternſte mag dieſer Folge nicht entrinnen. Der Gegner der konſtruirten Geſchichte tritt in einer Geſchloſſenheit auf, um die Geſchloſſenheit zu bekämpfen.

Es iſt alſo ein ohnmächtiger Kampf gegen das Menſchengeſchick, das im Allgemeinen anzugreifen, was man Konſtruktion der Geſchichte nennt.

Zur Sprache wird es auch insbeſondere hier gebracht, weil die Welt im ſiebzehnten Jahrhunderte mehr denn je auf dem Punkte ſteht, freie Geſetze der Nothwendigkeit in ſich aufzuſuchen, da ſie ſich mehr und mehr von den poſitiven Geſetzen des Herkommens verlaſſen und darauf angewieſen ſieht, ein neues Verhältniß zu erfinden. Eben jenes Konſtruiren des hiſtoriſchen Verfahrens tritt hier in der Hiſtorie als weitgreifende Revolution auf, und erſcheint ganz unverſtändlich, wenn es nicht in einer verſuchten Erklärung des Zuſammenhanges, das heißt, in einer konſtruirten Geſchichtsweiſe aufgefaßt wird.

Der wichtige Einſchnitt iſt da, wo die Wiſſenſchaft ihre bisherige Geſchichte ganz läugnet, und in Baco ſich darin von Neuem anhebt, daß im reinen Wiſſen des außer uns Liegenden ein neuer Anfang gemacht, und von da auf eine neue Erkenntniß gefolgert wird. Daß andererſeits in des Cartes der rein gedankliche Punkt zum Anfange und zum Urtheile des Anfanges gemacht wird.

Jener vornehme Engländer Baco, Lord von Verulam, der 1626 ſtirbt, läugnete allen bisherigen Wiſſenſchaftsgang, und fing ihn von neuem an. Er nannte dieſen die magna restauratio,

deren Wege eine Encyclopädie der Wissenschaften und ein Organon waren, worin die neue Weise zu schließen angedeutet wurde. Ihr kennt die Welt nicht, sagte er, lernt sie erst kennen, fangt bei dem kleinsten Stoffe an, der vor Euch liegt, und geht so nach neuer Kenntniß weiter; alsdann schließt in neuer Weise nach Anleitung meines Organons! Er hat die allgemeinen Principien der Verfahrungsart auf dem Gebiete der Erfahrungsphilosophie aufgestellt.

Aus diesem Boden wuchs aller Naturalismus, Sensualismus und Materialismus, welcher eine Hälfte der neuen Zeit erfüllt, und sich im achtzehnten Jahrhundert durch einen donnernden Ausbruch geltend machte, diejenige politische Welt zersprengend, welche sich in der Reformzeit ausgebildet hatte, diejenigen kirchlichen Reste in die Luft schleudernd, welche noch, dürftig genug, übrig geblieben.

Jener Franzose, Carteſius genannt, erfindet im Gegensatze den baaren Idealismus, jene moderne Metaphysik, welche ohne die geringste Rücksicht auf das Bestehende verfährt. Dies Bestehende, was bei Seite gelassen wird, ist nicht bloß Kirche und Staat, es ist Natur und alles übliche Gesetz, es wird nun über Alles gedacht und geurtheilt, die Menschen werden also nun vollends von ihrer Geschichte gelöst, und hiermit nimmt die Welt den eigentlich modernen Prozeß auf, sich neu aus sich selbst zu erschaffen. Man nennt es die erste Wiederaufnahme einer freien Philosophie seit den Neu-Platonikern.

Wir sind also hier bei den ersten, verhängnißvoll konsequenten Männern, welche sich ganz und gar, ohne Rücksicht von der Vergangenheit lossagen, wie dies nur zur Hälfte in der Reform geschehen war. Das, was Locke in seinem Systeme selbst eine tabula rasa nennt, das erscheint jetzt.

Muß man sich hier nicht sorgenvoll umsehen, in welcher Weise die Geschichtswissenschaft solche Revolutionen zu bewältigen sucht. Ist sie eine Wissenschaft, wenn sie so klaffende Wendungen nur als eine zufällige Erscheinung hinstellt? Alle Bildung will sich hier noch einmal von Neuem konstruiren. Stellt man dies ohne Zusammenhang hin, ohne den Versuch, darin eine organische Nothwendigkeit darzulegen, so wird diese ungeheure Erscheinung eine grinsende Fratze.

Wenn also durch nichts Anderes, so ist es durch oft so riesenhaft heraustretende Thaten der Geschichte bedingt, einen organischen Verlauf der Geschichte aufzusuchen. Es ist eine andere Frage, ob dies Konstruiren der Geschichte auf eine bis in's Detail gewaltsame Weise geschehen, und ob jedes Vorkommniß zu Gunsten einer Kategorie seiner ursprünglichen Seele beraubt werden solle.

Daß die Freiheit selbst in jener organischen Behandlung verloren gehe, ist ein so wunderlicher Irrthum des Herzens, der sich in eine Entwickelung der Thatsachen und Begriffe drängt, daß er hierbei wie eine Trivialität aussieht, und man nur der Höflichkeit halber verlegen wird. Es ist, als ob bei Sprach- und Denkgesetzen gegen die beschränkende Form der Wort- und Satzfügung geeifert würde. Ohne Aufgeben solcher Freiheit ist keinerlei Bildung möglich, denn die Freiheit dieser Bedeutung ist das chaotisch Allgemeine. Die Frage kann nie dahin gehen: ob? sondern nur: in wie weit? Jede Wissenschaft ist erst in ihrer Nothwendigkeit eine Wissenschaft.

Will man der Geschichtskonstruktion den Krieg machen, so mache man ihn, um sich gemäß zu sein, auch aller Wissenschaft.

Aus solchen Gründen muß denn auch in einer Geschichte der Literatur organische Entwickelung unter leitenden Ideen aufgesucht werden. Zu dem Ende bedarf es einer beiläufigen und einschlagenden Kenntniß, in welcher Folge die reine Thatsache, das Material der Geschichte im Allgemeinen, entsteht, und im verschiedenen Charakter sich spiegelt; in welcher Folge ferner der höhere Gedanke jeder Epoche erwächst und sich bereitet, und wie endlich dazwischen, oder mitten aus Allem heraus die farbige literarische Blume ihre Blätter entfaltet. Denn die Geschichte der Thatsache, was man kurzweg die Geschichte nennt, ist der Leib, die Geschichte der Philosophie ist der Geist, und die Geschichte der Literatur ist das Herz oder die Seele. Eins oder das Andere ist mangelhaft an sich, und mangelhaft zu erklären. Wird aber auf Alles das Rücksicht genommen, so baut sich von selbst jene Konstruktion der Geschichte auf, welche so oft angegriffen, und deren Bedürfniß bei der vorliegenden philosophischen Wendung so überaus deutlich wird.

Dem offenen Auge führen breite Stufen vom ersten Häretiker der Kirche bis auf Baco und Carteſius, welche die Kirche

bereits außer Frage und Rückſicht laſſen. Es ſieht den Scholaſtiker unter den Feſſeln der Kirche die Gedankenwaffe nur um ſo ſpitzer und ſchärfer ſchleifen, daß ſie im ſtürmiſchen, allgemeinen Kampfe um ſo tiefer trifft, aber auch um ſo eher bricht; es ſieht den Pabſt ſelbſt jenen Humanismus befördern, der allen Sinn auf fremde Form wendet, und erſt das kirchliche, dann das chriſtliche Intereſſe entwendet; es ſieht eine Revolution gegen die Kirche halb gelingen, ſieht wie in Jeſuitismus und Politik die Kirche ſich ſelbſt verliert — und ſo iſt es ihm nicht mehr ein Wunder des Zufalls, wenn Baco und Carteſius im ſiebzehnten Jahrhunderte ſagen: verſchwinde alte Wiſſenſchaft, ſtirb, Glaube, du altes Phantom; aller Ausgangspunkt des bisherigen Wiſſens iſt falſch, hier ſind zwei neue Anfänge und Ausgänge! —

Der große Ruck, welchen die Welt durch den tiefen Einſchnitt des Baco und Carteſius erleidet, wird jener Geiſt von der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts bis in das neunzehnte hinein. In ihm ſprießt jene welterregende encyklopädiſtiſche Bildung Frankreichs, welche auch bei uns ſo viel Wendung weckt. Man ſteht mit einem Worte vor der letzten Mauer, welche noch von der neueſten Zeit trennte, und welche von den Philoſophen untergraben wurde, alſo daß ſie im achtzehnten Jahrhunderte plötzlich zerſchmetternd einſtürzte.

Was in Deutſchland durch dichteriſche Schulen wie die ſchleſiſchen nebenher geſchieht, iſt ein rein formeller Verſuch, der unſerer Folgezeit als ſolcher zu Gute kommt. Für den innerſten Kern iſt die außerhalb Deutſchlands beginnende philoſophiſche Kriſis auch in jener Zeit von wenigſtens eben ſo großer Bedeutung. Später kommt ſie durch Leibnitz und abſteigend durch Thomaſius, Wolf und Aehnliche direkt zu uns, verſinkt oder verflacht, oder verbreitet ſich in die Aufklärerei, und erhebt ſich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, juſt bei uns, zur höchſten wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Höhe, deren ſie bis jetzt in der Geſchichtswelt fähig geweſen iſt.

Es handelt ſich alſo in Wahrheit um die Geburtsſtätte unſers jetzigen Vaterlandes und die Paar Meilen über den Rhein hinüber dürfen unſerer aufmerkſameren Betrachtung keinen Eintrag thun.

Bacon.

Unbefriedigt von der beſtehenden Welteinſicht wandte er ſich noch einmal von vorn an die Wirklichkeit, was man Realität nennt, um dort die Geſetze beſſer zu ergründen, und, auf dieſe fußend, eine neue Welteinſicht zu gewinnen. Carteſius ward die gedankliche Ergänzung, und ſo bildete ſich von dieſem neuen Standpunkte, von dieſer revolutionairen Wendung an die Natur ſelber, nachdem mancher Uebergang noch gefunden war, unſere moderne Naturphiloſophie, welche im deutſchen Leben ſo wichtig geworden iſt.

Sie wendet ſich ebenfalls an die Erforſchung der Naturgeſetze, und erbaut in dieſen neuen Reſultaten ihre Gedankenſchlüſſe. So wie damals Spinoza mehr in Carteſianiſcher Richtung ſich vorzugsweiſe auf den Gedanken warf, und Leibnitz eine Vereinigung ſuchte, ſo ward neuerdings Schelling durch Hegel überholt, welcher ebenfalls die eigentliche Beute in's ſtrenge Denkleben rettete. Der fragliche Punkt iſt dort wie hier: wo haben wir genügend Neues vom Naturgeſetze erforſcht, um uns daraus neue Kriterien und Grundſätze aufzubauen, daraus einen neuen Gang des Denkens zu errichten, und in dieſem neuen Gange ein allgemein neues Reſultat zu gewinnen? Wer zu früh in die allgemeine Folgerung ſpringt, verfällt leicht wie Hobbes und Locke einem mangelhaften Erfahrungsſyſteme; wer ſich zu lange mit dem Kenntnißdetail beſchäftigt und mit der einzelnen Folgerung, wie Schelling, der wird von dem überboten, welcher gleich Hegel die neue Erfahrungsfrucht für reif erklärt, und aus ihr den reinen Geiſt einer neuen Denkphiloſophie keltert.

Wir befinden uns jedenfalls hier an der wirklichen Schwelle des modernſten Geiſteslebens, und was ſich jetzt losſpinnt, iſt ſelbſt für die nächſte heutige Welt vom nächſten Bezuge. Weit dahinten in der Geſchichte liegt aller Anhalt an Dogma oder auch nur an Tradition, man kennt ihn nicht mehr, man iſt auf ſich ſelbſt geſtellt, aus ſich ſelbſt will man ſich begreifen. Hin und her ſchwankt jener Prozeß, ob man tief genug in neue Erfahrung geſtiegen ſei, ob man abſchließen könne oder nicht, und darin unterſcheidet ſich jetzt Empirismus und Idealismus. Wer

nämlich der neuen Erfahrung zunächſt bleibt, und davon ſich nicht wieder zu einer neu gewonnenen, aber in ſich wieder unabhängigen Denkwelt ſchwingen kann, der wird Empiriſt genannt, und der Hauptheld dieſer Partie iſt Locke; wer ſich aus der neuen Kenntniß heraus mit all' der Eroberung an den Geiſt wendet, ſie dieſem zu Füßen wirft, und daraus ein neues Denkweſen vergeiſtigen läßt, wie dies Hegel in letzter Zeit gethan, der iſt Idealiſt. Obwohl dieſes Wort nicht mehr für ausreichend gilt, und man dem Worte Dialektiker eine erhöhte und ſtoffreichere Bedeutung gegeben hat, als früher.

Dem Bacon iſt jener Mangel des zweiten Schrittes, nämlich vom bloßen Erfahrungswiſſen, dem Empirismus hinweg, weniger vorzuwerfen: er deutete die Nothwendigkeit deſſelben an, wenn es auch ihm ſelbſt nicht mehr vergönnt war, ihn wahrhaft zu thun. Seine Aufgabe war zunächſt die: Ariſtoteles hat einſt nach der Beſchaffenheit des Wirklichen und den Geſetzen davon ſich umgeſehen, und daraus Formeln gebildet. Das ſind Kategorien, Denkgeſetze geworden, mit denen ſich die gelehrte Menſchheit ſeit ſo viel Jahrhunderten beholfen hat; es iſt die höchſte Zeit, nachzuſehen, ob wir denn über die Geſetze der Natur nicht mehr und Beſſeres entdeckt haben, und ob wir nun damit nicht zu Kategorien gelangen, die anders ſind, als die des Ariſtoteles waren.

Die Wiſſenſchaft — ſagt er — iſt ein lebendiges Abbild der Wahrheit, denn die Wahrheit des Seins und des Erkennens iſt ein und dieſelbe; ſie unterſcheiden ſich nur wie der gerade Lichtſtrahl von dem gebrochenen. Sucht alſo das reine Abbild der Natur, und ihr werdet das reine Abbild Gottes, der Welt und des Menſchen finden, als welche Drei das Ein und Alles ſind.

So begann er die „große Wiederherſtellung," an welcher wir heute noch in ſolchem Sinne arbeiten. Alle einzelne Kenntniß mußte von Neuem geprüft werden. Dies iſt das encyklopädiſche Unternehmen, welches ſpäter einſeitig in Frankreich die Revolution vorbereitete. Für das neu Gewonnene gab er in ſeinem Organon die Methode an, um es in den neuen Geiſt, das heißt in den nun letzten neuen, gültigen Gedanken zu verwandeln: von der einzelnen Erſcheinung gehet aus, und durch

Induktion — ſein Lieblingswort — und Analogie ſteigt auf zum Allgemeinen! Man nennt dies die analytiſche Methode.

Dieſer ungeheure Gedanke einer ganzen Reform alles Wiſſens wird zumeiſt flüchtig überhüpft — die ſpecielle Kenntniß einer millionenfachen Welt bis in das kleinſte Stäubchen iſt dazu nöthig, und dieſer ungeheure Gedanke Bacon's iſt eigentlich der große Revolutionsgedanke moderner Wiſſenſchaftlichkeit, dem Prinzipe nach iſt die Kirchenreform nur eine halbe Maßregel daneben.

Natürlich ſtarb Bacon darüber hin; denn wenn die Aufgabe wirklich in dieſer Umfaſſung gelöſ't iſt, dann iſt auch der Menſch über die menſchliche Beſchränktheit hinaus. Aber man muß es geſtehen, der Gedanke iſt groß wie eine Welt; jetzt überraſcht er uns ſo wenig wie Amerika; aber man verſetze ſich in eine Zeit, wo Alles in einem ewig anerkannten Denkkreiſe ſich bewegte, und die Unrichtigkeit dieſes Kreiſes plötzlich behauptet und bewieſen wird!

Von jenem Gedanken datirt auch die raſtloſe Erfindung aller Art, welche ſeit Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts thätiger geweſen iſt, als ein ganz Jahrtauſend vorher; es datirt daher das raſtlos innere Leben der modernen Menſchheit, und der eigentlich moderne Glaube, daß ſich überall Neues erforſchen laſſe, ein Glaube, den die frühere Welt gar nicht hatte, oder an dem Einzelnen ſträflich fand und als Zauberei und Ketzerei bezeichnete. Freilich iſt auch viel Gefahr bei ſo großer Bewegung, und der bunte Wechſel, die Revolution aus Princip kommt aus demſelben Neſte. Zerriß Luther das Bewußtſein im Allgemeinen, und brachte er den Zwieſpalt in das Herz, die Bacon'ſche Revolution warf auch den Wiſſenshalt auseinander, auch den Troſt am Profanen.

Es iſt nach dem Obigen aber falſch, Bacon als den Begründer der bloß empiriſchen Wiſſenſchaft zu betrachten; nur veranlaßt hat er ſie.

Die gedankliche Spekulation warf er bei Seite, die Religion berührte er mit keinem Worte, ſeine Gott- und Engelgleichheit, welche ihm für erſtrebbar galt, brachte er in keine Verbindung mit dem, was Religion heißt. Er nahm zwar die vom Aberglauben gereinigte Magie in die Naturlehre auf, er gab den

Träumen eine Bedeutsamkeit, aber er hielt das Alles abgesperrt von dem religiosen Punkte. Und so leitet man die moderne Natur- und Vernunftreligion, und Materialismus von ihm, obwohl Hobbes und Locke, ebenfalls Engländer, die nächsten Erzeuger dieser Richtung waren.

Es ist sehr bezeichnend, daß sich diese vom praktischen Erkennen ausgehende neue Wissenschaftlichkeit, in England zuerst begriff, und auch in ihrer praktischen Seite dort am Reichlichsten entwickelte. Man läßt dort vorherrschend für das Gesetz jedes Kreises nur das gelten, was sich augenscheinlich aus dem Allernächsten entwickelt; man läßt ferner dort, und zwar des Staatszweckes halber, die Religion selbst so pedantisch unberührt und unbefragt, wie etwas, was durchaus nicht in die Diskussion gehöre, und was erhalten sein müsse bis auf den kleinsten Stift. Das geschieht noch obenein mit einer Religion, welche aus dem protestantischen Princip entstanden, welche mit großer Beliebigkeit in der Hauptsache von einem eigensinnigen Könige, Heinrich dem achten, eingeführt worden, welche in zahlreiche, höchst spitzfindige Sekten getheilt ist, welche also an allen Seiten den Stempel trägt, daß sie von Engländern eigenwillig eingesetzt sei.

All' dies in Betracht gezogen ist der englische Zug der Religionserhaltung um jeden Preis eigentlich ein irreligioser — er übergeht, wie Bacon that, die Religion ganz bei der Geistesprüfung, obwohl die positive Gestalt, in welcher sie so unberührt erhalten wird, das Resultat einer kurz vorhergehenden Geistesprüfung ist. Sie wird also eigentlich im Innersten ignorirt, und des staatlichen Zweckes halber aus aller Diskussion gelassen.

Desbalb zeigt sich auch unter Engländern, welche sich genial vom englischen Stile befreien, die grellste Religionsläugnerei, wie bei Shelley und Byron, und England macht darüber stets in diesem Sinne das besonderste Aufsehen.

Die nächste Folge der Bacon'schen Lehre war ein scharfer Eifer in aller Naturwissenschaft, wovon das Hauptergebniß Isaac Newton wurde, der noch bis in die zwanziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts herüberreicht. Ferner die Vernunftreligion des Lords Herbert — stirbt 1648 — der von keiner Religion etwas wissen wollte, sobald sie auf Glauben und übernatürliche Offenbarung gestellt sei. Ferner Thomas Hobbes —

ſtirbt 1679 — ein Hauptruf der Empiriſten. Er läugnet das Unendliche und Unmoraliſche, und ſagt, der Menſch könne von Gott gar nichts wiſſen. Wenn man eine Religion haben wollte, ſo müſſe man bloß glauben.

Im Grunde iſt dies eben der angedeutete Religionspunkt Alt-Englands moderner Zeit, wo die Frage über Religion nie an die Tagesordnung kommen kann.

Das Staatsleben datirt er von einem Kriege Aller gegen Alle. Bemerkenswerth iſt es, daß er, der unter den Stuart- und Parlamentskämpfen lebt, in der Politik für eine unumſchränkte Monarchie iſt, weil nur ſolchergeſtalt die allgemeine Beſtialität niedergehalten werde. Die ganze Geiſteswelt iſt ihm eine Mechanik, das heißt eine Bewegung materieller Beſtandtheile.

In ſolcher Weiſe, ſich ſelbſt als Schöpfer aller Staatsinſtitute hinſtellend, begründet Hugo Grotius den Staat und das Recht auf einen Urvertrag der Völker, und unſer Landsmann Puffendorf — ſtirbt 1694 — der von einem urſprünglichen Geſelligkeitstriebe der Menſchen ausgeht, hat dieſe Richtung auf das Sorgfältigſte begründet.

Man begegnet im nächſten Jahrhunderte jenen Folgerungen Bacon's, Hobbe's, Herbert's, Groot's in Frankreich von allerlei Weiſe. Dazu gab nur die dortige Verſtandesphiloſophie des des Cartes einen Einſchlag, welcher ebenfalls näher anzuſehen iſt.

Carteſius.

René des Cartes war ein franzöſiſcher Edelmann aus der Touraine, und 1596 geboren. Auf einem Jeſuiten-Collegium wird er erzogen und in allen Geiſtesthätigkeiten geübt; er lieſ't Alles durcheinander, reiſ't Viel umher, nimmt ſogar Kriegsdienſte unter Tilly gegen einen Proteſtantismus, den er ſo rieſenhaft zu ſteigern berufen war, und ſieht ſich am End' auf dem Punkte, ſich mit Hilfe gangbarer Wiſſenſchaftlichkeit nicht mehr zurecht finden zu können. Wie ſtarke Geiſter thun, die auf ein Außenliegendes nicht größere Mühe wenden, wirft er alles Gewußte hinter ſich, und erſchafft eine eigene neue Welt aus ſich ſelbſt.

Der Gewohnheit nach noch in der alten Welt, verſpricht er

der Mutter Gottes eine Wallfahrt nach Loretto, wenn ihm sein Vorhaben gelänge, ein Vorhaben, was Niemand so nachtheilig werden sollte als der Mutter Gottes.

Wie Baco an der äußeren Kenntniß die Revolution begann, so begann sie Carteſius mit der inneren Denkwelt, warf auch das Bisherige fort, und erklärte, man müſſe ſich erſt über das Denken ſelbſt vergewiſſern und vereinigen. — Alſo: Erſt muß Alles bezweifelt werden, was nicht unmittelbar gewiß iſt, und was ſich Jemand auch anders oder als gar nicht ſeiend denken könnte. So kommt man zum Anfange „ich bin, weil ich denke."

Aus dieſem Eigenprozeſſe des Verſtandes ohne weitere Zuthat ſonſtiger Kräfte baut er in mathematiſcher Methode ein Syſtem auf, worin der Dualismus zwiſchen Sein und Denken, Geiſt und Körper ungelöſ't bleibt.

Aber die größte Revolution lag eben auch in dieſem Syſteme, denn es machte ein neues ſelbſtſtändiges Denken ſouverain. Der Inhalt mag ſein, welcher er will, nur wenn ich heraushebe, daß ich darin als denkend bin, ſo liegt darin das reine Sein. Dies Denken entkleidete ſich alſo ebenfalls von aller Geſchichte, und machte das größte Aufſehen. In Frankreich ward jener engliſche Empirismus, der beſonders durch Locke ſo großen Eingang gewann, und dieſe Carteſiſche Verſtandesthätigkeit, welche ſich unabhängig über Alles erhob, das beſtimmende Moment aller nächſten Zukunft. Daraus gohr die ausgebildetſte, dreiſte Gedankenrevolution, welche ſpäter ſo thatſächlich ausbrach. Denn alle die Helvetius, Diderot, Voltaire und Rouſſeau konnten erſt entſtehen, nachdem durch einen theoretiſchen Geiſtesruck die Welt von ihrer bisherigen Geſchichte abgetrennt war. Hier an der letzten Geburtsſtätte moderner Welt iſt das Chriſtenthum, was bis dahin immer Mittelpunkt geweſen war, völlig verſchwunden, man ſchuf ſich eine eigene Welt der höheren Beziehung, ohne die mindeſte Notiz davon zu nehmen. Daß der Pabſt Carteſius und Aehnliche verdammte, war nicht von der geringſten Bedeutung mehr; ja die Einſicht in ein wirklich poſitiv-religioſes Moment war dergeſtalt verwiſcht, daß Spinoza neben ſolchen Beſtrebungen für den ärgſten Gottesläugner galt, Spinoza, welcher himmelweit der Religioſeſte von Allen.

Des Cartes hatte ſich nach Holland zurückgezogen — 1629

bis 1644 —, um die Sammlung eines eigenen philoſophiſchen Syſtemes zu finden. Es iſt bemerkenswerth, daß die meiſten jener modernen Syſteme auf der einförmigen Fläche Hollands aufwuchſen; jene regelmäßige Reinlichkeit, Ordnung und Bewegung muß dem ſich ſelbſt erfindenden Gedanken beſonders zuträglich ſein. Auch Spinoza lebte dort, und Locke, der Engländer, erfand ſein Syſtem ebenfalls in Holland, und ging erſt mit dem fertigen und mit dem Hauſe Oranien nach England zurück, was damals den engliſchen Thron beſtieg.

Die Rechtfertigung, daß man einen Vernunftſatz, eine Vernunftwahrheit vorausſetzen müſſe, legte er dahinein: der menſchliche Geiſt iſt von Hauſe aus Wahrheit, was er folgerichtig aus ſich ſelbſt erkennt, muß alſo auch nothwendig wahr ſein. Das Außenliegende iſt Nebenſache, denn das Zeugniß der Sinne iſt unzuverläſſig.

Spinoza.

Viel mehr vertiefte ſich der moderne eigene Gedanke in Spinoza, und obwohl an Hundert Jahre vergraben, ja verachtet liegend, brach er doch am Ende auf, wirkte beſonders tief auf Deutſchland, und auf die philoſophiſche Anregung und Gedankenwelt der Deutſchen. Wenn von einem Ahnherrn des allgemeinen philoſophiſchen Bewußtſeins um die jetzige Zeit in Deutſchland die Rede ſein ſoll, ſo muß Spinoza genannt werden. Am Allgemeinen herrſcht jetzt ſeine überall durchgötterte Welt, ſeine göttliche „Subſtanz," der geſammelte Pantheismus, der doch im Grunde in eine geiſtige Monarchie zuſammengeht, und in aller modernen Beſtrebung, im Staate, im Glauben, in der Poeſie zu Tage kommt. Was man unchriſtlich, gottlos und auf ähnliche Weiſe an der Jugend des neunzehnten Jahrhunderts in den zwanziger und dreißiger Jahren deſſelben geſcholten hat, das war in Deutſchland größtentheils Spinozismus, der klar und unklar, bewußt und unbewußt ſchaltete, drängte, vernichtete und erſchuf.

Baruch Spinoza lebte von 1632 bis 1677. Seine Eltern waren portugieſiſche Juden, die aus einer Verfolgung nach Holland

entflohen. In Amsterdam wurde Baruch geboren, und an den schärfsten Stangen des Talmudverstandes aufgezogen. Das Judenthum, von dem er den schonungslos einhergehenden Gedanken und die religiose Begeisterung hatte, befriedigte ihn nicht; er entfloh ihm, verkroch sich in die Häuser von Christen, lernte Griechisch, Lateinisch, Mathematik und Philosophie, besonders Cartesische, die ihm Anfangs zusagte, dann aber in ihren einseitigen Verstandesresultaten seinem tieferen Bedürfnisse nicht Genüge gab. Im Jahre 1660 hatte er die Synagoge ganz verlassen, den Haß, den Bann, die Verfolgung der Juden auf sich geladen, und war in die Stille eines kleinen Hauses auf dem Lande geflüchtet, um zu sinnen und zu ersinnen. Oft verging ein Vierteljahr, ohne daß er über die Schwelle trat. Christ ist er nicht geworden, obwohl er den christlichen Namen Benedict später führte, manchmal die lutherische Predigt anhörte und überhaupt gute Predigten hochschätzte. Dies Moment der Revolution, was diese ganz philosophische Wendung des siebzehnten Jahrhunderts charakterisirt, und was so nachdrücklich die moderne Zeit bestimmt hat, war ebenfalls stark in ihm: aus der christlichen Welt eigenmächtig herauszutreten. Er lehnte einen Lehrstuhl in Heidelberg ab, wie er sagte, um sich in seinen Forschungen nicht zu unterbrechen, zum Theil gewiß aber auch darum, weil er nicht in die Konsequenzen oder Möglichkeiten eines christlichen Verbandes eintreten mochte. — Früh erlag der Körper, er war erst 44 Jahre alt, als ihn ein schleichendes Fieber, eine Schwindsucht, im Haag hinwegraffte. Ein einziger Freund, der Arzt Ludwig von Meier, sein Schüler und Herausgeber der nachgelassenen Werke, sah ihn sterben den einsamen, weisen Mann, und drückte ihm die Augen zu. —

Wer ihn gekannt hatte, selbst die holländischen Bauern, preisen seine Sanftmuth und Trefflichkeit. Er war eine jener jüdischen Naturen, die wirklich von Gott auszeichnend begabt sind, und die auf den poetischen Gedanken der Welt einen vorherrschenden Einfluß errungen haben; Spinoza war eine dieser Naturen, wo sich das starke Naturel zur beherrschenden Leutseligkeit gesänftigt und durchgeistet hatte. Es ist sehr erklärlich, daß er die streng rationalistischen Naturen so oft an Christus erinnert. Sicherlich wäre ihm auch ein gewaltsamer Tod wiederfahren,

wenn er in einem eigen jüdiſchen Reiche aufgetreten wäre. In Holland konnte ihn die Synagoge nur martern und verfluchen, und der einzelne, zur Wuth erzürnte Rabbi konnte nur den Dolch gegen ihn zücken, daß er, ein ſo begabter Auserwählter Gottes, die Bundeslade in der Gefangenſchaft verließe. Er lebte von Verfertigung optiſcher Gläſer, das Licht beſchäftigte ihn, ſagt Hegel.

Alle Nachrede ſtimmt jetzt darin überein, daß er der wahrhaftigſte Mann ſeines Jahrhunderts geweſen, daß nie eine Lüge über ſeine Lippen gegangen ſei.

Seine Philoſophie ſelbſt wird auch jetzt richtiger eine Theoſophie, eine Kenntniß von Gott genannt. Dahin richtete ſich all' ſein Sinnen. Das Orientaliſche: Alles iſt in Einem, Eins iſt in Allem, dieſer monarchiſche Pantheismus liegt auf dem Grunde.

Und in dieſem Stoffe fügt, ordnet und richtet die mathematiſche Philoſophie des Carteſius als Methode.

Jener carteſiſche Dualismus des Seins und Denkens ward in eine Einheit verdichtet — ein großartig Vorſpiel der ſpäter in Deutſchland ausgebildeten Identität — in das einfache Sein, in die Subſtanz. Die Subſtanz iſt das Unendliche, was in ſich ſelbſt iſt, was ſich durch ſich ſelbſt denken läßt, was alſo keines andern Begriffes bedarf, als ſeines eigenen, was unabhängig, abſolut iſt. Dies iſt Gott. Er nennt ihn auch die naturirende Natur, diejenige, welche Natur erzeugt, und woneben der Menſch die naturirte, die erzeugte iſt.

Spinoza's Philoſophie, eine Objectivirung der Carteſiſchen iſt kurz folgende: Was wahr iſt, iſt ſchlechthin nur die eine Subſtanz, deren Attribute Denken und Ausdehnung (Natur) ſind. Nur die abſolute Einheit iſt wirklich — iſt Gott.

Alle Philoſophie wurde ihm Tugendkunſt, Erkenntniß und Liebe Gottes, das heißt: ein bewußtes und thätiges Leben in und mit Gott iſt ihm Alles. Ueber ſein Syſtem ſchrieb er deshalb auch „Ethik."

Gott iſt in jeder Bewegung, in jeder That, er iſt überall Urſache, Zufälligkeit giebt es nicht.

Gott handelt nicht nach moraliſchem Zwecke, er iſt ſich Selbſtgeſetz, er iſt Alles.

Da Denken und Wollen Eins iſt, ſo iſt auch die Erkenntniß

des Guten und Böſen nichts anders als der Affekt der Freude und Traurigkeit. —

Auf Gott bezogen iſt jede Idee wahr, denn in Gott entſpricht jede Idee ihrem Gegenſtande vollkommen; bei uns aber iſt es anders, weil wir willkürlich, zufällig, einzeln betrachten, und die Idee in uns nicht Alles umgreifende Nothwendigkeit iſt.

Je genauer man die Weſenheit eines einzelnen Dinges erkennt, deſto mehr nähert man ſich Gott.

Dieſem Satze begegnen wir in moderner Kultur als einem Hauptſatze noch öfter, und namentlich iſt Goethe's Grundanſicht dieſelbe.

Es iſt unnütz, wo es nur um eine Andeutung des Moments, nicht um eine eigentliche Geſchichte der Philoſophie zu thun iſt, alle die einzelnen Sätze weiter aufzuführen. Denn da er ſtraks in mathematiſcher Methode von ſeinem Mittelpunkte ausgeht, wo Welt und Gott zuſammenfallen, ſo giebt es der Folgerungen auf gleiche Weiſe in ſeinen Schriften ſehr viele, und in Wahrheit ſo viele, als Dinge und Beziehungen in der Welt ſind.

Man erkennt leicht, wie ſich hier zum erſten Male wieder, abgelöſ't vom alten poetiſchen Dogma, eine poſitive Welt, eine umfaßte Poeſie darbietet, eine ſolche, wie ſie in jenen Jahrhunderten fehlte, und auch nach ſolcher Beihilfe nicht ergriffen ward. Spinoza blieb in ſeinem Latein vergraben, und die Zeit ſchwatzte in ihren Einzelnheiten weiter.

Die neueſte deutſche Philoſophie findet faſt nichts an ihm auszuſetzen, als die mathematiſche Methode, wodurch Alles ungegliedert in Eins zuſammengezeichnet werde. Des eben herrſchenden Stils halber bedauert ſie wohl auch, daß er die Dreieinigkeit nicht in ſein Syſtem verarbeitet habe. Dieſes Bedauern iſt indeſſen deshalb nicht ſo ſchwer zu nehmen, da ſelbſt die neueſte Philoſophie ſich nicht aus dem Herzen einer hiſtoriſchen Religion, ſondern aus einer ſouverainen Vernunftthätigkeit erzeugt, und nur acceſſoriſch in ſich hineingezeichnet hat, was eben dem Stile wünſchenswerth erſchien. Von charakteriſtiſcher Wichtigkeit ſind noch folgende Sätze:

Der Wille des Menſchen iſt keineswegs abſolut frei, ſtets beſtimmt ihn eine Urſache; denn wir ſind naturirte Weſen, uns wirkt eine Kette von Urſachen durch die Welt; — bei der Vernunft

heißt nur Entſchluß, was in der Natur Trieb oder Beſtimmung iſt. — Wir verlangen, weil wir das für gut halten, was wir verlangen. Zuerſt hat man die Idee von ſeinem wirklich exiſtirenden Körper; der erſte und hauptſächlichſte Verſuch iſt alſo auch, dieſe Exiſtenz zu befeſtigen, zu beſtätigen und zu erhalten. — Gott erkennen iſt das Höchſte, — was wir um ſolcher Kenntniß willen thun iſt religios — ad religionem refero ſagt dem Worte nach Spinoza. — Eine aus Erkenntniß entſpringende Liebe Gottes iſt ewig, iſt die Liebe Gottes ſelbſt, womit er ſich ſelbſt liebt, inſoweit es uns zugänglich. — Als Schöpfung des Menſchen iſt dem Spinoza der Staat die Hauptſache. Die Art ſei gleichgültig, Freiheit und Tüchtigkeit ſei Privattugend, Tugend der öffentlichen Herrſchaft ſei Sicherheit. — Der Vorzug des Weiſen iſt innere Selbſtſtändigkeit und Ruhe, indem er innerlichſt nur ſeinem eig'nen Geſetze gehorcht.

Man konnte Spinoza vorwerfen, daß der ſittliche Unterſchied bei Seite gelaſſen ſei, weil er in die Theoſophie dieſes Syſtems in Wahrheit nicht gehört, wo alle Bezügniſſe an das Höchſte, nicht an das Nebenſtehende gewendet ſind. Dies hat man mit Gottbeziehung verwechſelt, und über ein Jahrhundert lang die grundfalſche Anſicht fortgetragen, Spinoza ſei Gotteslängner geweſen, während ſich juſt Alles auf Gott bei ihm richtete.

Locke.

Das viel unbedeutendere Syſtem Locke's, eine Ausführung Baco's, erhielt viel mehr Zulauf. Und das war natürlich: die Menge war losgeriſſen von einer tiefern poetiſchen Vermittelung mit Gott, und der ganzen Seele deſſen, was geſchehen war in Gedanken der Welt; die nächſte, die bequemſte Ergänzung war ihr die willkommenſte. Um in Spinoza's größere Schwingungen einzutreten, mußte man eine ganz neue poetiſche Schöpfung des Gedankens verſuchen; dazu war die Armuth noch zu neu. Was er vorausgreift, muß ſich erſt in alle verborgenen Winkel durchgewickelt haben, ehe es Bewußtſein von Nationen wird. Der materielle Weg, früher von dem poetiſchen Dogma der Welt ſo wenig aufgenommen, alſo im Antheile vernachläſſigt, bot zunächſt

größere Reize, er war auch vielleicht im höheren Geſchichtszwecke noch bis in alle Extreme durchzumachen, damit die Welt aller dahin gehörigen Einflüſſe theilhaftig und der Einſicht darüber fähig werde. Ihm ſtrömte die Welt zu. Vergebens werden wir ſpäter bei Leibnitz noch einen großartigen Verſuch zu höherem Standpunkte ſehen, Alles iſt umſonſt, Spinoza iſt wie nicht dageweſen, und die kurze Verſtandesweisheit erfüllt noch vorherrſchend das ganze achtzehnte Jahrhundert.

Locke, der von 1632 — 1704 lebt, erzählt von ſich ſelbſt, daß er zu den trägen Naturen gehöre, denen ein ſtetes Denken unbequem ſei. Er war Sekretair des Großkanzlers Aſhley, nachmaligen Grafen von Shaftesbury, fiel mit dieſem in Ungnade, und ging mit ihm auf lange Zeit nach Holland. In der Politik, die ihm ſo nahe lag, ſagt er: ſie habe ihren Grund nur im Geſammtwillen Aller, geſetzgebende und vollziehende Gewalt müßten getrennt ſein. Kurz, er gehörte zur Partei der eingeſchränkten Monarchie. Praktiſch entwarf er die Konſtitution für Carolina in Amerika, die damals eingerichtet wurde.

In aller philoſophiſchen Spekulation ſah er eine Spielerei, da man das Erkenntnißvermögen ſelbſt nicht genau kenne. Er gab kein Angebornes zu, die menſchliche Seele ſei vielmehr eine unbeſchriebene Tafel, die nur Eindrücke von der Außenwelt erhalte. Da ſie eben nur ein ſolches Vermögen ſei, ſo komme Alles auf die Außenwelt an. Der Sinn bringe es, der Verſtand bearbeite es, und ſo komme die Weisheit hervor, deren wir fähig. Die Vernunft, ein drittes, könne allerdings die gewonnenen Vorſtellungen verbinden, und ein Reſultat ſuchen, das ſei aber eine ſehr unzuverläßige Sache. Die Wahrheit an ſich bleibt aus der Frage.

Dahin geht ſein berühmteſtes Werk „Verſuch über den menſchlichen Verſtand;“ folgerecht ſchrieb er unter Anderem auch über „die Erziehung der Kinder,“ da ihm der Anfang der Geiſtesthätigkeit ſo wichtig war.

Es iſt ihm eingewendet worden, daß alles Erkennen und Denken juſt mit dem Allgemeinſten und Einfachſten anfange, was kein Gegenſtand unmittelbar ſinnlicher Wahrnehmung ſei. Leibnitz entgegnete ihm: die Sinne wüßten nur, was geſchähe, nicht aber, was nothwendig geſchähe.

Dahin verlor sich unter den Engländer Baco's großer Weg. Es fanden sich in England selbst viel Gegner, aber doch keine positiven Sieger dieses Materialismus und man löf'te sich später größtentheils in den Skepticismus Hume's auf. Dagegen nahm Frankreich Locke's Lehre mit dem größten Beifalle auf, und dort bildete sie sich zu den größten Erfolgen.

Als eine Hauptfolgerung hiervon, welche im achtzehnten Jahrhunderte die außerordentlichste Einwirkung auf Deutschland erzeugt, und sich hier bei den tüchtigsten Männern lebendig weis't, muß unter Vielen Pierre Bayle genannt werden, der von 1674 — 1706 meistens in Holland lebt, und als Polyhistor und Kritiker und Verfasser eines historisch-kritischen Wörterbuches die encyklopädische Bildung am Nachdrücklichsten aushebt. Er sagt, die Vernunft könne nur Irrthümer, aber nichts positiv Wahres erkennen, und Jean Paul nennt ihn deshalb ein dekomponirendes Genie. Den Manichäismus mit einem guten und bösen Urwesen hielt er für das noch Annehmlichste, und dagegen schrieb Leibnitz seine Theodicée. Aberglaube sei verderblicher als Unglaube. Es sei ein Staat möglich, worin man weder an Gott, noch an Unsterblichkeit glaube. Die Mathematik habe keine absolute und reale Gewißheit in ihren Principien. Spinoza verstoße mit seiner Abstraktion gegen allen Populärverstand, und berücksichtige die Wirklichkeit zu wenig. — In Folge davon sahen wir in Deutschland die Populärphilosophie allmächtig werden, und nur die begabtesten Geister schwingen sich darüber hinaus, Leibnitz in einem bewußt ausgebildeten Systeme, Lessing in einem höheren wissenschaftlichen Takte, welchen er nicht verlor, obwohl er rings mit Populärphilosophie umgeben und befreundet, und obwohl er nicht geeignet war, dies in einer streng systematischen Form auszusprechen.

Leibnitz.

1646 — 1716.

Locke und Bayle bilden uns aber auch den Uebergang zu Deutschland, was bisher beinahe ganz unbetheiligt an dieser großen Wendung geblieben war, von einer Wendung, die später

ein unermeßlicher Einfluß für daſſelbe werden ſollte. Denn jene Wendung ward ein Jahrhundert ſpäter in Deutſchland allein weiter gerückt, und wie der heutige Philoſoph ſagt, zu Ende gerückt. Locke zunächſt regte Leibnitz zur entſchloſſenſten Oppoſition auf.

Leibnitz, aus Leipzig gebürtig, erwarb ſich eine großartige Stellung in der Welt, eine Stellung, wie ſie vor und nach ihm kaum ein deutſcher Gelehrter eingenommen hat. Er war ein allſeitig und fein gebildeter Mann, der in jeder Form ſeine Ueberlegenheit geltend zu machen wußte. In aller gelehrten Welt war er zu Hauſe, geſucht und geachtet, große Reiſen hatten ihm weite Verbindungen geöffnet, ein außerordentlicher Briefwechſel hielt ihn mit aller geiſtigen Thätigkeit der Welt in Verkehr; an den Höfen zu Mainz, zu Hannover, zu Berlin und Wien waren ſeine Rathſchläge geſucht und verehrt, Prinz Eugen von Savoyen, die Kurfürſtin von Hannover, die erſte Königin von Preußen, Sophie Charlotte, ſuchten und pflegten ſeine vertraulichſte Freundſchaft; — einem ſolchen Manne mußte ein Ueberblick, eine Einſicht erleichtert ſein, wie ſie nur dem Berufenſten möglich wird. Fichte ſchildert ihn in ſeiner zweiten Einleitung zur Wiſſenſchaftslehre mit der größten Hingebung, und nach alle dem ſteht man hier demjenigen Manne gegenüber, welcher den reifſten Ausdruck des damaligen europäiſchen Bewußtſeins finden und geben konnte.

Das Syſtem, was unter ſolchen Umſtänden meiſt nur in Gelegenheitsaufſätzen entſprang, war folgendes:

Er ging von Descartes Philoſophie aus, ſich indeſſen mehr an das Sein, als an das Denken des Carteſius ſchließend, beſtrebt, jenen Dualismus des Seins und des Gedankens zu überwinden. Sein Grundprincip iſt das Individuelle. In Leibnitz faßt ſich die idealiſtiſche und realiſtiſche Philoſophie zuſammen, und davon nennt man dies Syſtem oft kurzweg den Harmonismus, oder auch, weil der Verſtand noch das vorherrſchende und vermittelnde Princip iſt, die vereinigende Verſtandesweisheit.

Die Grundlage war ein reines Ideal, nämlich ſeine Monadenlehre. Die bloße Abſtraktion Descartes eroberte eine Geſtalt, und die allgemeine Subſtanz Spinoza's, entwickelte ſich in die millionenfache Einheit der Monaden, ein Anfang alles Individualiſirens und aller Charakteriſtik. Er ſagt:

Aus dem Daſein zuſammengeſetzter Dinge oder Erſcheinungen folgt nothwendig die Exiſtenz einfacher, für ſich ſelbſt beſtehender Subſtanzen, denn das Zuſammengeſetzte muß aus Einheiten zuſammengeſetzt ſein. Solche Einheit heißt Monas, Monade.

Gäbe es keine ſolche Monaden, ſo behielte Spinoza Recht, es wäre dann überall nur ein einziges, unendliches Sein, und gar kein von ihm verſchiedenes endliches Leben.

Die Materie iſt alſo nichts, als die Anhäufung einer unendlichen Zahl von ſolchen Atomen, deren jeder materiell und immateriell zugleich iſt.

Sie können nur geſchaffen oder vernichtet, es kann nicht von außen auf ſie eingewirkt werden.

Dennoch haben ſie Eigenſchaften, und jede iſt von der andern verſchieden.

Die Monas aller Monaden iſt Gott.

Die Monaden ſind alle empfänglich, aber nur der menſchlichen Seele wird die Empfängniß zum Bewußtſein.

Die vernünftige Anſchauung, die Idee iſt ihr alſo angeboren — und hier iſt ein direkter Gegenſatz des Locke'ſchen Empirismus und alles ähnlichen, welcher alle angebor'ne Idee läugnet.

Dieſe Welt der Seele, die höhere, beruht auf drei Verhältniſſen: 1) auf dem der Gleichheit, 2) auf dem des Widerſpruchs und 3) auf dem des zureichenden Grundes. Wir finden die Sachen entweder gleich oder nicht gleich, und für die Erklärung brauchen wir einen hinreichenden Grund.

Der letzte Grund liegt in Verkettung des Weltalls; dieſe Verkettung hält denn auch die niedrigere Welt der bloß materiellen Monaden mit jener höheren Seelenwelt in Harmonie, in voraus beſtimmter Harmonie, ſo daß aus dieſer Mannigfaltigkeit ein Weltganzes wird, und der Dualismus aufgelöſ't iſt. Beſonders der Menſch iſt ein treues Abbild davon.

In Gott, der Hauptmonas iſt alle Potenz, alle Kenntniß, worin das Schema aller Ideen liegt, endlich aller Wille, welcher Veränderungen, nach dem Beſſeren hin bewirkt, kurz das Hauptagens im Univerſum. — Die erſchaffenen Monaden ſind wirkende Kräfte zweiter Art, Arten der Hauptkraft. — So weit ſie ſich bewußt ſind, wirken ſie, ſo weit dies Bewußtſein fehlt, leiden ſie. — Der gegenſeitige Einfluß iſt ideal, und wird nur wirklich

durch die verhältnißmäßige und vorausbeſtimmte Eigenſchaft jeder einzelnen. Denn da ſie ſelbſt untheilbar ſind, ſo kann nur ſolch Verhältniß eine Wirkung geben. Dies geht auf die „vorausbeſtimmte Harmonie" hinaus. — Das Beſeelte wird umgeſtaltet, aber es giebt keine Seelenwanderung, und wörtlich genommen, doch auch keine Erzeugung, keinen Tod, ſondern nur Aufwälzung (evolutio) und Zuwachs, und auf der andern Seite Einhüllung (involutio) und Abnahme. Deshalb iſt auch das ganze Weſen, nicht bloß die Seele, unzerſtörbar; wie das Samenkorn vorherbeſtanden habe, ſo ſei auch der Seelentheil ſchon da geweſen, und wenn auch theilweis der Körper vergehe, zerſtört werde er nicht. Leib und Seele gehörten zuſammen zu Folge der vorausbeſtimmten Uebereinſtimmung in den Subſtanzen, weil beide Darſtellungen deſſelben Univerſums ſeien. Warum dieſe oder jede Monas der vollkommenen näher ſei, das wäre die Vollkommenheit des Ganzen; unter allem Möglichen werde nur das Beſſere geſchaffen; für die Bewohner der Erde ſei dieſe Welt eben die Beſte von allen. Dies iſt ſein ſogenannter Optimismus. — Jeder Geiſt iſt eine kleine Gottheit in ſeiner Art, er hat architektoniſche Fünkchen von Gott. — Dieſe Gemeinſchaft giebt den Gottesſtaat. Dies bildet die ſittliche Welt in der natürlichen; Größe und Güte Gottes wird von den Geiſtern erkannt, und dient ihnen ſelbſt zur Bewunderung. — Wie zwiſchen der körperlichen und geiſtigen Natur Harmonie beſteht, ſo auch zwiſchen dem Reiche der Natur und dem ſittlichen Reiche; deshalb bringt die Natur ſelbſt die Erſcheinungen und Begebenheiten, welche für die ſittliche Entwickelung nöthig ſind, z. B. eine gelegentliche Zerſtörung oder Erneuerung der Erde. Lohn und Strafe folgt alſo in organiſcher Folge und Nothwendigkeit. Die höchſte Seligkeit des Menſchen iſt Vereinigung mit Gott, das heißt vereinte Wirkſamkeit mit Gott. — Der Wille iſt frei, ſagt er zwar in einem Schreiben, aber dies wird dem Syſteme nach ſo beſchränkt, daß er im Grunde nur frei bleibt, wenn er abſolut zweckmäßig handelt. — Das Böſe iſt nur Folge irdiſcher Beſchränktheit, — privatio entis — ein Mangel des Einzelnen, und Gott bedarf dafür keiner Entſchuldigung. Er hat nur das Gute geſchaffen, die Geſchöpfe aber mußten beſchränkt ſein in Nothwendigkeiten, und daraus für Böſes fähig werden, damit eine Bedingung entſtehe

für das beſte Ende, worauf es abgeſehen. — Ueber Offenbarung und Wunder drückt er ſich höchſt vorſichtig und dunkel, oder vieldeutig aus.

Die Leibnitz'ſche Anſicht hat die mannigfachſte und gröbſte Mißdeutung erfahren, da er von ſeinem hohen vermittelnden Standpunkte Vieles ſagen konnte, was dem unten im bloßen Populärverſtändniſſe Schließenden ein Frevel, oder eine Lüge ſcheinen mußte. Es war eine großartige poetiſche Vereinigung Alles deſſen, was jemals geiſtig erſtrebt worden war in der gedichteten Anſicht dieſes Mannes; die entgegengeſetzten Denker und Syſteme wurden in eine Dichtung des Verſtandes geeinigt, und das ganze war durchaus eine poetiſche That.

Aber Leibnitz war ſo über ſeine Umgebung hinausgehoben, daß er in dieſer That ſelbſt vollkommen einſam blieb. Sie ward unter den Füßen eines ſtampfenden Jahrhunderts zertreten, vergeſſen; erſt die neuere Philoſophie hat Leibnitz wieder hoch geſtellt. Daher mag es wohl auch gekommen ſein, daß all ſeine übrige Beſtrebung von der Welt des achtzehnten Jahrhunderts ſo gar nicht in rechtes Licht geſtellt, daß manches Hochwichtige von ihm ganz überſehen worden iſt, und bis zum Jahre 1836 unbekannt auf der Hannover'ſchen Bibliothek liegen konnte. Dort nämlich entdeckte Dr. Guhrauer Schätze der Leibnitz'ſchen Kulturbeſtrebung beſonders für unſere ſpeciell deutſchen Literarintereſſen, Zeugniſſe eines vaterländiſch ausgebildeten und theilnehmenden Mannes, wie man ſie ihm nirgends zugetraut hatte. Guhrauer iſt im Begriffe, Leibnitzens deutſche Schriften herauszugeben, die ſich jetzt gegen allen herkömmlichen Glauben ſehr reichhaltig erweiſen, und welche darthun, daß er nicht der Sprache ſelbſt halber, ſondern um europäiſch einzuwirken, das Lateiniſche und Franzöſiſche für ſeine Hauptwerke, für ſeine „nouveaux essais“ gegen Locke, ſeine Theodicee gegen den berühmten Niederländiſchen Kritiker Bayle, und für ſo vieles Andere gewählt habe.

Leibnitz hat ſogar die deutſche Sprache für die angemeſſenſte gehalten, um Philoſophie auszudrücken, „weil ſie keine Ausdrücke für leere Begriffe habe, und ſich ſchlechthin gegen den Ausdruck des Unſinns ſträube.“ Der Vorwurf, den er ihr eben da, in den „Unvorgreiflichen Gedanken“ macht, daß ſie für die metaphyſiſche Bezeichnung nicht Hilfsmittel genug reiche, iſt ſchwerlich

ſo ernſthaft gemeint, und kam wohl nur augenblicklich aus der quälenden Einſicht, daß unſere Sprache in ihrem Detail weder vom Auslande verſtanden, noch von der höheren Welt geſucht und gepflegt ſei. War er doch genöthigt, ſeine intereſſanten Briefwechſel in Deutſchland ſelbſt franzöſiſch zu führen, wie aus Varnhagens kunſtreicher Biographie der Königin Sophie Charlotte zu erſehen iſt.

Es findet ſich juſt in Leibnitz ſo viel Antheil an unſerer eigen-literariſchen Exiſtenz und Bedeutung, daß juſt er einen direkten Uebergang in den Literaturweg bildet, welcher in dem Vorliegenden auf einen Augenblick verlaſſen worden iſt, um tiefer glühende Lichter dafür zu gewinnen. Er ſammelte jene philoſophiſche Wendung, die im Auslande vorgegangen war, zu einer neuen Verbindung, er war der letzte große Philoſoph jener Kriſis, und der erſte moderne Philoſoph Deutſchlands. Unſere neueſte Philoſophie vermißt allerdings noch die höhere dialektiſche Wiſſenſchaft an ihm, und tadelt, daß er nicht über die bloße Verſtands- und Weltweisheit hinaus gekommen ſei, aber ſie hält ihn doch jetzt hoch in Ehren, und ſie rühmt beſonders ſeinen außerordentlichen Bildungseinfluß, den er als Staatsmann, Gelehrter und Weltweiſer in einer Proſa ausgeübt habe.

Da es nun auch ihm ſo wenig wie Spinoza gelang, der zerſplitterten, ungläubig gewordenen Welt durch die große poetiſche That ſeines Syſtems einen Halt zu geben, da dieſe That in unſerer Nation keine eigentliche Exiſtenz errang, ſo iſt uns ſeine ſonſtige Thätigkeit für literariſches Intereſſe doppelt willkommen. Jene philoſophiſche Kriſis bricht erſt ſpäter in das ganze Leben Deutſchlands heraus, um ſo erwünſchter iſt der unmittelbare Uebergang, wenigſtens vermittelſt einer Perſon derſelben.

Leibnitz beſchwert ſich bitter in ſeinen „Unvorgreiflichen Gedanken“ über die Vernachläſſigung und Entſtellung der deutſchen Sprache durch kindiſche Annahme alles Fremden. Man ſieht, daß er vollkommen bewußt nur zu ſpeciellen Zwecken fremde Sprachen gebraucht ſehen und ſie dann rein gebraucht ſehen wollte. Er ſagt geradezu, man habe in der Reformationszeit reiner Deutſch geſprochen.

In dieſem Gange muß denn auch zur Seite bleiben, was noch von einzeln philoſophiſcher Ausbildung in Deutſchland eine

ausnahmsweiſe intereſſante Farbe erhielt, wie dies zum Beiſpiele bei Walther von Tſchirnhauſen der Fall war, der in Leiden ſtudirt und ſich nach Des Cartes und Spinoza, vorzüglich nach Letzterem ausgebildet hatte. Seine „Medizin des Verſtandes" war ein ächt Spinoziſtiſcher Sprößling. Alle übrigen, wie Thomas, Franz Buddeus, Gundling blieben im Gange mehr oder minder von Leibnitz abhängig, ohne ſich des Umfanges und der Konſequenz deſſelben zu bemächtigen. Ihr Verdienſt geſtaltete ſich anderswie. Buddeus wandte einen ſtarken Fleiß auf die Geſchichte der Philoſophie, und Thomaſius erhält dadurch einen vorzüglichen Einfluß, daß er die deutſche Sprache auf den philoſophiſchen Katheder hebt, er war der erſte, welcher über Philoſophie deutſche Vorleſungen hielt, und die Mutterſprache angewandt ſehen will für Ausdrücke der Wiſſenſchaft und Kunſt. Er ſchrieb nun zwar ſeine Hauptbücher ſelbſt lateiniſch, und redete ein ſehr buntgefiedertes Deutſch. Aber jener Anlaß gab doch außerordentliche Folgen. Sein Kollege auf der Univerſität Halle, der Freiherr Chriſtian v. Wolf ſtimmte in dieſem Punkte mit ihm überein, und gab ſogar ſeine philoſophiſchen Lehrbücher deutſch heraus, gewann großen Anhang und erzeugte für die Sprache ein mannigfaches Leben. Ewig zu beklagen bleibt, daß dieſes neue Erwachen unſerer Sprache für die geiſtigſten Beziehungen des Menſchen nicht in eine reichere Hand und Anregung fiel. Wolf nämlich, der zu Tſchirnhauſens Füßen in Leipzig geſeſſen, Leibnitzens perſönliche Bekanntſchaft noch gemacht hatte, vermochte nur ſehr einſeitig, der großen Geiſtesregung Herr zu werden. Er bildete einige Stücke der vorangehenden, großen Philoſopheme zu einem trockenen Dogmatismus des Verſtandes aus, brachte, wie dies dem Verſtande leicht wird, auffallende Schärfe und Energie hinein, und unterjochte mit dieſer geringen Rüſtung alles nächſte deutſche Leben.

Natürlich war dies auch entſcheidend für die deutſche Sprache des höheren Ausdrucks. Sie ward auf dürre Verſtandesformeln geſetzt, und bewegte ſich in einem ſehr trockenen Regiſter.

20.

Die zweite schlesische Schule.

Es ist hier wieder ein wenig rückwärts zu sehn. Lohenstein, das Haupttalent dieser Schule, stirbt 1683. Wollte man genau nachweisen, bis wie weit die Dichtungsansicht dieser Leute von der allgemeinen Krisis des Gedankens und Glaubens betheiligt worden sei, so geriethe man in eine mißliche Schwierigkeit. Und sicherlich waren sie betheiligt. Auch der Philosoph erzeugt, ergänzt und ernährt sich ja aus der allgemeinen Atmosphäre, die ein Zeitalter umgiebt und durchdringt; er ist nichts Einzelnes, er wird eben so von der Welt gemacht, wie er sie später von sich selbst aus gestaltet, die Welt ist mehr denn Alles, woraus sie besteht und gebildet wird.

Allerdings war in Deutschland die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, wohinein die Hauptthätigkeit dieser Schule gehört, eine träge Zeit, den Nachbarn überließ man noch zunächst die große Wendung, Leibnitz arbeitete noch an seiner Jugend. Aber man blieb doch auch da nicht ohne Einwirkung, und gewann man auch nicht die großen philosophischen Wege und Resultate, man fühlte sich doch in demselben Zustande. Die religiose Entwickelung war zurückgedrängt, schon in der Opitz'schen Schule gab sich's zu erkennen, daß man auf eigne Hand etwas Würdiges suchen wolle, daß man sich zum Selbstgesetz zu machen strebe; — in dieser zweiten schlesischen Schule brach plötzlich auffallend eine Rache aus gegen das vorherrschend gedankliche Leben

der abſtrakten Geiſtigkeit, ein ſinnlicher Drang ſchrie auch auf in der Literatur.

Ein Land, was dreißig Jahre lang durch alle ſinnlichen Ausbrüche eines Kriegs geſchleudert worden war, trug gewiß das Seinige dazu bei; — im Kriege ſelbſt gilt der Leib nichts und Alles, nach ihm empfindet er zuerſt ſeine Sicherheit und ſein Wohlbehagen wieder, wird ſich ſeiner Rechte bewußt, und ſucht ſie auszuprägen.

Ferner findet ſich juſt bei chriſtlichen Völkern von Zeit zu Zeit ein Extrem des ſinnlichen Principes, was ſich bei Gelegenheit unmäßig des rein unirdiſchen Princips vom Chriſtenthume überhebt. Der Islam zum Beiſpiele hat ſo viel Sinnenwelt in ſich aufgenommen, daß ſolche Erſcheinung bei ihm eine Unmöglichkeit wird. Natürlich tritt eine ſolche Auflehnung gegen das Princip da zunächſt auf, wo eine Zeit am Konſequenteſten in die Ausbildung der unſinnlichen Bezugniſſe eingegangen iſt, wie Gottfried von Straßburg am Höhepunkte des Mittelalters mit der ſinnlichen Iſold ſich neben Wolfram und deſſen Parcival ſtellte, und da, wo man ſich im allgemeinen Heereszuge von dem poſitiven Glauben entfernt, wo Jeder auf eigene Hand ſich ein Genüge ſuchen mag. Die ſchöne Kunſt der Literatur beſonders wendet ſich dann gern an die rein ſinnliche Luſt, welche ihr ſo lange verſchloſſen geweſen iſt, und welche der ſuchenden Gedankenoperation gegenüber einen ſchnellen Gewinn verſpricht. Es iſt ein nächſter Verſuch, die von Einigkeit und beglückender Ueberzeugung verlaſſene Welt in einen Bereich des Wohlthuenden zu bringen. So ſtellte ſich früher Boccaccio dar: die Peſt wüthete, die Heiligenbilder halfen nicht, der Glaube an Kirche und Geiſtlichkeit war erſchüttert, er ſchrieb ſeine ſinnlich dreiſten Novelletti, und merkwürdigerweiſe macht ihm das unſere keuſche Kritik nicht eben nachdrücklich zum Vorwurfe. Weil er eine italieniſche Proſa bilden half, und ein naives Mäntelchen wie eine ſpaniſche Wand um ſeine Sinnlichkeiten ſchlug, läßt man ihn für einen fragloſen Klaſſiker paſſiren. Aber mit Deutſchen iſt dieſe Kritik mädchenhaft keuſch, und es iſt allerdings wahr, daß bei uns Klima und Gewohnheiten eine andere Stellung geben.

So iſt dieſe zweite ſchleſiſche Schule, welche der Sinnlichkeit großen Raum giebt, ſtets zum Feindſeligſten behandelt worden.

Unter Sinnlichkeit verſteht man nämlich in Deutſchland durchweg nur die ſinnliche Liebe, das, was man in der Bibel, in der Reformzeit und in jetzigen Tagen, das Fleiſch nennt, das, was den alten Völkern uneingeſchränkter Gegenſtand bildender Kunſt war, wofür die humaniſtiſche Bildung Geſchmack und Theilnahme verbreiten hilft, was ſie aber in der eignen Literatur abſcheulich findet. Trunk und ſonſtige grobe Ausſchweifung erregt keinen Anſtoß, und darf mit beſtem Behagen rein ſinnlicher Luſt gefeiert werden. Das ſcheint dem Klima angemeſſener, der Nationalität verwandter zu ſein, und ſomit die nationale Keuſchheit weniger unſanft zu berühren. Man muß aber doch aufmerkſam machen, daß es ſich dabei nur um eine Auswahl des ſinnlichen Stoffes handelt, das ſinnliche Princip ſelbſt alſo nicht ſo ohne Weiteres vorgeſchoben werden kann, wenn die zweite ſchleſiſche Schule geſchmäht und verurtheilt wird. Glücklicherweiſe aber haben ſich dieſe Hofmannswaldau, Lohenſtein und Ziegler auch in der Faſſung und dem Ausdrucke zu geſchmackloſem Schwulſte, zu ſtörender Uebertreibung verirrt, und ihre Verdammung dadurch erleichtert. Von ihrem Landsmanne Opitz hatten ſie den literariſchen Zuſtand dergeſtalt überkommen, daß Alles dem perſönlichen Geſchmacke überlaſſen blieb: die Stoffe, welche bisher noch ſehr dürftig geblieben waren, konnte Jeder in allen Elementen der Exiſtenz aufſuchen, die Form hing von einem Jeden ab, es waren nur einige Fingerzeige von Opitz da und die wurden denn auch von ihnen geehrt. Aber ſie waren dreiſte, unternehmende Leute, ſie wollten ſehr Starkes und Lebendiges ſchaffen, und da wiederfuhr es ihnen denn, daß zu viel gehäuft und das noch kleine Schifflein überladen wurde.

Dieſe Verirrung vom einfacheren Stile ſoll ihnen zur Laſt gelegt bleiben, aber man verkenne doch auch nicht blindlings, daß ein ſtürmiſcher, reicher Lebensdrang in ihnen war, und ſich auf den literariſchen Ausdruck warf, daß namentlich Lohenſtein bei allem Geſchmacksirrthume, dem er verfiel, die genialſte Schöpferkraft beſaß, die damals im deutſchen Reiche zu finden war. Seine geſchmähteſten Trauerſpiele, deren Ungebührlichkeit und Gräuel ſo freigebig von der Kritik auf all ſein Uebriges vertheilt worden ſind, den Ibrahim Paſcha, die Agrippina, die Epicharis hat er als Gymnaſiaſt gedichtet. Sein Roman Arminius

und Thusnelda enthält aber in ſeiner verirrten Breite ſo viel Kräftiges und Schönes, daß er noch hundert Jahre ſpäter von Haller und Wieland benutzt worden iſt. —

— Sucht man eine unmittelbare Einwirkung der philoſophiſchen Kriſis auf dieſe Schule, ſo iſt auch dafür das Nöthige geboten. Hofmann und Lohenſtein ſetzen die ſchleſiſche Art darin fort, daß ſie Reiſen machen. Jener hat England, die Niederlande, Frankreich, Italien durchreiſ't, Lohenſtein wenigſtens Deutſchland, die Schweiz und die Niederlande ebenfalls. Wir wiſſen, welch ein Zuſammenfluß damaliger Bildung die Niederlande waren, Hofmann hat ſogar in Leyden ſtudirt, und wenn auch Locke's materielle Philoſophie eine ſpätere Geburtsſtunde hat, Bacon's rückweiſende Hand auf das, was auch in der Sinnenwelt umher lag, war dageweſen, wurde mit großer Aufmerkſamkeit in den Niederlanden betrachtet, Hobbes trat ſchon auf. Die Seele des lebhaften Schleſiers ward ſicherlich von dieſen Richtungen erfüllt, und der ſiebzehn Jahr jüngere Lohenſtein erlebte noch geſtaltetere Ausbreitung des philoſophiſchen Senſualismus.

Chriſtian Hofmann von Hofmannswaldau ward 1618 in Breslau geboren und ſtirbt dort als kaiſerlicher Rath und Präſes des Rathskollegiums 1679. Eine Ausgabe ſeiner Sachen hat Neukirch veranſtaltet, worin Hofmann's und anderer Deutſchen auserleſene Gedichte, Leipzig 1695 — 1727. Vermiſchte Gedichte, galante Gelegenheitsgedichte, Epigramme, Oden hat er gedichtet; die Liebe zwiſchen Karl V. und Barbara von Blomberg, aus welcher Juan d'Auſtria der berühmte Seeheld entſprang, hat er in Heldenbriefen das Vorbild der Heroiden abgefaßt, welche von da an häufig wurden. Auch poetiſche Geſchichtreden ſind von ihm geſchrieben. Die Italiener Guarini und Marino verehrte er ſehr, er hat den pastor fido überſetzt, den ſterbenden Sokrates, und ſich wohl oft dieſem nicht ſonderlichen Einfluſſe hingegeben. Deshalb ſind auch ſeine früheren Sachen, wo er noch ſtrenger an Opitz hing, in der Einfachheit glücklicher, wenn auch die aus der unabhängigeren Zeit friſcher und kräftiger zu nennen ſind. In dem Beſtreben, ganz Ungewöhnliches zu leiſten, hat er ſeine mäßige Kraft überboten, und viel hohl Geſpreiztes zum Vorſcheine gebracht.

Dies ist nicht in Abrede zu stellen, wenn auch die neuste Kritik darin unangetastet bleiben darf, daß der zum Sprichwort gewordene Hofmannswaldau'sche Bombast sich bei ihm gar nicht findet, im Gegentheile das Bestreben, glatt und zierlich auszudrücken.

Die „galanten Gedichte," „verliebten Arien" und jene „Heroiden" sind am Reichsten mit Sinnlichkeit versehn, und haben ihm die schlimmste Nachrede bereitet. Bei seiner Zeit indessen galt er für einen außerordentlichen Dichter.

Ein bei Weitem größeres Talent war Caspar Daniel von Lohenstein, 1635 zu Nimptsch geboren, 1683 als kaiserlicher Rath und Syndikus in Breslau gestorben. Das auf Reiz artiger zusammengedrängte musikalische Talent Hofmann's hat über Lohenstein's Vorzug oft getäuscht. Lohenstein's Absichten sind durchweg größer und gewaltiger, der Eindruck wird nur gestört durch das Mißverhältniß mit den Geschmackskräften. Er studirte in Leipzig und Tübingen, war von Reichthum und Kenntniß neuer Sprachen unterstützt, zum Beispiele auch der spanischen, in welcher das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert hindurch die Literatur durch Cervantes, Lopez de Vega und Calderon eine so lebhafte Bewegung erfuhr, war sehr belesen, von ergiebiger Phantasie und einem starken Gefühlsvermögen. Statt der bloßen Schmähung ist bei ihm vor Allen ein Bedauern am Orte, daß der Geschmack noch so wenig Anhalt fand, und das Erzeugniß deshalb größtentheils in Verschrobenheit artete.

Seine ersten Trauerspiele sind schon erwähnt; dafür war ihm zuerst Gryphius Vorbild, den er später durch Ungewöhnliches zu überbieten trachtete. Cleopatra, Sophonisbe sind noch von den Trauerspielen zu nennen. In den Chören, die er noch einschaltet, und wo er seinen überwiegenden Hang zur bloßen Rede am Besten ausströmen konnte, findet sich manche schöne Partie. Eben so befreit sich das schwer beladene Talent oft in einem klaren, kräftigen Gespräche von dem verhüllenden Bombast. Das waren aber doch alles ungenügende Hilfsmittel, das Drama durchdringend zu machen, und der bald folgende Opernschmuck entriß ihm denn auch frühzeitig einen Vorrang, den bis heute die dichterische Opposition nicht bezwungen hat. Eine Sammlung seiner „Trauer- und Lustgedichte" ist zweimal in Breslau,

und noch 1733 in Leipzig einmal aufgelegt worden. Von lyriſchen Gedichten hat er die geiſtlichen als „Himmelsſchlüſſel," die andern als „Roſen oder Liebes- und Hochzeitgedichte" und „Hyacinthen oder Begräbnißgedichte" herausgegeben.

Sein wichtigſtes Buch iſt der Roman „Arminius und Thusnelda," über welchem er ſtarb. Es fehlt auch darin nicht an Uebertreibung, geſpreizter Gelehrſamkeit und Breite, aber ein Hauptvorzug dieſer Schule ſtellt ſich darin zu Tage: dies iſt der freilich unklar verbliebene Gedanke, daß in einer dogmenloſen Zeit der Reiz des Poetiſchen auch in den Ausdruck der Proſa zu tragen, und darin zu ſuchen ſei, daß ferner die Sprache rein und doch reichlich erhalten und geſchmückt werden müſſe. Beſonders das Letztere iſt eine unverkennbare Beſtrebung Lohenſteins, die ihm auch vielfach gelingt.

Das Uebertreibende im Ausdrucke und in der ſinnlichen Abſicht hat Ziegler von Klipphauſen, ein reicher Gutsherr in der Oberlauſitz, ſtirbt 1697, nach dieſen Vorbildern am Frazzenhafteſten fortgeführt. Er iſt der eigentliche Repräſentant für die ſchleſiſchen Edelleute und norddeutſchen Dilettanten, welche ſich an die Auswüchſe Lohenſtein's anſchloſſen, und durch deren geiſt- und geſchmackloſe Aeußerlichkeit dieſe Schule ein ſchlechter Wortplunder wurde. Ziegler's „Aſiatiſche Baniſe" ein Roman, der bis 1764 neu aufgelegt wurde, trieb den Verſuch, etwas nie Dageweſenes, Außerordentliches zu erfinden, bis zur völligen Karrikatur. Jene ſaftreiche, farbige Tendenz Lohenſteins, einen Weg zu finden in warmes und ſchönes Leben, fand gar keine fruchtbare Dichterſtätte, wenn auch Leſerſtätte genug. Ein ſtarkes Talent erhob ſich allerdings in dem Schleſier Chriſtian Günther, der 28 Jahre alt 1723 ſtirbt, aber das kleine Unglück zerſtörte ihn, ließ ihn zu keiner Sammlung gedeihn, zu keinem ſichern Lebenspunkte kommen. Ganz ohne Vermögen, leichtſinnig und ohne Glück rang ſich ſein prächtiges Talent nicht aus dem Studententreiben heraus, und ein alter Student, aber ein junger Mann, ſtirbt er in Jena dahin. Ganz der bloßen Pragmatik gemäß, welche, ſtaunenswerthen Fleißes, hundert höchſt gleichgültige Namen aufſtöbert und erklärt, hält Gervinus dieſes voll-poetiſche Talent für nichts Beſonderes, und Lohenſtein für einen Juriſten. Aus Günthers ſinnigen oder ſatiriſchen Leiden

pulsirt ein volles, lebenskräftiges Herz, es liegt ein Schmelz sinnlicher Frische auf seinen Sachen, ein heißer, ächter Lebensdrang klopft begehrlich; er hätte die verhängte, überbaute und verunglückte Idee Lohensteinischer Lebenskraft, die in die dürftige literarische Idee einströmen wollte, zu gelungener Schönheit bringen können.

Jetzt wird er meist einzeln genannt, und die zweite schlesische Schule besteht officiell nur aus Hoffmann und Lohenstein, zu denen sich Ziegler von Klipphausen drängt. Die übrige oder nachfolgende Schriftwelt drängt sich entweder in unkräftiger Nachahmung dazu, wie die Mühlpfort und Hallmann, die Assig, Abschatz, Christian Gryphius, Neukirch, Hanke, die Postel und Hunold in Hamburg, die Wenzel und Amthor, in unkräftiger Weiterbildung wie Christian Weise, oder bildet Opposition wie die Wernicke und Canitz in der weltlichen Literatur, die Spener und Franke in der geistlichen. Lebhaften Bezug hat die Schule jedenfalls geweckt.

Immer lebhafter wird man inne, wie hilflos man in einer auseinander geblätterten Welt, in einer Welt der Prosa, sich herumbewegt. Auch die letzten Anknüpfungen an irgend eine poetische Einheit schwinden, das Kirchenlied wird dürftig, oder verfällt in den Händen der Mystiker zu eben solcher Ueberreizung des Gemüthlichen, wie in Hofmannswaldau das Sinnliche überreizt wurde. Es existirt eine Sammlung „Anmuthiger Blumenkranz, aus dem Garten der Gemeinde Gottes ꝛc. zum Dienste der Liebhaber Gottes gesammelt," 1712, und ein ähnliches zu Cöthen 1733, woraus man sich hievon überzeugen mag. Nur Benjamin Schmolke machte eine schätzbare Ausnahme. In den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fällt auch Zinsendorf's Existenz, der 1724 Herrnhut stiftete, und in dieser reinlichen Absonderung eine ungetrübte Welt suchte. Mystisch spielende Kirchenlieder, in denen die Verbindung mit dem Seelenbräutigam naiv fromm, heilig sinnlich gereimt wurde, konnten auf eine Welt nicht breit einwirken, die sich keineswegs auf solche Naivetät

ſtellen wollte, ſondern ſpöttiſch das Aergerniß ſolches ſpieleriſchen Myſteriums hervorzog.

Der Verſuch, die entgleitende Poeſie wenigſtens an einer reizenden Sinnenwelt mit dem Zipfel feſtzuhalten, mißglückte bei den weltlichen, und das Heilmittel von Seiten der Pietiſten und der Epigrammatiſten erwies ſich eben ſo unfruchtbar. Es war der Entwickelung eben ein breiterer Raum geſteckt.

Die Oppoſition mit Epigrammen that ſich beſonders in Hamburg auf, wo in den Hunold, Poſtel und den Romanſchreibern ein letzter Hauptreſt der Lohenſteiner lebte, überhaupt aber viel literariſcher Antheil war. Dort lebte eine Zeitlang Chriſtian Wernicke, Wernigk oder Warneck, von deſſen Lebensumſtänden nur ſo viel bekannt iſt, daß er aus Preußen ſtammte, in Kiel ſtudirt und von dem Vielwiſſer Morhof, einem verſtändigen Verehrer Weiſe's, viel gelernt, große Reiſen gemacht hatte, und als däniſcher Staatsrath in Paris verſtorben iſt. In Hamburg lebte ferner damals der gewandte Lohenſteinſche Bekenner Poſtel, ein federflinker Advokat, der den „großen Wittekind" und vielerlei ſchimmernde Sächelchen, Singſpiele, Opern und dergleichen geſchrieben hatte. An ihn ſchloß ſich der vagabondirende Student Hunold aus Thüringen, der einen guten Kopf, aber nichts zu leben hatte. Er gab den Hamburgern Stunden in der Dichtkunſt, und trieb ſein Weſen etwas bunt. Näher oder ferner reihten ſich daran die Schreiber galanter Romane in ſüßſinnlichem Uebertreibungsgeſchmacke, wie Happel, Bohſe, Leonhard Roſt.

Dieſen Leuten und Allem, was drum und dran hing, erklärte Wernicke den Krieg und gewiß mit dem beſten Rechte. Das ganze Bischen Dichtkunſt kam auf eine bunte Lappenwirthſchaft hinaus, der dichteriſche Drang Lohenſteins fehlte, man raffte allerlei äußeren Putz, beſonders von den Italienern, zuſammen, und erklärte die Puppe für lebendig und ſehr ſchön.

An Wiederholungen der Art fehlt's auch in der Folgezeit nicht, wo man ſich außerordentlich überlegen dünkte, weil der Putz von einer reiferen Nation, etwa von der griechiſchen, genommen war, und wo man eben ſo wenig ein wirklich poetiſches Bewußtſein oder nur ein poetiſches Verhältniß gewonnen hatte, das heißt, ein Verhältniß, was nicht mit äußerem Krame, mit

mythologiſcher Benennung, rhetoriſcher Vergleichung oder fremden Gewändern begnügt war.

Wernicke trat mit heftigen Epigrammen auf, ſchalt die Lohenſteinſchen Narren, „ſchleſiſche Zuckerbäcker," drang auf Ernſt und Einfachheit. Sie ſind unter dem Titel „Ueberſchriften" zu manchem Uebrigen, was er abgefaßt, geſammelt und ſpäter noch von Bodmer, ja von Ramler, herausgegeben. Die Hauptſchlacht war ein komiſches Heldengedicht „Hans Sachs," worin Poſtel als Stelpo figurirte. Hans Sachs nämlich war damals tief verachtet. Natürlich wehrten ſich die Angegriffenen ſo witzig, als es ihnen gegeben war, und wo der Witz nicht ausreichte, mit Grobheit. Beſonders that ſich Hunold darin hervor, er ſchrieb den „thörichten Pritſchmeiſter oder ſchwärmenden Poeten," worin Wernike als Narrweck die Rolle eines wahnſinnigen Poſſenreißers ſpielte.

Die Wahrheit iſt, daß ſich die Literatur in kläglicher Kleinlichkeit herumbewegte, denn Wernicke hat außer ein Paar gelungenen Epigrammen auch nichts Poſitives zu Wege gebracht; ſeine Schäferſpiele ſind eben ſo ſchlecht wie die ſeiner Zeitgenoſſen, und wir müſſen uns mit ihm als einem Symptome begnügen, daß noch Geſchmack genug da war, die „Zuckerbäckereien" nicht gut zu heißen. Aber man darf dieſe Kleinigkeiten nicht übergehn. Unſere Literatur nämlich hat das Schickſal, ſich juſt in ihnen allmählig aufzubaun, daß endlich doch ein verhältnißmäßig ſchöner Standpunkt gewonnen wird, dem endlich auch Talente kommen. Die Entwickelung der Geſchichte im Großen ſelbſt breitet ſich immer weiter im aufſuchenden, ordnenden, ſpekulirenden Gange der Proſa, ſie ſelbſt ſchiebt einen poetiſchen Abſchluß immer weiter hinaus, ſo daß den Späteren ſtets bänger wird, wie der ſo ausgebreitete Reichthum zu bewältigen ſei in ein poetiſches Dogma. Was bleibt alſo übrig für diejenigen, denen eine ſolche Zeit begegnet, als ſich im Perſönlichen oder particenweiſe einen ſchönen Glauben zu erobern? Dies iſt alle nächſte Literaturgeſchichte. Was noch maſſenhaft beiſammen war, und ſich leidlich aus der Reform zu retten ſuchte, das hatte ebenfalls den Tod im Herzen, wie wir geſehn haben mit Staat, mit bibliſcher Tradition des Proteſtantismus, mit kirchlicher des Katholizismus; die ſouverain auftretende Philoſophie, welche die Geiſteswelt aus ſich ſelbſt

neu gebären will, spottet der noch scheinbar zusammenhaltenden Massen, bläs't sie wie Spreu auseinander.

Das Bischen poetische Literatur wird also ein klein gesammelt Häufchen in einem großen, neuen Kreuzzuge der Welt, wo Jeder auf seine Weise fortzukommen sucht, und niemand pünktlich gehorchen mag, weil eben die allgemein anerkannte Auktorität gebricht. Da ist natürlich das Häufchen bald groß, bald klein, ja manchmal zerstiebt es bis auf zwei zankende Leute wie Wernicke und Postel.

Mancherlei andere schwache Stimme, die Poesie aussprechen wollte, erhob sich noch da in Norden; da wird der Rathsherr Brockes in Hamburg genannt, der mit vielen Späteren in Verbindung steht, und großen Einfluß übt, ein Dichter, der neben dem beliebten Marino die Engländer empfahl, der das Weben und Leben der Natur erst mit vieler Sinnigkeit, später mit großer Genauigkeit besang, der nach der Schweiz hin große Wirkung äußerte, und für eine Vollendung der Opitzschen Art gelten kann. Ferner Amthor, der Schulherr Michael Richey, der Licentiat Barthold Feind, auch Hagedorn versucht schon die junge Kehle, und der Braunschweiger Pastor Weichmann hat die Stimmchen alle sorfältig eingewickelt in sechs Theile „Poesieen der Niedersachsen," die denn auch eingewickelt bleiben mögen.

Eine andere Opposition erhebt sich mit leisen Worten in Berlin. Dieser Staat hatte unter dem großen Kurfürsten das Reformleben, was von Sachsen ausgegangen war, und was die sächsische Regierung zu ihrem später großen Nachtheile fallen ließ, gewandt und fein aufgenommen. Die aus Frankreich und Salzburg vertriebenen Reformirten fanden dort eine bereitwillige Aufnahme, die Universität Halle ward 1694 gegründet, und die dortige Wirksamkeit von Thomasius und Wolf fordert bald noch genauere Aufmerksamkeit, Leibnitz hatte einen Anhalt und Einfluß in Berlin. Es war in Allem kein klarer Gedanke ausgeprägt, aber ein gesunder Trieb leitete glücklich; Leibnitz gewann nicht den ihm gebührenden Raum und die ihm nothwendige Folge, aber es fiel doch hie und da etwas ab, barg sich in der offenen Furche des jungen Staates, und erschien später in mancher Bestrebung. Eilte doch auch Lessing nach Berlin, von dieser Farbe gelockt. Um den Hofglanz sammelte sich zwar auch einige Dich-

terei in Dresden, wo das polniſche Königthum den kurfürſtlichen Glanz erhöhte, um Karl VI. in Wien, der im Schimmer von Eugen's Siegen ſtand, aber es war dieſe moderne Exiſtenz äußerlicher als in Berlin. Um die Zeit der zweiten ſchleſiſchen Schule lebte dort in höherem Staatsdienſte der Freiherr Friedrich Rudolph Ludwig von Canitz, ein liebenswürdiger Hofmann, der in Staatsgeſchäften viel umhergekommen, auch in Paris geweſen war, und ſich daneben einfachen Sinn bewahrt hatte, ein Mann, der ohne beſondere Kraft, ohne beſonderes Talent bloß durch einen leidlichen Takt und Geſchmack einen großen Einfluß errang. Dies iſt einer jener merkwürdigen Fälle, wo die Welt für einen Wechſel reif, von vielen Seiten vorbereitet iſt, und wo ein mittelmäßiges Talent und ein mittelmäßiger Geiſt bloß durch die Darbietung einer artig geordneten runden Erſcheinung, durch das, was der Franzoſe Enſemble nennt, auffallende Folgen einleitet. Canitz war wohl erzogen, hatte ſich viel in feiner Geſellſchaft bewegt, davon und von der Lektüre Boileau's gewann er auch einen geſchmackvollen Takt für den Schriftausdruck und entledigte ſich dieſem Schicklichkeitsſinne gemäß der Lohenſteinſchen Uebertreibung. Als ein Jahr nach ſeinem Tode Joachim lange eine Sammlung ſeiner Sachen unter dem Titel „Nebenſtunden unterſchiedener Gedichte" herausgab — Canitz hatte nichts drucken laſſen, wie es ſeit Hofmann vornehmen Stils war, nur nebenher zu dichten, — fand dieſe geläuterte Art einen ſo auffallenden Erfolg, daß dreizehn Ausgaben auf einander folgen mußten, obgleich in Wahrheit bloß eine formelle Rettung vom alten Schwulſte, leichte Satire gegen die kraftübertreibenden Romanſchreiber, eine reinliche, richtige Sprache, aber nicht das Mindeſte von höherer Dichterkraft darin zu finden war. Die beſte Ausgabe iſt die, welche Ulrich von König 1727 beſorgt hat. Dieſer König, Johann von Beſſer und Benjamin Neukirch bilden einen Hofdichterkreis. König und Beſſer waren Ceremonienmeiſter in Dresden und wollten es nebenher in der Literatur ſein. — Beſſer war es früher auch in Berlin geweſen. — Neukirch, früher zu den Schleſiern gehörig, erzog Anſpachiſche Prinzen. Dieſe Herrn waren die nächſten Canitz'ſchen Früchte, die allerdings nur ſehr unbedeutend ſein konnten, da der Stamm ſelbſt äußerſt ſchmächtig, und nur

durch artige Gruppirung ſeines Laubes beliebt geweſen war. Zierliche, wäſſerige Verſe waren das nächſte Ergebniß, und Neukirch beſonders verlor durch ſeine höfliche Reform, denn früher in Hofmannswaldauſcher Manier hatte ſich doch mitunter ein kräftiges Gefühl durchgebrochen. Heräus, am Hofe zu Wien, ging gleichen Schrittes, Pietſch, Profeſſor in Königsberg, machte ſchon unerwartete Bewegungen. Er war Gottſched's Lehrer.

Aber dieſe Geſchmacksläuterung ohne Inhalt, die man beinahe eine Rückkehr zu Opitz nennen möchte, griff doch weit, und manche Literaturgeſchichte fängt die moderne Literatur bei Canitz an.

Canitzens Leben iſt neuerdings von Varnhagen im vierten Bande der biographiſchen Denkmäler erſchienen.

Hier alſo zum erſten Male ſehen wir einen Einfluß der modern-franzöſiſchen Welt, welche ſich unter Ludwig XIV. zu einer ſo glänzenden Proſa ausgebildet hatte, und von wo immer mehr und mehr alle Staaten Europa's, beſonders Deutſchland, moderne Sitte und Form annahmen. Das für alle Erſcheinung ſtets ſo begünſtigte Frankreich faßte zuerſt eine Welt wieder äußerlich und formell zuſammen, welche in der mannigfaltigen Proſabeſtrebung auseinander ging. Dieſe Faſſung geſchah nicht dadurch, wie es beſonders ſpäter der deutſche Geiſt verſuchte, daß eine Vertiefung geſucht worden wäre, ein Eindringen in alle die tauſend kleinen Herzkammern, in welche ſich das alte katholiſche Herz zerſplittert hatte, nein, ſie begnügte ſich mit Geringerem. Die kleinen Leidenſchaften des mannigfach neuen Herzens wurden zierlich in einander verſchränkt zu einem geſchmückten Tanze, alle die hundert neuen Partieen des Intereſſes mußten ſich die Hände reichen und ſich anlächeln; in Ermangelung der poetiſchen Nothwendigkeit gebot ein äußerer politiſcher Wille, der Staat und als Staat der Souverain. Die chriſtliche Idee, welche ſonſt die Welt vereinigt hatte, wich dem franzöſiſchen Könige, er knüpfte die Welt an ſich. Mit außerordentlicher Geſchicklichkeit ward das Detail dieſer neuen Welt zuſammengeſetzt, die Gewandung aus Rom und Griechenland genommen, das Ganze ward eine wohlklingende und wohl ſchimmernde Rhetorik, die leicht für Poeſie gelten konnte.

Es muß zugestanden werden, das Ganze war eine außerordentliche That. Richelieu hatte sie begonnen, Ludwig XIV sie vollendet, die philosophische Bestrebung aller Art, dichterische Talente wie Corneille, Racine, Moliere, hatten beigewirkt. Die Politik, die weltliche Macht, von Pabst Urban und den Jesuiten für einen nächsten Zweck begünstigt, hatte sich zu einer runden, selbstständigen Existenz erhoben, man fragte nicht mehr nach einer höheren Einigung, der Staat ward ein Alles erfüllendes Moment, und er ist es für die meiste heutige Bildung geblieben.

Das Ganze erinnert an das alte Sonnensystem, wo die Sonne sich um die Erde bewegt.

Es war ein genialer Versuch, die Prosa einer historischen Epoche auf den poetischen Thron zu erheben, es ist Außerordentliches dafür geleistet worden in einer graciösen französischen Literatur lebhafter Dichter, in einer Formen- und Gesellschaftswelt, die noch in dieser Stunde durch ganz Europa gilt, in einer Staatswelt, welche die größten Stürme überdauert hat, in den Thaten und Gedanken eines Friedrich des Zweiten, eines Napoleon Bonaparte, und eines Friedrich Schiller.

Wie unbedeutend trat dieser Gestaltendrang einer mächtigen Prosa bei uns auf in einem feinen Hofmanne, der so wenig dichterisches Zeug hatte. Aber war es Canitz allein? Keinesweges, die Luft dieses neuen Verhältnisses war schon über den Rhein gekommen, man fing an, so zu bauen, wie in Frankreich, die gesellige Sitte Frankreichs siedelte sich an in der höheren Gesellschaft, man ahnte das Geheimniß einer zusammen gedichteten Macht dahinter. Deshalb erhielt bald darauf Gottsched, der mit so geringer eig'ner Fähigkeit Ausgerüstete, einen so großen Zulauf und Einfluß, als er sich dieser französischen Schule anschloß.

Die ersten Spuren eines Antheils findet man ziemlich früh. Georg Greflinger, der schon gegen 1677 in Hamburg stirbt, hatte den Corneilleschen Cid übersetzt als „die sinnreiche Tragi-Comödia," genannt.

Der bei Gelegenheit des Gryphius erwähnte Schauspieldirektor Veltheim hatte Stücke von Moliere übertragen. Eine stärkere Einwirkung trat aber erst in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein. Um und um bleibt Gottsched die Spitze davon, und man darf nicht verkennen, daß sich dieser

Einfluß in der Literatur nie allein geltend machen, und den eigentlich allgemeinen literariſchen Sinn nie gewinnen konnte. Obwohl man ſich von der eignen Geſchichte nach Kräften abgeſperrt hatte, ſo behielt man doch im Grunde ſtets einen eigenthümlich poetiſchen Drang. Ja, als die Richtung unter Friedrich dem Großen auf den Thron kam, als dieſer Repräſentant derſelben durch ſeine ſonſtigen Thaten ganz Deutſchland begeiſterte, blieb er doch mit dem ausſchließend franzöſiſchen Geſchmacke völlig einſam. Der franzöſiſche Geſchmack drängte ſich von den höheren Ständen in's ganze übrige Leben herein, aber in der Literatur gewann er kaum eine augenblickliche, nie eine nachhaltende Macht. Ein feiner, philoſophiſcher Inſtinkt hielt unſere Nation von dem Glauben ab, daß in dieſer franzöſiſchen Dichterei die neue Welt zu einer wirklichen Poeſie bewältigt ſei, er witterte die graziös aufgeſchürzte Proſa dahinter, und ſchätzte namentlich die Literatur richtig. Denn die franzöſiſche Literatur war offenbar am Dürftigſten betheiligt worden von dieſer modernen Sammlung, welche ſich wirklich zu einer formell-poetiſchen Exiſtenz geſtaltet hatte. Der Umgang, die Sitte, das Leben, der Staat waren viel reicher verſehn, als der Vers. Wie viel Grazie, Talent und zuſammengetrag'nen Flitter mußten die Dichter verſchwenden, um ein klaſſiſches Produkt aufzubringen. Die Proſa ſelbſt in der Schrift, die Komödie, der Brief, ſie bildeten ſich bis zu einer wirklichen Klaſſicität, und darin bekundete ſich's dem Aufmerkſamen, welches Geiſtes Kind der ganze Aufſchwung war: eine Proſa, welche mit Genie der Poeſie ähnlich gemacht worden war, ein Bild der Poeſie, eine Repräſentation derſelben, aber ſie ſelber nicht.

Am deutſchen Norden ſcheiterte der Glaube daran, obwohl Friedrich, obwohl Gottſched in den Norden gehörten, obwohl die Oppoſition gegen Gottſched beſonders von der Schweiz aus geführt wurde. Im Norden war jener angeführte Inſtinkt zur damaligen Zeit der mächtigſte.

Als ob das Land erfüllt werden ſollte, ſehen wir in der neuen Geſchichtshälfte unſers Vaterlands die Urſprünge der Thaten und die Thaten ſelbſt ſich von Süden hinweg ziehen, welcher früher alleinherrſchend geweſen war. Luther, die ſchleſiſchen Schulen, Leibnitz, die nächſte Vorbereitung zu einer klaſſiſchen

Literatur, finden wir im Norden. Alles kritisch Vorbereitende hat dort seine Macht. Die aus diesem Boden entspringende Schöpfung kommt dann wieder aus dem südlichen Theile, und als ob das Land nun ganz durchdrungen wäre, schlagen die Unterscheidungen in neuster Zeit zusammen, und es wird mißlich und unnütz, die Parallele fortzusetzen.

Aus dem nördlichen Bereiche ist aber noch einmal mit größerem Nachdrucke eine Figur hervorzuheben, die oben erwähnt ist, und um welche sich Vielerlei gruppirt. Dies ist Thomasius, der in Leipzig die deutschen Vorlesungen begann, und der mit praktischem Takte den Punkt traf, worin man sich die Franzosen zum Muster nehmen sollte. Die Ankündigung seines ersten Kollegiums in deutscher Sprache 1687 hieß: „Diskurs, welcher Gestalt man den Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen soll." Die Ausbildung der Muttersprache sollte man von Frankreich lernen. Er stiftete die erste deutsche Zeitschrift, dies unberechenbare Mittel, welches am Ende die ganze moderne Zeit beherrschte, und worin die volle Rüstkammer liegt, eine zersplitterte Zeit rasch zu verbinden. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts beginnt diese gleichzeitig zusammenfassende und zersplitternde Macht. Die erste Zeitschrift war in Paris entstanden, wo man eben in Ludwigs Zeit das Bedürfniß fühlte, eine rasche Sammlung zu versuchen, es war das **Journal des Savans**, Paris 1665, welches sich bis mitten in die Revolution hinein, bis 1792 erhalten hat. Leipzig folgte zunächst mit den „**Acta Eruditorum**" 1682, und England mit „**Weekly Memorials**," zwei Jahre später Bayle in den Niederlanden mit seinen „**Nouvelles**."

Ein lateinisches Blatt hilft Euch nichts, sagte Thomasius, und so begann er seine „Freimüthige, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken über allerhand Bücher und Fragen." Halle und Leipzig 1688. Es war eine Monatsschrift, die schnell Nachahmung weckte.

Dieser Mann hat mit einem gesunden Verstande, mit einer unbeschreiblichen Rastlosigkeit und Thätigkeit, mit einem durchaus praktischen Verfahren die größte Wirkung hervorgebracht. Er erscheint oft wie ein kleiner Luther, nur ohne Luthers Poesie. Nicht so begabt wie die spekulativen Philosophen, denen er eigentlich entgegenarbeitete, weil er die Philosophie populär haben

wollte, erbaute er ſich doch ein Syſtem, was beſonders auf Sitten- und Rechtslehre ausgeht, und worin Manches der ſpäteren Kant'ſchen Lehre begegnet. Er verwarf die mathematiſche Beweisform in der Philoſophie, welche ſein College in Halle, Wolf, bis zur Spitze ausbildete. Alles, Gelehrſamkeit, Religion, Weisheit mußte einen praktiſchen Zweck haben. Gut iſt ihm, was erhält und vermehrt, böſe, was zerſtört und vermindert.

Seine Anſicht über die Myſtik charakteriſirt ihn am Beſten, ſie iſt ihm ſehr lobenswerth, in wiefern ſie über der Grenzſcheidung der Offenbarung und der Vernunft feſthält, aber ſehr verwerflich, wenn ſie eine gänzliche Vernichtung der Vernunft bezweckt, und durch eine dunkle unverſtändliche Terminologie weiter nichts als nur die Wiſſenſchaft an ihren Fortſchritten hindern will.

Das völlige Vorbild eines genügend aufgeklärten Mannes, wie ihn Deutſchland noch heutiges Tages aufweiſ't, iſt Thomaſius. Mehr rechtlich als gläubig, und doch nicht eben ungläubig, ſchonungsloſer Verfolger des Aberglaubens, ſinnig, ſo weit es nicht gar zu nahe an die Faſelei tritt — er empfahl zum Beiſpiele für praktiſche Philoſophie die Phyſiognomik, und hätte wahrſcheinlich donnernd gegen Lavater geſchrieben, — mußte er einen außerordentlichen Eindruck machen, den theologiſchen und gelehrten Stand oft in Wuth ſetzen, die unbefangene Mehrzahl meiſt gewinnen. In ſeinen vielen Gelegenheitsſchriften war er ſpöttiſch, muthwillig, immer verletzend. Daß ſein Deutſch noch eine unſaubere Miſchung war, iſt ſchon geſagt. Trotz dem gab ſein Anſtoß die größten Folgen, die Poſition, welche er, nach Halle überſiedelnd, als Direktor dortiger Univerſität, Wolf neben ſich habend, einnahm, war ein letzter Wendepunkt für alte Zeitreſte. Was noch von alter Tradition des Volksglaubens übrig war, das vernichtete er ſchonungslos, und es iſt ein Glück zu nennen, daß er mit ſeinem ſchonungsloſen praktiſchen Sinne meiſt nur wirklich Gefährliches und Bedenkliches traf. So erlag der Hexenproceß und der Teufelsglaube ſeinen Streichen.

Daß neben ihm in demſelben Falle die Wolf'ſche nüchterne Beweisphiloſophie herrſchend wurde, gab in Verbindung mit des Thomaſius Anſtoß der Zeit eine immer ſchreiendere Farbe von Proſa.

H. Luden hat 1805 eine Lebensbeschreibung des Thomasius herausgegeben.

Eine entschiedene Opposition gegen das Fleisch der schlesischen Schule bildeten die Pietisten, die sich in der protestantischen Kirche absonderten. Spener gilt für den Vater derselben, er stiftete in Frankfurt a. M. die Collegia pietatis, wovon wahrscheinlich der Name entnommen ward. Es handelte sich dabei nicht um eine eig'ne poetische Schöpfung, wie das oft bei begabten Mystikern der Fall ist, sondern nur um einen strengen Anschluß an die biblische Theologie, zu der sich ein streng sittlicher Sinn flüchtete, der einen lebhaften Drang zur Aeußerung empfand. Diese Richtung erweckt in einer zum Höchsten reichlich bewegten Welt des Innern leicht Anstoß, weil sie die menschliche Thätigkeit in einer lähmenden Weise beschränkt, hier aber darf man sie im historischen Zusammenhange günstiger ansehn. Sie bezeigt das Verlangen nach einer positiven Poesie neben der allgemeinen Auflösung, vorzüglich aber neben einem überhand nehmenden Bestreben der Nüchternheit, welche den Menschen von aller höheren Verknüpfung trennen will. Daß sie schöpferisch, unmächtig, daß sie auf eine sittliche Existenz beschränkt bleibt, daß sie später ausschließend wird, und in einer poetisch bereicherten Welt immer derselben Litanei Geltung und einzige Geltung verschaffen will, darf ihren Urhebern nicht zugerechnet werden.

Im formell literarischen Kreise darf sie auch auf Beachtung Anspruch machen, weil sie auf die deutsche Prosa angewiesen ist, und in dieser, welche seit Luther im Ganzen vernachlässigt worden, sich ausdrückt. Leider ist von ihrem Gelingen darin nicht viel zu rühmen, Spener, der 1705 als Probst in Berlin stirbt, verräth in seinem schleppenden Stile weder besondere Kraft noch besonderes Talent. Frischer und lebendiger ist schon August Herrmann Franke, der bekannte Stifter — 1698 — des Hallischen Waisenhauses. In seinen Predigten ist mehr dringende Wärme. Guerike in Halle hat 1827, just 100 Jahre nach Franke's Tode, das Leben desselben herausgegeben. Das Leben Spener's erschien 1828 von Hoßbach, und als Bedeutendstes wird

neben seinen Predigten ausgezeichnet: „Evangelische Lebenspflichten bei den sonn- und festtäglichen Evangelien."

Frisch, mannigfach und in der Lebendigkeit zuweilen schöpferisch ist der aus Schwaben stammende Mönch Ulrich Megerle, der 1709 als Hofprediger in Wien stirbt, und allgemein bekannt ist unter seinem Ordensnamen Abraham a Sa. Clara. Sein „Merk's Wien!" was er 1680 herausgab, und was sich auf den Pestzustand bezog, der ein Jahr vorher da gewesen war, sein „Judas der Erzschelm," eine Art satirischen Romans, der erst 1828 wieder herausgegeben ist, „Ganz neu ausgehecktes Narrennest," „Etwas für Alle" sind das Wichtigste seiner Hinterlassenschaft. All diese Sachen sind als seine sämmtlichen Werke 1835 in 4 Bänden zu Passau erschienen. Seine Hauptwerkstatt war aber die Kanzel, von welcher herab er seine Strafpredigten in der kernigsten, derbsten, ungewähltesten, aber reichsten Sprache hielt. Man hätte frühzeitig an diesen sprachlichen Punkt bei ihm gehen sollen, welcher der wesentliche und ergiebige für die Literatur ist, und aus welchem der Sprachschatz reichlichen Zufluß gewinnen konnte.

Was für die Sprache übrigens gethan wurde in „Grundsätzen," „Wörterbüchern" und dergleichen, ist bei der ersten schlesischen Schule schon vorgreifend erwähnt, und es wäre zu den Harsdörfer, Zesen, Gueinzen, oder Gueinz, den Schottel und Stieler etwa noch Weise zu nennen, der „cürieuse Gedanken von deutschen Briefen" hat, Bohse, genannt Talander, Herrn Hunolds Lehrmeister, der „Musterbriefe" schreibt, wie einer zum Beispiel um Verzeihung bittet, der sich in Gesellschaft eines zarten Frauenzimmers betrunken, was der Talander-Hunold'schen Partie wohl öfter begegnen mochte; Bödiker, ein Rektor in Berlin, und Steinbach, ein Doktor der Medizin, von denen jener eine Grammatik, dieser ein Wörterbuch herausgab. Die oben bei Opitz genannten sind aber werthvoller.

Den Romanen kommt der englische Robinson von Daniel de Foe zu Hilfe, welcher 1721 verdeutscht wird, und außerordentliche Theilnahme gewinnt. Die Robinsonaden aller Art, eine preiswerthe Stilübung und Jugendlektüre, wurden dadurch geweckt und in diesem Gefolge erschien auch die bekannte „Insel

Felsenburg," welche der Stolberger Kammersekretair Schnabel 1731 zu Nordhausen drucken ließ.

Die eigentliche Geschichtsschreibung kommt nicht über ein fleißiges Auffassen des Aeußerlichen und chronikartiges Darstellen desselben hinaus, wie aus Hiob Ludolf's „Schaubühne der Welt" und Abelin's Theatrum europaeum zu ersehen ist. Eigentlich historischer Stil findet sich noch am Besten bei dem oben erwähnten Siegmund von Birken. Christoph Lehmann, Verfasser der Speierschen Chronik, Zacharias Theobald, der eine Geschichte des Hussittenkriegs schrieb, und die in die Zeit Opitzens gehören, und zum Theil da genannt sind, Bogislav Philipp von Chemnitz, von dem ein „schwedischer Krieg," — stirbt 1678 — Friedrich Frisius, der über die Eroberung Magdeburgs schmucklos berichtet, werden alle nur der Vollständigkeit wegen angeführt; ein redenswerthes Moment stellt sich weder in Auffassung noch in Darstellung bei Historikern heraus. Nur Gottfried Arnold, der bereits beim Kirchenliede der ersten schlesischen Schule erwähnt ist, macht mit seiner „Unpartheiischen Kirchen- und Ketzerhistorie" in drei Bänden eine rühmliche Ausnahme. Er gehörte zur Partie der Pietisten, legte aus theologischem Bedenken seine Professur in Gießen nieder, und starb 1714 als Prediger in Perleberg.

Die Maskow und Bünau, welche deutsche Geschichte schreiben, und die schon als eigentliche Geschichtsforscher auftreten, gehören der Zeit nach in den zunächst folgenden Raum, da Maskow, Professor in Leipzig, 1761, und Bünau, Minister in Weimar, 1762 stirbt.

Im Drama wurde außer durch Lohenstein nichts gewonnen, denn Dedekind wärmte nur die Mysterien auf, und die Hallmann, die Christian Weise, und Henrici, von denen der erste à la Gryphius Trauerspiele und Schäferspiele, Weise Schulkomödien, Henrici satirische Stücke schrieb, sind nicht bedeutender Rede werth, obwohl Weise nicht ohne Laune und natürlichen Takt, Henrici nicht ohne Witz war. Jener erhob sich nicht über das Unbedeutende und das galante Geschwätz, dieser nicht über die Rohheit seiner Zeit. Den Stoff anbetreffend waren die Haupt- und Staatsaktionen aufgekommen, wo man die Großen schildert. Singspiele wurden immer beliebter, der italienische

Text ſiegte bei den Opern, und auch das Ballet kam auf. Dieſe Neigung zu Italien und zu Sinnenlockung hing entfernt ebenfalls mit Vorliebe und Tendenz der zweiten ſchleſiſchen Schule zuſammen.

Die Literarhiſtoriker pflegen ſehr zu bedauern, daß in dieſem Zeitraume gar keine Fabeln gemacht wurden. Denn Hagedorn gehört in den folgenden.

Digitized by Google

Geſchichte

der

deutſchen Literatur

von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Hallberger'ſche Verlagshandlung.
1839.

Digitized by Google

21.

Uebergang zur Klassik.

1.

Die Leipziger und die Schweizer.

Herkömmlich und wohlklingend wird dieser Abschnitt die Morgenröthe der deutschen Literatur genannt. Er umschließt von Hagedorn bis Klopstock alle die lebhaft, ja enthusiastisch auftretenden Versuche, auf alle Weise und um jeden Preis eine deutsche Literatur in Poesie zum Druck und in's Leben zu bringen. Der leidliche Vers wird mehr und mehr wieder eine National-, eine Gewissenssache.

Es gelang nirgends, ein großes nachhaltiges Gesetz dafür aufzufinden, die Talente gehörten mehr redlichen als genialen Leuten, der Abschnitt ist ein kritischer Versuch, ein Uebergang; allerlei Themata in allerlei Tonweisen wurden angestimmt, und die Theilnahme war so groß, daß sich bis in die zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts ein klassisches Lob dafür erhalten hat. Die redliche Absicht, klassisch zu sein, galt den Mitlebenden für die klassische That, so überlieferten sie's den Söhnen und Enkeln, und Haller und Cramer, Zachariä und Ebert galten für Namen, des besten Marmors würdig.

Es hat etwas wirklich Rührendes, bei jeder neuen Ausgabe eines Haller in Noten dargelegt zu sehen, was in einem Worte, einem Verse oder Reime der Klassicität halber geändert worden sei.

Dieser Uebergang entwickelt sich also in breitem, langsam und sorgsam weiter gefördertem Detail.

Wie im Reformintereſſe Wittenberg, später Jena und Helmstädt, so wird jetzt Halle Mittelpunkt des Ueberganges, und von Halle übernimmt zunächst Göttingen die Aufgabe.

Wenn man sich nach einem Mittelpunkte des damaligen geistigen Lebens umsieht, auf den sich dieser klassische Dilettantismus stützt, so erblickt man den Freiherrn Christian von Wolf der 1679 in Breslau geboren wird, und 1764 in Halle stirbt. Auffallenderweise also noch einmal ein geborner Schlesier. Er blieb in Deutschland siegreicher Haupterbe jener philosophischen Wendung, welche nach Reform der Kirche sich über alle positive Kirche hinaussetzte, sie entweder ganz übersah, oder einem großen Herrn gleich Dies oder Jenes als Konceſſion gewährte. Diese philosophische Erbschaft war nun in Wolf zu einer magern Verstandesfigur zusammengetrocknet, von der geistigen Oberherrschaft kam also den dichterischen Versuchen kein füllendes, schwellendes Leben zu Hilfe. Man glaubte von Wolf, er entwickele die Leibnitz'sche Philosophie. Wäre dies in wahrem Umfange der Fall gewesen, so hätte der poetische Versuch einen vollen Zufluß erlangt, denn nach Spinoza war doch in Leibnitzens innerer Welt die reichhaltigste Bewegung, eine individuelle Gliederung, ein weiter und interessant bevölkerter Raum. Aber Wolf, mit scharfer Verstandeskraft begabt, der Tiefe indessen ermangelnd, faßte die Nachfolge Leibnitzens nur in der Form, der Inhalt ward ein ganz ordinaires Verstandesbewußtsein, was aus der gewöhnlichen Erfahrung auswählend den nöthigen Stoff verschaffte.

So kam's, daß sich der edle Drang dieser Zeit nirgends über den Umkreis einer gewöhnlichen Welt erheben konnte, denn der herrschende philosophische Gedanke ist der Umkreis, aus welchem nur das Genie hinausreicht, und solche Genies besaß die Epoche nicht. Dieser Umkreis war ein durchaus prosaischer, ein verständiger, und so gab jener Drang den Anblick, als wenn ein gewöhnlicher Mensch mit gewöhnlichen Armen fliegen will, und sich doch nicht von der Erdfläche erheben kann.

So sehen wir allerdings die philosophische Wendung noch fortwirken, aber wir müssen uns mit einer formellen Anregung begnügen. Zu gutem Glücke bediente sich dies mathematische Verstandesprincip Wolfs der deutschen Sprache, und in seiner Deutlichkeit, Klarheit und Schärfe bildete es eine kritische Gewalt, welche unberechenbar auf eine Zeit einwirkte, die sich aus dem Neuen und Groben eine neue Literatur wiederzugebären trachtete. Durch Wolf wird alles formell Logische nach allen Seiten deutsch festgestellt, und der Literatur ein fertig geschnitztes Begriffsmodell an die Hand gegeben, dessen sie sich als brauchbaren Instrumentes bedienen konnte. Er gab das Handwerkszeug zu jenem Schiffe, was auslaufen sollte, um eine neue poetische Welt zu finden.

Einen tieferen, einen poetischen Inhalt fand aber die strebsame Literatur nicht vor, wie alles Vorausgehende deutlich genug darlegt. Der Religionsglaube war dahin, und man bewegte sich nur in den kleinen Verschiedenheiten, ob nicht Einiges von der Tradition, wohl zugeschnitten, aufgefaßt werden könnte, oder ob Alles wie ein alter Kram hinzugeben sei.

In Wolfs Leben stellt es sich dar, wie trostlos es in diesem Punkte aussah: protestantischen Eiferern, Joachim Lange an der Spitze, galt er für den Erbfeind der Religion, und sie brachten es 1723 dahin, daß er unter Bedrohung des Stranges binnen 24 Stunden Halle und das Land verlassen mußte. Siebzehn Jahre darauf ward er, derselbe unreligiose Philosoph, mit Ehren zurückberufen, ward drei Jahre später Kanzler der Universität und 1745 Reichsfreiherr. So schwankend und haltlos stand es mit der kirchlichen Forderung. Die Pietisten blieben schwach, und bewiesen keine Schöpfungsfähigkeit. Was sich aus der formell protestantischen Kirche gegen die glaubensfeindliche Verstandesphilosophie erhob, wie Joachim Lange, das handthierte eben auch nur mit ein Paar Konfessionsformeln, wie sie sich aus den Religionsstreitigkeiten in die außen bestehende Kirche geordnet hatten, und denen nichts tiefer Lebendiges inne wohnte.

Von daher also konnte die Literatur nichts gewinnen. Und der Staat? Der Staat schwamm als ein herkömmliches Institut, was lose zusammenhängt, hin und her, wie es eben die Strömung von außen mit sich brachte. Die Kriege Ludwigs XIV.,

rein politische, hatten allgemeine höhere Haltpunkte verwischt, man sicherte nur eben das Nächste. Das Reichsbewußtsein, die Erbschaft des Mittelalters, war längst eben so verloren, wie die Poesie des Mittelalters. Die Kaiser waren österreichische, sicherten ihre Erbländer, und so that jeder andere einzelne Fürst. Schöne Provinzen des Reichs gingen an Frankreich verloren; wenn man sich zu einem allgemeinen Kriege vereinigte, so war's das Interesse einer Erbschaft oder sonst eines lediglich äußeren Vortheils, von der poetischen Idee eines nationalen Verbandes war keine Faser mehr übrig. Und so war es nichts Befremdliches, daß im spanischen Erbfolgekriege deutsche Fürsten für Ludwig fochten. Wie die alte Kirche aufgelöst hatte, und in den neuen Kirchen jede einzelne Ansicht geltend gemacht wurde, so ging auch der alte Staat in die Reform des einzelnen Vortheils über, jeglicher nächste Gewinn ward erstrebt, und die Einigung zu einem Staatssysteme blieb dahin gestellt. Augenblickliche Klugheit statt des Staates, augenblicklicher Verstand statt der Kirche regierte in tausendfacher Aeußerung, — wie hätte da die Literatur eine Einigung zur Poesie gefunden? Sie sah sich also darauf angewiesen, allerlei neue, eigene Wege poetischen Schwungs aufzusuchen, sich an das nächste herrschende Bewußtsein des philosophischen Gedankens anzuschließen. Was konnte unter solchen Umständen der Wolf'schen Macht Eintrag thun?

Daß die französische Welt nicht noch verführerischer einwirkte, ist sehr zu verwundern. War diese neufranzösische Ludwigsexistenz auch innen hohl, in den höchsten Anknüpfungen hin und her schwankend wie ein Schiff ohne Steuer, bald ohne Religion, bald von Verstandesreligion, bald von Maintenon-katholischer bewegt, sie war doch geschickt in ein lockend Haus zusammengezimmert, sie bot doch ein fertiges Ansehen, sie war doch ein schimmernder Glanz der Prosazeit, und sie ward an unsern Höfen in Einzelnheiten beliebt, in lockenden Punkten nachgeahmt, sie ward von geschickten Parteien auch auf die deutsche Literatur angewandt.

Aber unserem ganzen Volke fehlte doch die Leichtigkeit und Leichtsinnigkeit, sie als ein erfülltes neues Weltwerk im Ganzen aufzunehmen. Just in dieser suchenden Epoche versäumten es gesunde Talente nicht, sich dagegen zu stemmen, weil sie einsahen,

oder doch ahneten, wie wenig sich diese bloß zierlich-fertige Welt mit dem tieferen Nationalwesen und Bedürfnisse der Deutschen vertrüge.

Was war nach alle dem in Wahrheit für unsere Literatur geboten, als daß man sich eines geschulten Verstandes bediente, um irgend was Leidliches hervorzubringen? Dies war der glücklichst gewählte Inbegriff dieser Epoche. Genug, daß diese kritische Bestrebung doch ziemlich allgemein, ja mehr und mehr mit einem völligen Feuer betrieben wurde. Daß man glaubte, in dieser versuchenden Bestrebung zunächst schon eine neue Poesie gefunden zu haben; der Irrthum war verzeihlich, und die nächste Folgezeit war stark genug, in ihm nicht zu ruhen.

Die stets Viel fordernde und Viel versprechende Humanistik, die sich in wirklicher Schöpfung stets machtlos erwiesen, trat wieder mit in die Reihe und brachte von Neuem jene philologische Literatur auf's Tapet, welche man täuschend so gerne die klassische Richtung nennt. Sie wies auf Griechen und Römer und jetzt, wo man wirklich allerlei Gutes brauchen konnte, sei's woher es sei, um daraus für einstig eigene Schöpfung irgend ein Splitterlein zu gewinnen, jetzt hatte sie doch mehr denn je ihr Förderliches. Glücklicherweise geriethen einige ihrer Anhänger auch zur Abwechselung auf englische Muster, wie Bodmer und Breitinger, und brachten auch hiermit einen brauchbaren Beisatz zu der kritischen Gährung, wenn auch manches Leere, wie Pope und Aehnliches mit eingeschmolzen wurde.

Auf der diesmaligen Wetterscheide der Literatur fruchteten die humanistischen Ansichten besser denn je, weil sie später in die Hände wirklicher Talente übergingen, welche in eigen schaffender Kraft nur das wahrhaft Ewige aus den alten Klassikern empfingen, nicht allerlei frühere Schale und Leibeszuthat für das Nachzuahmende ansahen. Die jetzt auftretenden Humanisten haben auch wirklich einen gesünderen Takt, als die leeren Franzosenempfehler, eben weil diese leer waren. Denn das Zeitgemäße und darum Aechtere lag diesen, den letzteren, im Grunde näher, wenn ihnen der poetische Hauch dienstbar gewesen wäre, diese geformte neue Ludwigswelt eigenthümlich und hinlänglich zu beseelen. Das fehlte ihnen, und so ward jenes humanistische fernere Hilfsmittel bedeutender. Denn die Gottsched und Genossen

erkannten nicht einmal das wirklich Abgerundete der neuen französischen Welt, und das Konsequente darin, wenn denn einmal aus bloß politischem Belieben ein neuer Lebenskreis gefaßt werden sollte, sie ergriffen nicht die positive Größe der modernen Gestaltung, dazu selbst waren sie zu arm, sondern sie wollten nur von jener Außenwelt das Aeußerliche einführen, obendrein mit Uebergehung alles ursprünglich Deutschen in Anschauung und poetischer Farbe. Der deutsche Ausdruck war Alles, was ihnen vom Vaterlande brauchbar schien.

So viel Nationalbewußtsein war aber im innersten Kerne, der nur etwa von Volksliedern und Volksgeschichten ernährt wurde, übrig geblieben, daß dieser Versuch scheiterte, uns als poetische Nation zu schleifen. Der endlich siegende Gang aus dieser Epoche heraus ward also der: nach guten Mustern der Griechen und Engländer sich an den heimathlichen Sinn anzuschließen, und solchergestalt wenigstens eine poetische That im Einzelnen zu wecken.

Wie war es gekommen, daß dieser nationale Zusatz noch einmal mächtig werden konnte, der so lange ganz und gar verschwunden zu sein schien? Mit stets wiederkehrendem, stets betontem Nachdrucke ist er oben im Anfange unsers literarischen Lebens hervorgehoben und gefordert worden. Warum verschwand er denn? Die Hauptstaaten Europa's gaben sich einer gleichmäßigen Ueberlieferung des römischen Christenthums hin, bei aller höheren Lebensfrage schwand der nationale Unterschied, und in jenes allgemeine Bewußtsein tief hinein bildete sich die katholische Poesie des Mittelalters; nur Nüancen blieben übrig. Man mußte abstehen von der streng nationalen Forderung, sie wurde eine Ungerechtigkeit, sobald einmal der Eingang überschritten, und die Konsequenz geweckt, und auf diesem Wege eine geschlossene, poetische Existenz gewonnen war. Als sie in der Reform gesprengt wurde, und sich das Leben wieder einzeln von vorne aushob, da eigentlich trat erst die nationale Frage und Folgerung gerecht wieder auf. Nun bedurfte man zunächst eines umgrenzten Volksumkreises, um in solcher bereits gegebenen Form und Gesinnung sicher und leicht eine neue Glaubenseinigkeit auszubilden. An die Stelle der europäischen Allgemeinheit, an die Stelle des eigentlichen Katholicismus sollte die Nationalität in

ihrer runden Fertigkeit treten. Aber die Geſchichte holte weiter aus, die Nationalumkreiſe ſonderten ſich nicht einig ab, Katholicismus und Proteſtantismus rang durcheinander, und in Deutſchland ward er zu keiner Einheit irgend einer Art unterjocht. In Frankreich und England geſchah das, und deshalb ſind dieſe Nationalitäten in der modernen Zeit ſo kompakt geworden, und bei ihnen iſt es ein auf der Hand liegender, klarer Begriff, wenn von Nationalität geſprochen wird. Bei uns iſt er das nicht. Er iſt feiner ſchattirt, geht mehr in eine verborgenere Innerlichkeit, weil er ſich nur in der höheren Bildung und im Sprachverbande fortpflanzen konnte. Deshalb wird in Deutſchland ſo viel Unweſen mit dieſer Forderung getrieben, die in plumpen Händen leicht das Thörichte, uns nicht Nationale wird. Deshalb, eben weil dieſe Nationalität nicht ſo zur fragloſen Einheit gedieh, wird ſie von den beſten Geiſtern unſerer Nation nicht ſo als ein abgemachter, ſtets gleichmäßig zu verſtehender Begriff häufig angewendet, wie es der Franzoſe und Engländer füglich thun kann, und wie es bei uns die Mittelmäßigkeit thut. Er iſt vielmehr wie ein Heiligthum nur den wichtigſten Momenten vorbehalten, wo aller Eindruck koncentrirt und geſteigert iſt, und wo es mit Leichtigkeit von den Gebildeten und Ungebildeten verſtanden wird, daß mit dem Worte Deutſchland dennoch eine tiefere, innerlichſte Gemeinſchaft ausgeſprochen ſei.

Unſere Literatur wäre beſonders in neueſter Zeit von vielem Gepolter befreit geblieben, wenn nach der Reform eine nationale Einheit durchgedrungen wäre; in England mähte ſich der Proteſtantismus zu einer ſolchen durch, in Frankreich erzwang ſie Ludwig XIV. durch Dragonaden im wenigſtens äußerlichen Intereſſe der katholiſchen Kirche. Bei uns ſchleppte es ſich, und blieb ſchleppend, nachdem der dreißigjährige Krieg keinen entſcheidenden Sieg gegeben hatte. Aus dem Gröbſten heraus erholte ſich unſer poetiſches Intereſſe in den ſchleſiſchen Schulen von der Kriegsverwüſtung, und jetzt in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kam das nationale Moment in der Literatur wieder in ſo weit zur Frage, als es Nichtſcheit für eine Literatur ſein konnte, die ſich neu aufbaute.

Unabhängig herrſchend konnte es nicht mehr werden, und es mag den Männern jenes Ueberganges ja nicht zum Vorwurfe

gemacht ſein, daß ſie nicht eine Deutſchthümelei angeregt haben. Durch Reform, durch Politik, durch die moderne Philoſophie war Frankreich, England und Deutſchland von Neuem ſo in einander verſchwiſtert und verſchlungen, daß eine leidenſchaftliche Abſonderung ſchon damals beinahe eben ſo thöricht geweſen wäre, wie ſie es heute iſt. Die Aufgabe ſtellte ſich ſchon eben ſo, wie ſie heute ſteht: den Fortſchritt aufnehmen, aber nur ſo, wie er nationalcharakteriſtiſch verarbeitet werden kann, von Fremden gewinnen, aber nur die Eigenthümlichkeit mitten hinein, auf der Eigenthümlichkeit für und für beruhen, aber keinen Popanz daraus machen.

Es begegneten ſich ſogar beide Parteien damals in dem einen Punkte, die Leipziger und die Schweizer Partie, die alte Nationaldichtung aufzuſuchen und in Ehren zu halten, ja Gottſched that darin faſt noch mehr als ſein ſchweizeriſcher Gegner.

In dem Vorſtehenden iſt das Rüſtzeug enthalten, deſſen man ſich zur Vorbereitung einer klaſſiſchen Literatur bediente. Dem aufmerkſamen Auge mag klar ſein, daß für eine allgemeine Verdichtung zu einer neuen Poeſie im Ganzen und Großen die Hilfsmittel keineswegs ausreichten. Man iſt im eigentlichen Grundſatze um kein Haar weiter als Opitz: man hält ſich an den Geſchmack, man ſucht ſich ihn leidlich auszubilden, und mit ihm dann weiter zu helfen. Die dazwiſchen liegende philoſophiſche Zeit trug das ihrige bei, man war geſchulter denn früher, aber im eigentlichen Inhalte war noch nichts weiter gewonnen.

So kam es, daß auch dieſe Epoche noch nichts dauernd Muſterhaftes, was man Klaſſiſches mit einem Worte nennt, hervorbringen konnte. Ja, die nächſte war genöthigt, immer wieder über das Princip von Neuem anzuheben, ſich immer wieder eigene Kreiſe der äſthetiſchen Exiſtenz zu ſichern, und mit dem perſönlichen Genie ſich einen klaſſiſchen Umkreis zu bilden. Darauf hindeutend iſt ſchon im Früheren einmal geſagt, daß wir auch in unſerer beſten modernen Zeit nur partienweiſe der eigentlichen Poeſie habhaft werden.

Tritt man zu den Perſonen dieſes Ueberganges, der ſich ſchon in Chriſtian Weiſe und Morhof aushob, ſo erſcheinen gleichzeitig

im Norden und Süden zwei Männer, an welchen überaus deutlich erkannt werden mag, in welcher weit verschiedenen Art poetisches Genüge aufgesucht wurde. Das ist Hagedorn und Haller. Beide horchen auf Lohenstein, Beide wollen weiter, und versuchen es auf weit auseinander gehenden Wegen.

Friedrich v. Hagedorn 1708 zu Hamburg geboren, sieht sich aufmerksam in französischer und englischer Literatur um, lebt als Geschäftsmann lange in London, neigt weniger zu Principienprüfung, genießt heiter, und verarbeitet leicht, was ihm die Außenwelt, was ihm die Natur bietet. Er ist fast unberührt von dem schweren Streite der Leipziger und Schweizer, welcher noch in seine kräftigste Lebenszeit hineinfällt, feilt und säubert an seinen leichten Liedern, poetischen Erzählungen und Fabeln, und gewinnt eine größere Bedeutung dadurch, daß er fortwährend producirt, während man über das Wie? streitet und Wenig zum Vorschein bringt, daß er ferner mit der glücklichsten Sorgfalt Sprache und Reim immer glatter und reiner bildet. Eine Neigung zu heiterer Sinnlichkeit ist ihm von Lohenstein her stets verblieben, wie wir denn jenes Schlesiers Einfluß noch vielfach fortwuchern, und besonders seinen inneren Schwung nach mancher Seite hin anregen sehen.

Eine auffallende Familienähnlichkeit mit dem späteren Wieland, hat Hagedorn, sowohl in leichter, naturalistischer Fassung der Welt, als auch in gewandter Sprache, in geschickter Aneignung des Fremden, in graziöser, wenn auch nirgends großer Manier, zu denken, zu wenden und anzuschauen. Man nennt ihn schon beim ersten Nachwuchse der Lohenstein'schen Schule, und er erlebt noch den Klopstock'schen Messias, obwohl er nur 46 Jahre alt wird, und 1754 stirbt. So ist er die eigentliche Prosa des Uebergangs, welche weder von der Schwäche, noch von der Stärke dieses Zeitraums recht überwältigt wird. Eschenburg hat sein Leben beschrieben.

In gleichem Jahre mit ihm zur Welt kommend, ihn aber weit überlebend und ganz und gar anders artend ist Albrecht Haller, den der Kaiser 1749 zum Herrn von Haller macht. Er stammt aus Bern, ist ein Frühpoet, der schon als Knabe nach Lohenstein'schen Mustern dichtet, in allen Reichen des Wissens sich später herumbewegt, für Göttingen als Gründer und Förderer medicinischer Anstalten, der „Götting'schen

gelehrten Anzeigen," der „Gesellschaft der Wissenschaften" äußerst wichtig wird, und in seinem Vaterlande, der Schweiz, ein hohes Alter als ernster Geschäftsmann erreicht. Er ist mannigfacher von der Geistesstrebung seiner Zeit gepackt, und auf trübe, düstre Lebensansicht geleitet. Nirgends gelingt es ihm, sich aus reichem Stoffe zu einer geläuterten, wohlthuenden Fassung durchzuarbeiten; das haltlose einer ungeeinigten Welt herbe empfindend sucht er Trost in einzelnen Lehrpunkten, die sich starr um ihn her einrammen, und sein sehr mäßig dichterisches Talent verleiden. So ist denn vom eigentlichen Siege der Schönheit, dem Ziele poetischer Kunst, fast nirgend etwas in ihm zu finden. Einzelne Naturschilderungen aus seinem beschreibenden Gedichte „die Alpen" nähern sich ihm noch am Ersten, aber auch dies Gedicht, was aus einer botanisirenden Alpenreise entsprungen ist, bleibt von den nützlichen Zwecken solcher Reise, von den herb lehrreichen Betrachtungen niedergehalten.

Haller ist als strebender, ernster, sich zusammenschnürender Mensch interessanter, als seine Dichtung, die sich nirgends von der groben, unpoetischen Lehre befreit, nirgends jenen erschütternden oder reizenden Zauber gewinnt, ohne den keine Dichtung bestehen kann.

Sein ernster, feierlicher Ton für das oft nur trivial Lehrreiche machte einer losen, suchenden Zeit ungebührlichen Eindruck und ist als Erbschaft lange durch die Literatur gewandert. Er hat Oden, Elegien, philosophische Lehrgedichte, z. B. „über den Ursprung des Uebels," und im Alter auch Romane geschrieben, die streng politisch sind. Der eine „Usong" lehrt, wie Despotismus durch Gemüthsadel gemildert wird, der andere „Alfred" vertheidigt die beschränkte Monarchie, und der dritte „Fabius und Cato" die Aristokratie. Um den großen Streit in der Literatur kümmerte auch er sich wenig, obwohl seine dichterische Bildung aus den Bestandtheilen erwachsen war, welche als Hauptmuster von der Schweizerpartei verlangt wurden, nämlich aus den alten Klassikern und Engländern. Freilich wurde ihm bei reiferer Einsicht der schwatzhafte Virgil lieber als der Homer, welcher den unbefangenen Knaben gelockt hatte, und bei einer streng protestantischen Moralansicht blieb es doch stets mehr das Aeußerliche als die Seele, welches ihm an den Alten gefiel. Ein reizbarer

Nervenbau überschlich ihn oft mit düsterer Hypochondrie, mit pietistischer Furcht, und im Alter ergab er sich ganz dem orthodoxen Protestantismus. Seine Stellung in Deutschland ist eigentlich viel größer durch die rastlose Gelehrsamkeit, von welcher er die wirksamsten Proben ablegte. So war er es, welcher zuerst die Boerhave'schen Vorlesungen drucken ließ, die er als Student in Leyden nachgeschrieben, er war's, der in der Medicin Anatomie und Botanik zu Ehren brachte, auch gestand er selbst, daß er sich nie für einen Dichter ausgeben möchte.

Dies Geständniß ist indessen nicht so wörtlich zu nehmen, die sogenannte poetische Täuschung war ihm leicht, sich für irgend einen jugendlichen abstrakten Gedanken in Verse zu setzen, den Ruhm, die Ehre als Nichtiges zu deklamiren, während er bald darauf das Gegentheil anerkannte. Jedenfalls war er eine sehr reichhaltige Erscheinung, eine außerordentliche Figur des damaligen Deutschlands, welche einen großartigen Gewinn bieten konnte, wenn dieser Reichthum in die Hände eines wirklich dichterischen Talentes gerieth. Wie verschiedenartig er in seiner ersten Wirkungszeit angesehen wurde, ehe sein protestantischer Dogmatismus alle sonstige Regung unterjochte, beweis't die Widmung La Mettrie's. Dieser materialistische, geistreiche Philosoph widmete ihm, ohne anzufragen, sein berüchtigtes, scharfsinniges Buch „L'homme machine," und Haller mußte sehr nachdrücklich auftreten, um dieser Gemeinschaft zu entgehen.

Seine Gedichte, die eilf Auflagen erlebten, gab er zuletzt unter dem Titel heraus „Herrn v. Haller's — nun folgen acht Zeilen Titel — „Versuch Schweizerischer Gedichte." Schweizerische, weil er sich nie ganz und gar von seinem unbehilflichen Vaterlandsdialekte freimachen konnte. Die Sprache all seiner Dichtung ringt mit einer rauhen Härte, und auch der Ausdruck erreicht, wie sein ganzes Wesen, nirgends den eigentlichen Wohllaut. Der kräftige Lehrgedanke imponirte aber dem Publikum. 1828 ist in Bern noch die zwölfte Ausgabe seiner Gedichte erschienen, und die Lebensbeschreibung, welche Zimmermann 1755 von ihm anfertigte, gilt noch jetzt.

Weil er und seine Sachen aus der Schweiz stammten, griff sie die Leipziger Schule heftig an. Noch in später Zeit wurde in dem „Journal von und für Deutschland" eine ganze Abhand-

lung über einen Haller'schen Vers „Unselig Mittelding von Engel und von Vieh" gedruckt. Breitinger schrieb eine Vertheidigung der „schweizerischen Muse."

Neben ihm wird noch der Durlacher Drollinger genannt, dessen Oden oft mit Haller's verglichen sind.

Es ist hier der Punkt, sich an die Personen selbst zu wenden, welche das kritische Centrum bilden, und um welche sich der Geschmacksstreit bewegt, an die Leipziger, welche Gottsched vertritt, und die sich an die neufranzösische Schule halten, und an die Schweizer, deren Vertreter Bodmer und Breitinger sind, deren Muster die Alten und die Engländer.

Gottsched.

Er wurde 1700 zu Juditenkirch in der Nähe von Königsberg in Preußen geboren. Sein Vater war Prediger, und schickte ihn nach Königsberg auf die Universität, damit er dort Theologie studire. Schon mit 14 Jahren kam er dahin, und es interessirte ihn bald Sprachkunde, Philosophie und schöne Wissenschaft mehr als Theologie. Er trat früh mit philosophischen Abhandlungen und Gedichten auf, und wurde 1723 Magister. Ein stattlich gewachsener junger Mann fürchtete er die Vorliebe des damaligen Königs für großes Militair, und entwich 1724 nach Leipzig. Dort gewann er die Theilnahme des gelehrten Burkard Menke, und erzog dessen Kinder; auch begann er bereits Vorlesungen über schöne Wissenschaften, die in der damals so strebsamen Zeit lebhaften Anklang fanden. Er griff darin die übertreibende Manier der zweiten schlesischen Schule an, was man von jener Zeit her Hofmannswaldau'schen und Lohenstein'schen Schwulst nannte, empfahl einen einfacheren Ausdruck, berief sich auf die Alten und auf die Franzosen, als die geschmackvollsten Nachahmer derselben. 1726 ward er Senior der in Leipzig bestehenden poetischen Gesellschaft, aus welcher er schon das Jahr darauf die „Leipziger deutsche Gesellschaft" bildete, die in dem vorliegenden kritischen Uebergange eine so große Rolle spielt. Sie weckte immer mehr den kritischen Antheil an der deutschen Sprache, und förderte die Bestrebung, selbige rein und zierlich

zu ſchreiben. Eine dünn dogmatiſche, aber klar ſichtende Begriffsphiloſophie, wie ſie von Wolf eingeführt, und größtentheils von Gottſched angenommen und dem literariſchen Läuterungsprozeſſe zugeſchnitten wurde, erwies ſich hierbei äußerſt hilfreich. Das Intereſſe des Publikums, dem dieſe neue Manier verſtändlich und einleuchtend war, wurde in einem bis dahin unerhörten Maaße gewonnen. Die Geſellſchaft ſuchte auch eine nationale Begründung darin, daß man die alten deutſchen Dichtwerke aufzufinden, die Sprache hiſtoriſch zu entwickeln trachtete, daß man ſich aber nur an die Sprache, nicht auch an ihren poetiſchen Inhalt wendete, gab ſpäter den Unterſchied, auf welchen die andere Partie verwies. Es findet ſich aber doch in dieſem Gange viel Würdigeres, als die ſchreiende Stimme ſpäter dem Gottſched zugeſtehen mochte. Man ſieht dieſen Mann meiſt in ſehr lobenswerther Thätigkeit, ſo lange er ſich in kritiſcher Anregung erhält; ſeine Schwäche beginnt da, wo er darüber hinaus will und auch für ſeine poſitiven Verſuche den beſten und einzigen Lorbeer heiſcht. Das Eine gelang allerdings dieſer Leipziger Schule nicht, Dichter zu erzeugen, und ſie erinnert darin an den alten Naturphiloſophen Paracelſus, der als Hauptthat von ſich rühmte, daß er einen Homunkulus zu fertigen im Stande ſei.

Gottſched entſagte ſpäter der „deutſchen Geſellſchaft" und ſtiftete eine neue, „die Geſellſchaft der freien Künſte." Er gab nun ſeinen Entwurf der Redekunſt, und ſeine „kritiſche Dichtkunſt" heraus. Dies war in den Jahren 1728 und 29, und von da begann ſein allgemeiner Ruf, denn ſo klar, beſtimmt und einfach war die Rede- und Dichtlehre dem Publikum noch nicht zu Handen gekommen. Es muß dies betont werden, da man bei der gewöhnlichen Anklage und bei der bloßen Anklage Gottſcheds niemals begreift, wie der Mann doch eine ſolche Bedeutung gewinnen konnte, um eine ganze Epoche, ſei es auch großentheils in Entgegnung zu bewegen. Er war ein praktiſch klarer, im Leben gewandter Mann, der aus einer ſicheren, kräftigen Perſönlichkeit heraus das nüchtern Verſtändliche kräftig darzulegen wußte, dem der allgemeine Drang nach nüchterner Verſtändigkeit, wie er in der Wolf'ſchen Philoſophie begrüßt wurde, zu Hilfe kam, der endlich in dem national Sprachlichen, ſo weit es auf den Verſtandesausdruck hinausging, einen richtigen Takt hatte.

Im Jahre 1729 machte er eine Reiſe durch den Norden, erwarb ſich durch ſeine ſtattliche Perſönlichkeit Anhang, und gewann zu Danzig die talentvolle Luiſe Adelgunde Victorie Kulmus, welche bald darauf ſeine Frau wurde, und das literariſche Geſchäft durch Ueberſetzung und eignes Erzeugniß mit noch beſſerem Erfolge führte als Gottſched ſelber. Der Spott über ſie iſt nicht ſo wohlfeil, wie gemeinhin angenommen wird, ſie beſaß in Wahrheit dichteriſches Talent, jedenfalls mehr als Gottſched ſelber, war eine ſehr gebildete, ſtarke Frau, und vernachläſſigte über Reform der Literatur ihr Hausweſen keineswegs. Beſonders ihre „Briefe" gewähren manchen intereſſanten Einblick. Dieſer Beitrag, das Haus, was Gottſched nun in Leipzig machte, und wo durch ſtarke Perſönlichkeit fortwährend ein ſtarker nächſter Einfluß geſucht und gefunden ward, die ununterbrochene Thätigkeit ſelbſt, — dies Alles hilft ebenfalls erklären, daß der Name Gottſched ein ſo viel bedeutender und ſo viel vermögender werden konnte.

Die Bezeichnung des Geſchmackes dieſer Partie mit dem Ausdrucke franzöſiſch und die Bezeichnung der Schweizer mit dem Ausdrucke klaſſiſch und engliſch hat übrigens für den oberflächlichen Verſtand ihr ſehr Mißliches. Man findet ſchon oben eine Andeutung, daß auch Gottſched die Alten kannte, und ſogar empfahl, es iſt ferner bei ſeiner Frau zu erwähnen, daß ſie eben auch aus dem Engliſchen überſetzte und derartige Muſter empfahl, wenn dieſe Muſter auch Addiſon's Cato und Pope's Lockenraub waren. Man muß alſo dabei ſtets auf einen tiefer liegenden Geſchmacksinſtinkt hinweiſen: Gottſched kam nicht über das äußerlich Formelle hinaus; ſeine deutſchen Studien hielten ſich mehr oder minder an das rein Sprachliche, und das Geheimniß des dichteriſchen Herzens blieb bei der deutſchen Literargeſchichte verſchloſſen; ſeine Theilnahme an den Alten beſchränkte ſich ebenfalls auf die Außenſeite, und er fand in der franzöſiſchen Verkleidung ein klaſſiſches Genüge. Selbſt an den Franzoſen traf ihn nicht das gewaltſame Enſemble einer modernen Welt, ſondern nur das anſpruchsvolle, hochklingende Wort dafür.

In ſolchem Sinne wendete er ſich auch an unſer Theater, und meinte, ein Weſentliches dafür gethan zu haben, wenn er eine äußere Form derſelben, wenn er den Hanswurſt abgeſchafft

hätte. Es entging ihm völlig, daß die Laune dieser Figur ein Ausdruck deutscher Laune sei, und immer wieder zum Vorschein kommen müsse, sobald die Bühne auf eine allgemeine Theilnahme des Publikums Anspruch macht. Dies nur konnte ihm vorschweben, wenn mehr untergelegt werden soll, daß die Bildung in feinere Tendenz und Wendung komme, als sie vom Hanswurst ausgedrückt wird, vom Hanswurst, der durch Name und Gestalt dem ordinairsten Sinne angepaßt ist.

In dieser Bedeutung mag selbst diese viel verlachte Scene, wie der Herr Professor Gottsched auf das Theater wirkt, von Werth und Wichtigkeit sein. Der Hanswurst hing übrigens auch mit der italienischen Vorliebe zusammen, welche durch die schlesischen Schulen gefördert worden war.

Um dieselbe Zeit, um 1730, gab er „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" heraus, worin schätzbare Materialien. Von den übrigen Schriften, deren sehr viele, da er rastlos schrieb, ist noch herauszuheben: „Erste Gründe der Weltweisheit," worin die Wolfische Philosophie verbreitet wurde. Später gab er eine eigene „Historische Lobschrift des vielhoch- und wohlgebornen Herrn, Herrn Christians, des h. Röm. R. Freiherrn von Wolf ꝛc." heraus, alsdann mit Uebergebung seiner vielen, die Sprachkunst betreffenden Bücher und seiner zahlreichen Uebersetzungen, Bayle's, Fontenelle's, Corneille's, Moliere's, Racine's, Voltaire's, den Madame Gottsched besonders gutirte, mit Uebergehung aller der literarischen Akten aus jener deutschen Gesellschaft und ihrer Nachfolgerin, müssen seine Vorräthe zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst gewürdigt, und es muß der Treffer belobt werden, welcher ihn bei altdeutschem Studium besonders auf Reinecke Fuchs verweilen ließ.

Es ist ein bekannter Satz, daß Gottsched zu lange lebte für seinen Ruhm. Goethe hat uns in seinem Leben noch eine kleine Schilderung geschenkt, wie würdevoll der literarische Sultan in Leipzig residirte. Die Opposition, welche in der Schweiz anhub, verbreitete sich wie ein Rottenfeuer immer mehr, zog sich stets enger um ihn zusammen, und bestürmte den alten, matt werdenden Herrn am Ende ganz in der Nähe, so daß er machtlos Jahrelang auf dem goldenen Stuhle starb, welchen er sich mit stolzer Hand selbst gezimmert hatte. Der Anregung, welche er

gegeben, bemächtigten ſich ſtärkere Hände. Schon 1751 beginnt er die vierte Ausgabe ſeiner kritiſchen Dichtkunſt mit den Worten: „Und meine Dichtkunſt lebet noch, ſie lebet, ſag ich" — ein Zeichen, daß ſie bereits in's Herz getroffen war.

Außer den unermüdlichen Schweizern trat Jacob Immanuel Pyra aus Cottbus, der als Conrektor des Cölniſchen Gymnaſiums in Berlin lebte, 1744 mit der Schrift auf „Erweis, daß die Gottſchediſche Sekte den Geſchmack verderbe," und ſeine reimloſen Gedichte wurden von den Schweizern dringend empfohlen. Der Satiriker Liskov, welcher für den beſten Proſaiker vor Leſſing gilt, und den der Graf Brühl in Eilenburg einkerkerte, verſpottete die Leipziger Schule; ja ein eigener Schüler Gottſched's, Johann Chriſtoph Roſt, der leichtfertige Schäferſpiele geſchrieben hatte, geißelte Gottſched's Streit mit der Schauſpieldirektrice Neuber in dem „Vorſpiele in fünf Geſängen" von Dresden aus, und einer beißend ſpöttiſchen Zuſchrift „des Teufels an Herrn G. Kunſtrichter der Leipziger Schaubühne." Die Neckerei und der Spott wurden nun täglich allgemeiner. 1747 trat ein Philoſoph in Halle Georg Friedrich Meier mit einem zwar trocken geſchriebenen, aber ſchwer einſchlagenden Urtheile über Gottſched auf, welches beſonders das philoſophiſche Anſehen deſſelben vernichtete. Dommerich griff ebenſo 1758 die Gottſchediſche Dichtkunſt an, und Heinze warf ſich 1759 auf die Schwächen der Gottſchediſchen Sprachkunſt. Das Hauptunglück für ihn war, daß er ſich nicht eines einzigen geiſtreichen Schülers zu erfreuen gehabt, der die Unterſtützung des alten Kritikers übernommen hätte. Herr Schönaich, der ſich in letzter Zeit an ihn ſchloß, war Gegenſtand herben Geſpöttes, und beſonders Leſſing war gegen ihn mit ſchonungsloſer Verachtung zur Hand.

Es iſt nun nach den Hauptgegnern umzublicken, nach

Bodmer und Breitinger.

Beide waren aus der Schweiz und von früh auf an theologiſche Studien gewieſen. Zum Theil daher und zum Theil durch den Charakter ſelbſt, der namentlich bei Bodmer vorherrſchend prüde war, galt ihnen die bloß ſchöne Erſcheinung an dem

literarischen Werke sehr wenig. Von ihnen stammt eigentlich das deutsche Verlangen, was Anfangs so günstig, später oft so störend eingewirkt hat, der schönen Kunst eine streng moralische Unterlage zu geben. Sinn für Schönheit an sich ging ihnen völlig ab, Bodmer begriff nicht, was man mit der Musik eigentlich wolle, und einen Hauptärger erweckten ihm bei Gottsched die Alexandriner und alle Reime. Er begrüßte also auch, schon der Hexameter wegen, mit dem größten Jubel die Messiade von Klopstock. Indessen lag alle dem ein richtiges, nur unzulänglich erfaßtes Gefühl zum Grunde, daß die Poesie sich mit dem heiligsten, innerlichsten Interesse der menschlichen Seele zu beschäftigen habe, und Miltons verlornes Paradies, das er in Prosa übersetzte, und alle Theilnahme an ernsten, al en Klassikern zeugen dafür. Außerdem reizten ihn von Jugend auf Romane überaus, und ein Antheil dieser Art hielt ihn theilweise von der eigentlich theologischen Laufbahn ab, es war ein mannigfaltiger Drang in ihm, und der Uebelstand lag nur darin, daß er selbst kein besonderes Talent für die Dichtung besaß, daß er an eine Stellung gerieth, wo man geradezu neue Gesetzgeber brauchte, und daß er von jenem düsteren, unerquicklichen Schweizertemperamente durchdrungen war, woraus sich fast noch niemals eine freie, schöne Literaturthat erfunden hat.

Es darf deshalb von dieser Gottschedischen Opposition auch keineswegeS eine baare neue Wahrheit, eine geschlossene, wenn auch kleine Welt neuer Poesie erwartet werden. Auch von hier aus gedeiht nur die Anregung, welche dem nächsten Geschlechte zu Statten kommt, wenn man auch dieser Opposition zugestehen muß, daß sie sich näher anschloß an den tief strebenden deutschen Geist, an die Innerlichkeit des poetischen Gedankens. Dort bei Gottsched war mehr Kenntniß und Benutzung der äußeren, lebhaften Lebenskultur, mehr leichter Empfängnißsinn für Reiz und Grazie der äußeren Erscheinung, hier bei den Schweizern mangelte dies ganz, und die deutsche Kritik gewann den herben Beisatz, als sei dies überflüssig, wenn nicht gar verderblich. Aber hier fand sich ein kerniger Drang nach strengem Inhalte, und aus diesem Drange kam die Theilnahme an gehaltvolleren Mustern, selbst der Versuch, die Schönheitskritik tiefer zu begründen, und der endliche Sieg über Gottsched, über die Neufranzosen

und über die oberflächliche Bestrebung, nur eine äußere Form nachzubilden. Wenn auch nicht den Schweizern allein, so doch dieser Oppositionsrichtung ist es zu danken, daß unser nationales Wesen in einen eigenen Weg vertieft wurde, um ein neues poetisches Bewußtsein zu erlangen, daß eine so schwer wiegende Literatur entstand, wo mannigfaltig, immer eigen, und oft tief eine poetische That erstrebt, kurz, daß eine klassisch deutsche Literatur geschaffen wurde, die an Reichthum und Kraft die meisten Nationen überbietet und an eig'nem Geschmack und eig'ner Schönheit von keiner andern übertroffen wird.

Dies ist zu sagen, wenn sich auch in dieser nächsten Opposition selbst noch nicht die geringste positive Probe davon bietet.

Bodmer war 1698 dicht bei Zürich, Breitinger 1701 in Zürich selbst geboren. Zürich ward die schweizerische Festung gegen Leipzig, hier dichteten und trachteten sie, hier erschienen ihre polemischen Zeitschriften, die erst „Discourse der Maler," später „der Maler der Sitten" hießen, und von Hause aus mehr auf eine moralische als auf eine schönwissenschaftliche Thätigkeit abgesehen waren. Der direkte Streit brach erst 1740 aus bei Gelegenheit des Milton'schen Paradieses, was Gottsched nach bornirt-Voltaire'scher Kritik mißhandelte. Die norddeutschen Gegenblätter, welche sich mehr oder minder an Gottsched schloßen, waren „der Leipziger Spectateur" von „Diogenes" herausgegeben, der „Patriot" in Hamburg, „die vernünftigen Tadlerinnen," Gottsched's eignes Blatt, was in Halle gedruckt wurde.

Demnächst war Veranlassung zum Ausbruche Breitinger's „kritische Dichtkunst," worin er Poesie und Malerei verglich, und über die Aeußerlichkeiten jener dergestalt sich verlautbarte, daß die Leipziger sich getroffen fühlten, und alle die kleinen Poeten, die „Triller," die „Schwabe" und „Schwarz" aufsprangen. Bodmer's Feder that sich dabei durch Derbheit hervor, während Breitinger, der sich immer nur auf Kritik beschränkt und das eigene Dichten gar nicht versucht hat, in feinerer Entgegnung sich auszeichnete.

Durch stete und oft sehr ergiebige Untersuchungen über allerlei Principien der literarischen Kunst, durch Herausgabe alter

Nationaldichtungen, wie des Nibelungenliedes, des Manesseschen Kodex, durch Uebersetzung, freilich durch eine sehr dürftige, englischer Sachen wie des schon angeführten Milton, der „Dunciade" Pope's, des Hudibras von Buttler, altenglischer Balladen, des englischen Zuschauers, den Bodmer hoch verehrte, ferner durch Uebertragung Homer's, durch Würdigung und Empfehlung Opitzen's, Wernicke's und Aehnlicher wirkten diese beiden Leute, am fleißigsten Bodmer, auf Geschmack und Theilnahme.

Sie waren gründlicher und trafen den deutschen Ton besser, als Gottsched mit seinen Genossen im Stande war. Die eigene Dichtung Bodmer's ist sehr unbedeutend, und man thut dem alten Manne, welcher mit fünfzig Jahren erst noch mit Gedichten auftrat, einen Gefallen, wenn die „Noachide," die „Kalliope" und mancher dramatische Versuch unbetrachtet bleibt. Recht würdige Dinge, jedenfalls ohne Reim, auszudrücken, mochte damals recht wacker sein, zur Poesie konnte sich's nicht erheben. Ein braver Mann war er durch und durch, Bodmer, und ein schöner Halt in dem lobsamen, vielfach tändelhaften Literatentreiben, wie es bei den Leipzigern zu schmarotzen begann. Man erzählt, daß ihm ein Freund über die namenlos erschienene Noachide eine sehr tadelnde Recension zugeschickt habe, ohne zu ahnen, daß sie von Bodmer selbst herrühre. Und Bodmer ließ sie auf der Stelle abdrucken. — Klopstock, der mit der Messiade und mit deutschen Hexametern darin aufgetreten war, ging ihm über Alles, das theologische Thema, die reimlosen Verse thaten es nicht allein, er beschwor den jungen Dichter nach der Schweiz zu kommen, er empfing ihn wie einen Apostel, bewirthete ihn über ein halbes Jahr in seinem Hause, hielt ihn wie ein Kleinod, das schon durch Theilnahme an heiterer Gesellschaft entweiht werde. Eben so freundlich nahm er sich später Wieland's an; denn sein Leben zog sich wie das der Patriarchen, die er vorzugsweise gern zu Helden seiner Gedichte nahm, 84 Jahre hin, bis 1783.

II.

Die Dichterpartieen.

Die kritische Bewegung weckt natürlich auch unter den jungen Leuten lebhafte Theilnahme, und Sachsen mit seiner im Mittelpunkte Deutschlands liegenden Hochschule Leipzig ward derjenige Mittelpunkt, wo sich zunächst die strebende Jünglingswelt zusammenfand. Seit jener Zeit ist Sachsen das Land geblieben, wo jeder Studirthabende seinen Vers machte, er sei wie er wolle. Denn diese nächsten Erben des kritischen Kampfes, welche man oft die sächsischen Dichter nennt, erhoben sich nur mit zwei Ausnahmen über die Mittelmäßigkeit; aber ihr Eifer, ihre Thätigkeit, den Mittelpunkt des Lebens in schöner Literatur zu suchen, ging belobend in die meisten Provinzen des Vaterlandes aus, erhielt die geweckte Theilnahme des Publikums rege, und weckte größeres Talent.

Die Fürstenschulen zu Meißen und Schulpforta waren die Hauptpflanzstätten, die Schüler schwärmten für Literatur, und wenn sie als junge Studenten nach Leipzig kamen, so ging es alsbald an die literarische Thätigkeit. Sie fanden Vereine vor, wo man sie mit Weihe aufnahm, ein kleines Gedicht ward Gegenstand langer Besprechung, und Zeitschriften, welche man sich, Anfangs unter Aufsicht und Beihilfe Gottsched's, gründete, und rastlos unter anderem Namen und anderer Firma erneuerte, gaben Gelegenheit, die Dachstübchenbestrebung gedruckt, und mit größter Aufmerksamkeit in Leipzig selbst, in Hamburg, in der Schweiz besprochen zu sehn.

In diese Kreise gehören Zernitz, Kästner, Mylius, Gärtner, zwei Brüder Schlegel, Gellert, Rabener, Zachariä, Ebert, J. A. Cramer, Giseke, Schmid, Klopstock; — Lessing, welcher auch in Leipzig herumging, hielt sich ferner, und sein Freund Mylius trat bald aus. Uz steuerte bei, auch später während des siebenjährigen Krieges Ewald v. Kleist.

Anfangs, ehe die Zahl noch so groß geworden war, hielt man sich eng zu Gottsched, dessen leibeigner dichterischer Diener Johann Joachim Schwabe die wiederkehrende Sammlung „Be-

luſtigungen des Verſtandes und Witzes" Leipzig 1741—54 herausgab. Der als Satiriker bekannte Käſtner hat auch nie von ſeinem verehrten Freunde Gottſched gelaſſen. Eine natürliche Laune gab ihm manches artige Sinngedicht, manchen heitern Einfall, die ihrer Zeit für witzig galten, und ſehr geſchätzt wurden. Den alten Bodmer nahm er ſehr fleißig vor ſeinen kleinen Degen, und beſonders ſpottete er darüber, daß Bodmer ſeine deutſchen Verſe mit lateiniſchen Buchſtaben, und aus griechiſcher Vorliebe das ü nie anders, denn als y drucken ließ. Er hat auch Lehrgedichte abgefaßt, die trauriger ſind als ſeine einzelnen Einfälle. Seinen wiſſenſchaftlichen Aufſätzen — er war ein geſchätzter Mathematiker — wird eine bündige, leichtfaßliche Proſa nachgerühmt.

Die Späteren ſagten ſich immer entſchiedener von Gottſched los, oder hatten weniger kritiſchen Drang, um über Principien einen Punkt feſtzuſetzen. Sie ſammelten ſich um die „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes," welche 1746—48 in Bremen erſchienen, und davon Bremiſche Beiträge genannt werden. In dieſen ward rüſtig gedruckt, was der neue Verein, welcher ſich Mittwochs verſammelte, von Vers und Proſa ſchuf, und die drei erſten Geſänge des Meſſias erſchienen auch hier zum erſten Male.

Es findet ſich nur in dieſem, in Klopſtock nämlich, der Drang nach einer Poeſie, welche an die Sterne des Himmels angeknüpft ſein ſoll, die meiſten übrigen kommen nicht weit über jenen ſächſiſchen Versdilettantismus hinaus. Aber ſie ſind für das Publikum wichtig, welches an dieſer ſächſiſchen Schule ein munter befliſſenes Intereſſe zeigt, und für unſere Sprache, die in dieſer unabläſſigen Verswendung dort manche kleine Geſchmeidigkeit mehr erworben hat.

Die würdigſte und geachtetſte Perſon aus dieſen Kreiſen war Gellert, Chriſtian Fürchtegott Gellert, im erzgebirgiſchen Städtchen Hainichen 1715 geboren, der als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie in Leipzig Vorleſungen hielt über ſchöne Redekunſt und Sittenlehre, der Fabeln und kleine gereimte Erzählungen herausgab, und für ein mäßiges Talent eine Theilnahme durch ganz Deutſchland genoß, als ob ihm die größte Dichterweihe über Haupt und Herzen ſchwebte.

Dies war das Ergebniß eines sanften, liebenswürdigen Charakters, eines leutseligen tugendhaften Wesens, was sich nichts vorzuwerfen hatte als hie und da ein kleines verzeihliches Wohlgefallen, eine sanfte Eitelkeit an Schriftstellerruhme. Der gute Gellert! Dies war sein Beiwort durch das ganze Vaterland. Er erfand nichts Großes, er war von keiner großen Begeisterung, von keinem besonders scharf unterscheidendem Verstande, er war kein Dichter und Denker großen Stiles, er war nur ein bescheidener Lehrer in Leipzig, der leicht, weich und anspruchslos gewöhnliche Wahrheiten in Verse brachte, der einen einfachen, aber freundlichen kleinen Stil schrieb. Aber der milde Schimmer eines klaren, guten Gemüths lag darüber gebreitet, die anspruchslose deutsche Gutherzigkeit trat dem unkundigsten Auge daraus entgegen, der Charakter Gellerts ward in den ästhetischen Werth seiner Schriften hoch eingerechnet. Väter, Mütter, Liebhaber, Verunglückte, Zweifelnde schrieben aus ganz Deutschland an ihn um guten Rath, er war der allgemeine Vormund, ein Wort von ihm stärkte überall.

Nirgends spricht es sich deutlicher aus, wie sehr man einen Anhalt suchte und brauchte; eine Poesie war nicht da, und man streckte die Hand aus nach einer sittlichen Würde, nach dem guten Herzen eines kränklichen Professors in Leipzig. Und dieser treffliche Gellert trug verborgen die schwere, bis auf den Tod ängstigende Hypochondrie seines Leibes, er lächelte aus seinem eignen Weh heraus, vertheilte Almosen, schrieb Trostbriefe, korrigirte den Studenten deutsche Aufsätze, las ihnen eine Kunst- und Sittenlehre, die keine weitere Gewähr und Nothwendigkeit hatte, als den Takt seines Herzens. Die ganze Erscheinung ist nur einmal da gewesen, und nur in schwächerer Weise hat es sich später bei Schiller und Jean Paul ähnlich dargestellt, daß die deutsche Nation all ihr Wohl und Wehe in die Brust eines Schriftstellers gelegt glaubte.

Durch alle Stände ging die Liebe für Gellert, es gingen kleine und große Geldsummen aus Ost und West für ihn ein, daß er sich stärken, und menschliches Leid mildern möge, wo es möglich sei. Friedrich der Große, welcher die deutsche Literatur und das tiefere Ausholen derselben nach einer poetischen Größe nicht kannte, und mit der schmalen Fertigkeit der französischen

begnügt war, sah sich durch die allgemeine Stimme veranlaßt, Notiz von Gellert zu nehmen. Er rief ihn in Leipzig zu sich, und unterredete sich mit ihm — freilich war der dünne Professor, dessen literarische Kraft nur in der Gemüthlichkeit lag, nicht geeignet, einen König für deutsche Literatur zu gewinnen, der nur durch ein gefaßtes Verstandessystem zu überwältigen war. Es lag aber darin das Unglück: Friedrich sah von den deutschen Literaten nur einen französischen Abdruck in Gottsched und einen gemüthlichen aber literarisch unbedeutenden Mann in Gellert; alle literarischen Versuche um ihn her waren Nachahmungen des Auslandes oder unzulängliches Produkt, das kritisch Scharfe, Vorausgreifende, wie es in Lessing ganz in seiner Nähe grub und harkte, erfuhr er nicht, ein Mann der raschen Handlung, wie er, sah sich nicht berufen, mit der Möglichkeit einer deutschen Literatur begnügt zu sein, — was Wunder, daß er eine fertige literarische Welt, die französische, vorzog. Ohnehin hatte ihm seine Jugendrichtung dafür alles Verständniß erleichtert, so wurde er der großen poetischen Bewegung, welche noch bei seinen Lebzeiten mit Schöpfungen zu Tage trat, gar nicht theilhaftig, und die kleinen sächsischen Dichter haben ihm eigentlich die Vorstellung von der deutschen Literatur gegeben.

Friedrich's Bruder, Prinz Heinrich, nahm wärmern Antheil an Gellert, er schenkte ihm das sichere Pferd, was er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, damit der hypochondrische Mann sich Bewegung mache. Und als er dies Thier verlor, ließ der Kurfürst von Sachsen ein gezäumtes frommes Roß von Dresden nach Leipzig führen für den kranken, braven Professor; ja als dieser an einer unbesiegbaren Verstopfung zum Aeußersten erkrankte, schickte er ihm seinen Leibarzt, und ließ sich durch tägliche Stafetten Nachricht geben von Gellerts Zustande.

So sorgten sich die Reichsten um ihn, und den Aermsten war er der Augapfel. Als er wirklich an jener Krankheit, 54 Jahre alt den 13ten December 1769 starb, brach eine allgemeine Wehklage aus. Der Leipziger Magistrat mußte das Wallfahrten nach Gellerts Grabe auf dem Johanniskirchhofe verbieten, so störend nahm es überhand.

Bei diesem Manne und bei Klopstock spricht sich's mit einer rührenden Leidenschaft aus, wie sehr man nach einem poetischen

Halt verlangt habe: dort schloß man sich an eine sittlich schöne Persönlichkeit, hier an den gewaltsamen Versuch, die apostolische Geschichte und die früheste Nationalmythe für ein poetisches Bewußtsein auszugeben.

Von der rein literarischen Thätigkeit Gellerts sind außer den Fabeln und Erzählungen und Liedern, noch seine Prosabücher zu nennen. Da findet sich der unschuldige Versuch zu einem Romane in dem „Leben der schwedischen Gräfin v. H.," wofür natürlich die dürftige Phantasie und die schüchterne Ansicht vom Leben selbst nicht Spielraum genug gaben; ferner „Trostgründe wider ein sieches Leben," die „Moralischen Vorlesungen," welche nach seinem Tode erschienen, und die „Briefe."

Eine neue Ausgabe seiner Schriften ist in Leipzig von 1775—84 in zehn Theilen veranstaltet; J. A. Cramer hat Gellert's Leben verfaßt.

Im Anfange seiner literarischen Laufbahn schloß sich Gellert an Gottsched, arbeitete sogar mit an der Uebersetzung des Bayleschen Wörterbuches, welches dieser herausgab. Bald aber brachte ihn die Lektüre des englischen Zuschauers und die Bekanntschaft mit den jungen Dichtern, welche die „Bremischen Beiträge" schrieben, auf eine andere Bahn. „Es war eine Zeit" — sagt er später — „wo ich Alles darum gegeben hätte, von Gottsched gelobt zu werden, und nach einem halben Jahre hätte ich Alles darum gegeben, seines Lobes überhoben zu sein."

Seine theatralischen Versuche, Lust- und Schäferspiele, sind das Schwächste, was er hervorgebracht, für das Drama fehlte ihm der dreiste Zugang und die dreiste Kenntniß des Lebens. Seine Fabeln und Erzählungen dagegen fanden eine solche Anerkennung, daß sie selbst in fremde Sprachen übersetzt wurden. Das Neckende, Liebenswürdige darin verfehlt auch in späterer Zeit seine Wirkung nicht. Für die Tendenz der vorliegenden Darstellung ist seine Prosa die wichtigste. Sie wußte sich aus höherem und niederem Kreise den freundlichen Ausdruck anzueignen, und ihn mit einer leichten und geschickten Art zu gruppiren. Die Anschauungsweise ging nirgends über den populären Begriff hinaus, fand aber dafür die ansprechendste, anspruchloseste und gefälligste Form.

Neben ihm lebte der Satiriker Rabener, Gottlieb Wilhelm

Rabener, in Wachau bei Leipzig geboren 1714, Steuern einnehmend und die gewöhnlichſte Thorheit der Menſchen verſpottend in „ſatiriſchen Briefen.“ Man wirft ihm vor, daß ſeine Ironie nur eine einzige, etwas grobe Wendung gehabt, und immer das Gegentheil ſeiner Meinung gelobt oder getadelt habe. Goethe ſagt, dies fiele auf die Länge einſichtigen Menſchen verdrüßlich, mache die Schwachen irre, und behage freilich der großen Mittelklaſſe, welche ohne beſonderen Geiſtesaufwand ſich klüger dünken könne als Andere. Uebrigens iſt er ein rechtlicher, heitrer Mann geweſen, und in Folge ſolcher ſittlichen Vorzüge habe er den unbegrenzten Beifall ſeiner Zeit gefunden. Liscov wird ihm jetzt bei Weitem vorgezogen.

Zwei Brüder Schlegel, Johann Elias und Johann Adolph, werden ebenfalls ausgezeichnet unter den ſächſiſchen Dichtern. Beſonders Elias hatte einen berühmten Namen als dramatiſcher Dichter, es ſind ſieben Trauerſpiele, darunter „die Trojanerinnen,“ „Oreſt und Pylades,“ „Dido,“ nach griechiſch franzöſiſchen Muſtern, „Hermann,“ „Canut“ in freierem Stile von ihm da, und Luſtſpiele nach dem Vorbilde Molieres. Seine Entwickelung, die ſich Anfangs ſtreng an Gottſched ſchloß, verſprach intereſſant zu werden, als er in däniſche Dienſte trat, ſich vom engen franzöſiſch-griechiſchen Joche befreite, in „Hermann,“ „Canut“ und Aehnlichem Eigeneres zu geben ſuchte, und ſogar an Shakespeare gerieth, deſſen Größe ahnte und empfahl. Aber er ſtarb ſchon mit ein und dreißig Jahren, ohne eine gereifte Hervorbringung erlebt zu haben, und man muß ſich mit der Notiz begnügen, daß ein Schlegel, der Oheim, den Shakespeare zuerſt empfehlen mochte, den der Enkel ſo wirkſam ſpäter verbreitete.

Sein Bruder, auch aus dem Kreiſe von Schulpforta und Leipzig, Johann Adolph, ſpäter Superintendent in Hannover und Vater der Gebrüder Schlegel, Auguſt Wilhelm und Friedrich, hat ſich nur durch einige Kirchenlieder mäßig hervorgethan, ſeine übrige Dichtbefliſſenheit wurde ſelbſt von der damals ſo genügſamen Forderung nicht gelobt. Aber er war ein ſehr thätiges Mitglied im Leipziger Vereine geweſen; auch hat er von Batteux überſetzt unter dem Titel „Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grundſatz“ und nach ſeinem Geſchmack berichtigende Anmerkungen hinzugeſetzt.

In dieſer Weiſe, wo eine redliche Beſtrebung mit mäßigen Mitteln auftritt, ſind dieſer ſächſiſchen Dichter noch viele zu nennen, ſie behandeln Alle die Literatur, wie eine Gewiſſensſache, ſind durchweg brave, redliche Leute, und haben nur Alle den gleichen Fehler, daß ſie die Poeſie in einzelner Virtuoſität eines Gedichtes, nicht aber in einer zuſammengefaßten Dichtung des mannigfaltigen Lebens ſuchen. Denn dies Letztere wäre doch da in einer ſammelnden Proſazeit die einzige Rettung geweſen, wo ein gemeinſchaftlich höheres Geſetz der Welteinigung nicht gefunden wurde.

Als Beiträge für den ſtrebſamen Eifer, als Förderer im perſönlichen Kreiſe haben ſie ſich ein Recht der Namensnennung erworben, und ſo muß denn noch genannt ſein:

Karl Chriſtian Gärtner, ein Hauptſtifter der Bremiſchen Beiträge.

Johann Arnold Ebert, als Ueberſetzer aus dem Engliſchen genannt.

Konrad Arnold Schmid, als Sänger geiſtlicher Stoffe angeführt. Die beiden Letztern werden von Klopſtock als deſſen perſönliche Freunde ausgezeichnet. Alle drei, und mit ihnen der nächſtfolgende Zachariä fanden ſich am Carolinum in Braunſchweig wieder zuſammen, um die Hoffnungen für die deutſche Literatur gemeinſchaftlich weiter zu nähren, und Verwirklichungen zu ſehn, die ihnen nicht für ganz preiswürdige Erfolge gelten mochten. Denn ſie erlebten Leſſings Treiben, Goethes und ſogar Schillers Anfang, und ſahen da eine ganz andere Regung, als ſie ihnen für das Gedeihen der Literatur nöthig dünkte. Im Gegenſatze zu alten Literaturherren verhielten ſie ſich aber Alle ruhig und betrachtſam, als ihnen eine kühn aufſtrebende andere Dichterwelt über den Kopf ſprang. Dieſe ganz ſächſiſche Schule hat ſich ihrer bloßen Uebergangs- und Anregungsſtellung nirgends überhoben.

Juſtus Friedrich Wilhelm Zacharias, der vierte Carolinumprofeſſor, war ein raſcheres, zeugſameres Blut. Von ihm ſind die komiſchen Epopöen der „Renomiſt," „der Phaeton," „das Schnupftuch," „Murnes in der Hölle," manch anderes beſchreibendes Gedicht, wie die Tageszeiten, die vier Stufen des weiblichen Alters, eine Ueberſetzung Miltons und des ſpaniſchen

Theaters, Fabeln nach Burkard Waldis und eine poetische Chrestomathie, von denen besonders die komischen Heldengedichte noch in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts von Studenten geschätzt wurden. Ein fleischiges, nicht eben gewähltes, aber muntres Leben machte seine Alexandriner sehr beliebt, und er war bescheiden genug, sich durch „die Literaturbriefe" zurechtweisen zu lassen, und mancher Andeutung nach Kräften zu folgen.

Einer der thätigsten sächsischen Dichter war Johann Andreas Cramer, welcher, in Leipzig Hausgenosse Klopstocks, diesen bei dem Dichtervereine einführte, und sich ebenfalls in allerlei geistlicher Poesie hervorthat.

Nicol. Dietrich Giseke, eigentlich Köszeghi, ein Ungar, der in Leipzig zur deutschen Literatur tritt, und im Lyrischen und Didaktischen moralisch und geistlich zur Zufriedenheit seiner Zeitgenossen dichtet.

Joh. Friedr. Freiherr von Cronegk, ein Franke, der 1750 ebenfalls in Leipzig ist. Er wendet sich der tragischen Dichtkunst vorzugsweise zu, und sein „Kodrus" erhält den von Nicolai ausgesetzten Preis. Er stirbt sehr jung, und man hoffte das Beste von ihm. Jenen Preis anbetreffend war Lessing mehr für das bürgerliche Trauerspiel „der Freigeist" des achtzehnjährigen Joachim Wilhelm von Brawe, obwohl es noch an groben Fehlern litte. Brawe schrieb bald darauf noch einen Brutus, und Lessing hielt die beiden Sachen noch zehn Jahre nachher der besondern Herausgabe werth. Cronegk erlebte die Preiszuertheilung nicht, und Brawe starb auch bald darauf, als man ihm das Accessit bewilligt und er eben den Brutus vollendet hatte. Er ward nur 20 Jahre alt.

Somit wäre nur derjenige noch übrig, welcher sich nur kurze Zeit diesen sächsischen Dichtern in der Nähe anschloß, übrigens aber selbstständig einen Weg suchte.

Friedrich Gottlieb Klopstock, den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren und bis zum 14. März 1803 lebend, ein

Digitized by Google

Dichtergreis, der bis an seinen späten Tod pietätsvoll von der Nation gleich einem Patriarchen verehrt wurde, obwohl sein edler Dichterdrang mit aller Frische und Kraft ein halbes Jahrhundert früher aufstand, und dann vor einer bewegten Dichtungswelt mehr und mehr in den Hintergrund trat.

Neben all diesen betriebsamen Dichtern ging er einher, sah, hörte, lächelte, schonte, ja liebte, und verlor mitten in Mittelmäßigkeit seine eigene, höhere Absicht. Ja ihm war von Hause aus der ächte Poetentrieb, es klopfte schon in der Brust des Schülers zu Pforta das ungestüme Verlangen, sich in einer Einheit mit dem Himmel zu empfinden, den Gedanken unseres Planeten festzuschlingen um eine positive Ewigkeit. Und eben so pochte der nationale Drang in ihm, sich auch zunächst irdisch und leiblich in einer Sammlung und Einheit treu und stark zu fühlen, und alles Uebrige als unwesentlich bei Seite lassend begann er den Gesang nach diesem großen Ziele.

Diese ächte Seele der Poesie fühlte auch die Nation sehr richtig heraus, und sie begrüßte ihn wie einen Propheten, wohl ahnend, daß eigentlich immer die Propheten des Landes eigentliche Dichter gewesen. Aber die rechten Propheten wußten nicht allein vom Himmel, sondern auch von der Erde, wie das Ziel ringsum beschaffen wäre. Darin lag die Täuschung bei Klopstock und das Unglück für uns: er kannte bloß den Gedanken eines solchen Zieles, und wußte bloß ihm zuzusingen; so gab's eine poetische Aufregung, aber die Poesie ward nicht errungen. Er ward ein Wegweiser, aber die Geheimnisse, Reize, Schönheiten und Abwechselungen des Wegs selber erfuhr er nicht, und konnte er nicht verkünden, und deshalb wohnte stets dicht neben der Begeisterung für ihn die Langeweile. Seine Sachen wurden besten Rechtes um der Absicht willen, die in ihnen webte, gepriesen, um deßwillen, was man die Intention nennt; aber für die Intention findet man sich ab mit einer Notiznahme. Der begeist'rungsvollen Aufnahme des Klopstockschen Messias saß das Unglück auf der Ferse, daß man die Messiade pries, sich aber das Lesen derselben schenkte.

Klopstocks Erscheinung und wie sie aufgenommen wurde, gab in Wahrheit ein gefüllteres Gedicht als das, was er schreiben

mochte: man dichtete in der persönlichen Mannigfaltigkeit hinzu, was dem abstrakten Poeten abging.

Dies Leben Klopstock's ist folgendes: Seine Jugend am einfachen, artigen Saaluser sprang rüstig und tüchtig in mancherlei körperlicher Uebung umher. Was massenhaft später versucht wurde zur Zeit eines nationalen Aufschwunges, das Turnen des Körpers, auch dazu gab der Knabe Klopstock ein Vorbild. Dann kam er auf die Schulpforte, und studirte dort sechs Jahre von 1739 — 1745 die alten Sprachen, besonders unter Stübel und Freytag, und dachte über die Möglichkeit nach, Großes zu dichten. Oden und Schäferspiele genügten ihm nicht, er suchte und wählte unter großen Stoffen, und entschied sich endlich für den Messias. Die Biographen haben sich den Beweis zu einer Nationalaufgabe gemacht, daß er den Plan eher gefaßt habe, als ihm Milton's verlor'nes Paradies in die Hände gekommen sei. Sicher ist, daß Beides, Lektüre und Plan seines Gedichts auf jener stillen Schule statt gefunden habe, daß er Milton eifrigst gelesen, und daß er manches einsame Plätzchen in den Büschen der dortigen Berglehnen gesucht habe, wo ein schmaler, einst von Mönchen abgeleiteter Arm der Saale ruhig vorüberzieht.

Das Ziel seines Lebens ward jener unendliche Begriff der Poesie, den jedes Zeitalter in seinen Kreis bannt. Er schied mit einer Rede von Pforta „über den hohen Endzweck der Poesie."

Zuerst ging er nach Jena, und studirte Theologie. Hier ward er jene gute Regel der lateinischen Klassiker los, spät und langsam, der Begeisterung baar, aber des Urtheiles reif an die Dichtung zu gehen, er verwarf den früheren Vorsatz, erst mit dreißig Jahren an die Messiade zu treten, und begann sie. Merkwürdig zusammenstimmend damit, daß er in verständig bewußter Absicht an's Dichten ging, begann er die Messiade in Prosa. Der einförmige Alexandriner, der kecke Trochäus, der noch so unkultivirte Jambus genügten ihm nicht, jene waren trivialisirt durch allerlei Geklimper, dieser schien ihm auch nicht feierlich und reif genug. Er beneidete die Alten schmerzlich um den hohen Hexameter ihrer Sprache. Dies Versmaaß war allerdings schon einzeln gebraucht worden lange vor Gottsched, und dieser hatte es einige Male anmuthig gebraucht, aber Niemand

traute ihm und der deutschen Sprache dies gemeinschaftliche Leben zu, wie es, bei vielen Mängeln, in Klopstock bereits geboten ward. Von Jena nach Leipzig gehend, und stets darüber sinnend kam ihm an einem Sommernachmittage der Gedanke, die Hexameter zu versuchen. Es geschah, es gelang, drei Gesänge wurden hinein versetzt, nur sein Stubengenosse Schmid wußte darum. Da kam eines Tages Cramer auf ihr Zimmer, man sprach über Poesie, über Engländer, und deren Vorzug, man vereinigte sich nicht, Klopstock und Schmid vertheidigten die deutsche Fähigkeit, im Feuer des Beweissuchens sprang Schmid nach Klopstock's Koffer, suchte das verborgen gehaltene Manuscript hervor, begann, trotz Klopstocks Verneinung, es vorzulesen, besiegte damit Cramer, und so kam es zur Kenntniß des Dichtervereins und in die Bremischen Beiträge.

Die Intention dieses Gedichtes traf wie mit einem elektrischen Schlage, von diesem Momente an war Klopstock unauslöschlich berühmt. Wie unendlich stach sie auch von den kleinen Sächelchen der Leipziger ab.

Auch der allgemeine Ton des Vereins, zu welchem Klopstock hiermit getreten war, paßte nicht zu seinen großen, wenn auch dunkeln Vorstellungen von Poesie, es findet sich kein Zeichen von seiner lebhafteren Theilnahme. 1748 verläßt er Leipzig und wird in Langensalza Hauslehrer. Dort erfüllt ihn eine lebhafte Neigung für Fanny Schmid — der Name findet sich Schmid und Schmidt geschrieben — die in seinen Oden so gepriesene Fanny, die Schwester seines Freundes. Diese Liebe fand keine Erwiederung. Dort begann seine Zeit tiefer Schwermuth — die Liebe brachte kein Glück, der Körper war durch stete geistige Aufregung angegriffen, vielleicht empfand Klopstock, damals noch in jünglingswahrer Unbefangenheit, daß er die vorschwebende Idee der Poesie nirgends fest und ganz ergreifen könne. Reisen und der immer mehr sich ausbreitende Ruhm stärkten ihn wieder — der Ruhm! wie mancher Poet ist im Keim ertödtet worden, weil ihn kein Ruhm befeuerte, wie manchen Anderen hat er auf halbem Wege gefesselt, und ihm das für Erfüllung vorgespiegelt, was ein Anfang war.

Damals ging Klopstock Bodmer's Einladung nach und erholte sich in Zürich. Sulzer begleitete ihn dahin. Von dort

wollte er auch eine Lehrerſtelle am Carolinum in Braunſchweig unter ſeinen Freunden ſuchen, da kam ihm Dänemarks ſchöner Vorſchlag, zu kommen, zu ſingen, wenn ihm die Muſe günſtig ſei, und für einen Gehalt keine weitere Verpflichtung zu übernehmen, als daß er ſeiner poetiſchen Thätigkeit treu bleiben möge. Ehre dieſem meergrünen Lande, was ſo oft ſeinen däniſchen und den Talenten Deutſchlands eine ſo edle Hand geboten hat! Bernſtorf und durch ihn veranlaßt Molke gingen den König Friedrich V. darum an. Später — 1775 — that Friedrich von Baden ein Aehnliches für Klopſtock.

Damals auf der Reiſe nach Kopenhagen fand er in Hamburg Margaretha Moller, niederdeutſch abgekürzt Meta, die vielbeſungene Cidli, ſeine neue Liebe und ſpätere Frau, an welche Briefe und Oden von Copenhagen reichlich abgingen.

Schon 1758 nahm ſie ihm der Tod. Er begrub ſie zu Ottenſen bei Altona, und beſtimmte daneben ſein eigenes Grab. In hohem Alter heirathete er 1791 noch einmal. Dieſe Verbindung fiel in die ſtürmiſche Zeit der franzöſiſchen Revolution, an deren Ausbruche Klopſtock ein ſo begeiſtertes Intereſſe nahm, daß er dem Civismus Hymnen ſang, und von den Franzoſen das Bürgerrecht erhielt, auch zum Mitgliede des Inſtitutes erwählt wurde. Großen Schmerz brachte ihm die immer ärger werdende Wildheit jenes Kampfes.

Es iſt nirgends genügend beachtet worden, daß Klopſtocks Leben ein ſo außerordentlich langes wurde, daß ſein hoch aufſliegender poetiſcher Anfang keine entſprechende Folge fand, daß ſeine grammatiſche und für ſchriftſtelleriſche Verwaltung eifrige Bemühung ſo wenig Erfolg gewann, und daß bei ſeinem Tode 1803 im Frühjahre dennoch eine ſo großartige Theilnahme an ſeinem Begräbniſſe bewieſen wurde, wie ſie noch keinem deutſchen Schriftſteller geworden iſt. Er ſtarb den 14. März zu Hamburg; alle Geſandte Europa's begleiteten ihn zu Grabe, alle Glocken in Hamburg und Altona läuteten, die ganze Bevölkerung ſtrömte hinzu, Militairmaſſen waren beordert und ſalutirten, alle Schiffe zogen Trauerflaggen auf, die meiſten Frauen des gebildeten Standes erſchienen ſchwarz, über hundert Trauerkutſchen folgten dem Sarge, der Geiſtliche, Domherr Meyer, las am Grabe die Schilderung des Todes aus dem zwölften Geſange der Meſſiade,

das Buch ſelbſt ward auf den Deckel gelegt, die Jugend ſtreute die erſten Blumen darüber, und nun ward er unter die Linde verſenkt, neben welcher ſeine Geliebte ſchlief.

Es war ein feierlicher Zoll der Pietät. Beinahe 79 Jahre hatte er gelebt, man geſtand ſich's nicht, daß der große Aufſchwung nicht gelungen, daß Klopſtock mit Anſchluß an die apoſtoliſche Geſchichte keine Poeſie erſchaffen, daß eine farbigere, innigere Welt aus den Herzen der Goethe und Schiller darüber aufgewachſen, daß das lange Leben Klopſtocks nur ein matter Nachhall ſeines Jünglingsbeginns geworden war. Man ehrte den Beginn, man ehrte die Anregung, welche jeder Sinnende durch Klopſtock an ſich ſelbſt erlebt hatte, die letzte Anregung unſrer Literatur in Gemeinſchaft mit der kirchlichen Tradition eine Poeſie geſucht zu haben. Klopſtock hat in Deutſchland dadurch ſtets die feierliche Würde eines von der Kirche Geweihten behalten, die Väter empfahlen ihren Kindern die Meſſiade wie eine neue Bibel, in Familien erbaute man ſich davon, und las ſie wie das heilige Buch in Perikopen, alle Geiſtliche Hamburgs und Altona's gingen freiwillig mit zu Grabe. An Klopſtocks Namen kommend ſenkte die ſchärfſte Kritik die Feder, und ging ehrfurchtsvoll grüßend vorüber, dieſer Name lag außer den äſthetiſchen Geſetzen.

So blieb er denn auch ſein langes Leben hindurch unangetaſtet, während ſich ringsum auf neuen kritiſchen Grundſätzen eine neue Dichtungswelt geſtaltete, während ihm ſelbſt für die Tendenz ſeines lyriſchen Epos, für die zweite Hälfte des aus zwanzig Geſängen beſtehenden Meſſias die Kraft ausging, und ſeine abſtrakt aufgefaßte Dichtung immer kälter, dürrer, härter, dunkler, gewaltſamer, ungenießbarer wurde. So lange die Jugend ihren Hauch einmiſchte, wenn auch unberufen einmiſchte, hatte dies bekannte Thema, was den Meſſias und deſſen Kreis von Anfang der Verfolgung bis zur Himmelfahrt ſchilderte, eine doch belebte Theilnahme der Poeſie in ſich getragen, ſo lange hatten auch die Oden, worin er mannigfach die alten Versmaaße nachahmte, einzelne, kräftig rhetoriſche, innig empfundene Partieen gebracht — mit der Jugend hörte dies Leben auf, was niemals ſtreng in die Tendenz abſtrakter Poeſie gehörte. Die Poeſie Klopſtocks zeigte ſich als ein Lattengerüſt, was ſeinem Herzen Ehre

machte, aber das große Talent vermiſſen ließ, an welches man bei der Ankündigung des Worts geglaubt hatte, Religion und Vaterland! Allerdings liegt die große und kleine Seele aller Poeſie darin; aber es bedarf nun eben des Talentes, dieſe Seele zu bekleiden, charakteriſtiſch, den Bedürfniſſen und Anforderungen ſeiner Zeit gemäß zu bekleiden. Ja, er ſchrieb vaterländiſche Dramata, die „Hermannſchlacht," „Hermann und die Fürſten," „Hermanns Tod," und darin gab's Bardiete, wie man ſie nach Tacitus den alten Deutſchen zutraute, und eine Proſa, welche ein ſehr junges Volk nicht füglich ſteinhärter und unintereſſanter geſprochen haben möchte; ja, er verbannte die ſüdliche Mythologie der Römer und Griechen, und führte die eiskalte ſkandinaviſche ein als urverwandt mit der germaniſchen. Aber in dem Allen war eine fleiſchloſe Abſicht, die Sachen wurden deutſcher, aber ungenießbar. Das Vaterland iſt ein Begriff, ſo reich wie die Jahrtauſend-alte Geſchichte des Vaterlandes, ſo mannigfaltig wie dieſe, und es hat zu jeder Zeit ſeinen Lebenspunkt darin, wo ſich der Kern des Bewußtſeins einer ſolchen Geſchichte für die jedesmalige Zeit in Wahrheit und lebendig ausdrückt, der Cheruſker Hermann iſt im neunzehnten Jahrhunderte nicht mehr das deutſche Vaterland, nicht einmal ein Repräſentant deſſelben, nur eine Erinnerung an einzelne Eigenſchaft. Das Vaterland wird in Poeſie nur ausgedrückt, wenn der Herzenspunkt des Vaterlandes zeitgemäß und intereſſant, das heißt wirklich berührend ausgedrückt wird. In dieſem Herzenspunkte ruht alle Geſchichte des Vaterlandes. Eben ſo bedarf das religioſe Moment eines ſolchen Herzenspunktes der jedesmaligen Zeit — die Wahrheit mag ewig ſein, aber ſie iſt nur lebendig, wie ſie ſich im jedesmaligen Bildungsbewußtſein ausſpricht. Das Mittelalter glaubte an ſeine Tradition, das achtzehnte Jahrhundert aber glaubte nicht daran, und der Dichter konnte damit nur eine Poeſie erwecken, wenn er eben den Glauben zu erwecken wußte, die innige, hingebende Theilnahme dafür.

Das vermochte aber Klopſtock nicht; man fühlte theoretiſch das Bedürfniß nach religioſem und nationalem Anhalte, um eine Poeſie zu gewinnen, aber es war des Dichters Aufgabe, die große Poeſie ſolches Intereſſes ſelbſt zu gebären mit Leib und Seele, eine in ſich fertige, nothwendige und nach außen über-

wältigende Welt zu gebären. Es reichte nicht aus, für eine Zeit auf den hiſtoriſchen Theil einer Kirche zu verweiſen und darüber ein rhetoriſch Gebäude zu formen, wo dieſe Kirche ſelbſt nicht zweifellos geglaubt wurde. Für ſolche Zeit muß der Dichter ſelbſt die neue Kirche werden, und dazu gehört eben wunderbares Talent, nicht bloß die Erkenntniß des Bedürfniſſes, und ein gelegentliches Feiern deſſelben. In dieſem Sinne war des alten Bodmers Vorſtellung eine ganz richtige, welcher Klopſtock, wie er ſich in den erſten Geſängen angekündigt hatte, von aller vertraulichen Berührung mit der trivialen Welt abhalten und entfernen, ihn wie einen wirklichen Apoſtel im geheimnißvollen Heiligthume aufbewahren wollte.

Aber dieſe Kraft der eigenen Schöpfung war durchaus nicht in Klopſtock, er vermochte nicht mehr, als hinzuweiſen, anzuregen. Und dieß nur äußerlich — der ſchaffende Sinn blieb unberührt, Klopſtock bleibt allein mit dem Geſange einer heiligen Geſchichte. In ganz andere Kreiſe wirft ſich die dichteriſche Thätigkeit; der Verſuch, ſich in einer religioſen Sammlung zur Poeſie zu faſſen, verſinkt ganz und gar wieder, man bereichert ſich in der nächſten Folge unermeßlich nach andern Seiten, und entweder die Zeit jener religios poetiſchen Reife iſt noch nicht da und bedarf noch großen und breiten Zuſatzes für Kenntniß und Gefühl, oder die Poeſie drängt nach einer Einheit, die noch gar nicht dageweſen, und nicht befriedigt iſt mit Anknüpfung an einen hiſtoriſchen Bereich des Religioſen.

So iſt das Meiſte ſeiner Dichtungen der jetzigen Generation unbekannt, nur der Literat weiß von den bibliſchen Trauerſpielen, vom „Tode Adam's," von „David," „Salomo," von den „Elegieen" nach klaſſiſchem Versmaaße, von Klopſtocks grammatiſchen Thaten. In den Volksſchatz iſt Alles nicht gelangt, kaum ſind einzelne Kirchenlieder, wo er ſein hartes Princip gegen allen Reim aufgab, noch in wirklich lebendem Gedächtniſſe der Nation, zum Beiſpiele „Wenn ich einſt von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, auferſteh." —

Am tiefſten tragiſch erſcheint ſeine Beſtrebung, als er in den ſiebziger Jahren eine mächtige Reform des Schriftſtellerzuſtandes ankündigte, als durch Subſcription und ſonſtige Beſchlagnahme Alles geſpannt wurde, und nun 1774 der erſte Theil erſchien in

folgender Weise: „Die deutsche Gelehrtenrepublik. Ihre Einrichtung. Ihre Gesetze. Geschichte des letzten Landtags. Auf Befehl der Altermänner Salogast und Wlemar. Herausgegeben von Klopstock."

Ganz Deutschland war betheiligt und gespannt. Klopstock hatte einen reformatorischen Drang, aus welchem später seine leidenschaftliche Theilnahme für die französische Revolution sich ergab, man erwartete Außerordentliches.

Und eine Todtenstille fiel über das Produkt, man fand sich nicht darein, man gestand sich's nicht unumwunden, daß kein wirkliches Leben, nur eine todte, unbrauchbare Abstraktion darin sei. — Unter dem Bilde eines Freistaats kamen Urtheile, Wünsche, Vorschläge für Literatur und Literaten, aber Niemand ward getroffen, das Leben ward verfehlt.

Eben so wenig fand er Anklang mit seiner Reform der „deutschen Rechtschreibung," wo nach dem Principe der Sparsamkeit nur das in der Schrift bezeichnet werden sollte, was die Aussprache hören ließ. So theilnahmsvoll man seiner Reform harrte, das fand man kleinlich, unnütz, ja schädlich. Eben so eindruckslos blieben seine „grammatischen Gespräche," worin sich grammatische Wesen, der Buchstabe, der Wohlklang, die Empfindung, der Sprachgebrauch, die Helländis, Galliette, Inglaß, Teutone mit einander unterhielten.

Diese eben so todt bleibende Arbeit erschien 1794 — seine Wirkung war dahin, blieb beschränkt auf die erste Anregung seines Messias; eine Poesie gewann er nicht und seiner Prosa stand der unklare, unpraktische Versuch entgegen, Sprache und Begriff in eine steinerne Einheit zu bringen. In seiner Prosa liegt seine ganze Geschichte: einer einzelnen Regung, einer wackern Einseitigkeit wird alle Geschichte, alle Schönheit, aller Reiz geopfert, und es ergiebt sich ein ungenießbar starres Wesen.

Seine häusliche Persönlichkeit, welche erst am Schreibtische verschwand und dem Begriffe geopfert wurde, schildert Sturz, einer der feinsten Prosaiker jener Zeit folgendermaaßen: „Klopstock ist munter in jeder Gesellschaft, er fließt über von treffendem Scherze, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthume seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden, und verträgt auch Widerspruch gern; aber ein Hofmann ist

er darum nicht. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntſchaft mit Vornehmeren zurück; nicht daß er Geburt und Würde nicht ſchätzte, aber er ſchätzt den Menſchen noch mehr. Er forſcht tiefer nach innerem Gehalte, ſobald ihn Erziehung und Glanz blenden könnten, und er fürchtet, als eine Beſchimpfung, die kalte beſchützende Herablaſſung der Großen. Darum muß nach Verhältniß des Ranges immer ein Vornehmer einige Schritte mehr thun, wenn ihm um Klopſtocks Achtung zu thun iſt. Selten findet man ihn in der ſogenannten guten Geſellſchaft der feinen abgeſchliffenen Leute ohne alles Gepräge. Dafür zieht er lieber mit ganzen Familien ſeiner Freunde auf's Land. Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgen und freuen ſich mit. Immer iſt er mit Jugend umringt. Wenn er ſo mit ſeiner Reihe Knaben daherzog, hab ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. — Klopſtocks Leben iſt ein beſtändiger Genuß. Er überläßt ſich allen Gefühlen, und ſchwelgt beim Mahle der Natur. In der Malerei liebt er nur das, was Leben, tiefen Sinn und ſprechenden Ausdruck hat; in der Muſik, was das Herz bewegt, ſie muß aber die Singſtimme nicht betäuben. — Die freudigſte Jahreszeit für Klopſtock war die Zeit der Schrittſchuhe. Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers. Auf die Verächter der Eisbahn ſieht er mit hohem Stolze herab, und eine Mondnacht auf dem Eiſe iſt ihm ein Feſt der Götter. Doch kam er einmal in Lebensgefahr, aus der ihn nur mit Mühe ſein Freund Beindorf rettete. Als Freund iſt Klopſtock „„Eiche, die dem Orkane ſteht.““ Gegenwärtig, ferne von ihnen, oder im täuſchenden Schatten, er verkennt ſeine Freunde nie. Hat er einmal geprüft und geliebt, ſo währt's ewig, laß auch ſein Urtheil Wahrſcheinlichkeiten und künſtlich erlogene Thatſachen ſtürmen.“

Dieſer Brief iſt im Jahre 1777 geſchrieben. Die neuſte Ausgabe von Klopſtocks Werken iſt Leipzig bei Göſchen 1823 und 1829 in 18 Bänden erſchienen, von Spindler und Bach beſorgt. Der allgemeine Biograph Döring hat 1825 in Weimar auch Klopſtocks Leben zuſammengefaßt.

Außer dieſem in Leipzig vereinten Kreiſe iſt nun noch eine Anzahl Dichter zu nennen, welche ſich entweder näher oder ferner in eine Partie vereinigen, oder in denen der poetiſche Dilettantentrieb jener Epoche einzeln hervortritt.

Eine Hauptpartie iſt noch diejenige der preußiſchen und Halliſchen Dichter, denen die preußiſche Kriegszeit, oder die Univerſitätszeit in Halle eine Vereinigung bietet. Dahin gehört

Ewald von Kleiſt, geboren 1715, der 1759 in der Schlacht bei Kunersdorf fällt. Sein Hauptwerk iſt das beſchreibende Gedicht „Der Frühling," welches ihm große Theilnahme verſchafft hat. Lieder, Oden, Elegieen ſind nach dem Geſchmacke jener Zeit ebenfalls von ihm da, auch ein größerer Verſuch im Epiſchen „Ciſſides und Paches" in drei Geſängen, der über das Lyriſche nicht recht hinaus will. Seine Sachen, durch eine ſanfte Innigkeit ausgezeichnet, ſind lange beliebt geblieben. Als Soldat Friedrichs kam er eine Zeitlang nach Leipzig in's Standquartier, und verkehrte dort mit Leſſing und Weiße oft.

Joh. Wilhelm Ludwig Gleim, ein ſehr bekannter und geſchätzter Name, ein Freund Klopſtocks und faſt aller derer, die Verſe machten und ſomit ein perſönlicher Mittelpunkt alles Dilettantismus dieſer Kreiſe. Brav, gutmüthig, edel, aller Aufopferung fähig, hat er manchem armen Dichter aus der Noth geholfen, welcher im ausſchließlichen Antheil für ſeinen Vers die nöthigen Bedürfniſſe der Welt verabſäumte, oder nicht zu gewinnen wußte. Ein langes, mit äußerem Vortheile leidlich ausgerüſtetes Leben machte ihn zum förmlichen Papa all dieſer Poeten; ihm wurde alle Noth geklagt und aller Plan mitgetheilt, er half, wo er nur irgend konnte, er war einer der liebenswürdigſten Menſchen. 1719 wurde er bei Halberſtadt geboren und lebte bis zum 18. Februar 1803, in der letzten Zeit erblindet, aber ſtets ſanft und heiter. Im vierundachtzigſten Jahre, alſo wenige Wochen vor Klopſtock, ſtarb er, ſchrieb noch dicht vor dem Tode an den alten Freund den letzten Brief, worin die Worte „Klopſtock, ich ſterbe!" Weil auch Klopſtock ſchon darniederlag, verbarg man ihm den Brief, aber ihr Herzensbezug war ſo eng und fein, daß dieſer ahnte, Gleim gehe mit ihm hinüber.

Gleim ſtudirte von 1746 in Halle, und wie die nahen Leipziger ſich für Poeſie vereinigten, ſo bildete er auch dort einen

Kreis, zu dem Uz und Götz gehörten. Schon in Potsdam hatte er den damals verwundeten Kleist kennen gelernt. Lessing, Herder, Johannes Müller, Voß, Stolberg liebten ihn, er hieß allgemein der deutsche Anakreon, weil er nach Art des Griechen die kleine Auffassung der Freudendinge in leichte Verse brachte, und zumeist von Rosen, Mädchen und Wein sang. Das war so leichter Dichtungsstil, obwohl ihm kein Liebesglück blühte, und der Wein nicht just seine leidenschaftliche Sache war. Sein preußisches Kriegsinteresse, hier also doch ein wahrhaftes und starkes Interesse, schuf seine „Lieder eines Grenadiers," die freilich nicht ohne fremde Gelehrsamkeit und dem eigentlichen Grenadier so wie dem Volke unbekannt blieben, in der gebildeten Welt aber große Theilnahme fanden. Es war nun einmal in all dem Dichtungstreiben keine tiefe, ächte Nothwendigkeit, es ward eine Sitte, und Vater Gleim mußte bis in die späteste Zeit seinen Vers machen, so übel ihm auch schon die gründlicher geformte Kritik mitspielte, so wenig auch lebendiger Drang wirklich pochte. Es war einmal Lebensgewohnheit, es handelte sich um eine leidliche Fertigkeit für mäßige Anforderung. Auch ein didaktisch-religioses Gedicht „Halladat" oder das rothe Buch, worin ein morgenländischer Weiser lehrt, hat der alte Herr abgefaßt. Aus gutem Protestantismus heraus hat er doch auch sein größeres Werk zu Stand bringen wollen.

Gleim's Sachen wurden vielfach unrechtmäßig, nachlässig und schlecht gedruckt, Körte hat von 1811—13 eine Ausgabe in 7 Theilen veranstaltet, und eine Biographie Gleim's dazu gegeben. Ein Gleiches hatte er 1803 mit Kleist's Sachen gethan.

Johann Peter Uz, 1720 in Anspach geboren, stirbt dort als Geheimer Rath 1796. Brav wie Gleim, von tieferem Ernste, schrieb er ebenfalls im damaligen Stile Oden und Lieder, die sehr geschätzt wurden. Es ist bemerkenswerth, daß Schiller stärkere Eindrücke von ihm empfing, als von Klopstock. Wie üblich fehlen auch Lehrgedichte nicht, wobei der lockende Titel „Kunst, stets fröhlich zu sein." „Der Sieg des Liebesgottes" ist Pope nachgeahmt. Weisse hat 1804 in Wien Uzen's Werke in zwei Bänden herausgegeben.

Johann Nicolaus Götz aus Worms 1721—1781, war lange Feldprediger bei einem französischen Regimente, und gerieth da-

durch mehr in französische Form. Er ist als Badenscher Superintendent gestorben. Ramler hat seine artigen leichten Gedichte in drei Bänden, 1785 Mannheim, herausgegeben, leider auch dabei, seiner sehr üblen Manier folgend, sie in seinem Geschmacke zu feilen. In Berlin ist 1809 eine neue Ausgabe erschienen.

Karl Wilhelm Ramler aus Colberg, 1725—1798, ist Repräsentant der äußerlich formellen Poesie. Nach Horaz und Martial für einige Versmaaße begeistert, fand er Genüge und Erfüllung in abgewogenen und abgezählten stolzen Worten. Glücklicherweise sah er doch an Friedrich einen lebendigen, großen Stoff. Dieser nahm keine Notiz vom römisch-deutschen Dichter. Auch an die Stadt Berlin richtete Ramler eine Ode, er lebte als Professor des Kadettenkorps dort, und eine Zeitlang als Direktor des Theaters mit Engel, schrieb mehrere Theaterreden, Cantäten und Oratorien, übersetzte Batteux und seines Ideals, des Horatii Oden, Martials Sinngedichte, Catull's Gedichte, und genoß das Ansehn eines großen Dichters. Sein Verdienst ist vielmehr die große Regsamkeit und der unversiegbare Enthusiasmus, mit dem er aus einer kümmerlichen Welt des Innern die Poesie fördern wollte. Heinsius hat sein Leben verfaßt, 1800 und 1801 ist in Berlin eine Ausgabe seiner Werke veranstaltet worden.

Auch eine Dichterin, eine Naturdichterin, Anna Luise Karsch, in früherer Sprachweise bekannt als Karschin, kommt 1761 nach Berlin. Sie lebt von 1722—1791. Auf dem Hammer bei Schwiebus an der Grenze Schlesiens geboren, erst an einen geizigen Tuchmacher Hirsekorn, dann an einen trunknen Schneider Karsch verheirathet, läßt sie sich doch ein schnelles Talent, Verse zu reimen, nicht verkümmern. Diese seltne Gabe des Improvisirens, welche in dem schwerer zu fügenden Deutsch doppelte Aufmerksamkeit verdient, erregte große Theilnahme, man nimmt sie sogar mit nach Berlin; Sulzer und Mendelssohn unterhalten sich mit ihr, Ramler will umsonst die wilde Dichtung durch Prosodie zähmen, auch Gleim, der sie besucht und liebt, vermag es nicht. So bleibt das Talent eine Versschnelligkeit, die in ihrer seltenen Art des Andenkens werth ist. Aus der kläglichsten Hungerwelt, in einer noch so wenig ausgebildeten Zeit, wo alle

mittelmäßige Reimfertigkeit Anſpruch auf klaſſiſche Beachtung machen durfte, hatte ſich die Karſch ohne die geringſte Lehre ſo aufgeſchwungen, daß ſie für alle Geſellſchaft als überraſchendes Talent geſucht wurde. Ihre Tochter, L. v. Klenke, hat eine Nachleſe ihrer natürlich wie Baumblätter verſtreuten Gedichte, Berlin 1792 und 97 herausgegeben. —

An Gleim ſchloß ſich auch Johann Georg Jacobi, der Bruder des ſpätern Dichterphiloſophen Fritz Jacobi, deren Muſenſitz das Landgut Pempelfort in Weſtphalen war. 1740—1814. Er dichtet Anfangs leicht in Gleimſcher Weiſe, ſpäter indeſſen ernſter und voller. Für das Beſte gelten ſeine Lieder, und einzelne Gedichte und Aufſätze, welche in mehreren Taſchenbüchern erſchienen, in der „Iris" und dem „überflüſſigen Taſchenbuche." Für dieſe moderne Form der Vereinigung warb er die beſten Namen zuſammen. An der Iris arbeitete Herder, Jean Paul, Klopſtock, Voß, Heinſe ꝛc. — Ein Briefwechſel zwiſchen ihm und Gleim iſt in Berlin 1768 und 1778 erſchienen. Seine Freunde haben mehrmals ſein Leben geſchrieben und Rotteck hat ihm 1814 eine Gedächtnißrede gehalten. Die Jacobi's zeichnen ſich mehr durch literariſche Förderung, Theilnahme und Verbindung als durch fertig geſtaltete und gelungene Werke aus, ihr Pempelfort war eine kleine Akademie. Die Singſpiele und Comödien Jacobi's können daneben unerwähnt bleiben. 1826 iſt eine neue Ausgabe ſeiner Schriften erſchienen.

An Ramler ſchloß ſich der Buchhändlerlehrling Salomon Geßner, der in Berlin Landſchaften zeichnet, und ohne Versmaaß dichtet. Wie wenig dies nun auch eigentlich im Geſchmacke des deutſchen Horaz war, er ließ ihn gewähren, und ermunterte zu harmoniſcher Proſa, da er bemerkte, die Verſe würden nicht fehlerlos, und ſtrenge proſodiſche Kritik beſtürze den jungen Mann. Ramler hat nie einen beſſern Rath gegeben, und wenn Geßner's Schäfer nicht alle ſüß und unterſcheidungslos ſprächen, wenn ſie nicht alle Theaterſchäfer in weißen Trikots, rothen Bändern und ſchön geſtickten Hoſenträgern wären, die Proſa hätte ſie vor der Langweiligkeit bewahrt. Aber das ſplitterbackenWeichliche, das porzellanhaft Schimmernde daran hat doch eine lange Zeit großes Glück gemacht bei unſrer Nation, und man war ſehr dafür, Geßner unter die Klaſſiker zu reihen. Dieſe

öfters wiederkehrende Erscheinung in Deutschland erklärt sich nur durch das mannigfaltigste Publikum, was bei uns Theil an der Literatur nimmt, also daß wir's ehrlich vor uns sehen, wie neben dem Reifsten und Ausgebildetsten auch für das Unbedeutendste die Statue verlangt werden kann. Noch in den zwanziger Jahren des jetzigen Jahrhunderts wurden Geßner's „Tod Abels," „der erste Schiffer," „Daphnis," „Idyllen und Schäferspiele," als klassische Werke für Schulbibliotheken angeschafft. Zweierlei darf dabei nicht vergessen werden: erstens lebten noch viele gutmüthige Literaturfreunde aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts weit in das jetzige herein, sie brachten ihre Jugendtheilnahme unverändert mit, denn es ist bekanntlich schwer, über das Selbsterlebte auf einen unbefangenen Standpunkt zu kommen, und solchergestalt wurden unsrer besondern und klassisch genannten Theilnahme so viel Mittelmäßigkeiten überliefert. Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts war all das kleine Geflügel der zweiten schlesischen Schule auch noch in treuem Gedächtnisse und Ansehn. Ferner übte Geßner, der auch mit Stift und Pinsel Landschaftszeichner war, und einen idealen Landschaftsstil in seine Beschreibungen trug, dadurch einen ganz neuen Reiz.

All der Schäfergeschmack, welcher bei allen Nationen herrschend gewesen, und nur etwa bei den Portugiesen am Natürlichsten ist, weil dies Land bis auf den heutigen Tag zu drei Viertheilen aus Weide und Hirtenleben besteht, hängt genau mit der Unmacht zusammen, sich einer gesunden Poesie zu bemächtigen. Die Mannigfaltigkeit des Lebens kann nur ein starkes Talent poetisch erfassen und verdichten, der schwache Drang rettet sich in einen charakterlosen Unschuldsstand, und weil da nichts Uebles geschieht, meint er dort auch das Beste zu finden. Es vereinigt sich damit eine verschwimmende Beschreibung des Natureindrucks, und so glaubt man, ein Ideal, eine Poesie, gefunden zu haben, ergreift mit einem angekünstelten Enthusiasmus die bloße Staffage und verliert die lebendige Welt. Geßner lebte von 1730—1787. Eine neue Ausgabe seiner Schriften ist 1818 dreibändig erschienen, und Hoffinger hat 1796 Geßners Leben verfaßt.

In Christian Felix Weiße, 1716—1804, ist noch ein regsamer Kopf anzuführen, welcher viele Wandelungen des Geschmacks

mit durchmachte. Er lebte als Oberſteuerſekretair in Leipzig, hielt ſich ziemlich in der Mitte der Parteien, ja verſpottete beide in einer Komödie „die Poeten nach der Mode.“ Eine Zeitlang ſchloß er ſich an die ſächſiſchen Dichter, beſonders Gellert, und verkehrte intim mit Leſſing, von dem er erſt durch die Klotzſchen Händel entfernt wurde, in denen unglücklicherweiſe Klotz unter Anderem als Weiße's Vertheidiger auftrat. Von Gottſched hatte er ſich frühzeitig losgeſagt. Seine Hauptrichtung war das Theater; ein erfahrungsreiches Leben, ein heitrer, beweglicher Sinn, ein Aufenthalt in Paris, Umgang mit Eckhoff, dem ſpäter ſo berühmt gewordenen Schauſpieler, gemeinſchaftliches Intereſſe mit Leſſing für die Bühne machte ihn ganz geſchickt dazu, und er war einer von denen, welche das junge deutſche Theater am Fleißigſten praktiſch verſorgten. Praktiſch überhaupt war er im Gegenſatze zu den übrigen Poeten ſeiner Zeit, und darin lag auch ein Grund ſeines näheren Anſchluſſes an Leſſing und Nicolai. Des Letzteren „Bibliothek,“ eine berühmte Zeitſchrift, ſetzte er eine Zeitlang auf Nicolai's Veranlaſſung fort. Derſelbe praktiſche Sinn führte ihn ſpäter auf ſeine Thätigkeit in Jugendſchriften; unter denen ſein „Kinderfreund“ den außerordentlichſten Erfolg gewann. Die Bekanntſchaft mit Zollikoffer hatte dazu eine Veranlaſſung gegeben. Bis zum Jahre 92 ſind 48 Bände davon gedruckt worden, wenn die letzte Folge „Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes“ eingerechnet wird.

Weiße war nicht mit Schärfe und Nachdruck genug begabt, um eine hervorragende Stellung in der Literargeſchichte einzunehmen, aber ſeine wirkſame Fruchtbarkeit ſichert ihm ſtets einen Platz. Verſtändig und klar umſchauend rettete er ſich auch in ſeiner dramatiſchen Beſtrebung bald aus der bloß franzöſiſchen Manier, und ſchloß ſich in „Romeo und Julie,“ in „Jean Calas“ den Leſſingſchen Genren an, was bürgerliches Trauerſpiel genannt, in Proſa, ſpäter in reimloſen Jamben geſchrieben wurde, und was einen großen Schritt zur Aechtheit der Auffaſſung gab. Von ſeinen übrigen Dramen wird beſonders „Richard III.“ ausgezeichnet, und ſeine „Matrone von Epheſus;“ ſeine zahlreichen Singſpiele waren überaus beliebt. „Lottchen am Hofe,“ „der Dorfbarbier,“ „die Jagd“ ſind heute noch bekannt. Standfuß und Hiller gaben die Muſik dazu.

Unter den lyriſchen Sachen ſind ſeine „Amazonenlieder" viel genannt und belobt, und man hat viel hin und hergeſtritten, ob ſie Gleims Grenadierliedern nachgebildet ſeien. Die große Entdeckung, dies ſei nicht der Fall, Weiße habe ſchon vor Gleim einiges gemacht, war ein Ereigniß. Sein Leben hat er ſelbſt dargeſtellt, und es iſt nach ſeinem Tode 1807 in Leipzig erſchienen.

Als Dramatiker zeichnete ſich ferner aus, und iſt noch jetzt in allen Gymnaſialbibliotheken zu finden: Wilhelm v. Gerſtenberg aus Tondern in Schleßwig, 1737—1823, lange Zeit däniſcher Officier, dann Civilbeamter und Privatmann in Norden, in Lübeck, Eutin, Altona. Er hat all den klaſſiſchen Aufſchwung in unſrer Literatur noch erlebt, aber von etwa 1785 an ſtill geſchwiegen. Am berühmteſten iſt ſein „Ugolino," dies unſelige Thema, wo Vater und Söhne verhungern, und was für ſo viele Dichter eine unglückliche Anziehungskraft gehabt hat. Sein letztes war die mit Chören verſehene „Minona." Außer „Tändeleien" in anakreontiſcher Manier, wie ſie nun einmal damals Jeder drucken ließ, exiſtirt auch eine kleine Sammlung kritiſcher Aufſätze von ihm, „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur," zu denen Klopſtock, Sturz und Aehnliche beigeſteuert.

Als Gegner Shakespeares, und der auftretenden Lobpreiſer deſſelben macht ſich ein Wiener, Kornelius von Ayrenhoff, 1733—1819, bemerklich, deſſen Stücke nicht ohne Geſchick erfunden, aber ſehr mangelhaft ausgeführt waren. Beſonders haben manche ſeiner Komödien beluſtigt, „der Poſtzug oder die nobeln Paſſionen" hat auch Friedrich den Großen ergötzt. Oeſterreichiſche Landjunker, denen ein Geſpann Pferde und eine Koppel Jagdhunde über Alles geht, werden darin verſpottet. 1817 iſt eine neue Ausgabe ſeiner dramatiſchen Werke in 6 Bänden erſchienen.

Jetzt ſind noch die ſogenannten Barden zu nennen, welche Oſſian und Aehnliches nachahmten, und in den nebelhaften Namen des Nordens und der nebelhaft flatternden Versandeutung ihr Genüge fanden. Dahin gehört Michael Denis, der ſich Barde Sined nennt, und dem wir eine Ueberſetzung Oſſians in Herametern verdanken. Er war Jeſuit, Lehrer in Wien, dann Bibliothekar und Hofrath daſelbſt, als welcher er mit Johann von Müller in Berührung kommt. Stirbt 1800. Karl Maſtalier iſt ſein Schatten, und wird als ſolcher immer mitgenannt.

Karl Fried. Kretſchmann aus Zittau, geheißen Barde Rhingulf, daneben Gerichtsaktuar. Er hat ſich von der Bardenpoeſie auch zum Dramatiſchen, zu Erzählungen, Fabeln, Sinngedichten herabgelaſſen, was Alles bis 1805 zu Leipzig in ſieben Bänden geſammelt iſt. Die Compendien klagen, daß er zu früh vergeſſen ſei.

Ein Hauptfabeldichter Magnus Gottfr. Lichtwer 1719 — 1783 iſt es nicht, ſeine ſchlichten Fabeln werden noch deklamirt. Vier Bücher äſopiſcher Fabeln ſind von ihm da. Noch 1828 iſt von Pott eine Ausgabe und von F. Cramer eine Biographie des ſächſiſchen Juriſten veranſtaltet worden.

Weniger populär war der preuſſiſche Dithyramben- und Fabeldichter Willamov 1736 — 1777, von dem „dialogiſche Fabeln." Noch weniger zu klaſſiſchen Namen ſind gelangt Kaſimir Freiherr von Kreuz, ein Autodidakt aus Hamburg, der als Geheimer Rath in Hamburg 1776 ſtirbt, und Oden, Aufſätze und ein philoſophiſches Gedicht „die Gräber" geſchrieben hat. Die Sorgfalt, daß kein Name verloren ginge, an dem ein Vers hängt, war bewundernswerth. Das neunzehnte Jahrhundert würde mit Leſen und Schreiben nicht fertig, wenn alle gleich wichtige Namen gemerkt ſein ſollten.

Auch Lorenz Withof, ein Duisburge, der akademiſche Gedichte und Reden verfaßt, iſt ſehr vergeſſen. Es kann aber mit ihm die betriebſame Dichterader geſchloſſen ſein, und es ſind noch einige Proſaiker zu ſuchen.

Zum Beiſpiele, was denn außer der unſchuldigen „Schwediſchen Gräfin" für den Roman und dies Thema geſchehen ſei? Der Roman iſt eine ſo vortreffliche Form für eine Zeit, die auf dem Kreuzzuge nach Poeſie begriffen iſt! Er umfaß't ſo viele Bereiche, daß ihm ſelbſt der im Allgemeinen nicht fertige Standpunkt ſehr viel einzelne Richtungen und Partien geben kann, worin die Dichtung ein Genüge findet. Aller Zweifel, alle Frage ferner kann darin Raum haben, denn er iſt ein Bild des mannigfachen Lebens, eine reife Kunſt der Proſa, wo alle Nüance erſcheinen darf, ja erſcheinen ſoll, und wo die rein künſtleriſche Bildung doch einen harmoniſchen Abſchluß zu erringen im Stande iſt.

Man ergriff den Roman nicht in dieſem Umfange ſeiner Bedeutung, aber die Theilnahme, welche man für England bewies, hatte doch auch hierbei ihr Gutes. Die Engländer mit ihrem materiellen Anfluge und ihrer praktiſchen Tendenz griffen nach dem nächſten Leben, was ſich für die Beſchreibung bot; damit ergriffen ſie viel Einſeitigkeiten; Richardſon, deſſen Clariſſa und Grandiſon, deſſen Pamela bei uns ſo bekannt wurden, ſah zu viel Empfindſamkeit, Fielding ſah lauter Farce, und die nächſte Nachahmung in Deutſchland trieb dieſe Einſeitigkeiten noch weiter. Die empfindſamen Romane, welche in Werther ihren Höhepunkt und in Lafontaine ihre Breite fanden, ſind ein Schritt zur Aechtheit, wie es das bürgerliche Drama in einem andern Theile war. Wirkliches, von Fleiſch und Blut erfülltes Leben war doch jedenfalls reichlicher darin, als in den politiſchen Gerippen der Haller'ſchen Romane. Der Familienroman, welcher damals zu gelten anfing, war doch ein organiſcher Verſuch, welcher ſich folgerecht dann erweitern, den Entwickelungs-Roman vorbereiten und dichter und höher zu wichtigen Stoffen des Menſchen der Geſellſchaft führen, die höhere Frage allmählig einſchließen, und ſo zu einem Kunſtwerke leiten konnte, was die große poetiſche Welt in aller Einzelnheit und Mannigfaltigkeit doch harmoniſch in Anregung und Bewegung bringt, wenn es ſie auch nicht abſchließt.

Die lebhafteſte Oppoſition gegen den empfindſamen Roman machte Joh. Karl Auguſt Muſäus, 1735 — 1787, beſonders in ſeinem „Grandiſon der zweite," wie er 1760, oder „deutſchen Grandiſon," wie er 1781 in der ſpäteren Ausgabe hieß. Dieſe Verſpottung der Empfindelei, in welche jene Romanart bis zur Karrikatur gerieth, hatte ihr Gutes. Es wird auch in der Literatur das Meiſte nur durch den Gegenſatz weiter gefördert. Muſäus, der als Gymnaſiallehrer in Weimar ſtarb, hat durch ſeinen heiteren Spott ſo Manches in größere Bedachtſamkeit gewieſen. Auch Lavater's Phyſiognomik erfuhr durch ihn eine ſatiriſche Entgegnung in den „phyſiognomiſchen Reiſen," die er 1778 herausgab. Daß er darum doch des poetiſchen Sinnes keineswegs ermangelte, hat er durch ſeine „Volksmährchen der Deutſchen" gezeigt, worin mit heiterer Kindlichkeit die Sagenwelt noch einmal leicht vorübergeführt wurde, und womit er die größte Theilnahme fand. Ein Zeichen, daß der Geſchmack am

Wunderbaren immer leicht wieder erregt wird, wenn es nicht auf eine gewaltſame Weiſe geſchieht, und daß man auch in einer vorherrſchend rationellen Zeit die Anknüpfung an das Unerklärliche nicht verſchmäht, wenn ſie unbefangen auftritt. Jacobs hat in Gotha noch 1826 eine Ausgabe davon veranſtaltet. Außerdem ſind noch von Muſäus da: „Freund Hein's Erſcheinungen," „Straußfedern" und eine Sammlung nachgelaſſener Schriften, die Kotzebue 1791 herausgegeben hat. Die „Straußfedern" ein Band Erzählungen ſind zunächſt von Müller, dem Verfaſſer des Siegfrieds von Lindenberg, und ſpäter von Andern fortgeſetzt worden.

Wie ſehr ſich das höhere Leben allgemach von alter Sage entkleidet hatte, zeigt das Quellenſtudium der Volksmährchen, deſſen ſich Muſäus bedienen mußte: Die Kinder von der Straße rief er zu ſich, damit ſie ihm für einen Dreier die Geſchichte erzählten, welche die Amme ihnen vorgeſagt; mitten unter die Spinnräder alter Weiber ſetzte er ſich, alte Soldaten nahm er auf ſein Zimmer, und nöthigte ſie zum Tabakrauchen und Erzählen.

Der Zug war ſtärker als des Muſäus Entgegnung, noch neben ihm ſtand als ein Hauptförderer des Familien- und Sittenromanes Johann Timotheus Hermes auf, der 1738 — 1821, aus Pommern gebürtig, als Probſt in Breslau ſtarb. Schon 1766 war er mit einem Roman aufgetreten „Geſchichte der Miß Fanny Wilkes, ſo gut, als aus dem Engliſchen überſetzt," und um 1770 brachte er die vielberühmte „Sophien's Reiſe von Memel nach Sachſen," die 1778 auf ſechs Theile vermehrt wurde. Er hat lange Zeit für den erſten Sittenroman gegolten. Daß der Abweg zum Moraliſchen ſehr nahe lag, und daß ein Beſtreben, Kinder mit ſolcher Literatur zu erziehen, ſichtbar und wirkſam wurde, ſchob die Gattung bald aus dem Gebiete höherer Literatur. Hermes ſchrieb auch 1787 noch drei Bände „Für Töchter edler Herkunft," ferner „Manch Hermäon," für Eltern und Eheluſtige ꝛc. ꝛc." Alles halb Roman, halb Sittenlehre. Bei langem Leben verſcholl er doch, wie das immer geſchieht, da ſich die Tendenz ganz und gar in die Schulmeiſterei verlor, an welcher zu keiner Zeit Mangel. Noch weniger erwähnenswerth ſind

ſeine Kirchenlieder und Predigten, da ſein Ausdruck und Stil überhaupt nirgends rein und muſterhaft und ganz ohne Schwulſt war. Jean Paul ſagt in ſeiner Vorſchule: Hermes's Romane beſitzen beinahe alles, was man zu einem poetiſchen Körper fordert, Weltkenntniß, Wahrheit, Einbildungskraft, Form, Zartſinn, Sprache; aber da ihnen der poetiſche Geiſt fehlt, ſo ſind ſie die beſten Romane gegen Romane und gegen deren zufälliges Gift; man muß ſehr viel Geld in Banken und im Hauſe haben, um die Dürftigkeit, wenn ſie in ſeinen Werken gedruckt vorkommt, lachend auszuhalten.

In ähnlicher Weiſe that ſich J. J. Duſch durch die „Geſchichte Karl Ferdiner's" hervor, da es ihm mit Gedichten nicht glücken wollte.

Dieſe Sittenromantiker ſpotteten übrigens nicht minder über den empfindſamen Roman, welcher bei den Autoren ſtets wenig, beim Publikum ſtets großes Glück gemacht hat. Es iſt eine alte Behauptung, daß die Maſſe einen Hauptreiz darin findet, gerührt zu werden, wie es denn ein Herkommen bis auf den heutigen Tag bleibt, an Trauerreden und Aehnlichem zahlreich Theil zu nehmen, damit man zu Thränen und zu einer gründlichen Rührung komme.

Hier muß auch die Kanzelbeſtrebung angeführt ſein, den Proſaausdruck zu fördern. Da iſt mit dem alten würdigen Moshеim anzufangen, 1684 — 1755 — der als Kanzler in Göttingen eine ſtattliche Erſcheinung iſt, und bei Entwickelung der Geſchichtsſchreibung noch genannt werden muß, da er für einen Hauptreformator der Kirchengeſchichte gilt. Leider iſt ſeine Kirchengeſchichte lateiniſch geſchrieben. Hier ſind Hauptſache ſeine „heiligen Reden" drei Bände und ſeine „Sittenlehre der heiligen Schrift," welche Gellert ſo eifrig lobt. Ferner iſt von den in anderer Beziehung ſchon Genannten Cramer, Schlegel, Giſeke hier anzuführen, dann Rambach in Gießen, Sack in Berlin, der 1786 ſtirbt, und von dem ſechs Theile Predigten gedruckt ſind, Jeruſalem 1709 — 1789 in Braunſchweig, ein vertrauter Genoſſe der dortigen Dichter, ein gelehrter Denker, von dem ebenfalls Predigten und religioſe Betrachtungsſchriften, endlich Spalding

1714 — 1804 in Berlin, als einer der beſten Prediger berühmt, der eine große Menge Predigten und geiſtlicher Schriften herausgegeben hat.

Für das rein Sprachliche wirkten: Popowitſch, Fulda, Friſch, Haltaus, Schilter, Scherz, Oberlin, Stoſch und Eberhard, der noch in Rede kommt.

Eine ganz andere Romangattung, als jene obige, war der von Wieland verſuchte philoſophiſche Roman, wie der Agathon. Wieland gehört mit manchem Anderen ſchon in ſtarker Wirkſamkeit in dieſen Bereich, aber er und die Leſſing, Winkelmann, Möſer ꝛc., deren Lebenszeit hierher fällt, müſſen hinter die große Scheide geſtellt werden, die aus dieſem Uebergange ſich bildet, und es konnte die Jahreszahl nicht allein entſcheiden. Art, Grundſatz, Folge wieſen ihnen den Platz an, welcher in den letzten Abſchnitt gehört.

Um dieſe reich bevölkerte Uebergangsepoche zu beſchließen, ſei noch Einzelnes von dem aufgeführt, was Goethe in ſeiner Lebensbeſchreibung gibt, und was im Summariſchen die Epoche ſchildert. Für die Jahre 1750 — 1770 wählt er folgende Beiwörter: Emſig, geiſt- und herzreich, würdig, beſchränkt, fixirt, pedantiſch, reſpektvoll, antik-galliſche Kultur, formſuchend.

Ferner ſagt er: „von einem höchſten Princip der Kunſt hatte Niemand eine Ahnung. Man gab uns Gottſched's kritiſche Dichtkunſt in die Hände; ſie war brauchbar und belehrend genug: denn ſie überlieferte von allen Dichtungsarten eine hiſtoriſche Kenntniß, ſo wie vom Rhythmus und den Bewegungen deſſelben; das poetiſche Genie ward vorausgeſetzt! Uebrigens aber ſollte der Dichter Kenntniſſe haben; ja gelehrt ſein, er ſollte Geſchmack beſitzen, und was dergleichen mehr war. Man wies uns zuletzt auf Horazen's Dichtkunſt, wir ſtaunten einzelne Goldſprüche dieſes unſchätzbaren Werkes mit Ehrfurcht an, wußten aber nicht im geringſten, was wir mit dem Ganzen machen, noch wie wir es nutzen ſollten."

„Die Schweizer traten auf, des Gottſched's Antagoniſten; ſie mußten doch alſo etwas Anderes thun, etwas Beſſeres leiſten wollen: ſo hörten wir denn auch, daß ſie wirklich vorzüglicher ſeien. Breitinger's kritiſche Dichtkunſt ward vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber

nur in einen größeren Irrgarten, der deſto ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, uns darin herumtrieb. Eine kurze Ueberſicht rechtfertigt dieſe Worte."

„Für die Dichtkunſt an und für ſich hatte man keinen Grundſatz finden können; ſie war zu geiſtig und flüchtig. Die Malerei eine Kunſt, die man mit den Augen feſthalten, der man mit den äußeren Sinnen Schritt vor Schritt nachgehen konnte, ſchien zu ſolchem Ende günſtiger. Engländer und Franzoſen hatten ſchon über bildende Kunſt theoretiſirt, und man glaubte nun durch ein Gleichniß von daher die Poeſie zu begründen. Jene ſtellten Bilder vor die Augen, dieſe vor die Phantaſie; die poetiſchen Bilder alſo waren das Erſte, was in Betrachtung gezogen wurde. Man fing von dem Gleichniſſe an, Beſchreibungen folgten, und was nur immer den äußeren Sinnen darſtellbar geweſen wäre, kam zur Sprache."

„Bilder alſo! Wo ſollte man nun aber dieſe Bilder anders hernehmen, als aus der Natur? Der Maler ahmte die Natur offenbar nach; warum der Dichter nicht auch? Aber die Natur, wie ſie vor uns liegt, kann doch nicht nachgeahmt werden: ſie enthält ſo vieles Unbedeutende, Unwürdige, man muß alſo wählen; was beſtimmt über die Wahl? man muß das Bedeutende aufſuchen; was iſt aber bedeutend?"

„Hierauf zu antworten mögen ſich die Schweizer lange bedacht haben: denn ſie kommen auf einen zwar wunderlichen, doch artigen, ja luſtigen Einfall, indem ſie ſagen, am bedeutendſten ſei immer das Neue; und nachdem ſie dies eine Weile überlegt haben, ſo finden ſie, das Wunderbare ſei immer neuer als Alles Andere."

„Nun hatten ſie die poetiſchen Erforderniſſe ziemlich beiſammen; allein es kam noch zu bedenken, daß ein Wunderbares oft leer ſein könne und ohne Bezug auf den Menſchen. Ein ſolcher nothwendig geforderter Bezug müſſe aber moraliſch ſein, woraus denn offenbar die Beſſerung des Menſchen folge, und ſo habe ein Gedicht das letzte Ziel erreicht, wenn es, außer allem anderen Geleiſteten, noch nützlich werde. Nach dieſen ſämmtlichen Erforderniſſen wollte man nun die verſchiedenen Dichtungsarten prüfen, und diejenige, welche die Natur nachahmte, ſodann wunderbar, und zugleich auch von ſittlichem Zweck und Nutzen ſei, ſollte für die erſte und oberſte gelten. Und nach vieler

Ueberlegung ward endlich dieſer große Vorrang, mit höchſter Ueberzeugung, der Aeſopiſchen Fabel zugeſchrieben."

„So wunderlich uns jetzt eine ſolche Ableitung vorkommen mag; ſo hatte ſie doch auf die beſten Köpfe den entſchiedenſten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer ſich dieſem Fache widmeten, daß ſelbſt Leſſing darin zu arbeiten verſuchte, daß ſo viele Andere ihr Talent dahin wendeten, ſpricht für das Zutrauen, welches ſich dieſe Gattung erworben hatte. Theorie und Praxis wirken immer auf einander; aus den Werken kann man ſehen, wie es die Menſchen meinen, und aus den Meinungen vorausſagen, was ſie thun werden."

„Doch wir dürfen unſere Schweizertheorie nicht verlaſſen, ohne daß ihr von uns auch Gerechtigkeit widerfahre. Bodmer, ſo viel er ſich auch bemüht, iſt theoretiſch und praktiſch zeitlebens ein Kind geblieben. Breitinger war ein tüchtiger, gelehrter, einſichtsvoller Mann, dem, als er ſich recht umſah, die ſämmtlichen Erforderniſſe einer Dichtung nicht entgingen, ja es läßt ſich nachweiſen, daß er die Mängel ſeiner Methode dunkel fühlen mochte. Merkwürdig iſt z. B. ſeine Frage: ob ein gewiſſes beſchreibendes Gedicht von König auf das Luſtlager Auguſt's des Zweiten wirklich ein Gedicht ſei? ſo wie die Beantwortung derſelben guten Sinn zeigt. Zu ſeiner völligen Rechtfertigung aber mag dienen, daß er, von einem falſchen Punkte ausgehend, nach beinahe ſchon durchlaufenem Kreiſe, doch noch auf die Hauptſache ſtößt, und die Darſtellung der Sitten, Charaktere, Leidenſchaften, kurz, des inneren Menſchen, auf den die Dichtkunſt doch wohl vorzüglich angewieſen iſt, am Ende ſeines Buches gleichſam als Zugabe anzurathen ſich genöthigt findet."

„In welche Verwirrung junge Geiſter durch ſolche ausgerenkte Maximen, halb verſtandene Geſetze und zerſplitterte Lehren ſich verſetzt fühlten, läßt ſich wohl denken. Man hielt ſich an Beiſpiele, und war auch da nicht gebeſſert; die ausländiſchen ſtanden zu weit ab, ſo ſehr wie die alten, und aus den beſten inländiſchen blickte jedesmal eine entſchiedene Individualität hervor, deren Tugenden man ſich nicht anmaßen konnte, und in deren Fehler zu fallen man fürchten mußte. Für den, der etwas Produktives in ſich fühlte, war es ein verzweiflungsvoller Zuſtand."

V.

Das Klaſſiſch-Deutſche.

22.

Die neue Kritik.

Lessing.

Mit Lessing wurde es ganz anders: er warf mit einer ehernen Hand Alles beiseite, was ordnungslos auf dem Gedankenfelde unserer Literatur umherlag, er grub den Boden nach allen Seiten auf, er grub ihn von Neuem auf, ohne Rücksicht auf das, was geschehen sein sollte, was für bereits bestellt und zugerichtet ausgegeben ward. Mit ihm beginnt diejenige Literatur, welche man die klassische nennt. Was ist klassisch? Wie vielerlei ist über das Wort hin und her geredet worden! Kurz und hoffentlich gut nehme man es für eine Bezeichnung von musterhaft. Eine Literatur, die auf Principien des Ausdrucks, der Form und des Inhalts beruht, auf Principien, die in sich eine fertige Ausbildung und in ihrem Zeitbereiche eine genügende Anerkennung finden, eine solche ist klassisch.

Ursprünglich gehört der volle Begriff einer Poesie hinein. Nämlich: wo Sitte, Gedanke und Glaube eine zweifellose Einigung gefunden, wo die Sprache zur Vollkommenheit ausgebildet ist, wo sie und in ihr das Kunstwerk voll-gestrichenen Maaßes das höhere Leben eines Menschenbereiches ausdrückt. In solcher um und um reichenden Erfüllung, in solchem Aufgehen ineinander des Stoffs, der Menschenansicht und des Ausdrucks liegt die Klassicität.

Ruft man ſich zurück, was in den vorhergehenden Abſchnitten dargeſtellt wurde, ſo erwartet man hier nicht plötzlich eine ſo ausgedehnte klaſſiſche Erſcheinung. Sie müßte vom Himmel gefallen ſein. Denn das ungeeinigte Durcheinander des Gedankens und des Glaubens hat durch eine Schaar mäßiger Dichter nicht geeinigt werden können, bei denen nicht viel mehr als ein guter Wille und ein leidlicher Vers anzutreffen iſt. Auch Leſſing hat kein ſolches Wunder gethan, er hat es gar nicht einmal verſucht, ſeine Beſtrebung geht faſt nirgends ſolchergeſtalt nach dem Allgemeinen; die Literatur als eine ſpecielle Art, als ſchöne Literatur hat er vorzugsweiſe in's Auge gefaßt, und darin aufzuräumen getrachtet mit Herkuliſcher Kraft, damit doch in einzelnen Theilen ein feſter Boden, das heißt ein feſter Grundſatz gewonnen werde.

Alſo der Haupteinſchnitt beruht eigentlich darin, daß man ſich ſcharf und nachdrücklich auf Verhältnißgeſetze der Kunſt, der ſchönen Literatur ſtellt, dafür zu Hilfe nimmt von alten und neuen Völkern, was ſich nur irgend erlangen und deuten läßt, daß man in dieſer Weiſe eine kleine Geſetzvereinigung erſchafft, einen Muſteranſpruch der Form, und daß man darin zu einer klaſſiſchen Fertigkeit bringt. Die große Seele der Welt, in welche Alles gehört im Himmel und auf Erden, deſſen der Menſch als einer Frage habhaft werden kann, ſie bleibt auf ſich beruhen, man begnügt ſich mit einem Ausſchnitte, jeder Berufene mag von jener großen Seele in ſeiner Weiſe erobern, ſo viel ihm möglich iſt; die Grenze iſt ein weites, unſicheres Populärbewußtſein. Der Prediger äußert wohl ein Bedenken, der Staatsmann ein anderes, aber ſicher ſteht darüber nichts, und darum iſt Alles erlaubt; das hohe Geſetz iſt dem einzelnen Genie frei gegeben; dies Genie beſchränkte ſich nach allenfalſigem Herkommen, nach eigenem Takte.

Deshalb ſehen wir in dieſer Periode neue Wege, Außerordentliches, Ausſchweifendes aller Gattung, denn das Bischen Chriſtenthum, was da iſt, ſchattirt ſich tauſendfach, da ſeine dogmatiſche Kraft ſo mannigfach erſchüttert worden; Staat, Sitte, Herkommen erleiden mit ihm poſitiv die ärgſten Stöße, und doch hält ſich juſt in dieſen ärgſten Kriſen der Ausſchnitt einer klaſſiſchen Welt in der ſchönen Literatur, als ob darin Anhalt und Rettung bewahrt werden ſollte. Dies iſt ein wunderbar Eigen-

thümliches der deutschen Literatur, daß sie gerade da ihre glänzendste Zeit erlebt, wo alle Einigung des Weltgedankens in Trümmer zu gehen scheint. Dieser Literatur hat es unser Vaterland zu danken, daß wir durchaus in Formen geblieben sind, und es ward so mit einem heiligen Siegel bekräftigt, daß die schöne Literatur in Deutschland das größte Herzensinteresse der Nation geworden.

Deshalb, um in selbiger Folgerung fortzufahren, kommt von jetzt an bei Darstellung deutscher Literargeschichte Alles darauf an, wie sich das Gesetz der schönen Schreibe- und Bildungskunst gestaltet, wie das einzelne Talent seinen Weg sucht im Verhältnisse zum allgemeinen Chaos. Jeder einzelne große Dichter wird jetzt zu einer wirklich eigenen Welt, worauf die sorgfältigste Aufmerksamkeit gerichtet sein muß.

Solcher Weise ist bei uns die Bezeichnung klassischer Literatur zu fassen: Streng in der schönen Kunst werden gültige Gesetze erzeugt, aus dieser Einigung und konsequenten Fortbildung heraus wird die That des Talentes zu einer allgemeinen Musterhaftigkeit. Der nächste Ausdruck ist eine in den Hauptumrissen für normal angenommene Sprache. Jedes einzelne große Talent wird in seiner eigenen Gesetztheit begriffen und anerkannt.

So entsteht eine romantische Klassik, die allerdings nicht vollendet ist, und deren einst geglaubte Summe erst das werden kann, was man im Vollen und Großen eine klassische Welt nennt.

Der griechische Klassiker unterschied sich von seinem Genossen, daß er einen Mythenkreis ein wenig Anders deutete, im Grunde des Bewußtseins war Alles einig, war Alles geglaubte griechische Welt. Diese geglaubte Welt im Einzelnen musterhaft darzustellen, war klassisch. So leicht ist es uns nicht, so leicht in der Bewältigung sind wir nicht; erreicht das aber irgend ein Enkel, so ist er millionenfach reicher klassisch, denn alle Eroberung seit Euripides ist bewältigt sein. Unsere Klassiker hatten jeder seine eigene Welt in ein Schönheitsverhältniß zu ordnen, während die allgemeine herumtrieb wie eine ungeheure, aber nicht unter gemeinschaftlichen Oberbefehl versammelte Flotte.

Weil so viel auf die einzeln siegende Persönlichkeit ankommt, sind viele Dichter jenseits dieses letzten Abschnittes geblieben, die

gleichzeitig mit Leſſing gelebt, ja ihn überlebt haben. Der rein ſprachliche Punkt iſt allerdings zur Grenzſcheide gemacht worden, der Punkt, von wo eine deutſche Schrift gegeben wird, die geltend geblieben iſt bis jetzt, klaſſiſch als Ausdruck. Inſofern hätte Mancher noch Anſpruch, dieſſeits des Scheidepunktes zu erſcheinen, Viele von jenen Dichtern ſchreiben beinahe ganz ſo, wie es noch jetzt gültig iſt. Aber da eine ſolche Scheidung an ſich ſehr ſchwierig iſt, da ſich das Gelingen oder Mißlingen in der Literatur nicht wie bei der äußerlichen That ſo ſtreng auf einen Tag, auf ein Jahr beſchränkt; ſo mußte noch ein genaueres Merkmal geſucht werden. Dies Merkmal iſt eine Kenntniß oder Theilnahme, wie ſich die Literatur neuer kritiſcher Geſetze poſitiv bewußt wird. Bei den ſächſiſchen und preußiſchen Dichtern des vorigen Kapitels blieb das Beſtreben nach dieſer Kenntniß und Theilnahme zu ſehr Dilettantismus, der ſo geſchäftige Ramler ward doch im Grunde der neuen kritiſchen Seele ganz und gar nicht habhaft, ſo ſehr er ſich kritiſch beſtrebte; Klopſtock, der einen ſo kühnen Gang nach der ganzen, vollen Weltſeele verſuchte, eroberte ſie nicht, verlor darüber Schärfe, Nachdruck und Klarheit, um im Einzelnen eine gelungene That zu finden; und ſo wird ſich für Jeglichen eine Urſache aufthun, warum die Auswahl nur ſcheinbar willkürlich geſchehen ſei.

Freilich wird ſo Mancher nun auch noch im Folgenden auftreten, der eben auch keinen klaſſiſchen Beigeſchmack hat; aber ihm hat die Geburtsſtunde eine Stellung in ſpäterer Reihe verſchafft, es kann Tiedge, Göckingk und mancher Gleiche nicht füglich jenſeits Leſſing aufgeſtellt werden, ſo weit verlangt die nüchterne Zeitfolge Achtung. Und ſei's in einer einzigen Wendung, betheiligt vom kritiſch Neuen iſt jeder Spätere.

Was in der Sprache ſelbſt von jener Zeit an abweicht im Verhältniſſe zum jetzigen Ausdrucke, das iſt nicht eben der Rede werth. Leſſing ſelbſt ſagt einmal „fürchte," wofür wir jetzt fürchtete ſagen, und einiges Aehnliche, was nur den Pedanten ſtören mag. Farbe, Wendung, Geiſt im Allgemeinen ſtellen ſich klaſſiſch feſt, die Perſönlichkeit kann im Stile neuen Reiz entwickeln, der Typus bleibt feſt. Leſſing's Dramaturgie könnte heutiges Tag's erſcheinen, man fände die Sprache raſch, ſcharf, bürgerlich, und nicht der feinſte Kenner möchte an ihr entdecken,

daß ſie ſiebzig Jahre alt ſei. Wenigſtens an der Sprache ſelbſt würde dieſe Entdeckung nicht gemacht, wenn auch an Stoff und Beziehung; da natürlich jetzt eine Empfehlung Shakespeare's, eine Bekämpfung des franzöſiſchen Geſchmacks nicht mehr ſo nothwendig und unerläßlich iſt, wie damals.

Hierin lag Leſſing's Größe, daß er eine neue Kritik ſchuf, auf deren Grundlagen ſich eine klaſſiſche ſchöne Literatur aufbauen konnte. Möge man ſich nicht täuſchen, möge man nicht erwarten, Leſſing habe ein äſthetiſches Syſtem aufgeſtellt, nach allen Seiten fertig und bedacht. Nein, faſt alle Leſſing'ſchen Schriften ſind Gelegenheitsſchriften. Vor ſeinem Laokoon ſagt er: „Die Aufſätze ſind zufälliger Weiſe entſtanden, und mehr nach der Folge meiner Lektüre, als durch die methodiſche Entwickelung allgemeiner Grundſätze angewachſen. Es ſind alſo mehr unordentliche Collektanea zu einem Buche, als ein Buch.“ — Seine Dramaturgie ſchrieb er, weil er bei'm Hamburger Theater betheiligt ward, und ſie entſtand in Form von Tagesrecenſionen; er beſprach die gegebenen Stücke und entfaltete dabei gelegentlich ſeine Anſichten.

Auch zu dem, was nicht in's Fach der ſchönen Wiſſenſchaften gehörte, und wovon er dann einen Gewinn für dieſe zog, ward er durch äußere Veranlaſſung gebracht. Als Bibliothekar in Wolfenbüttel fand er den Berengarius auf, und machte ihn bekannt, gab er die „Fragmente“ heraus, und bei der nun ausbrechenden Polemik mit dem Hamburger Paſtor Göze entwickelte er erſt ſein theologiſches Rüſtzeug, gewann er erſt den Uebergang zu ſeinem Nathan.

Dieſem Gange nach iſt in Leſſing keine abgeſchloſſene kritiſche Welt zu erwarten, die Grundſätze dehnen ſich im Laufe der Zeit und der verſchiedenen Eindrücke, ſie beſchränken, ſie wenden ſich und Leſſing iſt nirgends peinlich beſorgt, daß alles anderswo Geſagte ſich folgerecht anſchließe an Späteres. Man muß ſich mit einzelnen Reſultaten begnügen, man beachtet den Gang ſelbſt, die ſcharfſinnige, ſiegreiche Manier, man wird geweckt, man hilft hineinſchlagen in den Nebel des unklaren Dichtergefühls, wie es damals wogte, und ſolchergeſtalt iſt und wird Leſſing Alles, ohne ſyſtematiſch, ohne ſelbſt im Breiten darüber aufgeklärt zu ſein, was er wolle.

Die Grundlage ſeines Talentes war ein geſundes, ſcharfſinniges Naturel, was durch eine geſchulte Bildung unterſtützt wurde. Derjenige Mann, der oben bei der Leipziger Dichterſchule genannt werden mußte, wenn jene Dichter etwas von der kritiſchen Schärfe deſſelben gelernt und verrathen hätten, Erneſti, ein höchſt ſchätzenswerther Philologenname jener Zeit und jenes bewegten Leipzig, Erneſti war für Leſſing von Wichtigkeit. Der gewöhnliche Schlendrian der Kollegien intereſſirte ihn nicht, Das Theater der Madame Neuber lockte ihn mehr, aber Erneſti's Vorleſungen beſuchte er. So finden wir allerdings das oft zurückgewieſene humaniſtiſche Moment auf dem Grunde der Leſſing'ſchen Thätigkeit, und ſehen es darin zu ſo außerordentlichem Einfluſſe gedeihen. Aber es wird in ihm ein ganz anderes. Feſt ruht in ſeinem Naturell die Nothwendigkeit, das Nächſte, das Nationelle, das wahrhaft Lebendige zu fördern, darauf geht er ſtracks los, die griechiſche Bildung iſt nur ſeine Waffe, nicht ſein Zweck. Daß er mitunter dabei etwas griechiſcher und lateiniſcher wird, als wünſchenswerth ſein mag, iſt das in einer Zeit zu verwundern, wo er ſo allein blieb, in der Nationalliteratur ſo wenig Unterſtützung fand für ſeinen Geſchmack? Iſt dies bei einer Umgebung zu verwundern, auf welche nur vermittelſt ſolcher Gelehrſamkeit Eindruck gemacht werden konnte, bei Stoffen, deren Mittelpunkt im Alterthume lag, bei einer überlegenen Kenntniß des Alterthums, wie er, der außerordentlich Beleſene, ſie zufällig beſaß? Allerdings übertrieb er auch zuweilen ſeinen philologiſchen Drang, wie ſich im Verlaufe zeigen wird, daß der berühmte Streit mit Klotz auf unſcheinbaren philologiſchen Details beruhte, und der ſchwere Nachdruck nicht nöthig geweſen wäre, den ſie erfuhren. Aber bei alle dem, war keine Spur von der unnatürlichen beſchränkten Humaniſtik in ihm, welche gewaltſam und das Nächſte, Nothwendige verkennend, eine alte, fremde Welt in die unſrige eindrängen wollte. Waffe, lediglich Waffe war ſie ihm, da man einmal ſo weit gerathen war, nirgends weiter einen zuverläſſigen Halt zu beſitzen, da er einmal ein Intereſſe für franzöſiſche Literatur vorfand und deutlich einſah, dieſe franzöſiſche Literatur beriefe ſich oberflächlich und falſch auf Griechen und Römer.

Nur in der Jugend iſt er manchmal über die Ausdehnung

des humaniſtiſchen Geſchmackes irre gegangen und hat einmal ſogar verſucht, die Meſſiade in's Lateiniſche zu überſetzen. Sein geſundes Naturel, ſeine mathematiſche Denkbildung, die auch ihren Wolf genügend verarbeitet hatte, ſein praktiſcher Sinn hat ihn am Ende ſtets ganz richtig geleitet. In der Dramaturgie findet ſich nur einigemal der Rückfall in die Manier, und es wird dem Hamburger Publikum zugemuthet, mitten in der geſundeſten Beſprechung einen lateiniſchen Spaziergang mitzumachen. Aber man bedenke, wie ſehr das damals Stil war, wie es bis in die vertraulichſte Mittheilung eindrang, wie frei ſich im Ganzen Leſſing dabei erhielt, ſobald nicht das Thema ſelbſt ein antiquariſches war, welche rein nationalen Reſultate er zu gewinnen wußte! Hinderte ihn das heroiſche Drama der Griechen, welches er ſo genau kannte, bei uns auf ein bürgerliches zu bringen, und darin ſelbſt ſo vortreffliche Beiſpiele zu geben? Verkannte er es, daß wir in keiner ſo dogmatiſch-heroiſchen Welt lebten, und daß unſer Lebenspunkt anderswo zu finden und zu treffen ſein müſſe? Ja, in letzter, wirklicher Wahrheit kommt juſt Leſſing dahin, wo in allem Vorhergehenden dieſes Buches die Benutzung fremder Kultur und der Gewinn aus ſelbiger zuläſſig und wünſchenswerth genannt wird. Nämlich, ſich in einer Zeit darnach umzuſehen, wo keine ſtarke eigene Entwickelung geſtört wird, und in einer Art, welche das Eigene leitet, aber nicht verdirbt oder unterjocht.

Leſſing ward den 22ſten Januar 1729 zu Camenz in der Oberlauſitz geboren. Sein Vater war Prediger und ein gelehrter Mann, welcher den ganzen Tag in der Studirſtube verbrachte, und ſtets große Achtung vor aller Gelehrſamkeit bewies. Man hat darin eine Veranlaſſung gefunden, daß Leſſing ein ſo eifriger Bücherfreund geworden, wenigſtens hat er ſchon als Knabe zum bloßen Zeitvertreibe über Büchern gelegen, und dieſe Neigung verblieb ihm bis an den Tod. Den größten Theil ſeines kleinen Einkommens verwendete er ſtets auf Anſchaffung derſelben, in ſeiner leichtſinnigſten Zeit ſelbſt, als er zu Breslau häufig Faro ſpielte und ſeinen genaueſten Freunden aus Faulheit keine Nachricht von ſich gab, kaufte er Bücher in Maſſen.

Einem Maler, der ihn als fünfjährigen Knaben portraitiren und ein Vogelbauer mit einem Vogel neben ihn malen wollte,

ſoll er entſchieden erklärt haben, das ſchicke ſich nicht für ihn, und in ſolcher Begleitung ließe er ſich gar nicht zeichnen. Bücher gehörten neben ihn, Bücher müßten es ſein. So früh alſo kündigten ſich zwei Eigenſchaften an, Hang zu Gelehrſamkeit, Sinn für das Paſſende. Von dieſem Maler hat er auch einigen Zeichnenunterricht erhalten, und ſeine Aufmerkſamkeit auf bildende Kunſt, welche ihm ſpäter zu einem Hauptwerke, ſeinem Laokoon veranlaßte, iſt ſo früh in ihm geweckt worden.

Aus den Sitten jenes Predigerhauſes wird auch berichtet, daß Morgen- und Abendandachten mit Gebet und Geſang ſtatt gefunden. Davon iſt wenig Spur in ihm verblieben. Sein nüchternes, verſtändiges Weſen hat erſt ſpät einen tiefen, religioſen Bezug gewieſen, dieſen ſpäten, aber auch mehr in Folge eines wiſſenſchaftlichen Dranges, dem die leichte Tagesphiloſophie nicht zuſagte, dem alte Philoſophie, Spinoza, Leibnitz um ſtrengerer Wiſſenſchaftlichkeit halber, intereſſanter waren; das lyriſch religioſe Bedürfniß war ihm niemals eigen, und es iſt nicht unwichtig, daß ein Hauptbegründer neuer Kritik dieſen Sangestheil des inneren Menſchen wenig oder gar nicht beſaß, daß alſo auch Verhältniß und Einſchluß des religioſen Beſtandtheils in ſeiner kritiſchen Beſtrebung faſt ganz unterblieb. Die Literatur, als ſchöne Kunſt ſelbſtſtändig werdend, ließ von vornherein jenen religioſen Bezug, in dem ſie ſich ſonſt zur vollen Poeſie verdichtete, aus welchem ſie in der Geſchichte meiſt entſprang, völlig beiſeite. So oft auch Leſſing ſpäter bei kritiſcher Betrachtung auf das Chriſtenthum zu ſprechen kam, er verhielt ſich ohne Frivolität, ſchlug ſich in dialektiſcher Deutung ſogar oft zu orthodoxen Punkten, aber eben ſo ohne tiefere Eingehung in das Seelenleben, in den Geſang deſſelben. Wenn er ſich für den ächten Stoff des nahe liegenden Lebensintereſſes erklärt hatte, ſo wendete er alle Aufmerkſamkeit auf die Form, wofür ihm die heidniſche klaſſiſche Welt Vergleichung und Anhalt blieb.

Auf der Fürſtenſchule zu Meißen erhielt er eine gründliche Schulbildung. Bekanntlich beſtand dieſe damals, wie großentheils heute noch, in genauer Kenntniß der griechiſchen und römiſchen Literatur. Auszeichnend wird daneben erzählt, daß ein Lehrer der Mathematik, Namens Klemm, ihm großen Geſchmack an dieſer Verſtandeswiſſenſchaft beigebracht, und ihm unter

Anderem auch einleuchtend dargestellt habe, die Sprachen seien nur Mittel zur Gelehrsamkeit, nicht die Gelehrsamkeit selber. Lessing hat auch dort den Euklid übersetzt und eine Geschichte der Mathematik geschrieben, woraus sich ergeben soll, daß er als Schüler bereits aufmerksam den gelehrten Zeitungen gefolgt sei. Sein behender, kräftiger Geist hatte auch so bald alles auf der Schule Lernbare erfaßt, daß der Rektor Grabner dem alten Lessing erklärte, der junge Mensch könne da nichts mehr lernen, und brauche doppeltes Futter.

Vor der gewöhnlichen Zeit, mit 17 Jahren, 1746 ging er also ab, hielt eine Abschiedsrede von der Mathematik der Barbaren, wie er uns im griechischen Sinne hieß, und ging nach Leipzig. Er sollte Theologe werden, das war aber nicht sein Geschmack und der Vater fügte sich leichter als die Mutter in ein philologisches Studium, hoffend, den Sohn bald als Professor in Göttingen zu sehen. Aber es fehlte das Geld, und Lessing schlug sich weiter, so gut es eben ging, und trieb, was sich eben bot. Der Kathedervortrag lockte ihn nicht, er ging nur etwa zu Ernesti, um römische Alterthümer und griechische Klassiker nach geistreichem Vortrage zu hören, besuchte wohl auch einmal Christ, auf den er sich wenigstens später in der Klotzischen Streitigkeit bezieht, und schlenderte Viel herum. Die Schlegel, Weiße und besonders Mylius, der zum Kummer von Lessing's Eltern als Freigeist berüchtigt war, bildeten den nächsten Umgang. Sein praktischer Sinn zog ihn zum Theater, er verkehrte mit Schauspielern, übersetzte mit Mylius den Hannibal von Marivaux in deutsche Alexandriner; sie gaben ihn der Neuber zur Aufführung, und erhielten das gewünschte Freibillet. Bekannt war er freilich mit den meisten sächsischen Dichtern, aber dies Treiben in's lyrisch Blaue hinaus war seinem Sinne nicht angemessen. Ein solcher poetischer Drang war gar nicht in ihm. Und so wurde auch seine dichterische Thätigkeit nicht einmal aus seiner Kenntniß alter Dichter, sondern ganz praktisch durch das Theater angeregt. Dies ist sein ganzes Leben hindurch durch seine Hervorbringung gegangen; das Drama, was sich in lebendigen Verkehr setzt mit der Welt, ist stets der Hauptpunkt derselben geblieben. Er fing damit an, er nahm es in Berlin wieder auf, er schritt sogar in seiner müßigsten Breslauer

Zeit zu der Minna von Barnhelm, und schloß mitten aus theologischen Händeln heraus mit Nathan dem Weisen. Dieser praktische Zug, welcher selbst seine scheinbar abstrusesten Untersuchungen in der Kritik verursachte und begleitete, gab ihm jenen Stempel der Nothwendigkeit und des Nachdrucks, wodurch er so wirksam und so sehr viel wichtiger wurde als all der unklare Dichtungskreis seiner Umgebungen.

Besonders an den Schauspieler Brückner schloß er sich, wie später an Eckhoff, sprach über Deklamation, über Auffassung der Rollen, über die Forderungen und Grenzen der Schauspielkunst. Für sich selbst hielt er nöthig, Tanzen, Reiten und Fechtkunst zu erlernen, ganz in dem Sinne eines praktischen Mannes, der die nöthigen Handgriffe kennen müsse, und ganz in dem Sinne ward er auch so zeitig Schriftsteller. Den kritischen Zustand hielt er von vornherein für jämmerlich, auf Gottsched gab er nicht einen Augenblick das Mindeste; da mitzusprechen schien ihm leicht, und etwas verdienen wollte er nebenher auch. So begann er mit kleinen Gedichten, die er dem Mylius zu dessen Wochenschrift „der Naturforscher" gab, und mit einem kleinen Stücke „der junge Gelehrte."

Die Eltern bekümmerten sich schwer über diese Schauspielerwirthschaft, über den Umgang mit Mylius, und noch mehr, als er gar diesem nach Berlin folgte, nach Berlin, dieser ungläubigen Stadt des freigeistigen Königs. Dort begann er mit Mylius die Quartalschrift „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters," und gab unter dem Titel „Kleinigkeiten" seine Gedichte heraus. Der Vater schrieb ihm bedenkliche, vorwurfsvolle Briefe über die Theatertheilnahme und den Umgang mit Mylius. „Ein Komödienschreiber," antwortete er darauf, „ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ nicht über Laster lachen? verdienen Laster Hochachtung? — die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Religion im Gedächtnisse, und oft, ohne sie zu verstehn, im Munde hat, oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens dazu zu gelangen bestrebt. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treu und Glauben annehmen soll."

Damals trug ſich auch die wunderliche Geſchichte zu, welche ihn in Berührung mit Voltaire brachte. Leſſing erhielt von Voltaire's Geheimſchreiber eins der erſten Exemplare vom **Siècle de Louis XIV.**, ehe dies Buch noch kurſirte. Er verleiht es, man ſpricht davon, Voltaire erfährt's, und iſt außer ſich. Leſſing iſt verreiſ't, als darnach geſchickt wird. Vorhergehende Ueberſetzung oder gar Originalausgabe fürchtend läßt Voltaire einen Brief an Leſſing ſchreiben, worin die Möglichkeit eines Diebſtahls und die nöthige Drohung eine Hauptrolle war. Leſſing ſchickt es mit einem gewandten franzöſiſchen Briefe, Voltaire aber, noch immer vor möglichen Folgen zitternd, ſchreibt ihm ſelbſt noch einen Brief, denn der erſte war im Namen ſeines Geheimſchreibers diktirt worden, und ſchickt den Brief nach Wittenberg, wohin Leſſing gegangen war.

Die Sache hat darum ein Intereſſe, weil juſt dieſer kleine deutſche Kandidat, welcher dem franzöſiſchen großen Herrn ſo früh Kummer bereitete, derjenige ward, von welchem ſpäter der Voltaireſche Glanz eines Hiſtorikers und Tragöden in Deutſchland zertrümmert wurde. Denn dies war eine der großen Thaten der Leſſingſchen neuen Kritik, daß er den oberflächlichen und falſchen Klaſſicismus des franzöſiſchen Drama's ſo erſchöpfend nachwies.

In Wittenberg lebte er ein höchſt kärgliches Leben, mit jenem Bruder auf einem Zimmer wohnend, und oft den ganzen Tag auf der Univerſitätsbibliothek zubringend. Sein Büchertic tritt hier ſchon ſo ſtark heraus, daß er ſich rühmte, in der ganzen Bibliothek gäbe es kein Buch, das er nicht in Händen gehabt.

Hier ward er auch auf Drängen des Vaters Magiſter, obwohl er den Titel all ſein Lebtag nicht leiden konnte, überſetzte aus dem Spaniſchen, begann die bereits erwähnte lateiniſche Ueberſetzung der Meſſiade, welche glücklicherweiſe liegen blieb, berichtigte und verbeſſerte das Jöcherſche Gelehrtenlexikon und ſchrieb das Vademecum gegen die ſchlechte Horazüberſetzung des Paſtor Lange zu Laublingen bei Halle. Dies war der Sohn jenes Joachim Lange, welcher gegen Thomaſius geeifert hatte.

Nach einem Jahre ſuchte er wieder Berlin auf, übernahm an Mylius Stelle den gelehrten Artikel in der Voß'ſchen Zeitung, gab ſeine kleinen Schriften heraus, worunter die „Rettungen" berühmter Männer, wie des Cochläus, Cardanus, Horaz ꝛc.,

überſetzte, und brachte auch zwei Stücke ſeiner „theatraliſchen Bibliothek.“

Jetzt knüpfte ſich auch ein näheres Verhältniß mit Ramler, und beſonders mit Moſes Mendelsſohn und Nicolai, eine Gemeinſchaft, die von großer Bedeutung geworden iſt. Es waren die Jahre 53, 54 bis Anfang 55. Ramler war dabei eine mehr einzeln ſtehende Figur, an welcher Leſſing ſtets ein Intereſſe hatte. Es darf nicht vergeſſen werden, daß ſich eben nur allmählig ein Geſchmack bildet, daß Leſſing ſtets eine gewiſſe Vorliebe für griechiſche oder römiſche Aehnlichkeit behielt, und deshalb an Ramlers Oden vorübergehend ſo viel Theil nehmen konnte, als er wirklich nahm. Nothwendiger und enger war das Verhältniß zu Nicolai und beſonders zu Moſes, und aus der Gemeinſchaft wuchs eine beſonnene, nüchterne, bürgerliche Oppoſition, welche ſpäter in der Zeitſchrift Nicolais „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften,“ von 1765 an „Allgemeine deutſche Bibliothek,“ einen höchſt einflußreichen Wirkungskreis und Mittelpunkt fand. Leſſing ſelbſt ſchrieb gar nicht für die letztere, wie man zu allgemeinem Erſtaunen in der eigenen Erklärung findet, die er bei der Klotziſchen Streitigkeit giebt, und die von Nicolai beſtätigt iſt. Und für das erſte Blatt, „die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften“ einen einzigen Beitrag über Theokrits Idyllen, die man überſetzt hatte. Um ſo mehr für die „Literaturbriefe,“ welche dazwiſchen lagen. Aber ſein Umgang, ſeine Anregung waren wirkſam dabei, er verſchaffte der erſten Zeitſchrift einen Verleger, da er wieder nach Leipzig ging, er beſorgte den Druck, er korrigirte ihn ſogar. Erſt ſpäter, als ſich Nicolai's nüchterne Verſtändigkeit immer dürrer ausbildete, und der literariſche Reichthum in Deutſchland breiter und dichter aufſtieg, wurden die Nicolai'ſchen Blätter bedenklich und Gegenſtand ſtarker Anfeindung.

Moſes, der ſanfte, liebenswürdige Moſes, der ſo eigen, ſo ſcharf, ſo unabhängig dachte, ſo fein und ſchön empfand, war die ſchöne Vermittelung. Nicht ſo fein empfindend wie er, nicht ſo nüchtern und alltäglich geſcheidt wie Nicolai, aber ſchärfer denn beide ſtand Leſſing zwiſchen ihnen, und begann jenen unruhigen, unmuthigen, kraftvollen, ſchonungsloſen Charakter zu entwickeln, welcher die Freunde ihm dienſtbar und theilnehmend erhielt, ſo

rauh er oft war, ſo oft er ſie vernachläſſigte. Nicolai weiß nicht genug zu erzählen, wie viel zwiſchen ihnen diſputirt worden ſei, wie geiſtesgewandt Leſſing mit den Dingen geſpielt, und ſie bald ſo bald anders geworfen habe. Entfernter gehörten zu dem Kreiſe außer Ramler auch Meil, ein geiſtreicher Kupferſtecher, Premontval, Sulzer und Süßmilch. Indeſſen ward doch zum Beiſpiele Sulzer nicht beſondere Theilnahme gewidmet, obwohl juſt der Geſchmack in ſchönen Wiſſenſchaften deſſen Thätigkeit beſchäftigte.

Gemeinſchaftlich mit Moſes — ſo nennen ſie ihn Alle, niemals Mendelsſohn — gab Leſſing heraus „Pope, ein Methaphyſiker," worin bewieſen wurde, daß Pope kein philoſophiſches Syſtem habe.

Dann zog ſich Leſſing eine Zeitlang nach Potsdam zurück, um ſeine „Miß Sara Sampſon" zu vollenden. Dieß Stück iſt ein großer Schritt in ſeinem Leben. Das rein bürgerliche Schauſpiel trat damit vollſtändig hervor: in einfacher, natürlicher Proſa einen Stoff zu behandeln, der in den nächſten, nirgends unnatürlich geſteigerten Verhältniſſen lag. Die poetiſche Anſchauung trat damit wieder in das erſte Stadium der Wahrheit zurück, aus welchem ſie folgerecht einen Aufſchwung zu ſuchen hatte. Aus einer falſchen, verkünſtelten Konvenienz des ſogenannt Poetiſchen rettete ſie ſich in einen neuen Anfang. „Die Namen von Fürſten und Helden" — ſagt er in Betreff dieſes Stücks und des bürgerlichen Schauſpiels überhaupt in der Dramaturgie — „können einem Stücke Pomp und Majeſtät geben, aber zur Rührung tragen ſie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umſtände den unſrigen am nächſten kommen, muß natürlicher Weiſe am tiefſten in unſre Seele dringen, und wenn wir mit Königen Mitleid haben, ſo haben wir es mit ihnen, als mit Menſchen und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand ſchon öfters ihre Unfälle wichtiger, ſo macht er ſie darum nicht intereſſanter. Immerhin mögen ganze Völker darein verwickelt werden, unſere Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenſtand, und ein Staat iſt ein viel zu abſtrakter Begriff für unſere Empfindungen."

Diderot und Marmontel vertheidigten das Einfache gegen die Convenienzpoeſie in Frankreich, ſie hob er hervor, „aber," ſagt er, „es ſcheint doch nicht, daß das bürgerliche Trauerſpiel darum bei ihnen beſonders in Schwung kommen werde. Die Nation iſt zu eitel, iſt in Titel und andere äußerliche Vorzüge

zu verliebt; bis auf den gemeinſten Mann will Alles mit Vornehmern umgehn, und Geſellſchaft mit ſeines Gleichen iſt ſo viel als ſchlechte Geſellſchaft."

Will man einwenden, daß bei alle dem die Erhebung ausbleibe, ſo hat man Recht damit. Es iſt nur ein Anderes, ſie Leſſings Principien und ein anderes, ſie ſeiner perſönlichen Begabtheit abzuſprechen. Seine faſt grenzenloſe Verehrung für Shakespeare bekundet deutlich, daß in ſeiner bürgerlichen Vorliebe keineswegs das Begreifen und Würdigen poetiſchen Schwunges ausgeſchloſſen war. Schickſal, Talent, und was für den erſten Schritt nothwendig blieb, brachten es bei Leſſing ſo mit ſich. Nur wenig Genien iſt es vergönnt, das ſelbſt zu leiſten, was ſie zu ſchätzen im Stande ſind, und in dem Vorwurfe, welcher dem Leſſing von Moſes und Nicolai oft gemacht wurde, lag eine große Ausdehnung. In dem Vorwurfe nämlich, Leſſing bleibe in ſeinem ſcharfen, knappen, bürgerlichen Stile ſtets derſelbe, er könne ſich nicht verändern oder verbergen.

Miß Sara ward zuerſt in Frankfurt a. d. Oder mit großem Beifalle aufgeführt. Leſſing wollte nun auch wieder eine Bühne zur Hand haben, und ging 1755 von Neuem nach Leipzig. Er wollte Goldoni bearbeiten und hatte mehrere Stücke entworfen und im Kopfe. Aber ſie unterblieben. Weiße verſchaffte ihm die Reiſebegleitung eines jungen Mannes. Mit dieſem ging er bis Amſterdam; da brach der ſiebenjährige Krieg aus, Leipzig wurde beſetzt, und man eilte zurück. Jetzt kam die Leipziger Periode des Umganges mit Kleiſt, den Leſſing nebſt Moſes am Innigſten geliebt zu haben ſcheint, ſo weit ſeine herbe Natur ſolch eine innige Theilnahme für die Wahrnehmung ausdrücken konnte. Einen eigenthümlichen Blick über Kleiſt's Dichtung gewährt die Stelle eines Leſſingſchen Briefes, wo er von dem vielgeprieſenen „Frühlinge" ſagt, Kleiſt habe mit dieſer beſchreibenden Art ihm und ſich ſelbſt keineswegs ein Genüge gethan, und für die Zukunft viel Beſſeres vorgehabt. Weiße, Kleiſt, der junge Brawe, Leſſing verkehrten hier mit einander, der gute Gleim kam wohl einmal von Halberſtadt, oder ſchrieb doch fleißig. Leſſing überſetzte engliſche Sittenlehren, und äſopiſche Fabeln. Das brachte ihn auf die eigene Schöpfung äſopiſcher Fabeln in Proſa, welche er bald darauf in Berlin herausgab, und womit

Bodmer sehr unzufrieden war. Die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" begann 1757, Lessing faßte den Plan seiner Emilia Galotti, und ging wieder nach Berlin. Hier schrieb er den Philotas, jene Fabeln, gab die ersten „Literaturbriefe" heraus, veranstaltete mit Ramler eine Ausgabe von Logau's Sinngedichten, begann das „Leben des Sophokles," und nahm die Stelle eines Gouvernement-Sekretairs an beim General Tauentzien. Diese führte ihn nach Breslau in ein tumultuarisches, wüstes Leben, worin er seine Freunde, die Literatur und Alles zu vergessen schien. Indessen fällt doch auch mancherlei Beginn in diese Zeit: er fand, in den Bibliotheken herumwühlend, wie er doch auch hier vielfach that, die Gedichte des Gymnasiasten Scultetus, dessen bei Opitz gedacht ist, er kaufte für das damalige schlechte Geld Stöße von Büchern, trug sich mit einem dramatischen Plane von Dr. Faust, entwarf Minna von Barnhelm, denn mitten in der Kriegskanzlei war ihm „das Soldatenglück" sehr nahe, übersetzte am Diderot, schrieb kritische und antiquarische Aufsätze, gerieth über Winkelmann's Geschichte der Kunst und bereitete den „Laokoon" vor. Auch die Theologie beschäftigte ihn, er wollte über die christlichen Märtyrer schreiben, und glaubte im Justin ein ganz anderes Christenthum zu finden, als jetzt herrschend sei. Gegen Ende seines Lebens, im Streite mit dem Pastor Goeze, sind diese Studien auf der Wolfenbüttler Bibliothek gewachsen, und dieser Grundgedanke tritt stark hervor. Neben der Theologie wurde auch Philosophisches betrieben, namentlich Spinoza. Die Zeit in Breslau blieb also doch mannigfach befruchtet, und als er 1765 seinen Abschied nahm, des trockenen Geschäftsganges müde, und unerwartet bei seinen Freunden in Berlin eintrat, war er zu alter Wirksamkeit gerüstet.

Zunächst gab er seinen „Laokoon" heraus, worin über die Grenzen der Poesie und Malerei scharfsinnige, an alte Kunstwerke sich lehnende Untersuchungen angestellt wurden. Die berühmte Statue des Laokoon, welcher mit seinen Söhnen von Schlangen erdrosselt wird, gab nur einen Mittelpunkt des Anhalts, sonst ist hauptsächlich von den Homerischen Gemälden die Rede, was daraus von der bildenden Kunst zum Vorwurfe genommen werden könne, wie genau zu unterscheiden sei zwischen dichterischer und malerischer Darstellung. Winkelmann beson-

ders hatte durch ſein Studium der antiken Schönheit den Blick auf ſolche äſthetiſche Unterſuchungen gelenkt, und es iſt zu begreifen, wie eine ſolchergeſtalt ſich aufbauende Theorie, ein ſcharfſinniges Sondern des Stoffs und der Behandlung ſegensreich einwirken mußte auf eine Generation, die unſicher und unklar, wenn auch theilnehmend, ja enthuſiaſtiſch auf äſthetiſche Produktion ſich warf. Es fällt im Allgemeinen um dieſe Zeit das lauter und lauter ausgeſprochene Bedürfniß einer ſchönwiſſenſchaftlichen Theorie. Natürlich, alle höhere Beſtrebung drängte ſich in die ſchöne Literatur! Baumgarten hatte 1750 einen Band und 1758 einen zweiten gebracht, welche Aeſthetik hießen, und die Sache lateiniſch abhandelten. Riedel und beſonders Sulzer bemächtigten ſich alsdann des Stoffes, und behandelten ihn lexikaliſch, das größere Werk Sulzers begann aber erſt 1771. Von alle dem kam, außer Winkelmann's auf gründliche Kenntniß und Principien gebauter, Anregung Leſſing nicht viel zu Gute, „Baumgarten," ſagt er in der Vorrede zum Laokoon, „bekennt, einen großen Theil der Beiſpiele in ſeiner Aeſthetik Geßner's Wörterbuche ſchuldig zu ſein. Wenn mein Raiſonnement nicht ſo bündig iſt, als das Baumgarten'ſche, ſo werden doch meine Beiſpiele mehr nach der Quelle ſchmecken."

Befreit ſich nun Leſſing's Laokoon nicht hinreichend gewandt und geſchmackvoll ſparſam von einſchlagender philologiſcher Unterſuchung, ergeht er ſich manchmal zu breit in der antiquariſchen Gegend, das durchleuchtende Princip des ſchönen Geſchmacks gab doch für den ſchönwiſſenſchaftlichen Trieb jener Zeit einen außerordentlichen Gewinn. Und was fremd und weit hergeholt ſchien in der Theorie, das ſah man doch in eigner Schöpfung Leſſings und in praktiſcher Deutung ſo geſund nahe, ſo kernhaft heimiſch werden, daß kein Vorwurf aufkommen kann, dieß äſthetiſche Leben ſei gewaltſam einerkünſtelt worden.

Der Hauptpunkt, worin er von Winkelmann abging, war, daß er von der bildenden Kunſt vor allem Uebrigen Schönheit verlangte, daß es bei einer Kunſt, die nur einen Moment feſſeln und darſtellen könne, nicht hinreichend ſei, die ausgedrückte Wahrheit zu bilden, — dergleichen komme nur dem Dichter zu. Während Winkelmann, wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten, Wahrheit und Ausdruck für das erſte Geſetz der bildenden

Kunſt giebt. Dieſe Frage bewegt ſich um den Punkt, warum Laokoon als Statue nicht ſchreie. — Der Dichter ſolle nirgends das bloß Aeußerliche ſchildern, das ſei des Malers, welcher auf den Raum angewieſen, während dem Dichter die weite Zeitfolge, und ſtatt der körperlichen Schönheit der Reiz zu Gebote ſtünde, die Bewegung der Schönheit, woraus der Reiz entſpringe. — Die Malerei dürfe nichts mit dem Häßlichen zu thun haben, in der Poeſie aber könne es als einzelne Zuthat wirken. Schließlich weiſ't er Winkelmann Irrthümer im Einzelnen nach, wo ſich dieſer nicht an die alten Quellen ſelbſt gewendet habe. Die hinterlaſſenen Fragmente zum zweiten Theile des Laokoon beginnen: „Herr Winkelmann hat ſich in der Geſchichte der Kunſt näher erklärt. Auch er bekennt daß die Ruhe eine Folge der Schönheit ſei. Nothwendigkeit, ſich über dergleichen Dinge ſo präcis auszudrücken, als möglich. Ein falſcher Grund iſt ſchlimmer, als gar kein Grund.“ Aber was den Uebergang zur Poeſie betrifft, da iſt er noch gar nicht mit ihm zufrieden, das Ideal der Körper, wie es die bildende Kunſt habe, ſo ſtreng zu unterſcheiden vom Ideal der Handlungen, wie es in die Poeſie gehöre.

Leſſing hat oft die Fortſetzung des Laokoon geben wollen, oft dazu angeſetzt, und reichlich dazu geſammelt, aber es iſt nicht geſchehen. Die antiquariſchen Streitigkeiten, in welche er durch dies Buch beſonders mit Klotz verwickelt wurde, ließen ihn das Material gelegentlich zu der Polemik verbrauchen, und das Publikum kam um die fortgeſetzte Geſammeltheit in dieſer Form. So iſt es ſchwieriger geworden, Leſſings Principien in Ordnung und Schlachtlinie aufzuſtellen. Gewiß aber ſind ſie aus den polemiſchen Schüſſen, wohinein ſie vertheilt wurden, nicht minder tief und feſt in das Bewußtſein jener Mitwelt geflogen, gewiß iſt aber auch darum oft nicht ſo gewürdigt und anerkannt worden, wie viel man im Princip der ſchönen Kunſt von Leſſing gelernt habe. Man zählte die Worte des Zorns nicht ſo genau, weil man vom Zorne ſelbſt betroffen war.

Bald nach Herausgabe des Laokoon erhielt er 1766 eine Einladung nach Hamburg; eine Geſellſchaft errichtete dort ein ſogenannt „akademiſches“ oder „National“ Theater. Dieſer Ausdruck kommt bei uns ſo oft vor, wo eine plane Deutung deſſelben ſo ſchwer, und wo man doch in der halben Klarheit

des Wortes so oft eine Zuflucht suchte. Lessing sollte seine kritische Hilfe gewähren. Dies gebar seine „Dramaturgie," wo er auf einem anderen Felde die neue Kritik seines Talents entfaltete. Es war ein Wochenblatt, was er den 1. Mai 1767 begann und was den Titel führte „Hamburgische Dramaturgie."

Mit welchem Interesse, mit welcher Freude, mit welcher Genugthuung verweilt man auf diesen zwei Bänden, die bis zum 19. April 1768 gehn! Wie frisch, wie lebendig, wie scharf, wie umsichtig, wie ächt wird alle Regel! Da ist die humanistische Bildung nur ein freundlicher Zuschauer, dem er Fehler und Vorzüge weist, das nächste, eigenste Leben wird beachtet und verlangt, der wirkliche Zustand von Bildung und Nation, der Fortschritt einer modernen Welt wird Lebensbedingung. Und wie straff, wie fein, wie klar ist Alles geschrieben, Alles bürgerliche Prosa, wie es seiner Schlichtheit angemessen war, wie selbst die Hamburger Kaufleute von der Einheit eines Stückes etwas verstehn konnten, — die Sachen könnten alle heut noch einmal gedruckt sein, Vieles paßt noch in der Forderung, Vieles im Vorwurfe, und der Ausdruck gälte beim heutigen Journalisten noch für musterhaft.

Die Hauptthat in der Dramaturgie war der Kampf gegen die französische oberflächliche Klassik, der Kampf für ein nationales, zeitgemäßes und ächt ansprechendes Drama. Die Waffe dafür war der Geschmack des reinen, unverfälschten Alterthums, der interessante und oft geniale Versuch Englands, dort vor allen Uebrigen Shakespeares, und die Hinweisung, wie treffend und rührend das zunächst liegende Interesse wirken könne, das Interesse, was man mit einem Worte bürgerlich nennen kann, und in welchem Sinne er das bürgerliche Trauerspiel aufgefaßt sehen wollte.

Das Repertoir zeigt zum Schrecken, wie unerläßlich eine solche Einwirkung war: nichts, nichts als französische Uebersetzung war aufzuführen, in dem Raume eines Jahrs fanden sich kaum drei deutsche Originalstücke, etwa ein Versuch von Elias Schlegel, der sich in seiner späteren Zeit so hoffnungsvoll anließ, und ein Stück von Weiße; was sonst zu beachten blieb, war Nachbildung des Englischen. Bei diesem Repertoir ergiebt es sich erst recht schlagend, wie einsam Lessing, wie unendlich segens-

reich er war, was seine Stücke zu bedeuten hatten, wie viel es heißt, daß sie heute noch gesund anziehende Theaterabende gewähren, welch eine Schwere in seinen stets wiederholten Vorwürfen lag. Ihr könnt nicht nur nichts Eigenes produciren, war sein stets wiederkehrender Vorwurf, sondern Ihr seid dergestalt von diesem äußerlichen französischem Geschmacke unterjocht, daß Ihr aus dieser leidigen Anständigkeit und Convenienz heraus gar nichts Gesundes mehr vertragen könnt.

Mit einem Worte, der ganze Boden unsers nationalen Geschmacks in schöner Kunst, wie er später von den Schlegel und Anderen kultivirt worden ist, er ist von Lessing gelegt, unter Aerger, Zorn, Bekümmerniß gelegt; alles kräftige Element, mit welchem wir jetzt so hoch über das kurze Convenienzverhältniß der Franzosen hinwegsehen, es ist Lessings Werk.

Wie wenig haben doch die Franzosen immer ihre großen Situationen für ihre schöne Literatur zu benützen gewußt! Im Mittelalter haben sie alle Stoffe, wir haben die Gedichte! In der Ludwigszeit gewinnen sie eine allgemeine Form, und nur oberflächliche Tragödieen; wir wirken aus dem Einzelnen und Innerlichen eine reifere und tiefer klassische Literatur, wenn es uns auch nicht gelingt, sie auf ein klassisches Leben auszudehnen. Wenn irgend einem Einzelnen, so ist es Lessing zu danken, daß dieser feinste Gedanke des Nationalen, welcher so oft gemißhandelt wird von der groben Deutschthümlei, rege und thätig wurde; der Gedanke, unser nächstes, wirkliches Lebensinteresse zu begreifen und zu gestalten. Rührend ist es anzusehn, wie er schelten und klagen muß, daß Wielands Uebersetzung von Shakespeare unbekannt bleibe, daß man das nah liegende, wirkliche Interesse über erkünsteltem, fremdem Plunder verabsäume. Ueberraschend ist es zu sehn, welch eine Zusammenfassung neuer Zustände und Autoren in einzelnen, oft verborgenen Lebenspunkten, in Ausdruck und Wendung und selbst im äußeren Schicksale bei diesem einzigen Manne, bei Lessing, vorliegt. Dieser natürliche, rasche Stil ist der Stil Börne's, wie er noch vor Kurzem uns überrascht hat, nur daß Börne ein weicheres Herz, und nicht die überlegene, steinfeste Bildung Lessings hatte, diese Gegner, Klotz und Goeze, an welche wir bald die beste Lebenskraft Lessings verschleudern sehn; sie wurden siebenzig Jahre später noch einmal

mächtig in allem kleinen und unſaubern Philiſterthume Menzels, und die überlegene gebildete Anſchauung Leſſings, womit er unverſtanden vom Zelotismus ſich wehren und eine Verachtung zeigen muß, die der Gegner nicht begreift, iſt ſie nicht heutiges Tags noch wieder nothwendig geworden? Hat ſie nicht heute wieder Mühe gehabt, nur einen Ausdruck zu finden? Sogar das Aeußerlichſte iſt wiedergekehrt, zum rächenden Zeugniſſe, daß Leſſing damals allein blieb, daß man ihn im Stiche ließ, wo das Beſte auf einen freien Kampf der Bildung angewieſen war, wo es an einer geſammten Poeſie fehlte, welche als ſtarkes einiges Inſtitut in Kirche und Staat Anhalt und Schutz gewähren ſollte. Auch Goeze nämlich verwies auf eine Anklage beim Reichshofrathe, um Leſſing zu ſtrafen, auch Leſſing wurde nicht mehr geſtattet, ſich gegen den proteſtantiſchen Zeloten zu vertheidigen. Da war der Punkt, wo alle Kultur ihm beiſpringen mußte, wo man erkennen mußte, daß in einer vorbereitenden Proſazeit, welcher die Erfüllung und das höchſte Kriterium fehlt, daß man in einer ſolchen Zeit den frei ſtrebenden Geiſt nicht irgend einer fanatiſchen Einzelnheit überantworten dürfe, daß in einem ſolchen Geiſte die größte Möglichkeit einer neuen Welt liege, in der Einzelnheit des Fanatikers aber nur ein dürrer Stecken für das Alltägliche.

Aber man ließ Leſſing allein, und er wurmte ſich einſam zu Tode.

In Hamburg begann ſeine Polemik gegen Klotz, und als er von da nach Wolfenbüttel gegangen war, die Polemik mit Goeze, dem Hauptpaſtor in Hamburg.

Dies iſt indeß vorgegriffen, nur um ſein Verhältniß zu der großen Poeſie-Welt, mit welcher in dieſem Buche der Zuſammenhang ſtets offen bleibt, und der jetzigen Welt zu zeigen, für welche Leſſing ein ſo großer Wendepunkt geworden iſt. In der Lebensgeſchichte Leſſings handelt es ſich noch um ſeine Dramaturgie, und es ſollen nur einige Stellen angeführt ſein, um dem einen kleinen Einblick zu verſchaffen, welcher das Buch nicht lieſ't.

„Ich will nicht ſagen, — heißt es darin — daß es ein Fehler iſt, wenn der dramatiſche Dichter ſeine Fabel ſo einrichtet, daß ſie zur Erläuterung oder Beſtätigung irgend einer großen moraliſchen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf ſagen, daß dieſe Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig iſt,

daß es sehr lehrreiche vollkomm'ne Stücke geben kann, die auf keine solche einzelne Maximen abzwecken, daß man Unrecht thut, den letzten Sittenspruch, den man zum Schlusse verschiedener Trauerspiele der Alten findet, so anzusehen, als ob das Ganze bloß um seinetwillen da wäre." —

„Voltaire versteht, wenn ich so sagen darf, den Kanzleistil der Liebe vortrefflich — aber der beste Kanzellist weiß von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das Meiste." —

Bei Gelegenheit des Harlekins sagt er, daß er unter andrer Gestalt immer da wäre und da sein würde, „er hieß bei der Neuberin Hänschen, und war ganz weiß, anstatt scheckig gekleidet. Wahrlich ein großer Triumph für den guten Geschmack!" „Die Neuberin ist todt, Gottsched ist auch todt; ich dächte, wir zögen ihm das Jäckchen wieder an." — „Harlekin hat vor einigen Jahren seine Sache vor dem Richterstuhle der wahren Kritik, mit eben so vieler Laune als Gründlichkeit vertheidigt. Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möser über das Grotesk-Komische allen meinen Lesern."

„Unstreitig ist unter allen komischen Schriftstellern Herr Gellert derjenige, dessen Stücke das meiste ursprünglich Deutsche haben. Es sind wahre Familiengemälde, in denen man sogleich zu Hause ist." —

Voltaire beruft sich bei Gelegenheit der Gespenster auf die Religion. — „Vor allen Dingen," sagt Lessing, „wünschte ich, die Religion hier aus dem Spiele zu lassen. In Dingen des Geschmacks und der Kritik sind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, seinen Gegner zum Stillschweigen zu bringen, aber nicht so recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion, als Religion muß hier nichts entscheiden sollen; nur als eine Art von Ueberlieferung des Alterthums, gilt ihr Zeugniß nicht mehr und nicht weniger, als andre Zeugnisse des Alterthums gelten."

Und nun der Schluß dieses Buches! Das Nationaltheater bestand nicht, in Mißmuth warf Lessing die dramaturgische Feder fort, der Nachdruck bestahl ihn, ein neues Buchhändlerunternehmen mit Bode, wofür alle guten Schriftsteller in eine Sammlung „Museum" ihre neuen Schriften geben sollten, mißlang ebenfalls; der kurze Traum, von Klopstock angeregt, Kaiser Joseph werde in Wien eine Akademie gründen, versank, sogar das

goldne Medaillon, was Klopstock für seinen Hermann erhielt und was als Dichterorden angesehn wurde, verirrte sich in ganz ähnlicher Schönheit bald darauf zu einem verdienstlichen Pferdelieferanten, die Mittelmäßigkeit griff hämisch und halb verborgen Lessing überall an, er schließt, er ist mürrisch. Aber naiv sagt er dem Publikum noch, wie es um ihn stehe!

„Ich bin weder Schauspieler noch Dichter."

„Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt, und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu danken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las, oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den die Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann." —

„Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mir so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, Niemand in der Welt ungeschickter sein kann, als ich." —

In der mißmuthigen Stimmung zu Hamburg trafen ihn die Nadelſtiche des Geheimenrathes Klotz, und da dieſer Mann die gemeine Art hatte, für ſeinen kleinen Ruhm und gegen den großen Anderer heimlich eifrigſt zu werben, und Stichelei in allen Blättern zu veranſtalten, ſo reizte er Leſſing am Ende zu dem fulminanten Ausbruche, welcher in den „Antiquariſchen Briefen" ausſchlug, und Klotz verſchüttete. Klotz war Profeſſor in Halle, und ſein kleiner Ruhm war aus lateiniſcher Schriftſtellerei erwachſen, er galt für einen ſattelfeſten Lateiner, wie man ſich auszudrücken pflegte. Als Leſſing den Laokoon geſchrieben, drängte ſich Klotz mit Höflichkeit und Bewunderung an ihn. Dieſer nahm wenig Notiz davon, und achtete nicht darauf, daß Klotz von einigen beſcheidenen Ausſetzungen ſprach, welche er an antiquariſchen Vorausſetzungen und Folgerungen des Laokoon machen wolle. Sie kamen in einer Schrift „über die geſchnittenen Steine der Alten," betrafen die Perſpective der alten Maler, welche Leſſing geläugnet und mancherlei antiquariſches Detail. Man wüßte ſich nicht zu erklären, daß dieſe unwichtigen Dinge Leſſing ſo entrüſten und zur ſchonungsloſen Bekämpfung und Vernichtung Klotzens treiben konnten, läge nicht Dreierlei auf dem Grunde. Erſtens Leſſings Unmuth über ſein Verhältniß zur Nation, was ſcheinbar ſo wenig Segen brachte, zweitens die unermüdliche, hämiſche Verfolgung, welche Klotz gegen alles Hervorragende wie ein Maulwurf nach allen Seiten betrieb, drittens ein literariſcher Punkt, welcher dem ſcharfen, beſtimmten Geiſte Leſſings ein unausſtehlicher Gräuel war. Klotz hatte es mit den heutigen Denuncianten völlig gemein, aus Halbverſtandenem in vagſter, dreiſteſter Weiſe allerlei falſche übertreibende Folgerung zu machen. Das Parlamentiren zu dieſem Todeskampfe begann in den Hamburger Zeitungen, Klotz bediente ſich des „Correſpondenten," Leſſing der „Hamburgiſchen neuen Zeitungen," Riedel, Klotzens Schildknappe, regte ſich in der „Erfurter gelehrten Zeitung." Außerdem hatte die Klotz'ſche Partei in Halle auch eine ſolche „Bibliothek," wie man damals die Zeitſchriften vorherrſchend benannte.

Leſſing entſagte dieſem Gekläffe aber bald, drängte den Streit auf höhere Standpunkte, und ſchrieb ſeine „antiquariſchen

Briefe," in welchen Bereich auch die Abhandlung gehört „Wie haben die Alten den Tod gebildet?"

Hierin wurde die antiquarische Untersuchung selbst fortgeführt, und Klotz nebenher zermalmt. Besonders gegen das Ende wird der Ton mörderisch, und man verübelte es Lessing vielfach. Von dem Vorwurfe tödtender Ausschließlichkeit ist Lessing in alle Wege nicht freizusprechen, er konnte etwas, was in seinem Kreise Irrthum war, wie eine Todsünde verfolgen, und allen übrigen Umkreis damit verschütten. Man muß nur darauf Rücksicht nehmen: es sieht bei reformirenden Geistern immer lange aus, als schlügen sie in's Wasser, als träfen die Streiche nicht, denn gleich zu Anfange regt sich das Getroffene nicht. Was Wunder, daß sie immer wilder, wahlloser, immer mehr ohne umzuschaun, drauf schlagen. So darf man in solchen Krisen dem Angreifer nicht alle Konsequenzen zurechnen. Ist die Wirkung offenbar, dann muß auch wieder alle feine Schattirung einer mannigfaltigen Kultur eintreten, welche ja fast nichts uneingeschränkt durchsetzen darf. So donnernd auch Lessings spätere Fehde mit Goeze war, es mangelt nicht ganz an dieser Einschränkung bei Lessing, er ist breiter und umsichtiger als in der Fehde mit Klotz. Denn Klotz war zäh wie eine Schlange, der man den Schlag nicht anmerkt, bis sie völlig todt ist, und der Klotz'sche Streit handelte sich um positives Wissensdetail, nicht um die große Meinungsfläche wie im theologischen Kampfe mit Goeze. Ferner, Lessing wußte nun die Aufmerksamkeit nur zu sehr geweckt, besonders bei einem so zarten Gegenstande wie die Theologie war, er war mehr in der Vertheidigung als im Angriffe, und der Gegner war zwar ein Zelot, aber ein lauterer Mensch, mit dem Lessing freundschaftlich umgegangen war.

Da, wo er Klotz zerschmetterte, stand Lessing in düsterster Beleuchtung. Sein von Hause aus herber, gewaltiger Geist war tief beleidigt von einer theilnahmlosen Nation, die ihm nichts zu thun gab, als den Kampf mit einem unedlen Gesellen. Er war auf dem Punkte, Deutschland zu verlassen; nach Rom wollte er gehn, und keine Zeile wieder deutsch schreiben. Lateinisch wollte er aufsetzen, was er zu sagen habe. Blickt man von diesem Punkte in Hamburg 1769 zurück auf sein Leben und seinen Charakter, so ist's eine eigene, harsche Erscheinung: Mürrisch und

vornehm hat er von jeher die Freundſchaft vieler Mittelmäßigen nur geduldet, ein unintereſſirter, träger Briefſchreiber iſt er ſelbſt gegen die immer geweſen, die ihm zunächſt ſtanden, ſogar ſein lieber Moſes muß viel öfter, muß viel mehr ſchreiben, muß ihn durch Theilnahme aufrütteln; nur gegen ſtarke Kenntniß, gegen zweifelloſe klaſſiſche Gelehrſamkeit iſt er höflich, aber auch da nirgends zuvorkommend. Sogar Winkelmann, den er in vieler Weiſe ſo hochachtet, behandelt er oft mürriſch. Von Liebe, Weichheit und dergleichen darf man nie, auch nur ſcheinbar unnütz, neben ihm ſprechen, er war niemals ſonderlich begabt dafür, es war ihm unbequem, wenn die Liebe als lediglicheſ Hauptintereſſe behandelt wurde, er ließ ſich's nur etwa von Shakespeare gefallen, wo er eines jeglichen anderen Reichthums gewiß war. Sonſt war ihm die Uebermacht dieſes Gefühles, wenn ſie vorzugsweiſe geſchildert wurde, läſtig; als er in Wolfenbüttel den Werther las, fand er das warme Romanhafte daran wohl intereſſant, aber die Hingebung an die Liebe bis zum Aeußerſten dergeſtalt unleidlich, daß er ſich zu einer geſchmackloſen Aeußerung verleiten ließ. Er ſchreibt nämlich an Eſchenburg 1774, daß nur die chriſtliche Kultur einen ſo weichlichen Patron wie den Werther habe ſchaffen können, und meint gegen all ſeinen ſonſtigen Geſchmack, Goethe ſollte noch ein Kapitel daran ſetzen, was eine kleine, kalte Schlußrede gebe, „und je cyniſcher, je beſſer!“ — Brach auch einmal ein ähnliches Gefühl bei ihm durch, wie bei dem Verluſte ſeines Kindes, und der Frau, die er in ſeinem letzten Jahrzehnt zu Wolfenbüttel noch heirathete, ſo geſchah's auf eine ſchreckhafte, herbe Art, wie in den merkwürdigen Briefen an Eſchenburg von 1778, welcher ſo ſkurril ſchmerzlich beginnt: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Beſinnung liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ſo ungern, dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage. — War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Stangen auf die Welt ziehen mußte? — War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davonzumachen? — Freilich zerrt mir

der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch iſt wenig Hoffnung, daß ich ſie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben, wie andere Menſchen, aber es iſt mir ſchlecht bekommen," — „eigentlich habe ich jetzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen." — — „Meine Frau iſt todt, und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſein können, zu machen; und bin ganz leicht." — Ein Paar Tage darauf bricht die Liebe zu ſeiner Frau dennoch ſo kräftig durch: „Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Geſellſchaft dieſer Frau zu verleben, wie gern wollt' ich es thun! Aber das geht nicht; und ich muß nur wieder anfangen, meinen Weg allein ſo fortzuduſeln. Ein guter Vorrath vom Laudanum literariſcher und theologiſcher Zerſtreuungen wird mir einen Tag nach dem andern ſchon ganz leidlich überſtehn helfen."

Man kann Leſſing großes Unrecht anthun, wenn man dieſen Herzenstheil ſeines Weſens nach der herkömmlichen Art faßt. Unter einer harſchen Rinde lag ſein entſchloſſenes, aber nicht leicht erregtes Gefühl; wenig Größe, gar keine ſentimental rührende Größe trat ihm nahe, die Lebhaftigkeit, welche durch Friedrich erregt wurde, hielt ſich zu ſehr an ein Verſtandes- und Thatelement, was nur ermuntert, aber nicht in die Tiefe der Bruſt greift, es war eng verſchwiſtert mit einer Geſchmacksrichtung, welche Leſſing überſah — wie viel konnte ihm davon geſchehen? Um ihn her in der Literatur war kein Genie, was in den Tiefen gerüttelt hätte, die nächſte Aufgabe der Nothwendigkeit ſtimmte ganz wohl mit ſeiner unzweifelhaften Anlage der kritiſchen Schärfe — was veranlaßte ihn darin, aus der Tiefe ſeines Herzens zu graben? Seine Vorliebe für das Alterthum verlangte und förderte dies Letztere auch nicht: er überſah die leichte Schönheitswelt des Griechen, die Eumenide ſchreckte ihn nicht, alle Herzensbewegung der Romantik war ihm ferne. Nirgends geht er auf, als wenn er zu Moſes tritt; Moſes war von erhabener Verſtandeskraft, und eben ſo thätig war das Herz dieſes ſanften Juden. Wenn Leſſing zu dieſem ſpricht, da klingt am Erſten ſein Herz.

Nach alle dem überraſcht es weniger, die ſpäteren Lebens-

jahre Leſſings weicher, wärmer poetiſcher zu finden. Die feine Hand Jean Pauls hat es ganz richtig ausgefunden, es heißt in der Bücherſchau deſſelben: „Eine ſchöne Erſcheinung iſt, daß ſich große, aber vielſeitige Kräfte, welche in der Jugend noch das Aegypten der Wirklichkeit bearbeiteten und bekämpften, im Alter auf den Höhen ihrer Geſetzgebung den Glanz der Dichtkunſt warfen; ſo glänzte Leſſings bejahrtes Angeſicht in ſeinem Nathan, und in ſeinem Fauſtkampfe gegen Theologen poetiſch; in ſeinen jugendlichen Verſuchen dichtete mehr die Proſa. — Es giebt überhaupt Menſchen, die ihre Jugend erſt im Alter erleben."

Leſſing hatte in Hamburg eine Wittwe kennen gelernt, ſie ward ſein Weib, da er nicht nach Italien, ſondern als Bibliothekar nach Wolfenbüttel ging. Der Verein mit ihr öffnete ſein Herz vielfach; dieſes traulichen Zuſammenſeins, was Moſes bei einem Beſuche einmal getheilt und erfüllt hatte, gedenkt er ein einziges Mal im Briefe an ſeinen Bruder mit jener ſentimentalen Wehmuth, die ſonſt durchweg an ihm vermißt wird.

Verliere man aber bei dieſem Seitenblicke das Hauptweſen Leſſings, den ſcharfen Zorn, welcher durch ſein Leben geht, nicht aus den Augen, laſſe man ſich durch die Laune nicht täuſchen, die ihm eigen iſt, wenn er mit Moſes und Nicolai im Berliner Luſtgarten auf und ab wandelt, wenn er bei Gleim in Halberſtadt am Tiſche ſitzt, guten Rheinwein trinkt, und mit dem alten Papa tändelt, oder dem chriſtlichen Philoſophen Jacobi ſchalkhaft zu Irrgängen verhilft. Stählern bleibt das Eine der Hauptſache: er war die überlegenſte, wenigſtens die gewandteſte Geiſtespotenz ſeiner Zeit; was zu lernen war in allen Fächern, das hatte er gelernt, zum eigenen Erfinden und Schaffen ging ihm flüſſiges Talent ab, wie er ſelbſt ſagt, ein Drama koſtete ihn ſchwere Mühe, oft arbeitete er Tage lang an einer Scene, eine große Stellung in der Welt zum Herrſchen und Einordnen ward ihm nicht geboten, es ſchien am Ende das Höchſte für die bloße Liebhaberei erobert, daß er Bibliothekar wurde; Großes, was ihn zur Achtung gebeugt, was gar ſein Herz entflammt hätte, wurde, wie ſchon erwähnt, nirgends hervorgebracht, — ſo ſchlug er ſich mürriſch durch das bischen Leben, was ſo viel unnützes Hinderniß bot, ſo zermalmte er, was ihm unbequem in den Weg trat.

Hier in Wolfenbüttel warteten nun ſeiner noch die ſchallenden Kämpfe in der Theologie mit Goeze, und dem Unerquickten kam hier der Tod. Zunächſt fand er ein in der Kirchengeſchichte wichtig gewordenes Werk, die Widerlegung der Lanfrancſchen Abendmahlslehre von Berengarius Turonenſis, um derentwillen einſt eine Synode gehalten worden, ein Buch, deſſen Exiſtenz von den Katholiken geläugnet und was verloren gegeben war. Die Ankündigung des Fundes machte großes Aufſehen, Erneſti ſprach das oft wiederholte Wort, man ſähe hieraus, daß ein guter Humaniſt Alles zum Beſten behandeln könne, und Leſſing ſei des theologiſchen Doktorhutes würdig. Der Druck des Buches ſelbſt iſt unterblieben. — Alsdann vollendete er hier die Emilia Galotti, die 1772 zum erſten Male in Braunſchweig aufgeführt wurde. Mancherlei wurde angefangen, das Meiſte blieb liegen, die Biographieen ſagen: er war hypochondriſch. Da machte er ſich auf, reiſ'te nach Berlin, vertraute ſeinen Freunden das Geheimniß eines ihm zugeſchickten Manuſcriptes, der „Fragmente," ging weiter nach Wien, und machte von dort mit dem Prinzen Leopold von Braunſchweig eine Tour nach Italien. Als er heimkehrte, brachten auch die Mannheimer den Plan von einem Nationaltheater auf's Tapet, und riefen Leſſing. Die Verhältniſſe erſchienen ihm aber nicht einmal ſo lauter wie in Hamburg, und er befaßte ſich nicht damit. So kam das Jahr 1778 heran, und jetzt, nachdem er ſeine Frau in den erſten Januartagen jenes Jahres verloren hatte, thürmte ſich die literariſche Thätigkeit. Er hatte jene „Fragmente" herausgegeben, und Goeze machte ſeinen erſten Angriff in der ſogenannten „ſchwarzen Zeitung" oder den „Ziegraſchen freiwilligen Beiträgen."

Jene „Fragmente" nämlich, für deren Verfaſſer man Leſſing hielt, obwohl er ſich immer nur als Herausgeber betrug, und für welche ſich ſpäter der wirkliche Autor in Reimarus, einem Profeſſor am Hamburger Gymnaſium, ergeben hat, enthielten einen ſtarken und geiſtreichen Angriff auf die Aechtheit und Uebereinſtimmung der Evangelien. Sie ſind ein Hauptbuch des ſyſtematiſch auftretenden Rationalismus in der proteſtantiſchen Kirche, welcher den hiſtoriſchen Theil des Chriſtenthums, wie er im neuen Teſtamente erſcheint, auf Tod und Leben angriff. „Fragmente des Wolfenbüttelſchen Ungenannten vom Zwecke Jeſu und ſeiner

Jünger" ist der Titel. Der sogenannte Deismus, welcher die übernatürliche Vermittelung und Offenbarung verwirft, für den Christus ein Mensch, für den die Wunder natürliche, nur unzureichend erzählte Thaten sind, fand in diesen Fragmenten einen Hauptausdruck.

Daß die rationale Richtung im Christenthume nichts Neues war, daß man, aus dem unzweifelhaften Glaubensverbande herauszutreten, bald auf diese, bald auf jene Weise Erklärung und eigene Deutung versucht hatte, das hat sich uns schon vielfach dargestellt. Dieser Selbsttrieb stirbt auch in der abgeschlossensten Welt nicht ab, in ihm liegt der Lebenskeim aller Menschheit, aller Geschichte. Es handelt sich nur immer darum, in wie weit er dreist, selbstständig oder selbstschaffend auftritt, darin unterscheidet sich der Pelagianer, der Scholastiker, der Reformator, der Rationalist. Nach jener Seite hin trat nun hierbei ein neuer Schritt nach Luther ein: Luther berief sich auf die Bibel als auf die Hauptberufung in religioser Frage; der Deismus im achtzehnten Jahrhunderte erklärte jetzt auch die Bibel nicht für fraglose Berufung, er suchte die Entstehungsweise derselben aufzuzeigen, daß sie kein erschöpfender, absoluter Inhalt der christlichen Religion sei. Dies that wenigstens Lessing, und unterschied sich darin mannigfaltig von den beamteten Theologen, mit denen er übrigens im Kriterium zusammentraf. Fesselte sie ihr Stand oder ging ihr Verlangen überhaupt nicht weiter, sie begnügten sich, die inspirirte Darstellung der Bibel, die historische Harmonie derselben zu bestreiten, ließen den äußersten Punkt dahingestellt sein, und stützten sich auf die Bibel nach *ihrer* Deutung. Wir sehen deshalb Lessing auch gegen Semler, gegen Walch schreiben und sehen ihn keineswegs in Uebereinstimmung mit Reimarus, dem Fragmentisten. Als Hauptvertreter der rationalen Theologie führt er gegen Goeze namentlich auf: *Basedow*, *Teller*, *Semler*, *Bahrdt*, die Verfasser der allgemeinen Bibliothek ꝛc. Es ist nicht zu verkennen, daß der feine, wissenschaftliche Geist Lessings, welcher des höheren Strebens eines Spinoza und Leibnitz vollkommen kundig war, welcher sich theilnahmsvoll um Gang und Resultat orientalischer und griechischer Philosophie kümmerte, nicht mit dem populären Vernunftbewußtsein der Rationalisten begnügt blieb. War auch seine Schluß- und Sprechweise zu-

nächst und vorzüglich aus dem Wolf'schen Dogmatismus entsprungen, im Resultate steigerte er sich höher, als das allgemeine Ergebniß dieser Philosophie that, welche in ihrer bloßen Denkformalität dem dürrsten Rationalismus so großen Vorschub brachte.

Sein Streit mit Goeze entzündete sich folgendergestalt. Im Jahre 1778 begann Goeze anonym den ersten Angriff gegen Lessing als den Herausgeber der Fragmente und Theilnehmer solcher Ansichten. Die schwarze Zeitung, worin dies geschah, ist schon genannt, später bediente sich Goeze und sein Anhang auch des Altonaer „Reichspostreuters." Lessing und Goeze waren in Hamburg gute Freunde gewesen, der Hauptpastor hatte dem Dramaturgen die Theilnahme an einem so frivolen Institute, wie das Theater, vergeben, weil dieser Dramaturg sehr gelehrt und in in allerlei ernster Wissenschaft sehr bewandert war. Sie hatten freundschaftlich bei einem Glase Wein vielfach mit einander disputirt. Als die Fragmente erschienen sind, reis't Goeze durch Wolfenbüttel, und will Lessing besuchen, damit man sich mündlich über das schlimme Kapitel auseinandersetze. Er trifft Lessing nicht. Bald darauf schreibt er ihm um ein Buch von der Bibliothek. Lessing vergißt zu antworten. Nun bricht der Hauptpastor los. Friedliebende Literaten glauben, daß der Streit ohne jenes Verfehlen gar nicht entstanden sein würde.

Lessing antwortete zunächst mit einer Parabel: Ein nicht ganz regelmäßig aber fest gebauter Palast, der sich vortrefflich erhielt, macht den späteren Architekten sehr Viel zu schaffen. Man glaubt verschiedene alte Grundrisse zu haben, und jeder beruft sich auf einen davon, und darüber entsteht großer Streit. Plötzlich in einer Nacht bricht Feuer im Palaste aus, — die Kenner retten mit Eifer nur sich und ihre Grundrisse, diese für wichtiger haltend, als den Palast. Statt löschen zu helfen, streiten sie sich auf der Straße mit dem Grundrisse in der Hand, wo es brenne. Unter diesem Streiten wäre der Palast ruhig abgebrannt, wenn der ganze Feuerlärm nicht falsch, und der Schein nicht ein Nordlicht gewesen wäre.

Dann sagt er: „ich habe geschrieben, *wenn* man auch nicht im Stande sein sollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die *Bibel* zu machen so geschäftig ist: so bliebe dennoch die *Religion* in den Herzen derjenigen Christen un-

verrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben."

Damit sei nicht, wie der Herr Pastor sage, dem Theologen die letzte unfehlbare Zuversicht genommen.

Goeze wird noch heftiger, und Lessing ruft in dem nächsten „Absagungsschreiben," welches die Feindschaft offen erklärt, die Worte aus: „O, daß Luther darüber urtheilen könnte! Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — großer, verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig daherschlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst: wer erlöst uns von dem unerträglichen Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jetzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde! Wer —"

Nun folgt der Kern dieses Streites in „G. Eph. Lessing's nöthiger Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg."

Der Punkt des Streites, sagt Goeze, seien die Fragen „ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre?" — „was für eine Religion Lessing unter der christlichen Religion verstehe?"

Darauf Lessing: „Ich verstehe unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubensartikel, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind. Der Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse hieß bei den ältesten Vätern **Regula fidei**. Diese **Regula fidei** ist nicht aus den Schriften des Neuen Testamentes gezogen. Sie war, ehe noch ein einziges Buch des Neuen Testamentes existirte. Sie ist sogar älter, als die Kirche. Sie ist der Fels, auf welchem die Kirche Christi erbaut worden, und nicht die Schrift, und nicht Petrus und dessen Nachfolger. Die Schriften des Neuen Testaments, so wie sie unser jetziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen, und die einzelnen Stücke, welche sie ungefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Ansehn gestanden, in welchem sie, bei einigen von Uns, nach Luthers Zeiten, stehen. — Die Laien der ersten Kirche durften

dieſe einzelnen Stücke gar nicht einmal leſen; wenigſtens nicht ohne Erlaubniß des Presbyters leſen, der ſie in Verwahrung hatte. — Es ward ſogar den Laien der erſten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, wenn ſie dem geſchriebenen Worte eines Apoſtels mehr glauben wollten, als dem lebendigen Worte ihres Biſchofs. — Nach der **Regula fidei** ſind ſelbſt die Schriften der Apoſtel beurtheilt worden. Nach ihrer mehrern Uebereinſtimmung mit der **Regula fidei** iſt die Auswahl unter dieſen Schriften gemacht worden; und nach ihrer wenigern Uebereinſtimmung mit derſelben ſind Schriften verworfen worden, ob ſie ſchon Apoſtel zu Verfaſſern hatten, oder zu haben vorgegeben wurden. — Die chriſtliche Religion iſt in den erſten vier Jahrhunderten aus den Schriften des Neuen Teſtamentes nie erwieſen, ſondern höchſtens nur beiläufig erörtert und beſtätigt worden. — Der Beweis, daß die Apoſtel und Evangeliſten ihre Schriften in der Abſicht geſchrieben, daß die chriſtliche Religion ganz und vollſtändig daraus gezogen, und erwieſen werden könne, iſt nicht zu führen. — Der Beweis, daß der heilige Geiſt durch ſeine Leitung es dennoch, ſelbſt ohne die Abſicht der Schriftſteller, ſo geordnet und veranſtaltet, iſt noch weniger zu führen. — Auf die unſtreitig erwieſene Authentie der **Regula fidei** iſt auch weit ſicherer die Göttlichkeit derſelben zu gründen, als man jetzt auf die Authentie der Neuteſtamentlichen Schriften derſelben Inſpiration gründen zu können vermeint; welches eben, um es beiläufig zu ſagen, der *neugewagte Schritt* iſt, welcher den Bibliothekar mit allen neumodiſchen Erweiſen der Wahrheit der chriſtlichen Religion ſo unzufrieden macht. — Auch nicht einmal als authentiſcher Commentar der geſammten **Regula fidei** ſind die Schriften der Apoſtel in den erſten Jahrhunderten betrachtet worden. — Und das war eben der Grund, warum die älteſte Kirche nie erlauben wollte, daß ſich die Ketzer auf die Schrift beriefen. Das war eben der Grund, warum ſie durchaus mit keinem Ketzer aus der Schrift ſtreiten wollte. — Der ganze wahre Werth der apoſtoliſchen Schriften in Abſicht der Glaubenslehren iſt kein anderer, als daß ſie unter den Schriften der chriſtlichen Lehrer obenan ſtehen; daß ſie, ſo fern ſie mit der **Regula fidei** übereinſtimmen, die älteſten Belege derſelben, aber nicht die Quellen derſelben ſind. — Das Mehrere, was ſie über die **Regula fidei** enthalten, iſt, nach dem

Geiſte der erſten vier Jahrhunderte, zur Seligkeit nicht nothwendig; kann wahr und falſch ſein, kann ſo oder ſo verſtanden werden."

Für dieſe merkwürdigen Aeußerungen beruft ſich Leſſing auf ſeine genaueſte und erſchöpfende Kenntniß der Patriſtik. Dieſe ganze Partie iſt von außerordentlicher Merkwürdigkeit, und es iſt eins der großen Literaturräthſel, daß ſich die rationaliſtiſche Bildung nach Leſſing faſt nirgends auf ſie bezieht. Möge man ſich übrigens darüber nicht täuſchen, daß Leſſing ſich bei der Vertheidigung rationaler Religion eines geſchichtlichen Momentes bedient. Um einer Partie des Streites zu genügen, mochte ihm das nöthig ſein; im Verfolge des Streites ſtützt er ſich nicht eben ſehr darauf, und giebt damit zu erkennen, wie es ihm nur um eine nöthige Wendung des Streites zu thun geweſen ſei. Ueberraſchend in der Literaturgeſchichte bleibt es, ihn hier auf dem Punkte zu finden, welcher im Kapitel „Scholaſtik" da angedeutet worden iſt, wodurch Tertullian die römiſch-katholiſche Kirche ihren eigenen römiſch-katholiſchen Glauben abgeſteckt und ſich darin abgeſondert habe von der orientaliſchen Chriſtenwelt. **Regula fidei** wurde oft kurzweg **fides**, Glaube, genannt, was noch heutiges Tages als „Glaube" in der katholiſchen Kirche bezeichnet wird. Leſſing ſtellt ſich alſo an den eigentlichen Entſtehungspunkt der Kirche, dadurch dem Pabſtthume näher tretend als dem Lutherthume, und im Laufe des Streites ſpricht er das vielgebrauchte Wort ſelber aus, daß er, dies kritiſche Moment anbetreffend, lieber einen Pabſt als ſo viel kleine Päbſtchen haben wolle. Dies wirft ein Licht über die oft ausgebrachte Verwunderung, daß gerade der katholiſch geſinnte Friedrich Schlegel ſo fleißig und angelegentlich Leſſing behandeln und empfehlen mochte. Aber ein Licht, was ſehr irre leiten kann. Es war deshalb Niemand entfernter von den ſonſtigen Konſequenzen der päbſtlichen Kirche als Leſſing. Der Drang nach einer dichten, poetiſchen Berufung ſpricht ſich nur darin aus, wie er ſich bei jedem Literaten findet, der in einer Proſaepoche die vielfältige und mannigfache Einzelnheit des Kulturſtandes ſchmerzlich empfindet. Die Verſuchung liegt dieſem Drange allerdings ſehr nahe, ſich an die Einheit der katholiſchen Kirche zu ſchließen, und wir werden dies bald bei einer Dichtungsſchule, bei der romantiſchen, deutlich an den Tag treten ſehen. Aber dies iſt doch in aller

Geſchichte nur ein Werk der Verzweiflung, in eine frühere Einheit zu flüchten, nachdem tauſend neue Beſtandtheile hervorgerufen ſind, welche in die frühere Einheit nicht eingefügt ſein konnten. Jener Drang macht dem poetiſchen Herzen Ehre, aber nicht der hiſtoriſchen Einſicht.

Dazu konnte aber Leſſing keineswegs verleitet werden, deſſen Herz ſo wenig raſch und hingebend war, einem klaren, ſchwer zu täuſchenden Verſtande gegenüber; und es findet ſich auch im Verfolge des Streites die Fülle deſſen, was die obige Wendung nur als eine Wendung in's Licht ſtellt, und das Religionsmoment in die bewußte Empfindung einer wahrhaften, nicht bloß überlieferten Kultur legt.

Goeze wirft ihm natürlich vor, daß in einem deutſch geführten Streite dieſer Art viele gute Chriſten irre gemacht würden, und warum er denn, wenn einmal ſolcher Rationalismus behauptet ſein ſollte, nicht lateiniſch ſchriebe? Hierbei zeigt es ſich, wie weit Leſſing vom ſonſtigen, humaniſtiſchen Dünkel entfernt iſt, wie weit er mit Verachtung den lateiniſchen Ausdruck fortſchleudert. Auf das Andere erwiedert er: Solchen Streites Gewinn, auch wenn Viele daran Aergerniß nähmen, „erſtreckt ſich auf alle Zeiten, der Verluſt ſchränkt ſich nur auf den Augenblick ein, ſo lange die Einwürfe noch unbeantwortet ſind. Der Gewinn kommt allen guten Menſchen zu ſtatten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben; der Verluſt trifft nur wenige, die weder wegen ihres Verſtandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verluſt trifft nur die paleas levis fidei, nur die leichte chriſtliche Spreu, die bei jedem Windſtoße der Bezweiflung von den ſchweren Körnern ſich abſondert und auffliegt. Von dieſer, ſagt Tertullian, mag doch verfliegen ſo viel als will. Aber nicht ſo unſere heutigen Kirchenlehrer. Auch von der chriſtlichen Spreu ſoll kein Hülschen verloren gehen! Lieber wollen ſie die Körner ſelbſt nicht lüften und umwerfen laſſen."

Es erſcheint nun ein „Anti-Goeze nach dem anderen, und die ſpäteren werden breit und matt, Leſſing verliert die Friſche für das Kampfſpiel mit einem eintönigen Paſtor, und man hat ihm vorgeworfen, daß er zu perſönlich und zu grob geworden ſei. „Anſtändigkeit" — ſagt er einmal, „guter Ton, Lebensart,

elende Tugenden unſers weibiſchen Zeitalters! Firniß ſeid ihr, und nichts weiter! Aber eben ſo oft Firniß des Laſters, als der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darſtellungen dieſen Firniß haben, oder nicht!"

Die Verketzerung Goezes wirkte: es ward Leſſing im Juli 1778 die Cenſurfreiheit genommen, und die Braunſchweiger Regierung verbot ihm, in dieſem Thema weiter zu ſchreiben. Er dämpfte es, und erweichte es zu ſeinem Nathan. Dies Drama war ſchon entworfen und wurde jetzt fertig gemacht, wenn auch nicht in der Weiſe vollendet, wie es in Leſſing's Plane lag. Es war noch auf ein Nachſpiel „der Derwiſch" berechnet, aber dies und Vorrede und ſonſtige Zuthat unterblieb, weil Leſſing's Körper unterlag. Der geplagte Held wurde müde und ſchläfrig, die Kraft zum Leben ſank. In ſeinem Nachlaſſe haben ſich noch ein Paar auf den Nathan bezügliche Blätter vorgefunden, darin ſagt er, daß eine Novelle des Boccaz, die Geſchichte von den Ringen, ihm die erſte Veranlaſſung geweſen. „Nathan's Geſinnung gegen alle poſitive Religion iſt von jeher die meinige geweſen." — „Wenn man ſagen wird, dieſes Stück lehre, daß es nicht erſt von geſtern her unter allerlei Volk Leute gegeben, die ſich über alle geoffenbarte Religion hinweggeſetzt hätten, und doch gute Leute geweſen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz ſichtbar meine Abſicht dahin gegangen ſei, dergleichen Leute in einem weniger abſcheulichen Lichte darzuſtellen, als in welchem der chriſtliche Pöbel ſie gemeiniglich erblickt, ſo werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben. — Denn beides kann auch ein Menſch lehren, und zur Abſicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen ſolchen zu ſtellen, bin ich nicht verſchlagen genug; doch dreiſt genug, mich als einen ſolchen zu verſtellen. — „Noch kenne ich keinen Ort in Deutſchland, wo dieſes Stück ſchon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerſt aufgeführt werden wird."

Was ſich Weiches, poetiſch Verſöhnendes über den harten Leſſing'ſchen Sinn legen konnte, das liegt in dieſem Nathan, eine Wolke wenigſtens, wenn der Himmel ſelbſt von Poeſie ihm verſagt war, ein ſonniger Herbſtnebel, der auf die Erde herabfällt, liegt auf dem theologiſchen Grolle dieſes Nathan, und nur ſelten

rieſelt ſolch ein raſcher Aergerbach hervor; im Munde des Laienbruders erkennt man den Paſtor Goeze, wenn der Patriarch geſchildert wird, um die Lippen Nathan's ſpielt der wehmüthige Zug des kranken Moſes, der ſeinen unverbeſſerlichen, aber ſtets gleich geliebten Leſſing in Wolfenbüttel mehrmals beſuchte, Nathan's, erſchüttert durch all den Schmerz, welcher von einem unter Chriſten lebenden Hebräer ausgeht. Dieſes ſchmerzliche Lächeln iſt's, wo Leſſing dicht an die Poeſie hinantritt, nicht die Ueberlegenheit Nathan's aller poſitiven Religion gegenüber; jenes Lächeln iſt eine der Linien, wo ſich Menſch und Gott berühren, wo ſich die Erde nach dem Himmel ringt, indem ſie ſich ſchmerzreich auf einen höheren Standpunkt erhebt. In Nathan's ſchmerzlichem Lächeln iſt dem ſchon todeskranken Löwen jener Hauch von Poeſie gekommen, nach welcher ein ſpröder, ſcharfer Geiſt ein ganzes Menſchenalter gefochten, in allerlei Heeren gefochten hatte. Dieſen Heeren, dieſen philologiſchen Soldaten war es wenig oder gar nicht um den Frieden zu thun, aber Leſſing ging eigen und allein tiefer in den Kampf, und ſo kam ihm juſt aus dem perſönlichſten Ringen ein Hauch wirklicher Poeſie, wie in ſeinem ganzen übrigen Lebenslaufe.

Er trieb es dann nicht mehr lange, der Lebenskeim verpuppte ſich in ihm, überall befiel ihn Schlaf, ſelbſt in der munterſten Geſellſchaft. Gegen Ende des Jahres 1780 ſchreibt er an Moſes: „wahrlich, lieber Freund, ich brauche ſo ein Briefchen von Zeit zu Zeit ſehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmuthig werden ſoll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menſchen kennen, der nach Lobe heißhungrig iſt. Aber die Kälte, mit der die Welt gewiſſen Leuten zu begegnen pflegt, daß ſie ihr auch gar nichts recht machen, iſt, wenn nicht tödtend, doch erſtarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich ſeit einiger Zeit geſchrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müſſen, denn für Sie war nichts geſchrieben. Höchſtens hat Sie die Zurückerinnerung an unſere beſſeren Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuſchen können. Aber ich war damals ein geſundes ſchlankes Bäumchen, und bin jetzt ein ſo fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, dieſe Scene iſt aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal ſprechen!“

Er verſuchte noch eine Reiſe nach Hamburg, um aufzuleben,

er ging nach Braunſchweig, um mehr Umgang und Anregung zu haben; umſonſt, er war hin! die Bruſt ward eng, verſetzte ihm den Athem, und bald den Tod erwartend, bald wieder hoffend, verbrachte er die erſten Winterwochen des Jahres 1781. Am Abende des 15ten Februars überfiel ihn die Stickung auf einmal ſo heftig, daß er ſich und ſeinen Freunden unvermuthet, raſch den Geiſt aufgab.

Sein Tod wurde bald ein Pfaffenmährchen, worin jeglicher böſe Geiſt ſein Spiel trieb, in Wahrheit überraſchte er ihn kahl und einfach; wie eben geſagt iſt, Leſſing war mürriſch, und wenn ein leidlicher Augenblick eintrat, muthig, wie er das Alles immer geweſen war. Leiſewitz war Viel um ihn während der letzten Tage; Leſſing mochte ihn gern, und hoffte viel von deſſen dramatiſchem Talente, was im „Julius von Tarent" ihm ſtark angekündigt ſchien.

Aus der Wolfenbüttel'ſchen Zeit ſtammt noch „Ernſt und Falk, Geſpräche über Freimaurerei," worin über dieſen Orden dialektiſirt iſt, und worin ſich auch die Behauptung findet, daß die alte Maſoney verloren und eine populäre free masonry von dem engliſchen Baumeiſter Wren zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts an die Stelle geſetzt worden ſei. Urſprünglich wäre die Maſoney eine deutſche Sitte, die durch die Sachſen nach England gekommen, der Name ſei von Maſe eine „Tafel," die „runde Tafel" ſei die älteſte Maſoney geweſen. In das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert falle die Hauptblüthe, denn nach Aufhebung des Ordens habe ſie heimlich fortbeſtanden, und zu Wren's Zeit, welcher die Paulskirche baute, in der Nähe dieſes Bau's ihre Verſammlungen gehabt. Der vielen Nachfrage auszuweichen, ließ er die Vorausſetzung beſtehen, als wäre ſie eine Maſoney, eine Geſellſchaft von Baukundigen, welche über die Kirche berathſchlagte, ja am Ende bildete er dieſen exoteriſchen Theil zu einer wirklichen Geſellſchaft, „welche ſich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Spekulation erhöbe," und worin einige Grundſätze der alten Maſoney webten; daraus ſei die jetzige — da bricht Leſſing das Geſpräch ab. Er war in Hamburg ſelbſt Freimaurer geworden.

Sein Bruder Gotthelf hat die Schriften geſammelt, und ihm und dem höchſt ſorgſamen Eſchenburg verdanken wir eine ſehr vollſtändige Geſammtausgabe, die neuerdings wieder 1825 — 28

zu Berlin in 32 Bänden erſchienen iſt. Unverarbeitetes, Studien, Andeutungen ſind darin ſo reichlich gegeben, daß jeder Bildungsluſtige Stoff und Anregung auf Jahre findet, man ſieht in die Werkſtatt dieſes gelehrten und raſtlos forſchenden Mannes, ein Torſo um den anderen, wie „das Leben des Sophokles," Gloſſarien, Sprach- und Lexikonthätigkeit, kritiſche Forſchung aller Art, philoſophiſche Kapitel, beſondere Leibnitz'ſche Punkte betreffend, wie „die Ewigkeit der Höllenſtrafen," „die Dreieinigkeit" überraſchen und feſſeln den Literaturfreund. Darunter iſt noch vor allen auszuzeichnen „Die Erziehung des Menſchengeſchlechtes," worin ſich Sätze finden, welche ſeiner Zeit in tiefſter Weiſe vorgreifen, z. B. §. 85: „Nein; ſie wird kommen, ſie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Menſch, je überzeugter ſein Verſtand einer immer beſſern Zukunft ſich fühlt, von dieſer Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu ſeinen Handlungen zu erborgen, nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute iſt, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf geſetzt ſind."

Dieſer letztere, durch Kant herrſchend gewordene Satz, war in Leſſing ſchon tief empfunden; Kant's Kritik der reinen Vernunft erſchien erſt in Leſſing's Todesjahre 1781. Es geſchieht dabei wie immer: aus dem Beſten und der Geſammtheit einer Epoche dichten ſich Grundſätze zuſammen, welche das Genie in eine überraſchende Verbindung bringt, nichts iſt allein, nicht einmal der Held der Thaten, viel weniger der Held des Gedankens.

Somit wäre denn das Wirkungsfeld Leſſing's umſchrieben, und man vergegenwärtigt ſich leicht, wie geſetzgeberiſch eine ſolche Erſcheinung wirken konnte. Die Grundſteine unſerer klaſſiſchen Literatur ruhten darin. Die Worte Alterthum, Theater, Theologie, Proſa ſind es, um welche ſich die Wirkſamkeit wendet: er lehrte und bewies eine genaue und wahrhaft praktiſche Kenntniß des Alterthums, er eroberte dem Theater das wirkliche Intereſſe; ſeine Theilnahme am Alterthume verführte ihn nicht, ein erkünſtelt klaſſiſch Weſen geltend zu machen, ſondern das wahrhaft Bewegende einer andern bürgerlichen Welt, ſeine bürgerliche Welt ergriff er. Wenn es ſein „bürgerliches Trauerſpiel" im Allgemeinen, wenn es ſeine Minna von Barnhelm nicht erweiſ't, die das eben noch klingende preußiſche Kriegsleben

aufnahm, ſo zeigt es ſich in der Art deutlich, wie Emilie Galotti entſtand. Der Stoff jener römiſchen Virginie lag ausgebildet vor ihm, aber er hielt es für beſſer und wirkſamer, eine moderne Emilie aus ihr zu machen. Zum Dritten riß er die abliegend ſtarrende Profeſſion der Theologie ſtarken Armes in das Intereſſe und die Beſprechung einer modernen Kultur, jegliche Geiſtesthätigkeit ward daran in Wirkung geſetzt, um ein theologiſches Bewußtſein zu erſchaffen, wie es dem aus ſeiner Zeit gebildeten Menſchen gemäß, und darum lebendig ſei.

Endlich verhandelte er dies Alles in der natürlichen, einfachſten und doch nachdrücklichſten Sprache; ſeine Proſa, ungeſchmückt, ſcharf und raſch, war eben ſo ein ächter Ausdruck ſeiner inneren Welt, wie die Anſichten und Thaten ſelbſt es waren, welche er damit an den Tag legte. Die ſtürmiſche Eile in ihr, womit ſie, beſonders in dem Kampfe mit Goezen auftrat, die geſchmeidige Behendigkeit, die ſimple und doch kräftige Wendung war in der deutſchen Sprache unerhört, — man ermeſſe, wie treffend das Alles in eine neue Literatur dringen mußte. Zum erſtenmale ging man bewußt im Studium der Alten umher, ſtellte man ſich bewußt über die äußerliche Nachahmung der Franzoſen, ward man ſich eines unendlichen eig'nen Feldes bewußt, worauf zu ſchaffen und zu bilden ſei.

Allerdings gebrach noch die poetiſche Einigung in ihm, allerdings ſteigerten ſich die ſtarken Urtheilskräfte noch nicht zu einer allgemeinen, poſitiven Einigung, ſo daß man auch nur von einer Leſſing'ſchen Proſa ſprechen könnte, allerdings bewegte er ſich nur in des verſtändigen Gedankens Räumen, und eine weit greifende, den Himmel herabziehende Macht war ihm nicht vergönnt, er war ein feſt irdiſcher Menſch, ſeinen geſunden Schlaf hat nie ein Traum gehoben, er kannte, ſeiner eigenen Ausſage nach, dies Element gar nicht. Auguſt Kahlert berichtet neuerdings, daß Leſſing ſeine Gedichte in Proſa entworfen habe.

Aber all dieſer beſonnene Anfang war unſerer Literatur ſehr heilſam, die ſich noch oft genug bereit gezeigt hat, in die haltloſe Schwärmerei lockerer und hingebender einzugehen, als es für brauchbare Reſultate förderlich iſt. Der ſtählerne Leſſing an der Pforte unſerer modernen Literatur, die ſo oft noch auf- und

zugeschlagen wird, war passender, als eine aus weicherem Metalle und sanfter klingende Figur.

„Allen Schriftstellern wurde der Stil häufiger nachgeahmt, als dem originellen Lessing, aber nicht wegen seiner Eigenthümlichkeit selber — denn die größere ist gerade die bequemere zum Nachahmen — noch weil Glanz und Abglättung seiner Sprach-Kunstwerke schwierig nachzuprägen war — denn seine Goldstücke fühlten sich gerändert genug an — sondern darum: die Eigenthümlichkeit war nicht Bildermalerei, nicht Gefühlsausdruck, nicht Wortebbe, noch Wortfluth, nicht Kraft- und Prachtglanz der Phantasie, — alles gewöhnliches Gränzwildpret für die Jägerschaft der Nachahmer — aber sein Stil war, wie der demosthenische, die lange Schlußkette einer logischen Begeisterung, in vielfache Wendungen, aber nicht als wie eine Blumenkette, sondern wie eine Fangkette gelegt und ausgebreitet, gleichsam eine Gebirgkette, womit er die Wahrheit einschloß. Daher kam die dialogische Form mit den ein- und ausspringenden Winkeln ihres Stromes, daher seine Vorliebe für die Antithesen, die Widerpralllichte und Reverberen für das schnelle Erkennen. Allein eben dieser mit der Sache durchwirkte Stil, der nicht das todte Kleid, sondern der organische Leib des Gedankens ist, wird schwer kopirt, weil man nicht eine Wachsgestalt, sondern einen lebendigen Menschen wiederzugeben hat, noch abgerechnet, daß man überhaupt Kälte und Ruhe nicht so leicht und so gern nachmalt, als Wärme, Glut und Sturm. Meißner versuchte es mit einigen stilistischen Aeußerlichkeiten Lessing's, aber aus Armuth an Geist, ohne Erfolg. Doch zur Fortpflanzung einer, den alten Sprachen abgeborgten Eigenthümlichkeit, dem Hauptsatze die unwichtigen Einleitsätze lieber nach als voran zu stellen, hätte schon die Leichtigkeit, womit ich sie hier selber nachspiele, die Nachahmer mehr verführen, und der Gewinn der Zusammendrängung mehr ermuntern sollen, als geschehen."

So sagt Jean Paul, der über den Stil Anderer so fein fühlte, und nur seinen eigenen nicht schön machen konnte. Lessing ist diesem aufmerksamen Dichter, der Alles las, von außerordentlicher Bedeutung gewesen, und es muß deshalb noch Einiges aus seinen Bemerkungen mitgetheilt werden. Aus Lessing's Stile führt er sehr richtig an, daß er die Hilfszeitwörter „haben" und

„ſein" da weglaſſe, wo ſie nur verlängern, nicht beſtimmen, und führt merkwürdigerweiſe folgenden Satz zum Beiſpiele eines wohllautenden Ausganges an: „Man ſtößt ſich nicht an einige unförmliche Pfoſten, welche der Bildhauer an einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tod abgerufen, müſſen ſtehen laſſen."

Leſſing hat nicht leicht einen übler ausgehenden Satz geſchrieben, vier „en" hintereinander, darunter drei gleichmäßige Infinitivtrochäen, was kann eintöniger ſchleppen? Er braucht die Infinitive meiſthin in ſolcher ſelbſtſtändigen Weiſe, die jetzt wieder aufgegeben iſt, und mitunter zeigt ſich das ganz wohltönend; zwei gleichfallende Worte neben einander mögen angehen, es liegt dann eine Bewußtheit darin, welche durch Betonung Reiz erhalten mag. Wird dies Regel, ſo iſt's ſchon mißlich, man will nicht ſo oft zur Betonung genöthigt ſein; ohne Betonung ſchleppt die Figur ſtets; was Zweien wohl ſteht, wird bei dem ſo leicht hinzukommenden Dritten eine Mißgeſtalt, und ſo hilft die ganze Form wenig, ſo lange wir nicht von unſern Infinitiven erlöſ't ſind, die alle gleichmäßig ausgehen, oder wenigſtens die Participia auf „en" durch andere, feſt endende erſetzt haben.

Viel zuſtimmender iſt eine andere Stelle Jean Pauls über Leſſing aufzunehmen, wo er ihn dem raſtloſen, und im Verſtandesbereich ſo ſcharfſinnig aufräumenden und verräumenden Bayle an die Seite ſtellt: „In der Philoſophie gehört zwar Bayle gewiß zu den paſſiven Genies; aber Leſſing — ihm in Gelehrſamſamkeit, Freiheit und Scharfſinn eben ſo verwandt als überlegen — wohin gehört er mit ſeinem Denken? — Nach meiner furchtſamen Meinung iſt mehr ſein Menſch ein aktives Genie als ſein Philoſoph. Sein allſeitiger Scharfſinn zerſetzte mehr, als ſein Tiefſinn feſtſtellte. Auch ſeine geiſtreichſten Darſtellungen mußten ſich in die Wolfianiſchen Formen gleichſam einſargen laſſen. Indeß war er, ohne zwar wie Plato, Leibnitz, Hemſterhuys ꝛc. ꝛc. der Schöpfer einer philoſophiſchen Welt zu ſein, doch der verkündigende Sohn eines Schöpfers und Eines Weſens mit ihm. Mit einer genialen Freiheit und Beſonnenheit war er im negativen Sinne ein freidichtender Philoſoph, wie Plato im poſitiven, und glich dem großen Leibnitz darin, daß er in ſein feſtes Syſtem die Strahlen jenes Fremden dringen ließ, wie der ſchimmernde

Diamant, ungeachtet seiner harten Dichtigkeit, den Durchgang jedes Lichtes erlaubt, und das Sonnenlicht sogar behält."

Herder giebt im zweiten Theile seiner „zerstreuten Blätter" eine Charakteristik Lessings, worin rasch und nachdrücklich Lessings Wirksamkeit geschildert wird. Es heißt darin, Niemand habe in Sachen des Geschmacks mehr auf Deutschland gewirkt als Lessing — „am meisten übertraf er alle seine Vorgänger in der Geschlankigkeit des Ausdrucks, in den immer neuen und glänzenden Wendungen seiner Einkleidung nnd Sprache, endlich in dem philosophischen Scharfsinn, den er mit jedem Eigensinne seines muntern, dialogischen Stils zu verbinden und die durchdachtesten Sachen mit Neckerei und Leichtigkeit gleichsam nur hinzuwerfen wußte. So lange Deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, Niemand wie Lessing Deutsch geschrieben, und komme man und sage, wo seine Wendungen, sein Eigensinn nicht Eigensinn der Sprache selbst wären. Seit Luther hat niemand die Sprache von dieser Seite so wohl gebraucht, so wohl verstanden. In beiden Schriftstellern hat sie nichts von der plumpen Art, von dem steifen Gange, den man ihr zum National-Eigenthum machen will; und doch, wer schreibt ursprünglicher als Luther und Lessing?" — Es folgt nun eine Aufzählung der Lessing'schen Thätigkeit, worin auch für den vorliegenden Zweck eine kurze Uebersicht wiederholt werden kann, damit man noch einmal die ganze geharnischte Figur des gewaltigen Mannes vor sich sehe. „Sein eigentlicher Name fängt ziemlich mit den sogenannten kleinen Schriften an, die seit 1753 in Berlin erschienen." — Theilweise hat er diese mannigfaltigen Sachen später um- und ausgearbeitet, besonders die Fabeln, welche er in Prosa gab, und über deren Bedeutung und Wesen er mit Bodmer in Streit gerieth. „Der blanke männliche Harnisch" — sagt Herder — „kleidet Lessing mehr, als das Gängelband der Reime; seine Fabeln sind nicht bloß für Kinder, sondern auch Männern und Männern insbesondere lesbar. Noch mehr sind's die Abhandlungen über das Wesen der Fabel, die er beifügte. Unstreitig ist dies die bündigste, gewiß philosophische Theorie, die seit Aristoteles Zeiten über eine Dichtungsart gemacht ist, und es wäre zu wünschen, daß Lessing sie wie hier über die Fabel, wie nachher über's Sinngedicht, wie in der Dramaturgie über's

Trauer- und Luſtſpiel, im Laokoon über die Grenzen der Poeſie und bildenden Kunſt, und in den Literaturbriefen über kleinere Materien literariſchen Inhalts, ſo über alle Dichtungsarten und Darſtellungen der Poeſie und Künſte hätte machen können. Es wird vielleicht Jahrhunderte währen, ehe die vielen und leichten Talente, die ausgebreiteten und gründlichen Kenntniſſe ſich mit dem philoſophiſchen Geiſte, mit dem Scharfſinn und ſchönem Ausdrucke in einem Manne vereinigen, wie ſie in Leſſing vereinigt waren." — Der Fabelſtreit mit Bodmer wendete ſich im Weſentlichen darum, daß Leſſing für eine vorgeſchriebene Zeit feinere Beziehungen verlangte, eine plumpe populäre Moral nicht für hinreichend erachtet, und das ganze Genre erhob, wobei denn zunächſt die allgemein verſtändliche Anſchaulichkeit verloren gehen mußte. Eben ſo drängte er ſeine Sinngedichte in's Feinere. „Leſſing's Lieder ſind bekanntermaßen von der muntern, nicht zärtlichen und ſchmachtenden Gattung." — „Aber ſein Haupttalent, wodurch er auf Deutſchland vorzüglich gewirkt hat, es iſt ſeine philoſophiſche Kritik, ſein immer darſtellender und immer zugleich denkender und forſchender Geiſt, den er in mancherlei Werken und Einkleidungen überall glücklich gewieſen." — Es werden nun zunächſt die „Literaturbriefe" ſehr herausgehoben, es wird aus Leſſing citirt, welch eine große Wichtigkeit dieſer dem Diderot beigelegt. Leſſing ſagt, daß dieſer Franzoſe den ſtärkſten Einfluß auf ſeine Bildung des Geſchmacks gehabt habe, daß ſich nach dem Ariſtoteles kein philoſophiſcherer Geiſt mit dem Theater abgegeben habe, als Diderot. „Von wem gilt das reichlicher" — ſetzt Herder hinzu — „von Diderot oder von Leſſing?"

Bei Gelegenheit des Fragmentiſten kommt die merkwürdige Stelle Herder's, die heute noch nicht genügend beachtet iſt: „Ich bin auch ein Theolog, und die Sache der Religion liegt mir ſo ſehr am Herzen, als irgend jemanden: manche Stellen und Stiche des Fragmentiſten haben mir weh gethan, weil ich ihn wirklich mit ſtrenger Wahrheitsliebe las, und bei der Verwirrung, in die er alles zu ſetzen weiß, auf manches nicht ſogleich zu antworten wußte, auch auf manches noch jetzt ſehr beſcheiden antworten würde. Keinen Augenblick iſt mir indeſſen ein Gedanke eingefallen, mich deshalb an Leſſing zu halten, oder über

ihn Rache und Verdammung auszugießen, weil er Stellen eines Buches, das er herausgiebt, nicht sogleich aufhellen und berichtigen kann. Ihm dankte ich immer für die Bekanntmachung von Zweifeln, die mich beschäftigen und weiter leiten, die mir Gedanken entwickeln, wenn auch nicht auf dem ebensten Wege. Entwickelt müssen sie werden, wenn Sache Sache, Geschichte Geschichte sein soll." —

Eine neuere Bezeichnung von Lessing's philosophischer Welt sagt interessant: Seine Philosophie ist eine Zusammenbildung von Leibnitzens Poesie und Spinozens Prosa mit einem sichtbaren Uebergewichte des letztern Elements über das erste. Dabei blieb er doch ein Eiferer für wissenschaftliche Vereinigung von Geheimniß und Begriff. — Was Friedrich Schlegel, besonders in der sechzehnten Vorlesung seiner „Geschichte der alten und neuen Literatur „über ihn sagt, ist von dem bereits katholisch gewordenen Romantiker nur mit großer Vorsicht aufzunehmen. Er will die wichtige Figur Lessing's für seine Beweiswelt nicht verlieren, und dichtet wissenschaftlichen Drang, der Lessing vom oberflächlichen Rationalismus ableitete, gern in religiosen Drang um. Daneben finden sich freilich auch die besten Bezeichnungen, zum Beispiele: Lessing's Kritik geht mehr auf die Grundsätze, als auf die Charakteristik des Vollkommnen, und mehr auf die Widerlegung der falschen Grundsätze, als auf die Begründung der wahren. Er ist auch in der Kritik mehr Philosoph als Kunstbetrachter. Ueber den Vorwurf, Lessing sei Spinozist gewesen, sagt Schlegel, Lessing habe an die Seelenwanderung geglaubt, etwas, was mit Spinoza unverträglich.

So eben, 1838 beginnt eine neue Gesammtausgabe Lessing's, die Lachmann besorgt.

Von diesem Hauptführer in ein neues kritisches Bewußtsein muß man sich nun zu der Gruppe wenden, welche sich näher oder entfernter um ihn reihte, zu den Moses, Eberhard, Nicolai, Abbt, Engel, Sulzer, Garve, Möser, welche mit schwächerer oder anderer Kraft, aber rastlos und redlich den Versuch betrieben, wie in populärer Weise höhere Bildung gepflegt und gefördert werden könne. Fern in Italien verfolgt Winkelmann mit seinem Freunde Mengs das Ziel einer Kunsttheorie in höherem

Stile, und weckt ein eigenthümlich Reich des feinen Schönheitsgedankens, was in unsern größten Dichtungstalenten lebendig verarbeitet wird. So breitet sich immer weiter und dichter der Wald einer neuen Literatur aus neuem Anfange und Gesetze, Wieland schreibt schon lange, Herder schreibt, Goethe ist in seiner Jugendthätigkeit.

Moses und Nicolai sind als Freunde Lessing's schon erwähnt. Moses Mendelssohn ist eine der schönsten Gestalten der menschlichen Bildung. Er war ein armer Judenknabe aus Dessau, wo er 1729 geboren wurde. Sein Vater Mendel hatte nichts als das kleine Aemtchen eines Sophers, eines Schreibers der Zehngebote und Schulmeisters, und konnte den wißbegierigen Sohn nur im Hebräischen und den Anfangsgründen der jüdischen Religion unterrichten. Aber mit einem wahren Heißhunger bemächtigte sich der Knabe alles dessen, was in diesen Kreis reichte, ja sogar des schweren Werkes von Maimonides „More Nebochim, des Führers der Irrenden." Dieser Maimonides, aus Cordova gebürtig, hatte im zwölften Jahrhunderte in Aegypten die große Reformation des Judenthums eingeleitet, den Talmud auf eine scharfsinnige Weise erklärt, und die sogenannte moralische oder rationale Erklärungsweise geltend gemacht, was beim Alten Testamente ein so folgenreicher Schritt wurde: „Er sah Gott" hieß es nach Maimonides „er erhielt einen Begriff von Gott, er erkannte Gott." Diese rational moralische Weise, welche innigst mit dem Zeitgeiste Mendelssohns zusammentraf, drang mit dieser Lectüre früh in den Knaben, und förderte einen Eindruck auf die jüdischen Glaubensgenossen, welcher im modernen Judenthume eine Epoche erzeugt hat. Man kann sagen: Maimonides zum ersten, Mendelssohn zum zweiten Male belebten das Judenthum dadurch, daß sie es trotz aller nationalen und klauselreichen Absperrung in die europäische Bildung hineinhoben. Nicht deshalb ist der Jude unverwüstlich geblieben, ja neuerer Zeit zu einer unerhörten Wichtigkeit gediehen, weil er sein Judenthum strenge festhielt, nicht deshalb, sondern weil er zu diesem Mittelpunkte stets auch das Bildungsmoment der Zeit brachte. Obwohl die Mehrzahl der Juden, die jetzt auf dem ganzen Erdboden an neun Millionen betragen, bornirt orthodox erscheint, so ist doch durch die großen Reformpunkte in Maimonides und Mendelssohn das

Judenthum ein eben ſo beweglicher Anhalt geworden, wie das Chriſtenthum, und man darf juſt deswegen nicht voreilig eine Auflöſung dieſes Stammes erwarten. Was ſeit Mendelsſohn Wichtiges in deutſcher Literatur erſchienen iſt, das haben ſie in ihre Sprache überſetzt, nicht nur Schiller und Goethe, ſondern auch Klopſtock's Meſſias, und jetzt iſt Hegel an der Reihe. Mendelsſohn ſelbſt ward in vorgerückterem Alter in dieſer Reformrichtung bedenklich, beſchwichtigte, warnte. Das Buch „Jeruſalem ꝛc." iſt Zeugniß hievon. Neueſter Zeit iſt in dem Reformpunkte das Mannigfaltigſte geſchehen, Rieſſer ward ein hochgeachteter Repräſentant bürgerlicher Vereinigung mit den Chriſten, es iſt ſogar ein ausgedehntes Journal des Judenthums entſtanden.

Unter den kümmerlichſten Entbehrungen rang der körperlich ſchwach ausgerüſtete Moſes in Berlin, wohin er mittellos im vierzehnten Jahre gegangen war, nach Wiſſenſchaftsmaterial. In einer Dachkammer wohnte er, und nur ein Paar Mal in der Woche hatte er bei einem mildthätigen Glaubensgenoſſen freien Mittagstiſch. Ein verfolgter polniſcher Jude, verfolgt wegen religioſer Freimüthigkeit, lehrte ihn in ſeinem melancholiſchen Jammer Mathematik und Disputirkunſt; nach langer Sparniß erſchwang Moſes beim Antiquar eine alte lateiniſche Grammatik und ein lateiniſch Lexikon. Damit lehrte er ſich Latein, während ein Bekannter ihm täglich beim Vorübergehen eine Viertelſtunde ſchenkte, um die nothdürftigſte Anleitung für Grammatik und Lexikon zu geben. So aus dem Aermlichſten herauf entwickelte ſich ein geſchulter Geiſt, der in Verein mit einem weichen ſchönen Herzen nicht nur auf ſeine Glaubensgenoſſen, ſondern auch auf unſere Literatur den wohlthätigſten Einfluß gewann. Er gerieth in die Handlung des Seidenhändlers Bernard, erwarb ſich bald eigene Theilnahme an der Handlung, ſchuf ſich eine gute, bürgerliche Exiſtenz und den lieblichſten Familienkreis, welcher allen Freunden offen ſtand. 1754 kam er mit Leſſing zuſammen, dem er als vorzüglicher Schachſpieler empfohlen war; durch ihn ward er in die Thätigkeit für unſere Literatur geriſſen. Leſſing ließ das erſte der „philoſophiſchen Geſpräche" von Moſes hinter deſſen Rücken abdrucken, weil ſich die Schüchternheit dieſes beſcheidenen Menſchen nie dazu ermuthigen wollte. Nun war er

bei Nicolai's Zeitschriften vielfach thätig, und was in der Korrespondenz dieser Männer mit so viel Eifer verhandelt wurde. Zweck und Ort des Trauerspiels und Aehnliches, das gewann immer irgend eine Form für Nicolai's Blätter, und ging so über in die allgemeine Besprechung oder Ansicht.

Bei diesem ersten Versuche, neue Kritik zu begründen, drang man natürlich nicht überall auf den höheren Formpunkt, wo äußere Form und innerer Gehalt zusammengehen; man mußte anfangen, und es ist freilich dem jetzigen Literaten leicht, jene vereinzelten Anfänge zu übersehen. Lessing gab in verständiger Deutung außerordentlich auf Aristoteles; Ramler berief sich auf Batteux, Andere citirten Homes' „elements of criticism," Moses, welcher sich mit einzelnen Seelenthätigkeiten viel befaßte und „Briefe über Empfindungen" herausgab, lenkte gern all solche ästhetische Untersuchung auf ein Zergliedern der Empfindungen. Er hielt sich ganz an das übel bezeichnende Wort Aesthetik, welches in der Wolfischen Zeit sammt dieser Wissenschaft aufkam, und die Wissenschaft des Sinnes, des Empfindens bedeutet, von vornherein also den eigentlichen Punkt verfehlte. Denn diese Empfindungen sind es nicht, um welche es sich bei einer Wissenschaft handelt, die hier gemeint wird, sondern das Verhältniß der Erscheinung ist's, und zwar das schöne Verhältniß wird gesucht, in welchem die Empfindungen eine Rolle spielen, aber nicht Erfüllung und Ende sind.

Die Empfindungen nämlich sind gemeint, welche ein Kunstwerk erregen soll; man beschäftigt sich also mit der einzelnen, verschiedenartigen Wirkung, welche hervorgebracht wird, und es entgeht damit das eigentliche Wesen, der Inhalt selbst geht verloren, man begnügt sich mit Abspiegelungen des Wesens.

Diese immer sehr förderſamen Untersuchungen, ob Furcht, ob Mitleid und in welcher Art sie erregt sein sollten, sind besonders auf Moses Mendelssohns Anregung und Thätigkeit zu setzen. Seine zwei Theile philosophischer Schriften enthalten meist derartige ästhetische Abhandlungen. Dann sind „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele" — „Jerusalem, oder über religiose Macht und Judenthum" — Uebersetzte Psalmen — „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes" als seine Hauptwerke anzuführen. In üble Situation, die auf seinen

ſchwachen Körper höchſt nachtheilig einwirkte, brachten ihn zwei Schriftſteller, die in jener popular philoſophiſchen Zeit vorzugsweiſe chriſtliche waren, Lavater und Friedrich Heinrich Jacobi, Jener, welchen die kleine, am Rückenweg ſchief gebogene Figur, der braune Kopf mit der Adlernaſe, dem ſcharfen Auge, dem ſanften Munde, den ſchwarzkrauſen Haaren phyſiognomiſch ſehr intereſſirte, welcher von der milden, überfließend liebevollen Geſinnung des weichen Moſes bezaubert wurde, drang ungeſtüm auf Uebertritt zum Chriſtenthume, verſtand das feine Sokrates-Lächeln nicht, und gab ihm am Ende in ſeiner zudringlich-enthuſiaſtiſchen Manier ſchwer wirkendes Aergerniß. Des armen Moſes Körperlein war in der zweiten Lebenshälfte ſo erſchüttert, daß der Arme faſt gar keine Nahrung zu ſich nehmen, und auch geiſtig lange Zeit kein Intereſſe hegen und pflegen, nicht einmal mit Freuden ausſprechen, oder gar aufſchreiben durfte. Die körperliche Diät hielt er großartig, die geiſtige nicht, aber Zumuthungen wie Lavaters, Streit und Kampf, wie das Andrängen Jacobi's erzwang, warfen ihn darnieder. Jacobi trat nach Leſſings Tode mit der Behauptung auf, der Verſtorbene ſei „wirklich und in der That ein Spinoziſt geweſen." „Die Beweiſe" — ſagt Moſes — „ſollen in einem Briefwechſel zwiſchen ihm, einer dritten Perſon, und mir enthalten ſein, den er dem Ketzergerichte im Publikum vorlegt." — Außerdem beruft ſich Jacobi auf die oben ſchon angedeutete Unterredung mit Leſſing in Gleims Hauſe.

Unter Spinoziſt verſtand man damals einen Gottesläugner; dieſer Philoſoph, welcher die Gottheit ſo großartig aufgefaßt, wurde in herbſter Deutung verkannt. Nebenher war von dieſer Beſchuldigung auch ein kleiner Schimmer auf Moſes ſelbſt abgefallen. Dieſer bewog ihn nicht zur Vertheidigung, aber den innigeliebten Freund, den hochverehrten Mann, ſeinen Leſſing, der ihm die Literatur erſchloſſen, den wollte Moſes nicht verunglimpft ſehen, und er ſchrieb noch ein Büchlein „Moſes Mendelsſohn an die Freunde Leſſings." Darin behandelte er den ſanguiniſchen Jacobi, welcher in philoſophiſchen Sachen dem Glauben manche Beweiskraft zutheilte, mit jener feinen mathematiſchen Schärfe, mit jener leichten, anmuthigen Ironie, mit all jener zauberhaften Miſchung von Geiſtes- und Herzenskraft,

die ihm zu Gebote ſtanden. Aber das Büchlein warf ihn ins Grab, die Aufregung ſeines kranken Zuſtandes war geſteigert; als er es zu dem gemeinſchaftlichen Freunde und Verleger, zu Herrn Voß trug, erkältete er ſich zu Tode und erloſch wie ein Licht fünf Jahre nach ſeinem Freunde d. 4. Januar 1786.

Engel ſchrieb dem Büchlein eine rührende ſchöne Vorrede. „Wie viel die Gelehrſamkeit, die Weltweisheit, die deutſche Literatur an einem Mendelsſohn verloren habe, das wiſſen alle, denen dieſe Gegenſtände wichtig ſind; aber wie wenig reicht das hin, den unerſetzlichen Verluſt zu ermeſſen, den ſeine Freunde dadurch erlitten! Was von dem Manne öffentlich vor der Welt geglänzt hat, war der kleinſte Theil ſeines Werthes: nicht einmal ſeinen Geiſt kann man aus ſeinen Werken, ſo voll mannigfaltiger Kenntniſſe, ſo geſchmackvoll und ſo ſcharfſinnig ſie ſind, nach Würden ſchätzen, und wie viel minder noch ſeine ſittliche Güte, ſeinen Dienſteifer, ſeine Beſcheidenheit, alle die großen und liebenswürdigen Tugenden ſeines Charakters!“

Die Frage ſelbſt ward freilich durch den übertreibenden Jacobi und den hierbei etwas muthloſen Moſes nicht entſchieden, in wie weit Leſſing wirklich an Spinoza's Syſteme Theil genommen habe. Beſonders aus der Breslauer Zeit findet ſich viel Polemiſches in Leſſings Briefen und Papieren gegen Spinoza, und der Vorzug und die hohe Stellung, welche er Leibnitz einräumt, tritt da und an vielen anderen Orten ſiegreich vor. Was erſt jetzt zu Stande kommt, eine Aufſuchung der Leibnitz'ſchen Werke auf der hannöver'ſchen Bibliothek, hatten beide einmal im Auge, da Moſes im November 1777 in Hannover war. Dennoch fehlt es bei ſpäteren Aeußerungen Leſſings nicht an einzelner Spur, daß er mehr als ſonſt Spinoza würdige, wenn er auch den Jacobi ſelbſt in Bezug darauf nur gehänſelt haben mag.

Johann Chriſtoph Nicolai 1733 — 1811 iſt ſchon öfters erwähnt. Dieſer Berliner Buchhändler, welcher höchſt wißbegierig und fleißig ſich ſelbſt unterrichtete, und ſich aneignete, was nur anzueignen war, iſt bei den Poeten ſpäterer Zeit tief in Ungnade gerathen. Er gilt für den nüchternſten Mittelpunkt der ſogenannten Aufklärungsperiode, welche in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Menſchen von allem Wunderbaren und Unbegreiflichen zu befreien ſuchte.

Dies Thema und dieser Mann ist mißlich anzufassen, ein kleiner Schritt mehr, ein kleiner Schritt weniger kann dabei Unterschiede und Gegensätze erzeugen von weitester Kluft, die beste Bestrebung und die äußerlichste Frivolität sind dabei betheiligt, und man verwechselt sie gar zu leicht. Die Aufgabe ward allgemein und wurde anerkannt, sich eine neue Kritik aller Dinge zu bilden, Glaube und Lehre aller Art setzten sich auseinander, das Bestehen flüchtete sich in den Kreis jedes Einzelnen, die Gemeinsamkeit fehlte, und das Talent aller Art holte auf dem weitesten Wege aus, dahin zu kommen. Was Wunder, daß der beste Wille manches Einzelnen bisweilen zu weit rechts oder zu weit links treten mochte.

Das begegnete denn auch Nicolai, er trat besonders in der zweiten Hälfte seines Lebens etwas stark auf die platt nüchterne Seite der Bildung, er hatte sich in die Popularphilosophie, welche die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erfüllte, gar zu stark eingenistet, vermochte es nicht mehr, höhere Standpunkte zu erkennen und zu würdigen, und rief manches platte Wort in hohen Schwung und hohe Bestrebung hinein. Goethe ward ihm zu hoch, Kant ward ihm zu hoch, die neue Romantik schien ihm ein sehr kindischer Aberglaube.

Dabei bleibt er ein braver redlicher Mann, welcher unermüdsam thätig Gutes zu wirken gestrebt, dabei bleibt seine nüchterne Opposition eine heilsame, dabei hat sein oft übertriebener Argwohn gegen alles Geheime, seine Warnung vor Aberglauben, Jesuiten, verborgenen Gesellschaften, gegen Vernunft- und Freiheitgefahr manche Uebertreibung seiner Gegner abgewendet, und er bleibt eine lobenswerthe Figur. Wenn nichts anderes, so spielt er in der letzten Hälfte seines Lebens den Rechenknecht, an welchem alle Geistes- und Herzenserfindung ihre Probe macht.

Die Art, wie er Schriftsteller wurde, hat viel dazu beigetragen, daß er sich als Vertreter des nüchternen Popularverstandes erwies, eben so seine Heimath Berlin, und der Ton, welcher unter Friedrich dem Großen herrschte. Neben dem Kleistertopfe und dem mechanischen Geschäfte eines angehenden Buchhändlers suchte er sich mühsam Kenntniß und Bildung zusammen, und es war Verdienst genug, und Zeichen tüchtigen

Sinnes genug, daß er 1755 mit „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften" Aufsehen machen, und die Theilnahme Lessings erwerben konnte. Wie dieser, den eine gründliche Schulbildung unterstützte, verwarf er Gottsched und Bodmer zugleich, während sich noch alle übrige Welt dem Einen oder dem Andern anschloß.

Im Verband mit Lessing und Mendelssohn wurde er, so lange diese lebten, in einem gewissen Gleichgewicht erhalten, man sieht es hier nur gar zu deutlich, wie viel ein kleiner Schritt mehr oder minder thut. Wie sehr diese selbst Vertreter eines gewissen Rationalismus, einer einfach verständigen Deutung waren, in die sogenannte Aufklärerei verfielen sie nicht, und Nicolai erhielt sich immer noch in einem leidlichen Maaße. Seine Zeitschriften wurden zwar das verschrieene Organ der schonungslosen Vernünftigkeit, aber sie hielten sich doch in einem höheren Stile, als derjenige war, welchen Nicolai später allein anstimmte. Als er den Werther travestirte und die „Freuden des jungen Werthers" herausgab, da war Goethe blutjung, Lessing selbst hatte sich etwas prosaisch darüber ausgedrückt, man nahm es hin, und die junge geniale Welt machte Epigramme darauf. Alle übrige Welt, man muß dies nur niemals vergessen, kam noch selten oder gar nicht davon los, daß die schöne Literatur doch immer etwas von Belehrung, von Moralischem, Beispielartigem haben müsse. Das mußte sich ganz anders ausnehmen, als Nicolai's Stützen, mit denen er Woche um Woche im lebhaftesten Verkehr war, als Lessing und Moses in's Grab sanken, Abbt dahin starb, Engel, Garve, Möser starben, und er immer noch da blieb, und draußen eine geniale Welt ihre dreisten Flügel schwang. Es konnte da nicht ausbleiben, daß er manches unnütze, von der Poesie und höherer Möglichkeit verlassene Wort sprach.

Seine schon oft berührten Zeitschriften, welche wahrhaft ein Theil deutscher Literargeschichte sind, erschienen in dieser Folge: 1) Bibliothek der schönen Wissenschaften 1757 — 60, 4 Theile, welche Lessing im Druck korrigirte, ohne sie mit Beiträgen zu versehen, 2) Briefe, die neueste Literatur betreffend, 1761 — 65, 24 Theile. Dies sind die sogenannten Literaturbriefe, für welche Lessing sehr viel schrieb. 3) Allgemeine deutsche Bibliothek

1765 — 92, mit ihrem Anhange 128 Bände, worin ein Aufsatz über Theokrit von Lessing. 4) Neue allgemeine deutsche Bibel, 1800 — 05, 62 Bände.

Eigene Bücher Nicolai's sind: „das Leben und die Meinungen des M. Sebaldus Nothanker" 1773, gegen die Orthodoxen und die Verketzerung von diesen gerichtet, ferner „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutschen Philosophen" gegen die auftauchende kritische Philosophie 1798, mit welcher Nicolai durchaus nicht in Einklang kommen konnte. Wir sehen hier immer Romane und dergleichen ästhetische Produkte, die für einen polemischen oder praktischen Zweck abgefaßt werden. Von einem rein dichterischen Drange, von einer That freier Phantasie, eigenthümlicher Begeisterung ist nicht die Rede. Sebaldus Nothanker machte dem Publikum viel zu schaffen, und ebenso wurde die Reisebeschreibung, welche er 1783 herausgab, und die Deutschland und die Schweiz sammt allem dem betraf, was an Meinung und Bildungsmoment an diesem und jenem Orte aufgegriffen wurde, Gegenstand lebhafter Bewegung. Man muß auch hierbei zugestehen, daß die lebhafte, mannigfache Art, so etwas aufzufassen und darzustellen vollkommen neu war, und daß die praktische Richtung Nicolai's darin eine frische Aeußerung fand. Seine „philosophischen Abhandlungen" mußten von geringerem Belang sein, desto passenderes Terrain fand er in Beschreibung des ihm nahe Liegenden, der Residenzstädte Berlin und Potsdam, wozu ihm der Minister Herzberg die Archive öffnen ließ, und in Charakteristik Friedrich's des Großen. Von Nicolai datiren die authentischen Anekdotenbücher, welche das Wahre vom Falschen absonderten, und der vielgesuchten Anekdotenliteratur Friedrich's die beliebte Gestalt gaben. — Auch daran nahm sein prosaischer Sinn groß Aergerniß, daß alte Lieder ohne besondere Auswahl gesucht und gepflegt wurden, er veranstaltete deshalb einen „feinen, kleinen Almanach von Volksliedern," und es war natürlich, daß sich der poetische Sinn mit Nikolai's Kritik nicht immer zufrieden zeigte. — Im Biographischen hat er die meisten seiner Freunde bedacht: Kleist, Abbt, Möser, Engel, Teller, Beiträge zur alten und neuen Berlinischen Monatsschrift reichlich gegeben, Briefwechsel gesammelt und durchweg wie ein fleißiger Bürger gearbeitet. Die „Geschichte eines

dicken Mannes" und „Vertraute Briefe von Adelheid B. an ihre Freundin Julie S." ſcheinen vom Publikum nur ſchwächere Aufmerkſamkeit gewonnen zu haben.

Der alte Mann, welcher ſpäter ein Auge verlor, welcher mit ſeinen 78 Jahren bis tief in die Napoleonszeit herein lebte, hat ſich natürlich wie eine kahle Ruine ausgenommen, da er aus einer Zeit ſtammte, wo ſich eine neue Kritik erſt zu erzeugen begann, und in eine Zeit hinein reichte, wo aus der kritiſchen Beſtrebung eine reich ſtrömende, hoch greifende Welt erwachſen war, für welche ihm Sinn und Verſtändniß abging. Die Natur hat ein eigen Spiel mit ihm getrieben: er, der Nerven wie Stricke beſaß, wird 1791 einmal krank, und es erſchienen ihm, der gegen alle phantaſtiſche Erſcheinungen ſo zu eifern pflegte, bei vollem Bewußtſein mehrere wunderbare Phantasmata. Ganz ſeinem Charakter getreu, trug er dies ſpäter der Akademie der Wiſſenſchaften redlich vor, behielt aber ſeine nüchterne Anſicht eben ſo redlich und treu bis an ſeinen Tod. Er war Mitglied dieſer von Leibnitz gegründeten Akademie, zu welcher auch Leſſing gehörte, und zu der auch Mendelsſohn gewählt war. Friedrich II. hatte des letzteren Wahl nicht beſtätigt, ein Vorfall, der Nicolai viel Kummer machte. In ſeinen Briefen iſt er höchſt redſelig, befliſſen, lehr- und lernbegierig und ſchreibt ſtets fünfmal ſo viel an Leſſing als Leſſing an ihn.

Es wird Manchen überraſchen, daß Nicolai auch Muſik betrieben, ſogar komponirt hat. Indeſſen iſt dieſe Kunſt ja auch neben ihrer ſchwingenden Innerlichkeit ſo ſehr eine Sache verhältnißmäßiger Berechnung, daß ſie von Leuten betrieben wird, die nicht eben Muſik in ſich haben, daß ſie von Leuten befeindet wird, die nicht ſo ganz ſangverlaſſen ſind, und denen nur darin ein Anſtoß liegt, daß mit bloßem Griffe, ohne geſchloſſenen Gedankengang eine angenehme Wirkung hervorgebracht werde. Leſſing, ſeiner mathematiſchen Studien eingedenk, hat ſie auch einmal zum Gegenſtande ſeiner Betrachtung gemacht, und doch begegnet in den antiquariſchen Briefen eine herbe Stelle. Bei Anführung des Antiſthenes, der die Flötenſpieler unſittliche Perſonen nennt, ſpricht auch Leſſing von der Muſik als einer „nichtswürdigen Kunſt," und läßt es dahin geſtellt ſein, ob ihm allein dieſer Ausdruck, oder zur kleineren Hälfte dem Antiſthenes mit

zur Verantwortung überlaſſen ſein ſolle. Das Wort nichtswürdig hatte übrigens noch nicht den heutigen Beigeſchmack, ſondern hieß bloß „nichts werth.“

Dergleichen Einblicke in das kritiſche Getriebe dieſer Gruppen ſind öfters nöthig, wenn man richtig ſchätzen ſoll, was ſie ſelbſt, und was die Geniepartieen der jungen Dichter bedeuten. Letzteren nützen wohl die von der neuen Kritik errungenen Vortheile, aber ſie treten doch nirgends in ein beſonderes freundſchaftliches Verhältniß zu ihr. Nur Herder, welchem die dichteriſche Begabung nicht ſo reich verliehen war, nähert ſich dieſer Gruppe hie und da. Er nimmt z. B. lebhaft Notiz von

Thomas Abbt 1738 — 1766 einem jungen hoffnungsvollen Schwaben, der mit 28 Jahren früh verſtirbt, nachdem er ſo jung ſchon viel in der Welt herumgeweſen, ſchon zu einer bedeutenden Stellung in Bückeburg gekommen iſt, und ſchon Beiträge zur Literatur geliefert hat, denen große Aufmerkſamkeit wurde. „Vom Verdienſte“ und vom „Tode für's Vaterland“ ſind die berühmteſten Aufſätze, außerdem ſind Briefe und eine Ueberſetzung des Salluſt von ihm da. Es iſt ein kühn und ſtraff greifender Stil bemerklich, der manches Ungewöhnliche an ſich reißt; und eine lebhaft gehende Natur, die von einem Aufenthalte in Berlin den dortigen Literaten bekannt war, ließ den frühen Tod ſehr bedauern.

Johann Jakob Engel 1741 — 1802 war durch ſeine elegante Proſa, durch ein ſanftes, leutſeliges Weſen, durch eine popular-philoſophiſche Bildung, wie ſie dieſer Gruppe eigen war, ebenfalls ſehr beliebt und gerühmt. „Der Philoſoph für die Welt,“ worin auch von Anderen, von Mendelsſohn, ſogar von Kant Aufſätze, fand großen Beifall; Engels Reden waren verehrt, ſein „Fürſtenſpiegel,“ ſeine „Mimik,“ „Politik,“ ſein Roman „Lorenz Stark,“ der in Schillers Horen erſchien, galten für ſehr empfehlenswerth. Es iſt in kleinem Kreiſe und in einer gebildeten Darſtellung der Sachen auch jetzt noch Anmuth darin zu finden. Engel war aus Mecklenburg, war eine Zeitlang Erzieher des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms III. und leitete mit Ramler eine kurze Zeit das Berliner Theater. Was die Mitwelt von ſeinen dramatiſchen Verſuchen rühmte, hat die Zeitprobe nicht gehalten.

Für ein Haupt ſolcher Popularphiloſophie galt eine Zeitlang Johann Auguſt Eberhard, Profeſſor in Halle, — 1739 — 1809 — deſſen „Allgemeine Apologie des Sokrates," „Theorie des Denkens und Empfindens," „Theorie der ſchönen Künſte" ſehr in Anſehen waren. Leſſing, dem er bei Bekämpfung der Theologen oft durch gleichzeitige Bekämpfung an die Hand kam, macht jedoch aus deſſen etwas ſchwimmender und unſicherer Manier nicht viel. Ein ſynonymiſches Handwörterbuch Eberhards war von großem Verdienſte. Der philoſophirende Roman, welcher in unſerer Literatur ſo viel Verfaſſer gefunden hat, welchen ſchon Wieland 1766 mit dem Agathon ſo viel Schwung gegeben, zu dem Nicolai's Nothanker und noch mehr Gundibert ſpäter, zu dem Jacobi in Waldemar, Fries im Julius und Evagoras ſpäter ſchworen, und welcher ein ſteter Begleiter derjenigen Philoſophie zu ſein ſcheint, welche kein ſtreng wiſſenſchaftliches Syſtem findet, begegnete auch Eberhard, der 1783 den „Amyntor, eine Geſchichte in Briefen" herausgab. Epikuräiſche und atheiſtiſche Grundſätze werden darin beſiegt.

Gleichen Rufes genoß Chriſtian Garve 1742 — 1798 ein Breslauer, in Leipzig Freund Gellerts und Erneſtis, nimmt Gellerts Lehrſtuhl ein, als dieſer ſtirbt, und zieht ſich ſpäter ſchwacher Geſundheit wegen nach Breslau zurück. Hier iſt eben jene popular philoſophiſche Bildung, die ſich bei einem ſanften, leutſeligen Charakter einfachen Stiles ausſpricht, für Moral und gute Ueberſetzung wirkt, an Nicolais Bibliothek mitarbeitet, und geachtet und bedauert ſtirbt.

Der älteſte dieſer Herren iſt Joh. Georg Sulzer 1720 — 1779, ein Schweizer, der wie die meiſten dieſer Aeſthetiker mit der Theologie angefangen hatte, und dann Lehrſtellen in Berlin einnahm. Seine „Theorie der ſchönen Künſte" iſt das Hauptbuch ſeiner äſthetiſchen Thätigkeit. Sie iſt ein Wörterbuch, in deſſen Ankündigung er ſagt, es ſei nur für den Liebhaber, welcher nicht daran gehen würde, wenn es in ſyſtematiſcher Ordnung geſchrieben wäre.

Hierher gehören noch die: Unzer, der ſeinen „Arzt" herausgab; Zimmermann, der zu Nicolai's Aerger ein ſo reizbares Nervenſyſtem hatte, daß er das Ungewöhnliche ſah, und von dem ein Buch „über die Einſamkeit" dicht an die Klaſſicität

gerechnet wurde; der in „Fragmente über Friedrich den Großen" zu allgemeiner Entrüstung diesem Könige üble Dinge nachsagte, an den Kaiser Leopold ein dickes Manuscript schickte, worin um Mittel gegen den Illuminatismus, gegen den frivolen Wahnwitz des Zeitalters gefleht wurde, der in trostloser Hypochondrie starb. Bei dieser Gelegenheit ist jenes Illuminatenordens, dessen Hauptstifter der baierische Professor Weishaupt war, zu gedenken als eines Beweises, zu welchen krankhaften und gewaltsamen Mitteln eine Welt mitunter ihre Zuflucht nahm, wo ohne allgemeine Einigung das Belieben jedes Einzelnen von Wichtigkeit werden konnte. Neuere Forschungen, die indeß bis jetzt nur so ausgedehnt in einem Parteiblatte aufgetreten sind, legen den Stiftern und Anfängen des Ordens die schlimmsten Vorwürfe bei. Abgesehen davon, daß der noch äußerlich übrige religiose Verband abgeschafft und eine geheimnißvolle, despotische Gesellschaftsmacht in den Mittelpunkt gesetzt werden sollte, wird besonders dem Weishaupt Arges und Lasterhaftes nachgewiesen. In den Uebertreibungen Zimmermanns auf einer Seite gegen die Nüchternen, und in den Uebertreibungen Nicolai's auf der andern Seite gegen die Trunkenen lag wenigstens wahrhafte Veranlassung. — Endlich: Iselin, der wie Zimmermann als Leibarzt in Hannover starb, aus der Schweiz, und wie alle diese Männer durch „philosophische Versuche und Träume" wirkend, über „Gesetzgebung," über „Geschichte der Menschheit" schreibend, für Alles glühend, Quesnay den Politiker, Basedow den Pädagogen fördernd war. Wenn von Philosophie der Geschichte die Rede ist, geht man gern, außer auf Herder, auch auf Iselin zurück, und rechnet ihm die Fassung solcher Aufgabe hoch an.

Die letzte Gruppe der Prosaiker, welche ein neues kritisches Bewußtsein vorbereiten, hängt persönlich nicht so zusammen, wie diese Popularphilosophie, welche in Berlin und besonders in den Nicolaischen Zeitschriften einen Mittelpunkt hatte. Sie hat nur darin eine gemeinschaftliche Art, daß Jeder daraus historisch untersucht, historisch schildert, und solchergestalt zu neuen Bildungs-

Resultaten kommt oder doch beiträgt. Die Leute selbst und ihre nächsten Zwecke sind sehr verschieden, Justus Möser ist streng vaterländisch trachtend, Winkelmann geht über all solche Grenzen nach allgemeiner Schönheit hinaus, die Schröckh und Schlözer lehren Weltgeschichte, Sturz und Moser treiben einen geistreichen Dilettantismus mit geschichtlicher Darstellung und politischer Kombination. — Alles aber wirkt zusammen, Alles, was der Popularphilosoph erdenkt, was der Historiker erforscht und folgert. Das Bildungsbewußtsein der Nation wird zu höherer Richtschnur und Tendenz erhoben, Geist und sittliche Kraft üben und stählen sich, die Aeußerungen höherer Wirksamkeit werden passender gesondert, es wird möglich gemacht, daß sich wenigstens partieenweise eine Poesie ausbilden kann. Die Zeit dringt — wie schon vorausgeschickt wurde — nicht zu einem gemeinschaftlichen Inhalte, aber sie gewinnt wenigstens für viele edle Theile Gesetze des Verhältnisses, und macht dadurch Schöpfungen möglich, die in ihrem Bereiche und im Bereiche einer ausgebildeten Sprache klassisch zu nennen sind.

Die Hauptperson ist Johann Joachim Winkelmann 1717 — 1768, dessen Arbeit schon dem größten kritischen Förderer dieser Zeit, Lessing so lebhafte Anregung gab. Auch darin ist er ein Typus, daß all sein Streben nur auf Entdeckung schönen Verhältnisses gerichtet war, und daß er damit eine Beachtung, einen Ruhm gewann, als sei das Herz der Welt darin zu suchen, und darin allein zu segnen. Der reiche Zusammendrang der Welt, die Fragen nach Staat, Sitte und Glaube, kurz die Fragen nach dem eigentlichen Inhalte einer Poesie traten bei Winkelmann völlig in den Hintergrund; — wir sehen ihn den Glauben wechseln, wie man ein Kleid wechselt, wie man eine Nebensache betreibt, die nationalen Bedürfnisse übersehen, wie Unwesentliches. Nur die alten Kunstwerke, die alten Schriftsteller betrachtet und studirt er wie seine Bibel, ein Schönheitsverhältniß ist ihm die Aufgabe alles Lebens.

Eine Zeit, die dies als erfüllendes Verdienst ansah, welche darin eine um und um genügende That fand, mußte somit in jedem einzelnen Dichter auf eine eigene Welt dieses Dichters angewiesen sein. Hierin hob sich die Romantik zu ihrem letzten großen Schritte aus.

Winkelmann war der Sohn eines armen Schusters in dem

Altmärk'schen Städtchen Stendal, und verlebte seine Jugend in Dürftigkeit und Beschränkung. Der alte, blinde Rektor des Städtchens, Namens Tappert nahm sich seiner an, und im „Neueröffneten adlichen Ritterplatze" lernte er zuerst die berühmten Bildwerke kennen, welche ihm den ersten Eindruck nach dieser Seite hin gaben. Mit 18 Jahren ging er auf das Köllnische Gymnasium nach Berlin. Von da machte er eine Fußreise nach Hamburg, um einige gute Ausgaben alter Klassiker zu erstehen, da die Bibliothek des berühmten Fabricius verauktionirt wurde. Das Geld dazu und zur Reise bettelte er unterwegs bei Edelleuten und Pfarrern zusammen. Auf dem Rücken trug er die errungenen Bücher heim. — 1738 kam er nach Halle, ebenfalls um Theologie zu studiren. Aber dies Studium mit der Pfarraussicht behagte ihm nicht, alte Literatur und schöne Wissenschaften lockten ihn mehr. Fremde Länder und deren Schätze wollte er sehen, 1740 trat er eine Wanderung an, die nach Paris und Rom führen sollte, die Manier der Hamburger Reise sollte das Nöthige beschaffen, und auf die Klöster rechnete er sehr, denn es war ihm bereits deutlich, daß er zu äußerer Bequemlichkeit katholisch werden müsse. Der Krieg brachte ihn diesmal wieder zurück, er ward ein Jahr Hauslehrer, und ging dann nach Jena, um Mathematik und Medizin zu studiren. Mit Privatstunden fristete er sich ökonomisch, lernte neue Sprachen, und trat 1742 bei Halberstadt wieder eine Hauslehrerstelle an, während welcher er besonders Geschichte und Bayles Lexikon studirte. 1743 ward er Conrektor in Seehausen, lehrte ungezogene Buben lesen und schreiben, und existirte äußerst kümmerlich. Dort las er die kalten, langen Winternächte hindurch Klassiker, Geschichte, französische, italienische und britische Dichter, träumend von schöneren Gefilden und schönerer Welt, als das märkische Städtchen bieten konnte. Fünf Jahre lang ertrug er dies kärgliche Leben, dann wendete er sich an den Grafen Bünau, welcher oben mit Mascov als erster Begründer wirklicher Geschichtsschreibung angeführt worden ist. Dieser nahm ihn zum Sekretair an mit 80 Thalern Gehalt, Winckelmann ging nach Nöthenitz, bei Dresden, wo Bünau lebte, und machte diesem Auszüge aus den Historikern und Chroniken, welche für die „deutsche Reichsgeschichte" benützt wurden. Hier in Nöthenitz,

wo er in eifrigem Studium und in den stets nebenher gehenden Auszügen fortfuhr, welche ihm später so zu Statten kamen, berührte ihn sein eigentliches Lebensinteresse. Das nahe Dresden ward oft besucht, die reichen Kunstschätze desselben wurden betrachtet, studirt, die Bekanntschaft Lipperts und Ludwigs von Hagedorn, zweier Kunstkenner, die auch in Lessings Aufmerksamkeit viel hinüber spielten, wurde gemacht, ein freundschaftlicher Umgang mit dem genialen Maler Oeser ward gewonnen, der auch auf Goethe so wohlthätig einwirkte. Die Schulen der Kunst wurden jetzt studirt, Manier, Gesetz, Entwickelung derselben ward aufgesucht, Italien stieg lockend auf. Winckelmann setzte sich in Verbindung mit dem päbstlichen Nuntius Archinto, der oft nach Nöthenitz kam, ward katholisch, um Verbindung und Empfehlung zu erleichtern, lebte noch eine Zeitlang in Dresden mit Oeser, und machte sich fertig zur großen Entdeckungsreise. Dort während des Frühlings 1755 schrieb er sein erstes Schriftchen „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke," griff es selbst in einem zweiten an, und vertheidigte es in einem dritten. Da sie nur in 50 Exemplaren erschien, so ist diese erste Schrift sehr selten geworden. Im Herbste 1755 reis'te er mit einem Jahrgehalte des Kurfürsten von 200 Thalern und guten Empfehlungen versehen nach Italien. Hier, wo er sich dem Maler Raphael Mengs anschloß, wo er im Kardinal Albani und manchen Anderen hilfreiche Beförderer fand, entwickelte sich ihm bei steter, unermüdlicher, sorgfältigster Anschauung der alten Bilderwerke das, was ihm eine so folgenreiche Einwirkung auf unsere Literatur gab, der Takt, das Gefühl für's Schöne, was man mit dem Worte Geschmack ausdrückt. Es ist daher nie zu einem geschlossenen Systeme in ihm ausgebildet worden, dafür war jene Zeit in allen Theilen nicht angethan, dazu waren noch viel breitere Vorarbeiten nöthig, die eigentliche Wissenschaft der Kunst konnte erst folgen, wenn der Geschmack dafür geweckt, wenn das Wesen und die Grenze derselben mit begabtem Blicke untersucht war. Dafür hat Winckelmann das Größte geleistet, und das haben die solcher Vorbereitungszeit folgenden Schöpfergenies unserer Literatur, Goethe an der Spitze, scharf und tief empfunden, und bereitwillig, ja hingebend anerkannt. Goethe hat bekanntlich eine eigene Schrift

„Winckelmann und sein Jahrhundert" herausgegeben, welche noch in Rede kommt.

Winckelmann's Begeisterung für die Ideale der alten Kunst erweckte ihm ein viel und tief sehendes Auge, seine genaue Betrachtung übte diesen Blick bis zur eignen Virtuosität, seine feine Darstellung alles dessen, was derartig in ihm vorging, bildete uns jene klassische Geschmacksatmosphäre, welche unserer Literatur einen so edeln Anhauch gab, und besonders aus jedem Buche Goethe's mit jener unübertroff'nen Ruhe der befriedeten Schönheit spricht.

Ein Hauptpunkt der Winckelmann'schen Kritik wurde, daß er die Kunst über all die dienenden Zwecke, über die moralischen Nebenabsichten und Beihilfen hinaushob, mit deren Annahme alle höhere, selbstständige Offenbarung der Kunst vernichtet, wodurch sie in den Kreis der bloßen Verwaltung gezogen, wodurch das rein Schöpferische ihr geraubt, die unmittelbare Verbindung und Anknüpfung mit dem höchsten Weltwesen ihr abgeschnitten wird.

Sein Gang, seine Methode dafür war, in den Kunstwerken und der Kunstgeschichte die Kunstidee zu finden. Vorgeworfen wird ihm, selbst von Goethe, wenn auch von diesem in milderer und die herrschende Ansicht berichtigender Weise, daß er zu ausschließlich nach der Form trachte, und nur seltner die inneren Schönheiten, die Idee verkünde, welche durch die Form zur Erscheinung kommen soll. In diesem Betrachte hat sich neuerdings Schorn Winckelmanns angenommen.

Ehe das Alles in ihm abgeklärt war, begann er mehrere Werke, ohne daß er sie vollendet hätte, bis sie dann mit all ihrer Einzelnheit in sein großes Werk „Geschichte der Kunst des Alterthums" zusammen schlugen. Dahinein mündeten seine Entdeckungen und Berichte über herkulanische Alterthümer, sein Ordnen der geschnittenen Steine des berühmten Kenners Stosch, seine Anmerkungen über die Baukunst der Alten ꝛc. Italienisch gab er noch ein großes Werk heraus „Monumenti antichi inediti," was sich aus einer Erläuterung schwerer Punkte in der Mythologie und den Alterthümern erweitert hatte. Ueber die griechischen Münzen fing er ein lateinisches an, vollendete es aber nicht, und so findet sich eine große Zahl Schriften, die

Torſi geblieben ſind: „über die Allegorie," „Römiſche Briefe über Gegenſtände der Kunſt," „über die Empfindung des Schönen," ſeine öfteren „Nachrichten von den Herkulaniſchen Entdeckungen," um derentwillen er drei Mal nach Neapel und zu den verſchütteten Orten gereiſ't war, ſein „Sendſchreiben" darüber, was große Polemik erzeugte, ſeine „Lebensbeſchreibung Winkelmanns." Nur der „Verſuch über die Allegorie" erſchien 1766, und ein Jahr ſpäter kamen „Anmerkungen zur Geſchichte der Kunſt."

In dieſem hiſtoriſchen Bereiche iſt ſeinem glücklichen Auge ſchwer wiegende Berichtigung zu danken. Vor ihm ſpukte das Etruriſche und Aegyptiſche; was nicht in den geläufigen Kreis des Anblicks paßte, das ward ägyptiſch, wenigſtens etruriſch genannt. Man war der Meinung, Etrurier ſowohl als Griechen hätten die bildenden Künſte von den Aegyptern erhalten. Hiſtoriſche Kunſtkritik war noch gar dürftig ausgeſtattet. Die darin berühmteſten Italiener wie Gori, Paſſeri und Bracci ſind gerühmt wegen philologiſcher Bildung, der Franzoſe Graf Caylus, deſſen Leſſing öfters gedenkt, iſt's wegen lebhaften Geſchmacks, aber es fehlte an Männern, die beides vereint beſeſſen hätten. Profeſſor Chriſt in Leipzig, den merkwürdigerweiſe Winkelmann nicht einmal gehört hatte, lebte in Leipzig, und nicht im Anſchaun der alten Kunſtwerke, um ſeine gebildete Kritik auszubilden. Der geniale Mengs, ein ausübender, höchſt geſchickter Künſtler, dem ſich Winkelmann hingab, war eben Künſtler ſinnlicher Form, und ſchätzte andere Forderung des Kritikers gering. Es war und bleibt ein Akt des Genie's, daß Winkelmann in ſeinen monumenti ſiegreich der bis dahin geltenden hiſtoriſchen Anſicht widerſprach, die Etrurier und Aegypter beſchränkte und ſiegreich darthat, bildende Künſte ſtammten nicht bloß von ihnen, ſondern entſprängen überall aus einem Bildungs- und Nachahmungstriebe, welcher allen Menſchen ſelbſtſtändig inwohne.

Nun, nachdem er noch einmal in Neapel geweſen, und eine Reiſe nach Griechenland verſchoben hatte, wo er ſich von Ausgrabungen in Elis große Entdeckungen verſprach, trat er eine Reiſe nach Deutſchland an. In Berlin wollte er eine franzöſiſche Ueberſetzung ſeiner Geſchichte der Kunſt veranſtalten. Der Bildhauer Cavaceppi begleitete ihn, den 10. April 1768 gingen ſie von Rom ab.

In Tyrol verſank er in Schwermuth, die ſteilen Felswände, weiter hin die ſpitzen Dächer in Deutſchland, erzeugten ihm die größte Angſt; war es ein in Schönheitsbetrachtung ſo fein gereiztes Nervenſyſtem, er erklärte beſtimmt, nicht weiter zu reiſen. Widerſtrebend folgte er über München und Regensburg bis Wien, die Schwermuth wurde zur unerträglichen Pein, todtenblaß und zitternd beharrte er auf der Rückreiſe, nicht Ehre und Auszeichnung, die ihm widerfuhr, änderten etwas in ſeinem Verlangen, er ward erſt heiter, als er wieder nach Trieſt hinab fuhr. Und dort in Trieſt ermordete ihn ein Italiener, Archangeli, der nach Winkelmanns Gelde lüſtern war, im Gaſthauszimmer. Daß Raubluſt die Urſache der Frevelthat geweſen, wurde wenigſtens bis jetzt allgemein angenommen. Neuere Nachfrage will entdeckt haben, daß perſönlicher Haß das Motiv geweſen ſei, Haß um Liebſchaft, um den Einfluß des Ausländers, um deſſen Gleichgültigkeit und gelegentliche Spötterei gegen den angenommenen Katholicismus. Leopold Schefer hat darüber merkwürdige Andeutungen gegeben.

Die Ergänzungen zu ſeiner Geſchichte der Kunſt wurden ſehr mangelhaft in Wien herausgegeben, ſeine Papiere, die er dem Kardinal Albani vermacht hatte, kamen ſpäter nach Paris. 1808 haben Fernow, Meyer und Schulze eine Ausgabe ſeiner Schriften in 8 Bänden veranſtaltet; Eiſelein hat von 1825—30 eine in 12 Bänden zu Donaueſchingen beſorgt.

Es iſt ihm vorgeworfen worden, daß ſeine Begeiſterung abſonderlich in letzter Zeit oft haltlos geworden, und auf allzuviele und beliebige Deutung der Kunſtwerke und der bloßen Bruchſtücke gerathen ſei, daß er oft den Seher ſtatt des Kenners auf eine ungeſtüme Weiſe geſpielt, daß er hochmüthig zu wenig Kenntniß von gleichzeitiger, ähnlicher Arbeit genommen, daß er ſehr mangelhafte Ausgaben der alten Klaſſiker benützt, ſich zu weit darin auf ſein Gedächtniß verlaſſen habe, und dadurch zu mancher Unrichtigkeit geführt worden ſei. Beſonders den letzteren Punkt ſieht man ſchon von Leſſing berührt.

Es muß nur dabei nicht vergeſſen werden, daß er ein hiſtoriſches Feld der Kunſtbildung betrat, was in unſrer Nation noch Niemand mit dieſer ausgebildeten Abſicht betreten hatte. All die

gemüthlich-philoſophiſche Aeſthetik, welche in unſerm Vaterlande rege geworden war, welche mit und nach Plato ſich erging über allerlei Art der Empfindung, über Schönes und Wahres, ohne doch ſtreng wiſſenſchaftlich dies Alles in eine Form zu feſſeln, all' dieſe Gemüthsäſthetik konnte ihm wenig helfen, war aber wohl angethan, ihn zu jener Schwärmerei zu verleiten, welcher er denn auch nicht ganz entgangen iſt. Mag ſie einem Syſteme hinderlich geweſen ſein, ſeinem der Begeiſterung fähigen Herzen macht ſie Ehre, und dem allgemein zu erweckenden Antheile an höherem Geſchmacke war ſie höchſt förderſam.

Ja, der Wunſch iſt natürlich und ſchön, daß Leſſing neben ihm geweſen wäre, neben ihm betrachtet, mit alten Grundſätzen verglichen und darnach modern gefolgert hätte! Lag doch auch dieſer Drang wie eine hiſtoriſche Anforderung in ihm, der Drang, in Rom zu leben, zu ſchaun und zu folgern!

Er war die Potenz, in welcher ſich die beiden äſthetiſchen Richtungen folgenreich vereinigten, nämlich die eben erwähnte philoſophiſche, und die hiſtoriſche, denen auch in dieſem Kreiſe die beiden, eine Menſchheit umſchließenden Griechen Plato und Ariſtoteles vorſtanden. Und er hatte die hiſtoriſche Aeſthetik, welche ſich auf Ariſtoteles, auf Longin, und auf die etwas triviale Poetik des Horaz berief, am Unbefangenſten aufgefaßt, er beſaß alle Fähigkeit zu einer höheren philoſophiſchen Verarbeitung als der bloß gemüthlichen, wie es von den erwähnten Populärphiloſophen geſchah. Verband ſich mit ihm die Begeiſterung Winkelmanns, welche ihm abging, das poetiſch begabte Auge, dann konnte uns damals ſchon eine Wiſſenſchaft der Kunſt gewonnen werden, während ohne Verbindung dieſer Männer die gemüthliche und die hiſtoriſche Forſchung über das Schönheitsprincip noch unverbunden neben einander blieben, und der Talente und Genies harrten, womit glücklicherweiſe dieſe Zeit mehr denn jede andere geſegnet war.

Denn freilich, ſelbſt wenn durch Vereinigung dieſer zwei Wege ein feſtes Princip gefunden war, dann blieb noch der romantiſche Punkt aller neuen Zeit übrig, deſſen ſich nur das Genie bemeiſtert, um eine ſchöne, wirklich moderne That zu erzeugen. Dieſer romantiſche Punkt iſt eben unſer Leben: man mag die

ſyſtematiſch feſtgeſtellte Forderung noch ſo vollſtändig ergreifen, ſie ſelbſt giebt nur ein todtes Produkt; die Romantik iſt eben eine Weiterzeugung in das noch Ungefaßte, weil ſie nirgends durch eine plaſtiſche Welt begrenzt iſt.

Dies hat Niemand ſo tief empfunden als Goethe. Darum hat er ſich ſo anerkennend und doch ſo erweiternd, ſo lobend und doch ſo Raum öffnend dem Winkelmann'ſchen Streben zugewandt, auf hiſtoriſcher Kunſtbaſis ein Princip zu ſuchen, und ſich doch in ungefeſſelter, begeiſterungsvoller Theilnahme alle moderne Möglichkeit offen zu erhalten. Darum hat er ihm eine eigene Schrift gewidmet, darum hielt er ſich ſtets die abſchließende Philoſophie fern, nicht bloß, weil ſchöpferiſch poetiſche Naturen niemals leicht in ein fremdes bloßes Gedankenhaus der Welt hinein mögen, ſondern weil ſein Talent ganz lebhaft ſpürte, die romantiſchen Erweiterungen hätten noch große Bahn vor ſich, und dürften nur mit dem vorſichtigſten Schritte abgeſteckt werden. Darum iſt ihm auch ſo viele Verkennung, ſo viel abſprechendes und ſchiefes Urtheil begegnet. Auch dies hängt genau mit dem Standpunkte zuſammen, auf welchem das äſthetiſche Princip nach den philoſophiſchen und nach Winkelmann's Beſtrebungen verblieb. Das Princip war nur in einer gewiſſen Mannigfaltigkeit erweckt worden, in eben ſolcher Mannigfaltigkeit, wie Winkelmann allerlei Eindrücke empfing und deutete; man mochte es wohl auf dieſen oder jenen Einheitsausdruck zurückführen, es das Charakteriſtiſche oder das Bedeutende nennen, oder noch anders, die Mannigfaltigkeit blieb darin. Denn wir ſind heute noch um kein Haar breit weiter, wenn auch die ſyſtematiſche Philoſophie Alles ſcharfſinnig zuſammengefaßt und zur Nothwendigkeit, dem Kennzeichen aller Philoſophie, geordnet hat. Philoſophie erfindet nicht, ſondern findet. Sie läßt in unſrer romantiſchen Zeit mit richtiger Beſcheidung die Romantik den Dichtern; das äſthetiſche Princip iſt ausgebildeter und feſter, aber noch in jener Mannigfaltigkeit begriffen. Was geht nicht Alles in den Ausdruck „bedeutend" oder in den ziemlich gleich viel geltenden „charakteriſtiſch," um welche Verſchiedenheit der Goethianer Meyer und der Kunſtkenner Hirt nicht auseinandergehn durften, was geht nicht Alles hinein? Er iſt ein Fortſchritt aus dem allgemeinen Worte „ſchön," aber nur ein Fortſchritt.

Darum, — und für dieſe Folgerung ward ausgehoben, — war jedes neue Goethe'ſche Buch ein Räthſel, ein Stein des Anſtoßes, weil jenes Princip der Mannigfaltigkeit, das Princip des Bedeutenden von der Schulkritik nicht gefaßt werden kann, denn jedes Buch iſt eine neue Welt, für welche die früher abgezogene Regel nicht paßt. Es iſt aber nicht Sitte zu ſagen: die Regel paßt nicht, ſondern man ſagt: Das Buch iſt unpaſſend. Der Drang zur Klaſſik iſt ſo groß, daß man auch in der romantiſchen Exiſtenz klaſſiſche Verhältniſſe anſpricht. Die beſten Goethe'ſchen Bücher haben die ärgſte Anfechtung erfahren, und wohl uns, wenn juſt ein Beſtes betroffen wird, denn dies hat ſo viel Lebenskraft, daß es ſein eigen Geſetz erzeugt, und allmählig ſelbſt Geſetz wird. Das ſchwächere Gute aber leidet verderblich darunter. — Und ſo geht es noch heute, und wird es noch lange gehn, bis ſich die romantiſche Mannigfaltigkeit des Geſetzes immer dichter in einen geſchloſſenen Kreis zieht, und unſre romantiſche Welt in einen neuen klaſſiſchen Kreis gefeſtigt iſt, der ſich höher und weiter dehnt, als der frühere griechiſche, und die Ueberbietung durch einen neuen romantiſchen Anfang erharrt. Jedes äſthetiſche Produkt, ſei es ein Bild oder ein Buch — vorausgeſetzt, daß eine wirkliche Kraft dem Verfaſſer zugetraut werden muß — braucht ſeit dem durch Winkelmann und Goethe geöffneten Principe ſein neues Auge, ſein neues Geſetz. Es werden ſich dabei die bloß erzeugten und nicht erzeugenden Köpfe immer kund geben; all ſolch neues Produkt wird ihnen ein Anſtoß ſein. Und ſie ſind dabei in eigner Lebensrettung, denn ihr Erworbenes und Erlerntes iſt auf dem Spiele, wenn die neue Gattung anerkannt wird, ſie haben kein Kapital, ſondern nur eine Rente, die bei der jedesmalig geltenden Aeſthetik ſteht, und mit dieſer fällt.

Das ſind Folgerungen, die durch den Winkelmann'ſchen Standpunkt erzeugt ſind, und damit genau zuſammenhängen, daß Winkelmann zu keiner wiſſenſchaftlichen Begründung eines vorwärts und unbedingt geltenden Prinzipes kam. Hier iſt dieſer Mangel eher ſegensreich geworden, denn Winkelmann war keineswegs das hiefür nöthige, umfaſſende Genie, und ſein Blick war nur rückwärts zu den Alten gekehrt. Wie viel ferner verſchüttet werden konnte, haben die nächſten Jahre gezeigt, welche

mit so viel genialen Männern ausgerüstet, mit so viel außerordentlicher Thätigkeit gesegnet waren, und welche doch nicht zu einem dogmatischen Abschlusse geschritten sind, auch nicht im Reiche der schönen Kunst.

Nach ganz anderen Seiten hin, aber auch tief und nachhaltig, und auch im historischen Wege wirkt für ein neues kritisches Bewußtsein unsrer Nation Justus Möser, — 1720—1794 — ein Name, welcher eine Zeitlang nur von den Besten des Landes behalten wurde, obwohl sein Interesse vielfach mit den populärsten Dingen beschäftigt, an das allgemeinste Verständniß gerichtet und mit größter Liebe von diesem aufgenommen war. Osnabrück war seine Vaterstadt, und jetzt erst hat sie den großen Besitz eines so tüchtigen Mannes gewürdigt, und vor Kurzem ist seinem Ruhme eine Bildsäule aufgerichtet worden.

Justus Möser hat von 1740—42 in Jena und Göttingen die Rechte studirt, und als praktischer Jurist und Staatsmann seiner Heimath redlich, eifrig und mit dem günstigsten Erfolge gedient. Er war lange Zeit eine leitende Hauptperson des kleinen Ländchens als Syndikus der Ritterschaft und später als Geheimer Referendarius der Regierung. In dem lebendigen, thätigen Leben stets mitten inne, kundig aller nahen und ausländischen Kultur, geschäftig lange Zeit in London verkehrend, erregt und gesteigert durch das angespornte Leben während des siebenjährigen Krieges, war seine große, freundliche Gestalt, sein milder Ernst, seine feste, sanfte und oft heitere Menschlichkeit allen Mitbürgern in der Nähe ein steter Trost, und allen fern Wohnenden eine wohlthuende Erscheinung. Sein Wort als das eines Autors ist schon einmal flüchtig in Lessings Nähe aufgetaucht, da, wo es sich des gemißhandelten Hanswurstes annimmt, und so finden wir ihn hundertfach, wie er das nächste Interesse einer allgemeinen Bildung ergreift, daraus einen ernsten, und doch heiter lächelnden Aufsatz formt, ihn in das heimische Intelligenzblatt einreiht, oder an Nicolai für die „Bibliothek," oder an Biester für die Berlinische Monatsschrift sendet. Aus diesen einzelnen Aufsätzen bildeten sich die berühmten „Patriotischen

Phantaſieen," in welche er ſie von 1775 an ſammelte, und von denen 4 Theile drei Mal aufgelegt erſchienen ſind.

Wenn man unter dieſe Aufſätze tritt, ſo empfängt und erkennt man die Bildung der Möſerſchen Figur, und in ihr das große Moment, was er uns ſo unſcheinbar erobern half. Dies Moment beſteht darin: vom Nächſten anzufangen, das ſcheinbar Unbedeutende aber eben Nothwendige aufzufaſſen, ſorgfältig nach jeder Seite zu betrachten, organiſch, klar, ohne Uebertreibung und ohne Rückhalt die Folgerung zu ſuchen, in ihr den Blick nach einem großen Verhältniſſe zu erweitern, und in dieſer einfachen, aber großen hiſtoriſchen Art ein neues, wirklich geſundes und darum wirkliches, mögliches Reſultat zu finden.

Wenn wieder vor Augen gebracht wird, was oben öfters von rationaler, organiſcher Bildung geſagt, wie ſie gewünſcht und ſo vielfach vermißt wurde, ſo wird ein Verſtändniß und eine Schätzung Möſers ſich von ſelbſt darbieten. Er iſt ein Bild dieſes oft vermißten Ganges. Er würdigte hoch eine Spekulation, wenn ſie gehalten, aus ſicherer Grenze aufſteigt, wie man dies aus ſeiner „Osnabrück'ſchen Geſchichte" erſehen mag; aber er warnte redlich und klug vor der verwirrenden Schlußart aus dem Allgemeinen in's Allgemeine. Die nöthige Beſchränkung, wie ſie das Nationale heiſcht, um einen Anfang und Anhalt und eine feſte Bahn zu finden, lehrt Niemand ſo eindringlich als Möſer, und es zeigt Niemand dabei ſo überzeugend, daß die Bahn ſelbſt alsdann um ſo weiter führen könne, je ſorgfältiger und aufmerkſamer ſie erſt von vornherein eingerichtet worden.

Dieſer naturgemäße Wink und Drang zur Entwickelung, dieſes Wachsthum aus dem Feſten, durch das Sichere in's Große ſtellt ſich in ihm dar wie das morgenfriſcheſte Gebild einer ſchönen Menſchenbildung. Ein Titel und Satz aus ſeinen Aufſätzen verbreitet ein weites Licht über ihn, dieſer heißt: „Der jetzige Hang zu allgemeinen Geſetzen und Verordnungen iſt der gemeinen Freiheit gefährlich."

Mit beſtem Rechte haben darum Neuere wie Ranke, Dahlmann, Mendelsſohn der jüngere, Möſer's Andenken erneut, mit beſtem Rechte weiſ't darum ein neuerer Publiciſt, Guſtav Schleſier, nachdem wir heerweiſe Erfahrungen gemacht, jetzt noch auf

den Weg Juſtus Möſers zurück, wenn von wohlthuender Thätigkeit in Politik, nach Umſtänden in Oppoſition, oder überhaupt von national-bildenden Einflüſſen die Rede ſein ſolle, und nennt ihn unumwunden den Gründer deutſcher Staatsweisheit.

Erwägt die Erſchütterungen, welche noch bei Möſers ſpäter Lebenszeit über die politiſche Welt, über alle Nation und Form im Allgemeinen hereinbrachen, erwägt, wie vorſichtig und beſonnen, vielleicht zu vorſichtig, unſer Vaterland ſich betheiligen ließ, ſo weit dies von ihm ſelber abhing, wie feſt der innere Kern unſers Nationallebens doch in ſo ſtürmiſcher Zeit bewahrt worden iſt, erwägt das, und bezweifelt noch, daß dies ſauber ausgebildete Möſerſche Moment tief in die Furchen unſrer Exiſtenz gefallen, und mit reicher Ernte belohnt worden iſt. Vergeſſet daneben nicht, daß faſt alle übrige Kultur, der man ringsum begegnet, in's Allgemeine hin geartet, daß faſt Alles kosmopolitiſch, in keineswegs erſprießlicher Bedeutung des Wortes war, und daß eigentlich nur der Goethe'ſche Weg in anderen Bereichen mit dieſem organiſchen Möſers zuſammentraf. Dann wächſt dieſer Mann hoch und feſt wie ſeine eherne Statue jetzt zu Osnabrück ſteht, und höher und feſter noch, denn dieſe.

Sein zuſammenhängendes Hauptbuch iſt die „Osnabrück'ſche Geſchichte," wo er ganz in ſeiner Weiſe vom Beſchränkten anhebt, und es Stufe für Stufe ſo vortrefflich erweitert und anknüpft, daß man unter dieſem unſcheinbaren Titel die feinſte Wendung in's Allgemeine, die reichſten Blicke über deutſche Geſchichte, und Geſchichte überhaupt erhält. Der Stoff iſt leider nur bis zum Jahr 1792 geführt.

Möſer wurde vielfach der deutſche Franklin genannt. Sein Stil, iſt voll, ſtark, einfach, ungeſchmückt.

Weniger durchgebildet, aber doch für eine unparteiiſche hiſtoriſche Anſicht vorbereitend, für eine gefaßte, mannigfache Geſchichtſchreibung vorwirkend war Johann Matthias Schröckh — 1733—1808. Er ſtammte aus Wien, und die üble Lage, in welcher er ſeine Glaubensgenoſſen, die Proteſtanten, ſah, trieb ihn, Prediger zu werden. In Göttingen ſtudirend gewann er durch Mosheim Vorliebe zur Kirchengeſchichte, kam dann nach Leipzig und recenſirte für die Acta eruditorum und die Leipziger

gelehrten Zeitungen, ein Geschäft, was er sieben Jahre betrieb, und wobei er viel Bücher kennen, Bücher rasch gebrauchen und leicht schreiben lernte. Später ward er Professor in Wittenberg und schrieb seine „christliche Kirchengeschichte," welche mit den Fortsetzungen „seit der Reformation" 43 Theile enthält, denen Tzschirner noch zwei angefügt hat. Außerdem hat er gebracht: „Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten," die er noch in Leipzig schrieb; dann folgte „Allgemeine Biographie," dann seine Kirchengeschichte, und zuletzt seine „Allgemeine Weltgeschichte für Kinder."

Das Talent seiner Schreibart erhob sich nicht besonders, gab aber den Stoff klar und deutlich; seine Thätigkeit, obwohl zu keiner hohen Wissenschaftlichkeit aufgeschwungen, ist höchst verdienstlich geworden, und muß großen Lobes theilhaftig bleiben, wenn auch noch zu Schröckh's Lebzeiten aus der Geschichtschreibung eine viel größere Wissenschaft und Kunst gemacht wurde. Der Fleiß und die erste allgemeine Zusammenstellung geschichtlichen Stoffes, das lebhafte Interesse, was er dafür zu wecken wußte, sind ungeschmälert auszuzeichnen.

Geistreicher, kühner, eigenthümlicher, rascher und frischer in Auffassung und Form war freilich August Ludwig v. Schlözer, 1735—1809.

Geschichtliche Anwendung auf Leben, Staat und sonstige Forderung war großentheils von Frankreich ausgegangen, die Montesquieu, Voltaire, Duclos, Mably, Raynal richteten sich dahin, Brosses und Barthélemy beschrieben gemeinfaßlich das Alterthum. England faßte diese Richtung ernster und größer, die Hume, Robertson und Gibbon sind die ersten Meister moderner Geschichtschreibung, und die Deutschen, den schwereren Theil aufmerksam aufnehmend, haben so viel Fleiß, Geist und Wissenschaft darauf verwendet, daß sie es darin zu einer klassischen Meisterschaft gebracht haben, die von keiner Nation übertroffen, ja von keiner erreicht wird. Der historische Sinn, die historische Deutung und Folgerung, ist auch in so sublimer Art bei keinem Volke ausgebildet und verbreitet als bei dem deutschen. Dies und die spekulative Philosophie sind die zwei Kulturhöhen, womit die deutsche Nation auf Kosten manches näheren Wissens und Vortheiles überragt. Das Aufsehen, was neuerdings un-

gewöhnliche Hiſtoriker der Franzoſen auch bei uns machten, wie die Michelet und Aehnliche, iſt ein Beweis, daß es ein ungewöhnliches war.

Die Grundlage zu der hiſtoriographiſchen Ueberlegenheit bildete ſich durch die Vorarbeiten für kritiſches Verfahren, eines Erneſti, Griesbach, Plank, Gatterer, durch Aufmerkſamkeit auf die engliſchen Muſter, und ſpäterhin durch die hohen Standpunkte, welche von ausgebildeter Philoſophie hergenommen wurden.

Geiſtreiche Methode wurde in hohem Grade durch Schlözer gefördert. Er war ein ſchwäbiſcher Predigerſohn, der denn auch ſeine Theologie in Wittenberg ſtudirte, ſie dann bei Seite warf, in den Orient reiſen wollte, nach Stockholm kam, von da nach Göttingen eilte, um ſchleunigſt Medicin zu ſtudiren, einem andern Ungeſtüme nachgab und nach Petersburg gerieth, endlich als Profeſſor der Geſchichte und ſpäter der Politik in Göttingen feſtgehalten wurde. Er war von reicher Gelehrſamkeit, mit einem ſcharf ſehenden, dreiſten, ſchonungloſ zuſammenfaſſenden Naturel begabt, er glaubte wenig, aber ergriff zur Betrachtung und Anwendung Alles; er gab dem Dinge, was ſeitdem ſo mächtig geworden iſt, der öffentlichen Meinung, eine freie, unumwundene Sprache, und that das in einer ſo ſtarken und feſſelnden Art, daß Alles aufhorchte und von dieſer neuen Macht betroffen wurde. Es wird von der Kaiſerin Maria Thereſia erzählt, daß ſie immer ſehr begierig gefragt habe: Iſt kein Schlözer da? womit der „Briefwechſel“ und die „Staatsanzeigen“ gemeint ſind, die er herausgab. Woltmann ſagt über ihn: Vor Schlözer hatte keiner gewagt, mehr Verſtand, als einen ſehr dünnen kritiſchen, in die Geſchichte zu bringen. Mit lebendiger Derbheit, witzigen, zum Theil wahren und gelehrten faſt immer ſkurril geſagten Kombinationen, mit einer Kühnheit, die zur Frechheit wurde, weil ihm aller Sinn für das Antike, das künſtleriſche, das darſtellende Vermögen abging, ſtürmte Schlözer in das geſchichtliche Studium der Deutſchen, deſſen Nüchternheit und Trockenheit ihn anekelte. Um die ärgſte Schläfrigkeit und Dickhäutigkeit zu reizen war er ſehr geeignet.

Er hat viel geſchrieben in Geſchichte, Staatswiſſenſchaft und Statiſtik, hat die Geſchichte Rußlands begründet, und eine lebhafte Anregung in Deutſchland gegeben. Eine „kleine Welt-

geſchichte," eine „Vorbereitung zur Weltgeſchichte für Kinder," eine „Allgemeine Geſchichte von dem Norden," „Ruſſiſche Annalen" ſind von ihm da. 1828 iſt ſeine Lebensbeſchreibung durch Ch. v. Schlözer in 2 Bänden herausgegeben.

Sein Stil iſt eben ſo raſch, lebendig, ungeſtüm, oft ſpottend, witzig wie ſein Weſen, und es iſt ein charakteriſtiſch Zeichen ſeiner Zeit und ein Mangel ſeiner Auffaſſung, daß er für alles religioſe Moment keinen Sinn hatte und es als unweſentlich bei Seite liegen ließ. Später bei einer Ueberſicht hiſtoriographiſcher Kunſt kommt er im Zuſammenhange damit nochmals in Rede.

Mehr zum leichten Dilettantismus der geſchichtlichen Erzählung neigend, aber in einem für jene Zeit ſehr gewandten, oft feinen Stile iſt

Helfrich Peter Sturz, — 1736—1779 — der ſchon mit einer Schilderung Klopſtocks aufgeführt worden iſt. Er ſtammte aus Darmſtadt und gerieth, nachdem er in Göttingen ſtudirt hatte, in den däniſchen Staatsdienſt, und zwar aus Bernſtorfs Kabinet in das Miniſterium des Auswärtigen. Ein Lebemann, erfahren und gewiegt in Verhältniß und Feinheit der Geſellſchaft, fand ſein gewandter Geiſt leichtlich einen Stil, welcher zu den beſten des vorigen Jahrhunderts gerechnet wurde. Er machte ſich auch in ganz natürlicher Folge an die Darſtellung deſſen, was ihm zunächſt lag, ſchrieb eine Art Memoiren, „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen J. H. E. Bernſtorf," „Briefe eines Reiſenden" und viele einzelne Aufſätze, die er größtentheils für Boie's deutſches Muſeum entworfen hatte, darunter „Denkwürdigkeiten von Johann Jakob Rouſſeau" — „Wer iſt glücklich? Antwort: Ein geſunder, witziger, geſchmackvoller Mann mit einem Generalpächtervermögen."

In den Sturz Struenſee's verwickelt, ward er in's Gefängniß geworfen, und ſeine feine Heiterkeit war dahin. Obwohl ſpäter für unſchuldig erklärt, blieb er doch zerbrochen und ſtarb früh auf einem Beſuche in Bremen.

Um die Zahl derjenigen voll zu machen, welche in allerlei Einzelnheit das Nationalbewußtſein förderten, ſei noch zum Schluſſe genannt:

Friedrich Karl Freiherr von Moſer — 1723—1798 — aus Stuttgart, der als Politiker in kleinen Schriften wirkte, und

freimüthig, ſtark, ſcharf, oft bitter auftrat. Das deutſche Staatsrecht war ſein Mittelpunkt, es exiſtirt auch der „Verſuch einer Staatsgrammatik“ von ihm, eine Schrift „der Herr und Diener,“ „vom deutſchen Nationalgeiſte,“ Patriotiſche Briefe,“ „Patriotiſches Archiv“ ꝛc. Von 1751—69 ſind 12 Theile kleine Schriften von ihm erſchienen.

23.

Wieland.

Thümmel — Heinſe.

Wieland wird zu den Klaſſikern gezählt, wird neben Schiller und Goethe genannt, weil er neben ihnen in Weimar lebte, und in welche ganz andere Kreiſe gehört er doch! Zum alten Bodmer müſſen wir zurück, zum Streite mit Gottſched nach Zürich, zur Tugend ohne Reim, und dahin hat Wieland nicht etwa bloß die erſten Seufzer und Verſe gerichtet, nein, er hat Jahre lang dort gelebt, iſt Bodmers Vorkämpfer geweſen mit Leib und Seele!

Dieſer merkwürdige Wieland war damals ein etwas blaſſer Morgenſtern, der aber täglich wiederkam, und als die Klaſſiker wirklich neben ihm ſtanden, ein Abendſtern, der überall geſehen und erkannt ward, aber neben Sonne und Mond nur mäßigen Glanzes beſtehen konnte. Allein was liegt für eine Gedankenzeit darin, des Hamburger Brockes Verſe als muſterhafte in der Jugend geleſen, und Verſe machend noch Schiller überlebt zu haben! Aller Kern deutſcher Literatur hat ſich neben, und mit dieſem Manne entwickelt, und Alles ſpiegelt ſich nach irgend einer Weiſe in ihm ab, und nichts gewaltig, nachdrücklich, völlig, Pietismus, Platonismus, franzöſiſche Leichtfertigkeit, engliſche Sentimentalität, und wie alle die Themata weiter heißen, die ſchon berührt ſind, oder noch berührt werden. Es iſt eine Literaturgeſchichte im Kleinen, wenn Wielands Leben ausführlich erzählt wird.

Er ſtammte aus Schwaben, zu Ober-Holzheim ward er den 5. September 1733 geboren. Dies Dorf, wo ſein Vater Prediger war, gehörte zur Stadt Biberach, und Biberach gehört jetzt zum Donaukreiſe des Königreichs Württemberg. Dies Städtchen, was er auch ſtets als ſeine Geburtsſtadt anführte, iſt ſeine eigentliche Heimath. Der Vater wurde nicht lange nach der Geburt des Kleinen dorthin verſetzt. Dort in lieblichen Wieſenthälern, welche das Flüßchen Riß durcheilt, wuchs er auf. Nicht Wildheit, nicht Sturm kündigte ſich an bei dem nicht beſonders ſtarken Knaben, er war ſanft und leicht reizbar wie die Mutter, der theologiſche Ernſt des Vaters beſchattete ihn früh, er ſuchte Einſamkeit; die Natur, der geſtirnte Himmel beſchäftigten ihn, er machte ſich frühzeitig Vorwürfe und Skrupel über religioſe Gewiſſensſachen, er lernte außerordentlich, und der reinliche Sinn der Mutter ging bis zur Pedanterie in ihn über.

Verſe erwachten ſchon im elften Jahre des kleinen Schwaben, zunächſt lateiniſche, deren er an die Tauſend verfertigt hat. Zu deutſchen ſpornte ihn jener Brockes, welcher bei der zweiten ſchleſiſchen Schule erwähnt worden iſt, und der auf ſehr viele junge Gemüther den beſten Eindruck machte. Noch im Jahre 1797 ſpricht Wieland im Merkur voller Anerkennung über ihn, Geßner rühmt die kleine Malerei der Natur außerordentlich an Brockes.

Nach dieſem Vorbilde ſchrieb der Knabe Wieland unerſchöpfliche Verſe. Schon im dreizehnten Jahre macht er ſich an ein Heldengedicht, die Zerſtörung Jeruſalems, welches in der Nacht belagert und erobert wurde, da ihm des Tags unterſagt war, Verſe zu machen; Hübner's Anleitung zur deutſchen Poeſie und Gottſched's kritiſche Dichtkunſt waren die Leitfäden für den Jünger.

Als er noch nicht vierzehn Jahre alt war, ſchickte ihn der Vater auf die Schule Kloſterbergen bei Magdeburg. Der Vater hatte ſie gewählt, weil der pietiſtiſche Geiſt, welchem er zugethan war, der Geiſt Speners und Hermann Frankes dort durch den Rektor Steinmetz ſtreng aufrecht gehalten wurde. Dieſer Steinmetz, ſagt Wieland, war bis zur Schwärmerei devot, alle Lehrer wurden in dieſem Sinne gewählt, und diejenigen Lehrer, welche nicht von innen aus zu dieſem Pietismus neigten, heuchelten ihn um ſo lebhafter. Der kleine Martin war denn auch eifrigſter Pietiſt. Nun konnten aber doch die heidniſchen Klaſſiker vom

Unterrichte nicht ausgeſchloſſen werden, wie ſehr dies auch des Rektors und ſeiner Getreuen Wunſch geweſen wäre, und damit drängte ſich eine profane Welt in die Seele des Knaben. Obenein fielen ihm franzöſiſche Schriftſteller in die Hände, die er mit Hilfe eines ſchlechten Wörterbuches bald verſtand, Bayle, Fontenelle, Voltaire, d'Argens; philoſophiſche Bücher fanden ſich ebenfalls, Sachen von Wolf, von Leibnitz, und der ſehr vorgeſchrittene Knabe hatte einen großen Drang und große Fertigkeit zum Philoſophiren. Leibnitzens Monadenlehre hatte ihm ſogar einen Aufſatz eingegeben, worin die Möglichkeit dargethan wurde, wie Venus durch bloße Geſetze der Atome aus dem Meeresſchaume habe entſtehen können.

Dieſer Wirrwarr verurſachte ihm die größten Gewiſſensqualen, er verweinte ſeine Nächte und rang die Hände wund aus Furcht vor der Hölle. Geſunder Trieb drang aber ſtets wieder durch, beſonders Xenophon lockte ihn auf's Neue; Theilnahme an deutſcher Literatur gab ihm zerſtreuenden Stoff, Breitingers „kritiſche Dichtkunſt" ward ſtudirt, Bodmers „Discourſe der Maler" die Bremer Beiträge, Hallers Gedichte wurden erlangt und verſchlungen, ſogar die damals ſo beliebten und ſo wirkſamen engliſchen Wochenblätter, der Spektator, Tatler, Guardian waren in Kloſterbergen erreichbar.

Nach zwei Jahren verließ er 1749 die Schule und zog zu einem Verwandten, dem Dr. Baumer, nach Erfurt, um philoſophiſche Studien zu treiben. Dieſer Baumer ſcheint ein ſehr geſcheidter Mann geweſen zu ſein, der mit freien Anſichten nicht voreilig gegen den jungen Wieland herausgehen mochte und dieſem keinen günſtigen Eindruck machte. In kauſtiſcher Manier las er ihm ein Privatiſſimum über Don Quixote, und ſagte darin, Cervantes habe keineswegs bloß beabſichtigt, die ſpaniſche Chevalerie lächerlich zu machen, Don Quixote und ſein Sancho ſeien die wahren Repräſentanten des Menſchengeſchlechtes, es möge Schwärmer oder Tölpel ſein, wie es wolle.

Leibnitz, Bayle und Wolf waren die Hauptſtudien in Erfurt, 1750 kam er wieder nach Hauſe. Geiſt und Herz waren mannigfach beſtürmt worden von allerlei Gedankenwelt, aber er war im Grunde noch der fromme Martin, als welcher er ausgezogen war. Jetzt traf ihn der Strahl, welcher in der chriſtlichen Welt

alle Wege die Poeten zur farbigen That entzündet hat, es traf ihn die Liebe. Eine entfernte Verwandte, Sophie von Gutermann, kam nach Biberach zum Beſuche. Sie war verſtört worden durch einen geſcheiterten Lebensplan, war eine der ſtarken Seelen, die daraus nur ſtärkere Fähigkeit gewinnen zur Aufnahme ſtarker Eindrücke, und ſo geſchah's, daß ſie den jungen, ſchwärmeriſchen Vetter mit theilnehmendem Blick betrachtete. Ein ſtrenger Vater hatte ſie von einem Verlobten getrennt, welcher ſie allerlei ſchöne Kunſt und Kenntniß gelehrt hatte, und hart und grauſam war dieſe Trennung durch den Vater in's Werk geſetzt worden. Da gelobte ſie ſich, alle die ſchöne Fertigkeit des Geſanges, des Muſicirens, des Italieniſchſprechens nimmermehr zu zeigen, und ſie hat Wort gehalten.

Ihre Neigung für Wieland erwachte, als ſie ihn eines Abends am Martinskirchhofe in Biberach ſtehen, und in ſchwärmeriſches Sinnen verſunken über die Gegend hinblicken ſah. Auch ſie fühlte ſich angewieſen auf die ſtille Welt des Gedankens und der Natur, ſie war ein ſchönes Mädchen, zwei Jahre älter als Wieland, ſicher, ſtark im Leben, gedanken- und empfindungsreich; — eine innige ſchwärmeriſche Neigung ging in ſeinem Herzen auf, und als er nun nach Tübingen auf die Univerſität zog, da webte und ſchwebte er hoch und heilig in den Sphären jener reizenden Jugendſchwärmerei, welche die edelſten Weltgedanken in ſich trägt. Von Hörſälen, Studenten und Menſchen entfernt lebte er auf einem Weinberghäuschen ob dem Neckar, wo er nach Stuttgart hinabfließt; das Thal, die Waldberge, dahinter die Berge der ſchwäbiſchen Alp, der Roßberg und die Achalm lagen Tag und Nacht vor ſeinen Augen, er las und las, und dichtete und ſchwärmte und verkehrte nirgends ſonſt mit der Welt.

Hier von Tübingen tritt er zum erſten Male in die Literatur heraus; er hatte noch keinen klaren Begriff von den Parteien und Anſichten draußen im Reiche der Schrift, aber Gottſched fühlte er ſich doch wenig geneigt, die Schweizer mit ihrer würdigen Geſinnung zogen ihn mehr, er ſchickte ſein philoſophiſches Lehrgedicht „die Natur der Dinge" an den Profeſſor Meier nach Halle. Dieſer, ein Vertrauter Baumgartens, welcher deſſen erſte lateiniſche Aeſthetik deutſch bearbeitet hatte, war als Gegner

Gottſcheds bekannt, er hatte auch eine empfehlende Beurtheilung des Meſſias herausgegeben. Wieland ſchrieb keinen Namen dazu, und Meier ließ es drucken, in der Meinung, es rühre von einem ſchwäbiſchen Edelmanne her. Kaum hat es Wieland abgeſchickt, ſo ſcheint ihm ein andrer Plan noch beſſer, er ſchreibt in kurzer Zeit ein Heldengedicht „Hermann" und ſchickt dies ebenfalls anonym an Bodmer.

Dadurch tritt er in die erſte Verbindung mit den Schweizern, beſonders mit Bodmer und Schinz, es entſpinnt ſich ein Briefwechſel, Wieland geräth auf ſeinem Weinberghäuschen über den Meſſias, eine Begeiſterung hebt ihn in die andere für dieſen Sänger, er beſtürmt Bodmer mit Fragen nach Perſon und Schickſal dieſes Mannes, denn er weiß, daß Klopſtock eine Zeitlang bei Bodmer gelebt hat. Der Gute! er wußte aber nicht, daß ſich Bodmer in Klopſtock getäuſcht glaubte, und nicht mehr ſo begeiſtert war für den ſeraphiſchen Poeten. Es iſt bei Klopſtock und Bodmer bereits erwähnt, daß dieſer im Meſſiasſänger einen wirklichen Meſſias haben wollte, daß ihm Klopſtocks friſcher Menſchenſinn mißfiel, der auch die profane Bekanntſchaft mit einem jungen Kaufmann pflegen, ja allenfalls um Geld zu erwerben in ein kaufmänniſches Geſchäft treten mochte, wie er dies wirklich ſpäter von Kopenhagen aus that. Einer dem Andern mißfällig waren ſie geſchieden. Klopſtock hatte gewiß keine Schuld dabei gehabt, und es war auch vielleicht nicht bloßer Egoismus bei Bodmer geweſen, Klopſtocks Theilnahme und Aufmerkſamkeit allein zu beſitzen; der unklare Idealismus berechtigte ihn vielleicht zu anderer Forderung.

Aber die laue Auskunft ſtörte Wieland nicht, und Bodmer ſeinerſeits hoffte noch einmal, ſein poetiſches Ideal neben ſich zu ſehen, er erwartete einen jungen Klopſtock in Wieland, und lud ihn ein, nach Zürich zu kommen, in ſeinem Hauſe zu wohnen wie jener gethan.

Unterdeſſen war Wieland in ſeiner frommen und moraliſchen Richtung immer thätiger geworden, außer einem „Lobgeſang auf die Liebe," welcher der Geliebten galt, und einem Gedichte „der Frühling," hatte er ſeinen Abſcheu vor den leichtfertig ſinnlichen Franzoſen, vor den Crebillon, der Ninon de l'Enclos, vor den leichtfertigen Römern wie Ovid Worte gegeben, er hatte „mo-

raliſche Briefe" und einen „Anti-Ovid" abgefaßt. Kurz, er ſchrieb hier, und noch Jahre lang darauf gegen die Schriften, welche er ſpäter geſchrieben hat.

Von Tübingen ging er noch auf einige Zeit nach Hauſe, um ſeine Sophie von Augsburg zu erwarten, und dann wirklich zu Bodmer nach Zürich.

Er wehrt ſich ſpäter ſehr, daß man ihn einen Schildknappen Bodmers nenne, aber er war im Grunde nichts Anderes, und das nahe Verhältniß dauerte auch im Grunde nicht länger, als er es war. Was er aus Bodmers Hauſe ſchrieb, „Abhandlungen von den Schönheiten des epiſchen Gedichts: „der Noah," eine Sammlung der Zürcheriſchen Streitſchriften gegen Gottſched, ein „Schreiben von der Würde und Beſtimmung eines ſchönen Geiſtes," — Alles geſchah zur Verherrlichung Bodmers. Die Anſichten über Leben und Dichtung überhaupt, die an ſich ſehr mager blieben, gewinnen für den Zuſchauer eine förmliche Heiterkeit, wenn er ſieht, wie ſie ſich gegenſeitig in Zorn reden gegen Anakreon und Tibull, und gegen alles ähnlich Leichtſinnige. Und doch berufen ſie ſich in aller übrigen Frage auf die Klaſſiker, deren ſämmtliches Weſen von einem Heidenthume getränkt war, wie es Bodmer und Wieland bei nur einiger Konſequenz verabſcheuen mußten. Es begegnete nun auch, daß ſich letzterer von ſeinem Herrn und Meiſter das Thema zu einem Gedichte geben ließ. Bodmer ſang bekanntlich vorzugsweiſe Patriarchen, ſo ward denn Abraham beliebt, und Wieland dichtete „die Prüfung Abrahams," worin ſich zu dem monotheiſtiſchen Kreiſe auch die Muſen und unmoraliſchen Olympier neugierig zudrängten.

Engländer hatten nebenher noch die meiſte Gewalt, um ſo größere, je empfindſamer, je zerfloſſener ſie waren; Eliſe Rowe veranlaßte ihn „Briefe Verſtorbener an ihre noch lebenden Freunde" zu dichten.

In all dies überirdiſche Weben krachte plötzlich ein Schlag, welcher zur Beſinnung, zum Umſchaun nach der wirklichen Welt aufſchreckte: — zu Anfange des Jahres 1754 war die fortwährend wie ein Seraph geliebte Sophie plötzlich Frau von Laroche. Alle Himmel brachen zuſammen.

Es kommt nun zwar noch eine Epoche, wo jene theologiſche Richtung Wielands noch höher ſteigt, als bisher, wo ſie in direkt

feindliche Thaten gegen allen Anflug von Sinnenwelt ausbricht. Aber darin lag doch schon die Krisis. Dahinein gehören besonders „die Empfindungen eines Christen," worin er allen Schimmer der Welt, sei er noch so harmlos, bis in die Hölle verdammt, worin er die geistlichen Behörden auffordert, „die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welches diese leichtsinnigen Witzlinge anrichten," worin er die Dichtungen von Uz namentlich als solche denuncirt, welche vertilgt sein müßten.

Zu dieser Verirrung half auch noch der christliche Nebenzweck, einem literarischen Angriffe vorzubauen, der von Uz und dessen Freunden her Wieland und Bodmer drohte.

In dieselbe Gattung gehören die „Sympathien," die „platonischen Betrachtungen über den Menschen," und all die kleineren Sachen, welche er damals schrieb. Alles ist Mystik und Kasteiung, die Dichtkunst des Schönen wird ein „Wein der Teufel" genannt, Gleim wird geschmäht, Petrarka bedauert, Pindar nicht minder, weil er gemißbraucht worden sei zur Verschönerung der heidnischen Göttergeschichte; kurz, sagt der junge Wieland, „jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechnet, sollte auch die schlechtesten Kirchenlieder dem reizendsten Liede eines Uz unendliche Mal vorziehen."

Mittlerweile war er aus Bodmer's Hause geschieden, und hatte den Unterricht einiger jungen Leute übernommen, er kam mit der Welt in öftere Berührung, er entlud sich noch einmal seines Eifers in einem Sündenregister Gottscheds, dann sank er in eine Schwäche, in eine Pause von mehreren Jahren, die sogar körperlich erkennbar wird. „Ich verschlummere wider meinen Willen einen guten Theil meiner Existenz," — schreibt er 1756 — „ich fühle, daß mein Leib immer schwächer wird, und daß sowohl meine sehr blöden Augen als mein Hirn dem denkenden Wesen oft versagen."

So bereitete sich allmählig ein Uebergang. Er ward mit jungen Männern bekannt, mit Geßner, Füßli, mit Zimmermann, er ward gleichgültig gegen Bodmer's Vorwürfe, daß er die Zeit verschwende, er sammelte sich einen Kreis älterer Frauenspersonen, gab denen phantastische Namen, philosophirte und schwärmte mit ihnen, wie sich das eben ergab, und wie es dem stets weiblich breiten Wesen Wielands zusagte. Er nannte diesen Kreis

bereits ſein Serail, und ſich den kleinen Großtürken. Mit einer 44jährigen Wittwe wurde das Verhältniß bereits enger, die platoniſche Liebe kam in Gefahr, und er wendete ſich raſch zu einem ſchönen jungen Mädchen. Man ſieht, die „chriſtlichen Empfindungen" nehmen einen ganz wunderlichen Weg, es finden ſich in ſeinen Briefen ſchon Stellen, wie folgende: „Shaftesbury hat Recht! — wir müſſen in helle Ausſichten hinausſehen, wenn uns wohl ſein ſoll, wir müſſen das menſchliche Geſchlecht von der ſchönen Seite anſehn — wider all dieſe Regeln wird von den Moraliſten oft geſündiget."

Dazwiſchen wird indeſſen Ninon de l'Enclos noch eine atheiſtiſche Metze genannt; die Ausfälle gegen Uz und Aehnliches aber werden ſchon bedauert, Shakespeare wird erkannt und geprieſen, Arioſt mit Vergnügen ſtudirt, der Don Quixote wird wieder zu Gnaden aufgenommen. Als die Ackermannſche Geſellſchaft ſich aus dem ſiebenjährigen Kriege aus Deutſchland nach Zürich flüchtet, wird er ein leidenſchaftlicher Theatergänger, und ſchreibt ſein Trauerſpiel „Lady Johanna Gray," eins der erſten Stücke neben Brawe's Brutus und einem Stücke von Elias Schlegel, das in fünffüßigen Jamben geſchrieben war.

Leſſing hat es beurtheilt, und, die Schwärmereien Wielands bei Seite ſchiebend, mit ſeinem gewöhnlichen Scharfſinne vorausgeſagt, daß dieſer junge Mann noch ganz andere Dinge ſchreiben werde, ſobald er nur erſt in die Welt käme, und deutlich erblickte; die Dinge ſeien ganz anders, als er ſie mit Herrn Bodmer geſehn hätte. Dieſe Mäßigung Leſſings iſt bemerkenswerth, da der junge Mann ihm und den Freunden deſſelben ſchon großen Aerger gemacht hatte. Bekanntlich erhob ſich ja Bodmer feindlich gegen die Fabeln und manche kritiſche Anſicht Leſſings, und Wieland hatte dabei keinen glücklichern Blick gezeigt.

Wielands Aufenthalt in Zürich ſchloß ſich mit dem Anfange des Heldengedichtes Cyrus, mit kleinen politiſchen Aufſätzen, z. B. „Gedanken über den patriotiſchen Traum, die Eidgenoſſenſchaft zu verjüngen," und mit Plänen zu einer Wochenſchrift. Aus den letzten Züricher Jahren ſtammt auch „Araspes und Panthea" und „Theages oder über Schönheit und Liebe." Im Cyrus alſo war er bereits zu einem ganz irdiſchen Helden herabgeſtiegen, der einer menſchlichen Charakteriſtik bedurfte. Er ging

nun, im Sommer 1759, nach Bern, um dort wieder eine Privatlehrerstelle anzutreten. Zuerst versuchte er es kurze Zeit als Hauslehrer, dann ging er wieder zu seiner Manier in Zürich über, mehreren Jünglingen ein Paar Stunden des Tags Vorträge zu halten.

In Bern geht jener begonnene Uebergang aus dem Pietismus reißend schnell weiter. Das mehr ländliche Zürich mit seiner schönen Lage am See, die Vergangenheit, welche ihn durch Bodmer und manches Andere mahnte, erhielt den Apostaten doch immer noch in einer leidlichen Neigung für früheren Drang, — Bern aber trat ganz anders entgegen. Hier herrscht die Stadt, die Natur tritt zurück, patrizische Aristokratie bewegt sich in stattlicher Geselligkeit, man liebt Glanz und Schimmer, reimlose Gedichte sogar interessiren nicht, und Wieland läßt deshalb seinen Cyrus liegen, will den Bernern zu Gefallen den Landbau besingen, kommt vor Spazierfahrten, vor Besuchen, vor Liebschaften nicht dazu; Wieland der Züricher verschwindet nach und nach völlig. Die schönen Augen der Mariane Fels und der blendende Geist der Julie Bondeli nehmen ihn vorzugsweise in Anspruch. Er hat nichts in Bern geschrieben als ein rührendes Trauerspiel „Klementina von Porretta," womit er seine frühere Empfindsamkeit zum letzten Male verherrlichen, und die spröde Julie erweichen wollte.

Die Neigung für dieses gelehrte Mädchen erreichte von all den einzelnen Sympathieen die größte Höhe, er ging lebhaft mit dem Plane um, ihre Hand zu begehren, und als ihn seine Vaterstadt Biberach in den Rath gewählt hatte, da folgte er diesem Rufe auch deswegen, um bald Herr einer unabhängigen Lebensstellung zu sein, wodurch ein ehelich Leben möglich gemacht würde. Im Streben darnach hatte er schon beabsichtigt, eine Buchhandlung und Buchdruckerei anzulegen. Dies unterblieb, er ging 1760 nach Biberach, und hatte dort vier Jahre lang mit aller kleinstädtischen Kabale, die er später in den Abderiten schilderte, und mit den Religionsfeindseligkeiten seiner Heimath zu kämpfen, damit er Kanzleidirektor werde und ein Einkommen von tausend Gulden erhalte. Die Entscheidung zog sich bis nach Wien, und nach dieser Seite erhielt er ganz unerwarteten Beistand.

Eine Stunde nämlich von Biberach entfernt liegt der Markt-

flecken Warthausen, und darin auf einem Berge ein Schloß der mächtigen Grafen Stadion. Der alte Graf lebte dort, und neben ihm der Generaldirektor aller Stadion'schen Güter, und dies war der Gatte Sophiens, war Herr von Laroche, ein Mann der von unermeßlichem Einflusse auf Wieland geworden ist.

Dahin nach Warthausen kam denn Wieland auch von Biberach, ward jenes höheren, in französischer Art sich bewegenden Gesellschaftslebens theilhaftig, sah seine frühere Geliebte wieder, gewann unverhofft nachdrückliche und durchgreifende Unterstützung für seine Kandidatur in Biberach, und verkehrte viel mit Laroche.

Dies Letztere wurde die Hauptsache. Das Verhältniß mit Julien hatte sich wieder gelöst, Sophien gegenüber blieb er unbefangen — denn die gegentheilige Nachricht, welche lange gegolten hat, beruht auf Irrthümern — er war frei, und empfänglich, die Natur Laroche's konnte sich seiner bemächtigen. Und das geschah, und darin lag der größte Wendepunkt in Wieland's Leben.

Wieland ermangelte durchaus einer starken Tiefe; was man die gewaltige Potenz eines großen Genius nennt, das war in ihm nicht vorhanden; mannigfache, ja reiche Anlage war in alle Wege da, rühriger Fleiß, rastlose Bewegung und Thätigkeit, leichte Fassung, rasches Geschick des Bildens kam überall zu Hilfe. So sieht man ihn alle Interessen schnell ergreifen und sich aneignen, er wendet sie und wirft sie in sich umher, aber irgend eine zu ergründen und nachhaltig zu erschöpfen, das lag außer seiner Kraft. Die weibliche Art herrscht durchaus vor, sie bestimmt auch seinen Stil vom frühen Anfange seiner Schriftstellerei bis zum späten Alter: artig, leicht gewendet, gefällig, langathmend, breit, geschwätzig umkreis't er die Dinge, statt in sie einzudringen.

Im Innersten fühlte er doch in Biberach, daß er nach so viel Versuchen einen starken poetischen Halt nicht ergriffen habe; über den frommen Moralismus glaubte er sich hinaus, und doch war kein recht anderes Princip gewonnen. Oder er fühlte auch dies nicht besonders stark, und der Lebens- und Dichtungsdrang in ihm verlangte nur irgend ein Etwas; romantischen Reiz und Zauber hatte er genug in sich, Drang nach einem Zwecke war von der ernsten Tugend auch noch übrig geblieben, es kam also das Wirken dieses Mannes zumeist auf eine schmeichelnde poetische

Unterhaltung hinaus, für welche immer die kleine Möglichkeit einer moraliſchen Rechtfertigung oder Bemäntelung übrig blieb, wenn man ihn gar hart zu einer Vertheidigung drängte. Laroche, ein kühler, ſcharf verſtändiger Lebemann, gebildet in der großen Welt, ein kleiner geiſtreicher Mephiſto, welcher die Lücken der literariſchen Thätigkeit beſſer ſah, als das, was ſie ausfüllen konnte, war die nächſte und ſtärkſte Veranlaſſung für Wieland. Er hob ihn in die lächelnde Welt des Tages. Und wie gern ließ ſich Wieland heben! Es war durchaus etwas von jener viel citirten Frau aus Göthe's Meiſter in ihm, von der Madame Melina, welche eine Anempfinderin genannt wird, Wieland war ein Anempfinder in der Literatur, aber er war im Vortheile zu jener Dame, mit außerordentlich vielen und ſchönen Anlagen ausgerüſtet. In der Jugend ſchrieb er ſtets in Stoff und Form, wie das letzte Buch, was ihn ſtark intereſſirt hatte; wie er ſich Bodmern anempfand, iſt deutlich geweſen, ſogar der Julie Bondeli empfand er Vieles zu Gefallen. Von der überlegenen Natur Laroche's empfand er an, was ſich von einer ſo verneinenden Natur anempfinden ließ: er befreite ſich mit einem leichten Achſelzucken von ſeiner frühern Welt, er ſuchte ſich heiter dasjenige, was leicht und graziös anregen und poetiſch beſchäftigen könne, ohne doch mehr zu wollen, was intereſſante Gegenſätze aufſtelle, ohne ſie doch ſchwer dogmatiſch zu überwinden. So entſteht ſeine graziös lüſterne Gattung des reizenden Verſes um die jetzige Zeit, ſein „Idris und Zenide" ſeine „Muſarion," ſeine „komiſchen Erzählungen," die Grazien wachen auf; mit dem „neuen Amadis" holt er direkt einen Stoff von den Franzoſen herüber, ſein „Agathon" beginnt, worin er in dieſem zu Delphi keuſch aufgezogenen Jünglinge ſich ſelbſt und in der Pſyche ſeine Sophie ſchildert, und all den Idealismus ſeiner früheren Zeit, welchem der Realismus des Hippias ſo gefährlich zuſetzt. Die halbe Satire, welche ſo leicht entſteht, wenn man ſich einer Welt bemeiſtern will, ohne ihrer ganz Herr zu ſein, brach Don Quixotiſch in ſeinem „Silvio von Roſalva" aus. An Frau von Laroche hatte er immer noch eine Schranke ernſter Mißbilligung, wenn er der Sinnlichkeit ſo viel Raum und Lockung gönnte, ſie ſchüttelte das Haupt dazu; die früheren Freunde, Geßner und Zimmermann, drückten zuweilen ihre Beſtürzung aus, kritiſche Stimmen erhoben ſich über

Immoralität, Laroche lächelte. Da schrieb denn Wieland immer: „o, ich bin hier von langweilig juristischen Arbeiten geplagt, ich dichte manche dieser Leichtfertigkeiten auf dem öden Rathhause unter Akten, damit ich eine Erheiterung habe, und im Nothfalle kann ich alle moralisch rechtfertigen, entweder sie haben doch eine moralische Tendenz, oder sie nehmen eine moralische Wendung, ganz gewiß, Ihr mögt dies glauben!"

Diese Schattenseite Wielands soll man sich nicht bergen, diese Schwäche des Halts, diesen Mangel des Princips, diese Verlüsterung und unpassende Vermischung des griechischen Sinnenlebens, der schönen Nacktheit, diese furchtsame, kleinstädtische Ansicht davon bei großer Neigung dafür. Aber die Nachwelt soll auch die großen Verdienste nicht so gering schätzen, wie es damals von Wieland's kritischer Mitwelt geschah. Wieland hatte eine sehr üble Lage: mit den Gegnern Bodmers hatte er es früher durchaus verdorben, da er als fanatischer Verfechter Bodmers auftrat, die Theilnehmer an der „Bibliothek" in Berlin also konnten ihm von vornherein nicht sehr gewogen sein, und doch verfuhren sie noch am Säuberlichsten mit ihm, es verdroß ihn nur der Ton, wie der junge Abbt, wie Nicolai über ihn sprachen. Mit Uz und den vielen Verehrern dieser Muse war die übelste Stellung entsprungen durch jene unverzeihliche Anklage aus Zürich, welche Wieland um die jetzige Zeit bitter bereute. Bodmer und dessen Freunde, um derentwillen er so viel auf sich geladen, waren jetzt seine tiefsten Feinde, da er sich so entschieden abgewendet von der patriarchalischen Fahne. Sulzer, der in seiner Jugend schon altmodisch war, und in dieser übeln Eigenschaft später eine Theorie der schönen Künste gab, war ihm sehr übelwollend. Klopstock hatte ihn nie geliebt, und dort oben im Norden fand sich viel Mißwilligkeit gegen Wieland. Mit Klopstock hing sehr genau zusammen Gerstenberg, welcher damals seine „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur" herausgab, und sich sehr herb über Wieland äußerte. Weiter oben im Norden waren ihm auch Hamann und Herder nicht eben zugethan. — Alles nagte an ihm, und so wie es seiner kritischen Ausbildung nachtheilig war, daß er in seinem Biberach, abgelegen „wie am Caspischen Meere," Vieles nicht zu Gesichte bekam, so war es doch seiner Produktion günstig, daß er von dem steten Mißwollen und Tadel nicht allzu

nahe und allzu deutlich gestört wurde. Diese Produktivität war außerordentlich, in diesen Jahren zu Biberach wuchs ihm eine Schrifternte von allen Seiten; auch an die Uebersetzung des Shakespeare ging er hier. Daß ihm diese quellende Hervorbringung nicht angerechnet, ja daß sie ihm auf allerlei Weise verleidet wurde, das war ein nicht zu entschuldigendes Unrecht. Mochte es ihm an kritischer Schärfe fehlen, das Feld des Grundsatzes so tief mit umzugraben, wie damals begonnen wurde, seinen Theil steuerte er doch bei, und wenn dieser Theil nicht erschöpfend war, so war er doch reich. Und in allem Uebrigen fand sich bei ihm der schönste Erfolg: was brachte er für Formen und Stoffe herbei, welche in der jungen kritischen Armuth noch keinen Platz und zum Theil darum keine Anerkennung fanden! Wie schmeidigte er die Sprache, wie gefällig wendete er, und gruppirte er sie! Er schuf den weichen, lockenden Vers, dessen man unsere Sprache bis dahin gar nicht fähig geglaubt hatte, und wenn wir das heut noch finden, und wenn wir nur etwa aussetzen, daß Wendung und Gedanke sich großentheils nicht aus einer leichten Trivialität emporschwingen, so fällt dieser Tadel in die oberflächliche Begnügtheit des Standpunktes, welcher schon gerügt worden ist. Was bei diesem Standpunkte ein unversiegbar sprudelndes Talent schaffen konnte, das schuf er, und die Lebhaftigkeit der Erfindung war ein völliges Wunder neben einer vorzugsweis kritischen Welt, die, wie immer, bei ihrem tieferen Beginn nicht ohne einige Dürre der Erfindung zu sein schien.

Der beste Kritiker allein erkannte das auch, und hatte immer ein eindringend günstiges Wort für Wieland: Lessing schalt auf's Heftigste, daß man einen philosophischen Roman, wie man ihn noch gar nicht besessen, daß man Agathon so oberflächlich beachte, daß man eine Uebersetzung des Shakespeare, welche so willkommen sei, mit so wenig Berücksichtigung aufnehme.

Allerdings war diese Uebersetzung sehr flüchtig gearbeitet, und Gerstenberg, des Englischen kundig, mochte mit Recht viel daran zu tadeln finden, aber die ganze, große Gabe, welche Wieland bot, blieb deshalb preisenswerther als man sie nannte. Lessing sprach auch nur ein paar Mal kurze Worte, und er machte nicht die Zeitungsstimme. Von dieser hatte Wieland eigentlich nur Riedel, dessen Name beim Klotzischen Streite schon genannt ist,

da er dabei dem Klotz in vieler Weise behilflich war. Riedel war ein lebhafter, talentvoller Mann, zu der Zeit Professor an der Universität in Erfurt, und in allerlei Literaturthätigkeit höchst rührig, mannigfach und deshalb nicht selten flüchtig. Er gab zuerst eine „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" heraus, wenigstens den ersten Theil davon; seine bewegliche Theilnahme an tausend andern Dingen erlaubte ihm keine Stetigkeit, er begann „Briefe über das Publikum an einige Glieder desselben," worin berühmte Zeitgenossen beurtheilt wurden, er gab eine „philosophische Bibliothek" heraus, und steuerte zu den meisten Journalen von Bedeutung bei.

Dieser Riedel lobte eigentlich allein den übel gestellten Wieland, und Wielands Stellung blieb eigentlich auch in der Folge eben so übel, da Goethe mit den Frankfurtern seiner spottete und Voß und die Göttinger sein Bild verbrannten. Jenen war er zu zahm, diesen zu ausgelassen, — wir sehen stets in halber Antipathie das innerliche Getriebe der Literatur um ihn gruppirt. Das kommt daher, weil er nach keiner Seite hin kräftig und ganz zu einer Ehrfurcht gebietenden Durchbildung des Princips kommt, weil er sein ganzes Leben hindurch in der Halbheit tändelt, und doch so großes Talent an den Tag legt, um großer Theilnahme werth zu sein. Heiterkeit und lächelndes Gewissen, Reiz, Lockung der Sinne wollte er entlehnt sehen aus der griechischen Welt, aber alle Konsequenz davon sollte, bedeckt mit moralischer Salbung, beschworen werden. Wo sich dies Princip zu einer dreisten künstlerischen Ganzheit aushob, wie dies bei Heinse geschah, da entsetzte er sich; wo eine andere Richtung, wie in Shakespeares Falstaff zu derbem Ausdrucke sich steigerte, da war sein Geselligkeitstakt verletzt, wo er antike Verhältnisse, wie in seiner Oper Alceste nahm, da erschrak er vor starker Ursprünglichkeit, wo er mit feinem Gefühle wichtige Gegensätze zur Sprache brachte, wie im Agathon, da gebrach ihm der Muth, sie schonungslos und in voller Ausdehnung als Gegensätze gegen einander wirken und sich darstellen zu lassen, — diese Halbheit erklärt seinen Charakter, seine Bildung, seine Stellung. Jene kleine Farce, welche bei einer Flasche Burgunder eines fröhlichen Nachmittags von Goethe niedergeschrieben wurde, jene „Götter,

Helden und Wieland" trifft in aller Flüchtigkeit und allem Uebermuthe den Wieland'schen Schaden in's Herz hinein.

Eins nur behielt er unwandelbar lange Zeit für sich zum Ruhme seines Talents, dies war das Publikum. Seine Sachen wurden viel, wurden gern gelesen, und erlebten neue Auflagen. Eigentlich schuf, oder lockte Wieland einen großen Theil des belletristischen Publikums, der vorher in Deutschland gar nicht bestanden hatte, dasjenige Publikum, was geistreich, leicht, anmuthig unterhalten sein wollte, was nicht Erhebung, sondern Anregung vom Dichter wollte, was weniger vom Dichter als vom Poeten sprach, was den Reiz der französischen Geselligkeit kannte oder kennen wollte, was nach der Klopstock'schen Seite hin keine Berührung fand. Dies Publikum ward immer größer durch die wachsende Theilnahme an französischer Form und Schrift, durch den wachsenden allgemeinen Prozeß, die wichtigsten Dinge, wenn auch nur spielerischer Weise in Frage zu ziehen. Dies Publikum hatte sich einen Anflug von populärer Philosophie zugeeignet, und der poetische Vertreter dieser Philosophie war Wieland. Dies Publikum, meist in leidlichen Umständen, war gar nicht darauf gestellt, die Lebensfragen ergründet und zu einem Endresultate geführt zu sehen: nein, hebe die Decke, lieber Poet, nur einen Augenblick, das giebt eine Reizung, dann lasse sie rasch wieder fallen, zieh Dich mit einem Scherz aus der Affaire, gieb eine moralische Wendung hinzu, damit es nicht jedem Unberufenen einfalle, dergleichen ohne Weiteres zu versuchen, und wir wollen Deiner Unterhaltung klatschen!

Graf Stadion, der als Staatsmann immer nur französische Bücher gelesen hatte, sagte zu den heitern Poesieen Wielands, er habe die deutsche Sprache niemals für fähig gehalten, dergleichen graziöse Dinge so graziös auszudrücken.

Dies war Wielands Stellung, welche ihm eine neunjährige Thätigkeit von Biberach aus begründet hatte, er war ein viel gelesener, viel besprochener Autor. Kenntnisse genug hatte er an den Tag gelegt, wenn auch nur seine philosophische Uebersicht im Agathon angerechnet werden sollte; es war daher erklärlich, daß ihn der Kurfürst von Mainz auf Laroche's Empfehlung zum ersten Professor der Philosophie nach Erfurt berief, damit er

durch seinen popularen Ruf der nicht besonders blühenden Universität zu Hilfe komme.

Wieland machte sich im Sommer 1769 mit seiner Familie dahin auf. Es ist hierbei nachzuholen, daß er in der Biberacher Zeit, wo er von den Idealen geschieden war, und sich nach dem erreichbar Bequemen umsah, auch geheirathet hatte, und zwar im alltäglichsten Gange. Die Mama und die Muhmen fanden die Kaufmannstochter aus, sie war leidlich hübsch, sie gefiel Wieland leidlich, und das ward für hinreichend befunden. Zu gutem Glücke kam ein gutes Herz in den leer gelassenen Platz der höheren Herzensforderung, und es ward eine ganz zufriedene und behagliche Ehe; der neue Professor spielte in Erfurt, wo er wenig Umgang fand, mit seinen kleinen Mädchen in heiterer Behaglichkeit.

Seine Thätigkeit mußte in Erfurt zunächst auf die Vorträge gerichtet sein, welche er halten wollte, obwohl diese nicht streng von der Regierung gefordert wurden. Wir sehen ihn also unmittelbar in die popular-philosophischen und in die kritischen Untersuchungen jener Zeit eintreten, obwohl er nach alle dem, was sich bis jetzt an ihm herausgestellt hat, nicht eben mit durchdringendem und erschöpfendem Scharfsinne ausgerüstet war. Im ersten Jahre las er über „die Geschichte der Menschheit" und legte dabei Iselin's oben angeführtes Werk zum Grunde. **Montesquieu's esprit des loix** ward nebenher zur Ausführung benutzt. Diese Studien erzeugten seine Schrift „Geschichte des menschlichen Geistes." Die beiden andern Jahre, welche er noch in Erfurt war, las er über „Geschichte der Philosophie" nach Formey's Grundrisse, über „allgemeine Theorie und Geschichte der schönen Künste," über einzelne Komödien des Aristophanes, über Briefe und über die Dichtkunst des Horaz, manche halb philogogische und anthropologische Vorlesung fand sich dazu, auch eine über Don Quixote.

Es ist indessen nirgends ersichtlich, daß er zu einer größeren Schärfe der Prinzipien gelangt wäre; seine Widersacher behaupteten nach wie vor, daß wenn er auf irgend einen Grundsatz eingehe, dies stets nur in schwankender Weise, meist versteckt, mit unpassender geschwätziger Zuthat, und nirgends präcis geschehe.

Außer dem „Amadis" und den „Grazien," die er hier vollendete, trägt auch seine übrige Produktion einen Beigeschmack oder Stempel vom Professorat: gleich zu Anfange schrieb er die „Dialogen oder den Nachlaß des Diogenes," worin dieser Cyniker gehoben wurde, und worauf er großen Werth legte; gegen das Ende verfaßte er den berühmten „goldnen Spiegel," der auch lehrreich gestempelt eine Art Fürstenspiegel werden sollte. Er hatte hierbei Joseph den Zweiten im Auge, welcher allen Literaten jener Zeit ein wichtiger Punkt der Aufmerksamkeit und Hoffnung wurde. Es ist viel Gutes und Beachtenswerthes in diesem Buche, dies gehört aber freilich mehr in die politische Klugheitslehre oder in die politische Tugend, als in die Poesie, und der Mittelpunkt alles Wieland'schen Gebrechens tritt daraus entgegen: mit einer überaus fruchtbaren Phantasie begabt, hat er nicht den freien poetischen Muth, diese Phantasie frei schaffen zu lassen, sondern trivialisirt sie. Der Erfolg, wie er jetzt vor uns liegt, zeigt deutlich, worin Wieland sich dauernd erheben konnte. Da, wo er jener leichtbeflügelten Phantasie den Zügel ließ, wie in seinen poetischen Mährchen und Erzählungen, wie besonders in seinem Oberon, da ist er in Anerkenntniß der Nation fest geblieben, da hat er das seinem Talente Erreichbare glücklich erreicht, eine liebliche Verbindung mit höheren Welten lieblich bezeichnet. Wo er diese seine poetische Fähigkeit mit kritischem und moralischem Beiwerke behaftet, dem er in energischer Durchbildung und Aufstellung nicht gewachsen war, da ist er vergessen. Sein Oberon und manche poetische Erzählung von ihm wird heute noch gesucht, nach dem Uebrigen fragt nur der antiquarische Forscher.

Im Jahre 1772 traf ihn die letzte große Veränderung seines äußerlichen Lebens: die Herzogin Regentin von Sachsen-Weimar, die für deutsche Bildung so großartig gewordene Amalie berief ihn zur Erziehung der Weimarischen Prinzen. Mit unbefangenem Blicke hatte sie durchgesehen, daß hinter den kleinen Leichtfertigkeiten, welche man Wieland vorzuwerfen pflegte, eine heitere gesegnete Welt lag und eine würdige Seele. Der goldene Spiegel war dabei thätig gewesen. Sie übergab ihm zur Ausbildung ihren theuersten Schatz, ihre Söhne, von denen Karl August in

wenig Jahren die Herrschaft selbst übernehmen sollte. Nun konnte Wieland seinen goldenen Spiegel verwirklichen.

Mit Anfang des neuen Jahres 1773 begann er in Weimar seinen „teutschen Merkur," eine Zeitschrift, die nach ungefährem Vorbilde des **Mercure de France** nicht nur für Gelehrte, sondern für den gebildeten Stand überhaupt geschrieben sein sollte. Nach solcher Richtung hin hatte sich ja auch Wielands ganzes Wesen geformt: hierbei zu seinem Vortheile und sonst zu seinem Nachtheile schwammen in ihm die Grenzen ohne besondere Schärfe durcheinander.

Mit solch einem Unternehmen trat er dicht an die Parteien der Bildung mitten unter die Sympathieen und Antipathieen jener Zeit, und nach dieser Seite hin, wo dies ausgesprochen wurde, nach Seite der Schriftsteller hin brachte er wenig günstigen Vorrath mit sich. Einmal war er nur mit zwei Leuten eng verbunden, dies war Gleim und Georg Jacobi. Gleim war ein braver Mann, aber wenn es sich um öffentliche Vertretung handelte, so galt er Wenig: er that es allen zuvor in Güte des Herzens und Unklarheit und Verschwommenheit der Ansicht. Die Zeit rückte lebhaft; klares, bewußtes Prinzip, Geschicklichkeit, Kraft, dies geltend zu machen, das that jetzt vor allem Uebrigen noth. Georg Jacobi half ebenfalls wenig, theils war er ein Lyriker von der Zeit, die jetzt bereits die vergangene hieß, theils war er weder durch Neigung, noch durch Scharfsinn zu einem gelegentlichen Kampfe für sich oder seinen Freund ausgerüstet. Wichtiger war Fritz Jacobi, der Bruder, mit welchem Wieland kurz vor seiner Ankunft in Weimar bekannt geworden war. Dies geschah auf Ehrenbreitenstein, wo Laroche damals wohnte, und wo Wieland zum Besuche eintraf. Fritz Jacobi, von heißem Kopfe und Herzen, begrüßte Wieland enthusiastisch. Es ist eine Schilderung erhalten, worin Jacobi die Ankunft Wielands beschreibt: — Laroche und er laufen ihm bis an die Treppe entgegen, „Wieland war bewegt und etwas betäubt." — „Während dem, daß wir ihn bewillkommneten, kam die Frau von Laroche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art von Unruhe sich nach ihr erkundigt, und schien äußerst ungeduldig, sie zu sehen; auf einmal erblickte er sie — ich sah ihn ganz deutlich zurückschauern. Darauf kehrte er sich zur Seite, warf mit einer

zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde, und schwankte zu Sophien hin. Alles dieses ward von einem so außerordentlichen Ausdrucke in Wielands ganzer Person begleitet, daß ich mich in allen Nerven davon erschüttert fühlte. — Sophie ging ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anstatt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Gesicht darin zu verbergen. Sophie neigte mit einer himmlischen Miene sich über ihn, und sagte mit einem Tone, den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig sind: „Wieland! Wieland — o ja, Sie sind es, — Sie sind noch immer mein lieber Wieland!" — Wieland, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin, und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten: mir strömten sie die Wangen herunter, ich schluchzte; ich war außer mir, und ich wüßte bis auf den heutigen Tag noch nicht zu sagen, wie sich diese Scene geendigt. — — „Der freimüthige, heuchellose Wieland, dem der Himmel zu der Leier des Apollo auch das erhabene Wohlwollen dieses Gottes gab, ist, seiner äußeren Gestalt nach, ein zarter, hagerer Mann von mittelmäßiger Größe. Beim ersten Anblicke scheint seine Physiognomie nicht sehr bedeutend, denn seine Augen sind klein und etwas trübe, und die Menge von Blatternarben, womit seine Haut überdeckt ist, machen, daß seine Züge nicht genug hervorstechen, um sich gehörig auszeichnen zu können. Nichts desto weniger drückt sich in seiner ganzen Geberde das Feuer seines Geistes und der Charakter seiner Empfindungsart auf eine außerordentliche und eigenthümliche Weise aus. Wenn er stark gerührt ist, so geräth sein Körper, doch auf eine fast unmerkliche Weise, in Bewegung; seine Muskeln dehnen sich aus; seine Augen werden heller und glänzender; sein Mund öffnet sich etwas; und so bleibt er in einer Art von Erstarrung, bis er einige Worte ausgesprochen, oder seinem Freunde die Hand gedrückt hat. Dieser Ausdruck in Wielands Person ist so fein, daß er den Meisten unbemerkt bleiben muß; ich aber bin mehr als einmal bis auf das Mark davon erschüttert worden. Wieland geht schnell von einem Vorwurfe zum andern über, weil er in einem Nu eine Reihe von Gedan-

ken, oder eine Situation durchgeschaut und durchempfunden hat; bei ihm würde es Zeitverderbniß sein, wenn er länger dabei verweilte."

„Seit meiner persönlichen Bekanntschaft mit Wieland schätzte ich mich noch unendlich vielmal glücklicher, als vorhin, sein Freund zu sein. Die natürliche, schöne und männliche Empfindung seiner Seele, die unzerstörbare Güte seines Herzens, seine warme, uneigennützige, zu Neid und Eifersucht ihn ganz unfähig machende Liebe des Wahren und Schönen, seine ungeheuchelte Bescheidenheit, seine unglaubliche Aufrichtigkeit, und noch viele andere vortreffliche Eigenschaften machen seinen Charakter eben so liebens- und verehrungswürdig, als sein Genie. Unsere Freundschaft stieg in weniger als zwei Tagen bis zur innigsten Vertraulichkeit."

Aber just dieser Fritz Jacobi gab Wieland am Meisten zu schaffen. Er war viel jünger, er wuchs jetzt, wo Wieland nur Einzelnes änderte und bildete, erst in eine Lebensbildung hinein, und zwar in eine solche, die täglich verschiedener ward von der Wieland'schen. Darum schloß er sich enthusiastisch an eine Jugend, welche sich gar nicht besonders freundlich zu Wieland verhielt, namentlich eine Zeitlang an Goethe, welcher damals alle Welt durch eine geniale Liebenswürdigkeit überwältigte. Später ging Fritz Jacobi's Richtung noch ganz anders in innerliche Welten, welche weitab lagen von Wielands Betheiligung.

Also auch von hier, wo doch Energie vorhanden, ließ sich wenig Unterstützung für Wieland voraussehen. Und so stand er denn im Grunde allein den Parteien gegenüber, welche damals das literarische Deutschland bewegten, und es blieb dies nicht mehr auf sich beruhen, denn er trat in seinen bejahrten Tagen als Journalist auf.

Die Parteien selbst sind schon einmal flüchtig angedeutet. Unwichtiger waren die Wiener, jene Barden Denis, Mastalier, Kretschmann, welche für Fingal schwärmten und für die Pikten und Celten, aber die üble Art, in welcher sich Wieland guten Rechtes über sie äußerte, traf auch eine Seite Klopstocks.

Die Düsseldorfer ferner, wo sich die Jacobi mit Heinse um eine neue Zeitschrift „Iris" vereinigten, blieben doch lange noch

in leidlicher Verbindung mit ihm, obwohl auch im belletriſtiſchen Haupttalente derſelben, in Heinſe, eine konſequente Abſonderung von Wieland ſich bildete. Bei dieſem nämlich ging das heitere Element der Sinnenwelt, was Wieland angeregt hatte, ſtark und dreiſt in griechiſches Streben nackter Schönheit aus, zu großer Betroffenheit und großem Aerger Wielands. Dies gab denn auch öfters Reibung und ein ſeltenes Entgegenkommen.

Ganz ſchlimm geſtaltete ſich nach einer entgegengeſetzten Seite das Verhältniß zu den Göttingern. Dieſe Jünglinge, die ſich großentheils an Klopſtock anſchloßen, wurden allmählig leidenſchaftliche Gegner Wielands. Er hatte an ihrem Muſenalmanache Mancherlei ausgeſetzt, er mißbilligte auch dort die Barden-Terminologie, die Wigamur und Siegmar, er mißbilligte die „tartſchebewappnete," ohrzerreißende Ueberſetzung der Griechen, und beſonders Voß, den das Meiſte traf, nahm heftig Partei gegen ihn. Bei einer Feier des 2. Julius, des Geburtstages von Klopſtock, verbrannte man Wielands komiſche Erzählungen und ſogar das Bildniß Wielands; in alle Verehrung Klopſtocks, welcher ſtets Antipode Wielands war, welcher dieſen Jünglingen einmal präſidirte, welcher in ſeiner Gelehrtenrepublik verhüllt auf Wieland zornig deutete, miſchte ſich immer heftigere Oppoſition gegen dieſen. Ausländerei und Wolluſt ward ihm zur Laſt gelegt, Voß trat direkt mit dem Namen heraus und rief:

„Nicht würdig war
Des edlen Jünglings dieſes entnervte Volk,
Das Wielands Buhlgeſängen horchet —"

zur Feier von des jung verſtorbenen Michaelis Todtenopfer.

Am Gefährlichſten erſchien die Feindſeligkeit der Frankfurter, bei denen das meiſte Talent, und von denen Goethe mit Spott gegen Wieland auftrat. Eine Oper „Alceſte," welche dieſer in Weimar geſchrieben und aufführen ließ, gab die nächſte Veranlaſſung. Dies iſt oben näher berührt. Dieſe Frankfurter, zu denen, außer Goethe, noch beſonders Lenz und Klinger gehörten, und welche die ſogenannte „Genie-, oder Sturm- und Drang-Periode begannen," ehrten eigentlich am höchſten Wielands dichteriſches Talent, ſie hatten nichts gegen das, was die Andern Ausſchweifung nannten, aber ſehr viel gegen ſeine moraliſche

Bemäntelung, gegen den Mangel an konſequentem Muthe in ihm. „Die Verehrung Shakespeare's" — ſagte ſpäter Goethe ſelbſt — „ging bei uns bis zur Anbetung." Wieland hatte hingegen bei der entſchiedenen Eigenheit, ſich und ſeinen Leſern das Intereſſe zu verderben, und den Enthuſiasmus zu verkümmern, in den Noten zu ſeiner Ueberſetzung gar manches an dem großen Autor getadelt, und zwar auf eine Weiſe, die uns äußerſt verdroß, und in unſerem Auge das Verdienſt dieſer Arbeit ſchmälerte. Wir ſahen Wielanden, den wir als Dichter ſo hoch verehrten, der uns als Ueberſetzer ſo großen Vortheil gebracht, nunmehr als Kritiker launiſch, einſeitig und ungerecht. Hierzu kam, daß er ſich nun auch gegen unſere Abgötter, die Griechen erklärte, und dadurch unſern böſen Willen gegen ihn noch ſchärfte. Es iſt genugſam bekannt, daß die griechiſchen Götter und Helden nicht auf moraliſchen, ſondern auf verklärten phyſiſchen Eigenſchaften ruhen, weshalb ſie auch dem Künſtler ſo herrliche Geſtalten anbieten. Nun hatte Wieland in der Alceſte Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet, wogegen denn auch nichts wäre zu ſagen geweſen, weil ja einem Jeden freiſteht, die poetiſchen Traditionen nach ſeinen Zwecken und ſeiner Denkweiſe umzuformen. Allein in den Briefen über die gedachte Oper ſchien er uns dieſe Behandlungsart allzuparteiiſch hervorzuheben, und ſich an den trefflichen Alten und ihrem höheren Stile unverantwortlich zu verſündigen, indem er die derbe, geſunde Natur, die jenen Produktionen zum Grunde liegt, keineswegs anerkennen wollte."

In dieſer Stellung, an der Spitze einer Zeitſchrift bedurfte es eines Literaten, der ſich deſſen klar bewußt war, worin er übereinſtimmte, worin er ſich unterſchied, deſſen, was für ein würdiges Ziel auf Tod und Leben zu bekämpfen oder nur einzuſchränken ſei, es bedurfte, mit einem Worte, eines feſten Charakters der Beſtrebung und eines eiſernen Muthes, ihn geltend zu machen. Beides gebrach Wieland. Ueber ſeiner vielfachen Auswählung unter Wegen und Principien war ihm die feſte Einheit entſchlüpft. Ein glückliches Naturel gewährte ihm für den Privatmann diejenige Stimmung, welche Verſchiedenartiges, ja Entgegengeſetztes gelten zu laſſen oder doch zu würdigen verſteht. Dies Naturel erhielt ihn human. Aber weil er es nicht zwiſchen ſtarke Nothwendigkeiten zu gruppiren wußte, ſo erſchien es auch

in seiner edelsten Aeußerung als Schwäche; weil es sich nicht in Nothwendigkeiten der Folgerung begründete, so ward es wirklich literarische Unmacht.

Deshalb gewinnt seine Aeußerung, einer immer aufgeregteren Welt gegenüber, die Farbe der Unzulänglichkeit. Er ist sich all der Fragen, welche ihn bestürmen, wohl bewußt, er ist dieser und jener sogar überlegen, aber nirgends weiß er seine Ansichten für eine wirkliche Schlacht zu sammeln, und so wird er schwatzhaft und erficht keinen Sieg. Es war ihm früher bei kleinerem Verhältnisse eben so ergangen, als er die sinnliche Lockung in seinen Gedichten halb moralisch zu vertheidigen, halb scherzhaft in artige Beispiele oder Nebenwege zu führen wußte: er genügte damit nur einem neugierigen und gefälligen Publikum. Jetzt wurden die Kämpfe wichtiger, jetzt suchte man allerseits, oft mit Uebertreibung ein Princip, wer nur das seinige nachdrücklich aufzustellen oder zu vertheidigen wußte, der war auf einige Zeit des Bestandes sicher, wer aber jetzt noch eklektisch naschen, von hier nehmen und scherzen, dort verneinen und doch scherzend etwas zugeben wollte, der gerieth in Lebensgefahr.

Und davon war Wieland bedroht, da er sich aus seiner Art nicht erheben konnte. Es rettete ihn die persönliche Verbindung mit denen, die seine Feinde zu sein schienen, eine Verbindung, die Anfangs wie sein unvermeidlicher Sturz aussah, denn Goethe und Herder, welcher sich ihm niemals besonders geneigt bewiesen hatte, wurden nach Weimar berufen, als Wieland von der Bühne abzutreten schien, und es rettete ihn sein rein poetisches Talent, was ihm treu blieb, und ihm bei so kritischer Zeit vortreffliche Sachen wie den Oberon schenkte.

Die Hergänge waren folgende. Der junge Herzog war am 3ten September 1775 majorenn geworden und hatte die Regierung angetreten; zwei Monate darauf traf Goethe in Weimar ein; bald darauf trug dieser die General-Superintendentenstelle Herder an, von Goethe's Genossen erschienen Lenz und Klinger, im Herbst 1776 kam Herder.

Aber Goethe kam Wieland mit offnen Armen entgegen, und auch Herder trat mit freundlich ausgestreckter Hand zu ihm.

Ueber Goethe stimmt Wieland in all jene Begeisterung ein,

welche überall nach Ausdrücken ſucht, die genialſte Liebenswürdigkeit zu bezeichnen.

Für die Geltung nach außen wurde alſo durch dieſe Kriſis nicht ſo beſonders viel für Wieland verändert, als man von vornherein befürchten durfte. Wielands Leutſeligkeit war mächtiger als ſeine Kritik, und dieſe Wendung war ihm doch ſehr erſprießlich, da er in die alten Tage rückte und da die poetiſche Produktion matter wurde, nachdem er noch zwiſchen den Jahren 76—83 geſchrieben hatte „Gadalia, oder Liebe um Liebe," „das Wintermährchen," das „Sommermährchen," „Geron der Adelige," „Pervonte," „der Vogelſang," „Schach Lolo," „Hann und Gulpenheh," „Roſamunde," „Pandora," „Oberon," „Klelia und Sinibald," und nachdem ſich einige Zeit darauf mit der ausgelaſſenen „Waſſerkufe," dies ſein glücklichſtes Genre der Hervorbringung abſchloß. — Beiläufig iſt hier ſein eigen Geſtändniß einzuſchalten, daß er nie etwas gedichtet, wozu er nicht den Stoff außer ſich, in einem alten Romane, Fabliau, oder einer Legende aufgefunden. — Es war ihm jener Friede auch darum ſehr erſprießlich, weil eine glänzende Geſammtausgabe ſeiner Werke von Göſchen veranſtaltet wurde. Eine ſolche hätte äußerſt ſchwierig ihren großen Platz gefunden, wenn alles weiter eilende Talent ſchonungslos ausgedrückt hätte, wie ſehr Wieland bereits einer Vergangenheit angehöre, die ſchon an Standpunkt und Leiſtung überboten werde.

Dies verhielt ſich wirklich ſo. All die Erſcheinung, welche damals ſchon auftauchte, und einer vertiefteren Lebensbahn Deutſchlands vorherging, ward nur als Erſcheinung von ihm aufgefaßt, nirgends in tieferen Urſachen und Geſetzen ergründet. Wie ungewöhnliche Vögel erblickt werden, wenn eine neue Jahreszeit über die Erde kommen ſoll, ſo zeigten ſich damals bei uns ganz ungewöhnliche Dinge und Menſchen als Vorboten. Das Geheimniß legte ſich wie ein Nebel über das Land, und ſchattenhaft wurde darin umherhantiert; eine ganz neue, wunderreiche Erde, unerwartete Klarheit ward verſprochen, wenn ſich der Nebel erſt gelegt haben werde. Der Pater Gaßner trat wie ein Magier auf, beſchwor Geiſter und Krankheiten, und trieb letztere aus wie die Teufel; der Graf St. Germain ſagte, er ſei ſchon über dreihundert Jahre alt, verfertigte Edelſteine, ein Lebens-

elixir und prophezeihte; Joseph Balsamo, bekannt unter dem Namen eines Grafen Cagliostro, erregte als Ueberlieferer und Stifter, Groß-Kophta eines altägyptischen Ordens, dem die größte Wunderkraft zu Gebote stünde, heilige Scheu und Wißbegierde; der Graf Thun zu Wien war mit einem kabbalistischen Geiste Gablidone in Verbindung, welcher in den mächtigen Orden der Magier gehörte, wo eben eine Erlösung aus der Verdammniß gegen den Willen der Gottheit vorbereitet sei. Leider starb er kurz vorher, als der Graf nur noch eine einzige Anweisung zur Reife brauchte. In Berlin, wo die Aufklärung am Unbedingtesten geherrscht hatte, kamen nach Friedrich's des Großen Tode alsbald Spuren einer anderen Welt zum Vorschein: Wöllner, einst Landprediger, dann Domainenrath, endlich Minister, ergab sich ebenfalls geheimer Wissenschaft und brachte 1788 ein streng auf's Alte zurückweisendes Religionsedikt. Die Geschichte mit einem Offizier von Bischoffwerder gehörte in denselben Bereich: Schöpfer, früher Kaffeewirth in Leipzig, ein kleiner Cagliostro, hatte zugesagt, ihn, der zum Orden der Rosenkreuzer gehörte, in das dritte Geheimniß einzuweihen, und hatte sich vor dessen Augen im Rosenthale bei Leipzig erschossen. Ein Magister Masius in Leipzig entdeckte dem Publikum, es bestünde eine große, unbekannte Gesellschaft, die werde nächstens ein apostolisches Christenthum errichten, welches auch den Stein der Weisen besäße. Gegen Stark, den Oberhofprediger in Darmstadt erhob sich ein Prozeß, weil er von Cagliostro als Nekromantist bezeichnet, mit Schöpfer in Verbindung gewesen sei, von geheimnißvoller Verbindung, von dreifach gekröntem Heiligthume in Gold bei Florenz ihm geschrieben habe. Stark schrieb 1787 ein Buch in zwei Bänden darüber „über Krypto-Katholicismus ꝛc.," worin er bloß zugab, daß er zu den Freimaurern strikter Observanz gehöre.

All diese Zeichen, welche ein lebendiger Bestandtheil der 70er und 80er Jahre sind, übersah Wieland nicht, er nahm in seinem Merkur Notiz davon, aber er schrieb mehr um sie herum, als daß er sich in sie vertieft hatte. Dabei war die Opposition der Berliner, Gedikes und Biester's, in der Berlinischen Monatsschrift des nüchternen Nicolai energischer und wurde deshalb auch wichtiger; Nicolai sah dahinter eitel Katholicismus und

Jesuitenthum, schrieb gegen Zimmermann, welcher aus Oesterreich, aus Joseph's II. Welt eine Vereinigung der Konfessionen kommen sah, schrieb gegen seinen alten Freund Garve, der ihn des Uebertreibens beschuldigte, gab keine Gnade, gestattete keinen Seitenweg.

Allerdings hatte Nicolai zu wenig innere Welt, bevölkerte Herzenswelt, um den wichtigen Zug all dieser zum Theil frazzenhaften Symptome zu erkennen, welcher dahin ging, daß sich die Welt von einer nüchternen popular-philosophischen Erkenntniß befreien, auf höhere Standpunkte des Wissens und Glaubens, auf tiefere Eingänge zum Ewigen retten wollte. Aber seine nüchterne Soldatenmanier stieß doch kräftiger auf einen richtigen Fleck, als Wielands verschwimmendes Wort darüber im Mercur; — Nicolais Katholiken-Warnung, zum Beispiele, hat sich oft bestätigt. Sogar bei einem Falle, der wenig bekannt und beachtet worden ist, weil er sich über das Interesse an diesen Dingen hinaus verzögert hatte, bei Stark's Tode: es fand sich der Nachweis, daß der protestantische Oberhofprediger wirklich Katholik gewesen sei.

Sicherlich lag in all dieser wunderlichen Ausschweifung, welche dem popularen Bewußtsein so grell gegenüber stand, der direkte Weg zu vielem Späteren in Wissenschaft und Kunst. Eine natürliche Tochter all dieser künstlichen Geheimnisse und Wunder war die „romantische Schule," welche später in Rede kommen wird, und welche ihre Jugendeindrücke aus dieser Zeit empfing.

Wieland erkannte durchaus die Bedeutung dieser Zeichen nicht. Später noch sehen wir ihn seinen Schwiegersohn Reinhold preisen, daß er die Kantische Philosophie, so viel als möglich, aus höherem Kreise in den trivialen des Allerweltverstandes herunter bringe.

Und wie drängte sich doch von allen Seiten der Drang nach tieferem Weltverbande hervor! Aus allen Winkeln kukte ein Orden, eine geheime Gesellschaft; bis auf Damenorden herab schob sich Alles zusammen. Schon 1747 trat Emanuel Schwedenborg — 1689 — 1772 — auf. Er war in Schweden geboren, von umfassendem Geiste und umfassender Bildung, in der Naturkunde tief erfahren und Erfinder eines scharfsinnigen Natursystemes. Mit ihm sprach der Herr, und eröffnete ihm das

Geisterreich, er sah sich für eine Vermittelung zwischen Geister- und Körperwelt, fand leidenschaftliche Theilnahme und interessanten Zulauf zu einer förmlichen Religion. Herder sagte sehr geistreich, Schwedenborg's Religionsgeschichte sei der Roman von Schwedenborg's Seele.

Um 1778 erschien der Schweizer Anton Mesmer mit magnetischen Kuren in Paris, und bald bildeten sich nach ihm harmonische Gesellschaften. Der Planeteneinfluß auf den menschlichen Körper hatte ihm den Gedanken gebracht, daß es ein allgemein verbreitetes Fluidum geben müsse, was sich handhaben ließe. Daraus entstand sein thierischer Magnetismus, mit welchem er seine Wunderkuren begann.

Den Uebergang von diesen Erscheinungen in die Welt des theologischen Gedankens, des literarischen Ausdrucks bildete der bekannte Lavater, der Gaßner schätzte, Cagliostro einen außerordentlichen Mann, eine Natur nannte, wie sie nur alle Jahrhunderte einmal vorkomme, der den Magnetismus in Deutschland lehrte, und durch seine Lehren von der Kraft des Gebetes das Ansehen eines neuen, ächten Jüngers Christi gewann.

Nur der schon oben erwähnte Illuminatenorden, welcher um eben diese Zeit -- 1776 — von Weishaupt und dem Freiherrn von Knigge gegründet wurde, bediente sich all dieser Geheimniß- und Gesellschaftsmittel zu einer antireligiosen Tendenz. Er wollte eine Herrschaft gründen, die mit aller moralischen Beliebigkeit der Jesuiten, ohne Religion, im Ordensgeheimnisse, was aus vielerlei getrennten Graden zusammengesetzt sei, bestehen, und den obersten Leitern eine unermeßliche Macht gewähren sollte. — Indessen sind die Nachrichten über dies Institut noch keineswegs unzweifelhaft. Was Knigge selbst 1788 mittheilt, bezieht sich meistens nur auf den krankhaften Trieb aller Welt nach Ordens-Geheimniß und Ordens-Vereinigung. Der Illuminatenorden war schon 1784 auf Betrieb der Jesuiten gestürzt, und just diese Todesart erhielt ihm noch lange nachher große Theilnahme; er scheint die höchste Potenz der Aufklärungsperiode gewesen zu sein.

In Wieland ist dies ganze merkwürdige und wahrhaft schwangere Zeitmoment nur in kleinen, unbedeutenden Artikeln des Merkur beachtet. Es beschäftigte ihn öfter, aber er ward in seiner schwatzhaften Weise nirgends Herr desselben. Gründlich

war all dieſer neue Trieb ſeiner popular-philoſophiſchen Bildung entgegen, welche auch im Mährchen eine Fee nicht anders brauchen konnte, als wenn dem Leſer ehrlich verſichert worden war, dies ſei nur ein kurzweiliger Spaß. Aber er gewann in ſeiner halben Stellung, die dem Glauben, der Poeſie, dem Unglauben und der Proſa gegenüber eine halbe Stellung war, keinen feſten Punkt, bei welchem er irgend einmal verharrt wäre. Er würdigte das Seelenleben einer Pietiſtin „Marie von Schurmann," über welche er ſchrieb, er rechtfertigte den aufgeklärten Hutten, und pries Lavater's Phyſiognomik als ein ſo weiſes Buch, daß der Name neben Bacon, Locke, Bonnet und Buffon geſtellt werden müſſe.

Er hatte durchweg das Unglück, in ſeiner Humanität mehr Schwäche als Stärke auszudrücken; aus Leutſeligkeit verband er entgegengeſetzte Sachen, ehe er ſie im erſchöpfenden Gedankenprozeſſe zur Verbindnng reif gemacht hatte. Zu den geheimnißvollen Kräften, welche damals bis zur Karrikatur geweckt wurden, ſuchte er ſich leider auch nicht den Weg, welcher ihm möglich war. Er ſah nach einem ſo langen Leben, daß Dinge und Thaten lebendig geworden waren, die man früher für abſolute Wunder gehalten hätte, es mußte ihm alſo aufgedrängt ſeyn, daß ſich die Welt nicht bis in das Detail berechnen laſſe, daß ſich mit dem Nerven, welcher der Gedanke des Körpers iſt, für den erſten Anblick eben ſo Wunderbares ereignen könne, wie mit dem Gedanken der Welt, welcher ſich in der Geſchichte ausdrückt.

Direkt auf dieſe Zuſtände bezüglich ſind die Aufſätze von ihm „über den Hang des Menſchen, an Magie und Geiſtererſcheinungen zu glauben," — „der Stein der Weiſen" — „der Salamander und die Bildſäule," wobei die Fragen in eine vieldeutige Erzählung ausgehn, ihre Schärfe und Beendigung verlieren, und wobei es ſtets wieder auf das hausväterliche, aber nicht weit helfende Wort hinauskommt: Wir ſind alle Menſchen! —

Es iſt unmöglich, alle die Titel ſeiner Bücher und Aufſätze anzuführen, da deren Legio iſt, und es dem näher Theilnehmenden leicht wird, ſich hierbei zu ergänzen, denn die Geſammtausgabe der Wieland'ſchen Werke, welche Wieland ſelbſt beſorgt, und mit zehnjährigem Fleiße ausgeſtattet hat, bringt das Größte und das Kleinſte. Noch vom Jahre 1828 iſt eine Ausgabe vor-

handen, die Gruber höchſt weitläufig und ſorgfältig eingeleitet, und worin er mit erſtaunenswerthem Eifer jede Zeile in Acht genommen hat. Das Verlangen nach dem Einzelnſten wird darin Genüge finden.

Wielands ſchriftſtelleriſche Thätigkeit im letzten Lebensviertel ging theils auf den Merkur, welchen er bis zum Jahre 1800 ſchleppte, obwohl er ſchon vorher in ſeiner Verbreitung ſehr geſunken war, theils auf Ueberſetzungen und auf Ausarbeitung ſeines Ariſtipp. Der Merkur hatte noch kurze Zeit eine lebhafte Stütze an Schiller gefunden, der ſich ganz freundlich zu Wieland ſtellte. Es iſt nicht unintereſſant zu ſehen, in welcher Weiſe Wieland dieſen Genius begrüßt habe, und er hat dies in einer Reviſion des erſten Akts von Carlos deutlich genug ausgeſprochen. Er hegte eine große Idee von den Fähigkeiten Schillers, fand aber noch zu viel Schwulſt, Uebertreibung und dramatiſch Unwahres in den Räubern, dem Fiesko, Kabale und Liebe und dieſem erſten Akte des Carlos, welchen Schiller ſo früh drucken ließ.

Nebenher erwähnt Wieland zuerſt, daß die nächſte Quelle und Veranlaſſung des Stückes ein kleiner Roman „Don Carlos" des Abbé St. Real geweſen ſei. Speciellen Mittheilungen nach, hat ſich dies Verhältniß ſpäter ſehr geändert, und es finden ſich ſehr herbe Aeußerungen Wielands über Schiller, die beſonders auf eine krampfartige Dichtung Schillers ſpottend hinweiſen und auf allen Mangel klaſſiſchen Geſchmackes. Dergleichen Nachricht bezieht ſich aber nur auf mündliche Ausſprüche Wielands, und wenn man des alten Herrn unglaubliche Reizbarkeit und Beweglichkeit kennt, ſo legt man keine Betonung auf all das, was beſonders Böttiger in ſeinem Nachlaſſe darüber beibringt.

Die neuen Schulen, welche ſo dreiſt auftraten, und mit Waffen, deren Wieland in keiner Weiſe mächtig war, bewogen ihn ebenfalls, ſich aus dem Journal-Getümmel zurückzuziehn; — Böttiger übernahm die Fortſetzung des Merkur, und von Wieland blieb nur der Name darauf. Dieſer Böttiger hat hilfsliterariſch die Zeit bis in die dreißiger Jahre begleitet, viel Kenntniß, und jene ſogenannte attiſche Bildung erworben, welche den Tadel nie anders als in Bonbons gewickelt ausdrückte, und er hat es nirgends zu einer wichtigen Einwirkung gebracht, ſelbſt

nicht in der Detailkenntniß des Alterthums, die er geſammelt in der „Sabina" niederlegte. Die böſe Zunge nennt ihn deshalb gern „den gebildeten Lakai der Literatur." Das Blatt konnte ſich, unter ſeiner Beihilfe für Wieland, Kampfplätzen gegenüber, wie die „Horen" Schillers und Göthes, „das Athenäum" der Gebrüder Schlegel waren, durchaus nicht mehr in erſter Reihe halten. Die neue Philoſophie von Kant und Fichte, die neue Kritik und Schule der Schlegel waren jene Schulen, durch welche Wieland der Muth und die Einſicht verleidet wurde. Auf das „Athenäum," welches hart und ſchonungslos gegen das Alte auftrat, war er ſo erbittert, wie ſein flüchtiger Zorn nur geſtatten mochte; er hielt dieſe literariſche Art für eine ſchändliche, für einen ewigen Schandfleck der Literatur.

Man erſieht aus dieſen Bezeichnungen, daß es ſich um eine große Kriſis handelt, denn es ſind diejenigen, welche ſtets wiederkehren, ſobald der Kampf gegen eine alte Zeit auf Leben und Tod begonnen wird, und welche die Nachwelt zu ſchnell vergißt, um ſie nicht bei der nächſten Jugendoppoſition ſelbſt wieder zu gebrauchen. Es wird ſtets vergeſſen, daß jeder Fortſchritt mit einiger Unhöflichkeit und Grauſamkeit beginnt, daß erſchlagen werden muß, was nicht ſterben mag.

Dennoch beſchlich ihn zuweilen ein Geheimniß wahrhaftiger Nothwendigkeit dieſes Kampfes, und es findet ſich einmal folgende Aeußerung bei ihm: „Die Schlegel haben einen Begriff von einem Dichter aufgeſtellt, wie ihn keine Zeit und kein Volk gekannt hat. Hätten Sie Recht, ſo muß ich freilich ſelbſt geſtehen, daß ich nur drei Dichter kenne, Homer, Shakespeare und Göthe — und ſo habe ich wenigſtens den Troſt, noch in ſehr großer, und doch nicht ganz ſchlechter Geſellſchaft vom Parnaß ausgeſchloſſen zu ſeyn."

Gegen die neue Philoſophie vereinigte ſich Herder mit ihm, und riß ihn zu einer Polemik fort, welcher er nicht gewachſen war. Er nannte ſie gern die „romantiſche Philoſophie," und in dies Wort ſteckte er allen Vorwurf, welchen er gegen all die neumodiſche Kritik in Sachen des Gedankens und der Poeſie auf dem Herzen hatte, denn unter romantiſch verſtand er Alles, was über den alltäglichen Menſchenverſtand hinausgehe.

Zu ſeinen Ueberſetzungen wählte er Horaz, Lucian, Euri-

pides, — dieſen juſt, weil er von den Schlegel ſo niedrig geſchätzt wurde — Ariſtophanes und in ſeinen letzten Jahren Cicero. Natürlich nahm er auch in jener ſtürmiſchen Zeit großen Antheil an Politik, und ſteuerte dafür manchen Aufſatz. Seine derartige Tendenz ging ſtets auf einen konſtitutionellen Monarchismus.

Von Weimar lebte er einen großen Theil ſeines letzten Lebensviertels zurückgezogen: er hatte ſich drei Stunden davon in Oßmannſtädt ein Landgut gekauft, und verbrachte dort im Kreiſe einer zahlreichen Familie glückliche Jahre des Alters, patriarchaliſch, wie ſein Jugendideal der Dichtung geweſen war. Er hatte vierzehn Kinder, und es war ihm ein ſchwerer Schlag, als er dort in ſeinem Osmantinum die Gattin durch den Tod verlor. Die Landwirthſchaft brachte ökonomiſch keinen rechten Segen, und nach Verkauf des Gutes ging er 1803 wieder nach Weimar, beweinte Herder, beweinte Schiller, und lebte in guter Geſundheit bis zum Anfange des Jahres 1813. Das Hauptwerk ſeines Alters, das er in Oßmannſtädt bis auf 4 Theile geſchrieben, und dem in Weimar der fünfte folgen ſollte, war „Ariſtipp," ein Roman, der ſich in ſanfteren Schwingungen als Agathon über griechiſches Leben verbreitete, verbreitete im ächten Sinne des Worts. Der vierte Theil enthält z. B. faſt nur eine Abſchilderung der Platoniſchen Republik; Sokrates ſpielt in eigener Perſon darin, und Lais lockt mit griechiſchem Liebreiz. Das Buch, welches dem Zeitgeſchmacke nach dreißig Jahre zu ſpät erſchien, war dem alten Wieland ſehr werth und theuer, und er beklagte es ſehr, daß er nicht zum Abſchluſſe deſſelben in einem fünften Theile kommen könne. — Merkwürdig aus ſeinen letzten Jahren iſt, daß er zur Zeit des Erfurter Kongreſſes eine lange Unterredung mit Napoleon hatte, worin dieſer die Römer auf Koſten der Griechen lobte, von aller Dichtung nur das Erhabene gelten ließ, Arioſt und Aehnliche ganz verwarf. Ein Zeichen, daß er von Wielands Gattung nicht das Geringſte wußte, da er ihm übrigens die größte Artigkeit erwies. Wieland hatte auch gefragt, warum er den neuen Religionskultus in Frankreich nicht philoſophiſcher gemacht, und Napoleon hatte lächelnd erwiedert, der Kultus ſey nicht für Philoſophen, ſondern für Leute, die nicht Wunder genug kriegten. Er ſelbſt hatte ſich im ferneren Geſpräche ſo ungläubig gezeigt, daß er ſogar die hiſtoriſche Exi-

ſtenz Chriſti bezweifelte. — Wieland ſtarb den 20. Januar 1813 eines leichten Todes, in ſeinem 80ſten Jahre.

Bei Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke hatte Wieland in der Vorrede geſagt: „ich begann — vor beinah einem halben Jahrhundert — meine Laufbahn, da eben die Morgenröthe unſerer Literatur vor der aufgehenden Sonne zu ſchwinden anfing; und ich beſchließe ſie, wie es ſcheint, mit ihrem Untergange.“

So wenig Vertrauen hatte er zu einer poetiſchen Welt, die ſich aus den Kreiſen des Populärverſtandes herausbewegen wollte. Dieſe von ihm ſo übel angeſehene Welt iſt diejenige, worauf unſere jetzige Anſicht in Sachen des Gedankens und der Poeſie gegründet iſt. Daraus mag man auch auf das Verhältniß ſchließen, in welchem Wieland bereits zum jetzigen Geſchmack ſteht, ein Verhältniß, was ſchon von den Schlegel, wenn auch mit Uebertreibung, angekündigt, was von den neuen Philoſophen, wenn auch ohne deutlichen Ausſpruch, bezeichnet ward.

Er war eine liebenswürdige, anmuthige Vervollkommnung aus einer reichen Uebergangszeit, und zwar die anmuthigſte und liebenswürdigſte Vervollkommnung; aber von der eigentlich modernen Seele, wie ſie bereits neben ihm ſich hob und ſenkte, war er nicht berührt.

Möge es nicht mißverſtanden werden, wenn im Vorhergehenden die populare Verſtandesweisheit nicht für genügend angerechnet, und nicht mit dem beſten Beigeſchmacke eine alltägliche genannt wird. Man darf nicht vergeſſen, daß die Scene nicht in einer klaſſiſch erfüllten Welt ſpiele, wo über die populare Weisheit nichts hinausgeht; nein, unſere Scene liegt in einer romantiſchen Welt, die ſich zu einem noch unbegrenzten Aufſteigen ausgehoben hat. In einer ſolchen kann am Wenigſten der Dichter damit begnügt ſeyn, ein alltägliches Verſtandesverhältniß der Dinge in ſich bereit zu haben. Juſt dem Dichter liegt die Aufgabe ob, ein noch Unerreichtes zu ſuchen, oder das Erreichte in höherer Weiſe darzuſtellen, als es der alltäglichen Thätigkeit möglich iſt. Der Dichter iſt der Vorſchöpfer, und er bleibt deshalb zurück, wenn er große Anregungen ſeiner Zeit nicht ergreifen, oder ſie nur in ſo weit ergreifen kann, daß er ſie nach ihrer Außenſeite abweiſ't. Es iſt durchaus nicht nöthig, daß er ihnen zuſtimmt, denn er muß ſogar ſeine Perſönlichkeit

bewahren. In dieſer Perſönlichkeit liegt auch eine perſönliche Schöpfungskraft, deren Beiſteuer für eine neue Einſicht erfordert wird, dieſe Perſönlichkeit muß in alle Wege bewahrt, und ſie muß zu einer beſonderen Geſtaltung eines jeglichen Allgemeinen ausgebeutet werden. Aber es iſt, nach ſolcher Vorausſetzung nöthig, daß der wahre Dichter ſich in die große Anregung ſeiner Zeit verſenken, ſie für ſich freundlich oder feindlich erobern, und ſie alsdann aus ſich zu einer neuen Geſtalt ausbilden könne.

Dadurch ſchreitet er über das alltägliche Verſtändniß hinaus, und giebt einen wahrhaft geſammelten Beitrag, für die Aufgabe nämlich, aus den mannigfaltigen einzelnen Reſultaten der vorliegenden Bildung ein gründlich neues Bewußtſein feſtzuſtellen.

So mochte es Wieland befremden, bekümmern und beſtürmen, daß durch allerlei Geſpenſter- und Wunderdinge dem einfachen Verſtande ſo Vielerlei zugemuthet wurde, daß ſich die Gedankenform aus der Wolfiſch-dogmatiſchen Art in Kreiſe verſtieg, welche von ungewöhnlichem Geſetze regiert ſchienen, aber er durfte ſich nicht damit begnügen, daß er dies Befremden äußerte.

Daß er weiter nichts that, beweiſt eben, wie ſeine Fähigkeit jenſeits einer erhöhteren, modernen Grenze beendigt war. In ſeiner Jugend gab er ſich der Ueberlieferung poſitiver Glaubensſätze hin, ſo weit eine partielle Kirche dergleichen partiell geltend machte. Dabei war er nicht ſchöpferiſch, aber doch leidlich konſequent. Als er, von Zürich ſcheidend, ſich einer mehr heitern Lebenstheorie zuwandte, ſuchte er ſeinen Anhalt bei den Griechen, und dieſem hat er ſich geneigt bewieſen von ſeinem Agathon an bis zu ſeiner letzten Arbeit, dem Ariſtipp. Um das Verhältniß zu dieſer Vorwelt nun bewegt ſich die Frage, ob er zu einer höheren Konſequenz der Lebensanſicht gedrungen, und damit erhebend, ermuthigend oder wenigſtens erheiternd auf ſeine Leſer eingewirkt habe. Es kann nur das Letztere eingeräumt werden. Er hat die Dichtkunſt nur in dieſem Betrachte ergriffen, ſich und ſeinen Theilnehmern damit eine heitere Abwechſelung zu bereiten. Das iſt großer Ehren werth, denn die heitere Schönheit iſt ein vorzüglicher Theil aller Kunſt. Dies iſt es auch, was die Nation zuvorkommend von ihm aufgenommen, mit Recht geprieſen und gefeiert hat. Dies iſt es auch, was ihm

nach dem Verhältniſſe dieſes Buchs zum Beſten angerechnet worden, und wohinein ſein großes Verdienſt um Geſchmeidigung der Sprache und des Verſes dankbar eingezählt werden muß.

Aber es gilt in dieſem Buche auch noch ein höherer Maaßſtab, wornach die Dichtkunſt ſchwerer wiegend und tiefer trachtend in die höchſte Welt der Nation hineingreifen ſoll. Vermochte dies Wieland mit ſeiner nach Griechenland gewendeten Anſchauung? Nein.

Es kann hier bei Seite bleiben, daß es ſich um die Anſchauung einer fremden Welt handelt, die Frage erledigt ſich ſchon durch die Art, in welcher dieſe Anſchauung auftritt. Nach Art der Franzoſen, denen Wieland ſehr zugethan wurde, und denen er auch viele Stoffe entnahm, ging es nur auf eine Spielerei mit der griechiſchen Welt hinaus, ohne daß auf eine Folgerung für das höhere Moment des geſelligen, des ſittlichen, des künſtleriſchen oder des religioſen Lebens geſehen wurde. Nicht einmal die heitre Abſpiegelung einer konſequent erfundenen Welt wie im Arioſt findet ſich, moraliſche Bedenklichkeiten eines bürgerlichen Lebens ſchleudern darin umher, als wären ſie in jeder fabelhaften Welt zu Hauſe, es iſt faſt durchweg nur auf eine Näſcherei abgeſehn, die zur Unterhaltung dienen ſoll. Dies erſcheint nur einige Male in größerem Stile, wo es ſich doch hiſtoriſch zu einem Ganzen erhebt, wie im Sylvio de Roſalva und in den hiſtoriſchen Romanen aus der Griechenwelt, im Agathon und Ariſtipp. Im Allgemeinen bleibt die höhere Welt, welche ſich Wieland erkieſ't, ein Dilettantismus, der immer arbeitet, und unverbunden neben einem Popularbewußtſein des 18ten Jahrhunderts einherging, der den Verfaſſer beliebt machte, weil er von einem reichen Talente unterſtützt war, ihn aber niemals zur Potenz eines dichteriſchen Propheten erheben konnte, wie man ſie, auch unter mannigfacher Schattirung, zu wünſchen gewohnt iſt. Es iſt die Täuſchung über Wieland ſehr leicht, wenn man aphoriſtiſche Aeußerungen von ihm hört. Das kühnſte findet ſich darunter. Es wird geſagt, Chriſtus habe gar keine Religion ſtiften, ſondern nur den Religionsſchlendrian vernichten wollen; es wird geſagt, wer ſich der Nacktheit ſchäme, habe ſeine Unſchuld ſchon verloren, und er, Wieland, habe die ſinnliche Welt abſichtlich zur Darſtellung erwählt, um auf dem

Rechte derſelben zu beſtehn, kurz, es wird dogmatiſch hingeſtellt, was ſich in ſeiner Schriftſtellerei nur aphoriſtiſch zeigt. Aber dies waren Wellenſtöße gegen die feindliche Welt, das Wieland'ſche Weſen blieb dabei jenes ſchwatzhafte Talent, zur heitern Unterhaltung etwas auszuſpinnen.

Ganz übereinſtimmend damit blieb ſein Stil ſtets leicht aber ſehr breit geſchlängelt, dem dieſelbe Energie und kräftige Faſſung gebrach, wie ſie ſeinem Dichtungsmomente abging. Unter den Xenien Schillers und Goethe's findet ſich eine, welche dieſe Wieland'ſche Endloſigkeit folgendergeſtalt bezeichnet:

„Möge Dein Lebensfaden ſich ſpinnen wie in der Proſa
Dein Periode, bei dem leider die Lacheſis ſchläft!"

Moritz Auguſt von Thümmel — 1738—1817 — iſt in der ſinnlich heitern Auffaſſung der Gegenſtände und Situationen verwandt mit Wieland, aber hier kann ein kürzerer Maaßſtab angelegt werden, da es ſich nicht um einen Dichter höheren Stils handelt, welcher auf eine tiefere und dauernde Einwirkung ausgegangen wäre. Dieſer gleichmäßige Anſpruch, zu welchem der ſtrenge Schiller ſehr geneigt war, verleidete uns den Gewinn vielfacher Einzelnheit, die ſo erſprießlich werden kann, wenn ſie ſich aus ihren feinen einzelnen Beſtandtheilen einzelner Talente für das kommende Talent einer Nation verdichtet.

In dem berühmten Aufſatze „über naive und ſentimentaliſche Dichtung," den Schiller 1795 und 96 in den Horen gab, kommt Thümmel mehrmals an die hohen Maaßſtäbe. Den „Reiſen nach dem mittäglichen Frankreich," Thümmel's ausgezeichnetſtem Buche, wird darin Anſpruch auf Schätzung, aber keiner auf unbedingtes Lob geſtattet; es wird ihnen ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Verſtand zugeſprochen, aber es wird aeſthetiſche Würde vermißt, und „dem Ideale gegenüber" wird das Buch „beinahe verächtlich" gefunden. „Indeſſen" — heißt es weiter — „iſt es natürlich und billig, und ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß der Thümmel'ſche Roman mit großem Vergnügen geleſen wird. Da er nur ſolche Forderungen beleidigt, die aus dem Ideal entſpringen, die folglich von dem größten Theil der

Leſer gar nicht, und von dem beſſeren gerade nicht in ſolchen Momenten, wo man Romane lieſt, aufgeworfen werden, die übrigen Forderungen des Geiſtes und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt, ſo muß er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unſerer und aller der Zeiten bleiben, wo man aeſthetiſche Werke bloß ſchreibt, um zu gefallen, und bloß lieſt, um ſich ein Vergnügen zu machen."

In der jetzigen Zeit, wo man die ſchöne und geiſtreiche Darſtellung an ſich höher ſchätzt, und in dem bloßen Momente des Schönen und im glücklichen Eindrucke allein auch eine würdige That findet, iſt man milder gegen eine Schrift wie die Thümmel'ſche. Der aeſthetiſche Standpunkt, welchen ſich Schiller damals aus der Kantiſchen Philoſophie bildete, iſt ſpäter ſehr erweitert worden. Nach dem vorſtehenden hätte es ſeine große Schwierigkeit gehabt, ein Bild, eine Statue, kurz, irgend eine That der Kunſt zu rechtfertigen, welche „bloß um zu gefallen" erſchienen wäre.

Man erſieht aber aus alle dem, daß dies Thümmel'ſche Genre der Darſtellung für neu und intereſſant gehalten wurde, und in der That war Herr von Thümmel ſeiner Zeit ſehr berühmt. Er ward 1738 auf dem Dorfe Schönfeld dicht bei Leipzig geboren. Das dortige Rittergut gehörte ſeinem Vater, mußte aber nach großer Kriegseinbuße im zweiten ſchleſiſchen Kriege verkauft werden. Er hatte nicht weniger, denn 18 Geſchwiſter, der junge Mann, welcher während des 7jährigen Krieges in Leipzig ſtudirte, und ohne weiter herauszutreten, mit Gellert, Weiße, Rabener, Kleiſt Umgang pflog. Das nöthigte ihn zu einiger Einſchränkung, und es war lange nachher ein ſehr bedeutendes Ereigniß für ihn, daß er ſich 1776 im Teſtamente des alten Juriſten Balz zum Erben von 24,000 Thalern eingeſetzt fand. Der alte Juriſt hatte dem jungen Juriſten ſo lange Zeit treue Neigung bewahrt, und mit dieſem Gelde zum Theil machte Thümmel ſpäter die Reiſen, welche ihm ſo glücklich für die Literatur gediehen ſind.

Denn es iſt ein immer fortgepflanztes grundloſes Gerücht, daß Thümmel jene Gegenden, welche er beſchreibt, gar nicht geſehen habe. Das gilt nur von Berlin, dem Ausgange ſeiner Reiſe, was er erſt ſah, als das Buch lange erſchienen war.

Nachdem er in Coburg, wohin er sich als junger Mann wendete, vom Kammerjunker des Erbprinzen bis zum Minister aufgerückt war, machte er von 1775—77 mit seinem Bruder und dessen reicher und liebenswürdiger Frau Reisen durch Frankreich und Italien, auch an dieselben Orte, wo seine Reisebeschreibung spielt. Diese Schwägerin heirathete er später selbst, da sein Bruder gestorben war.

Seine erste That, die ihm Ruhm brachte, hat eben so ein leichtes Ansehn des Details, und streift bei'm ersten Anblick an das Komische, wie seine spätere Schriftthätigkeit. Er errichtete nämlich in der Nähe von Coburg eine Mühle, worin die kleinen glatten Steinkugeln verfertigt wurden, die jetzt unter dem Namen „Marmel" oder „Murmel" bekannt, und den Kindern zum Spielwerk sehr werthvoll sind. Marmorähnliches Steingeröll, was sich zum Schaden der Aecker in der Coburger Gegend vielfach vorfand, ward von den Bauern zu diesem Behufe eingebracht, sie reinigten damit ihre Aecker, erhielten noch eine kleine Bezahlung, und überließen es lächelnd dem jungen Spekulanten, was er mit diesen Kügelchen anfangen wollte. Der Artikel wurde aber nach Holland und von da nach Indien reichlich abgesetzt.

Diese Thätigkeit und diese artigen Kugeln haben eine wirkliche Verwandtschaft mit dem Geschmacke und der Schriftstellerei Thümmels. So glatt, so artig ist seine Prosa, eine Prosa, die für seine Zeit ausgezeichnet war, und sich heute noch durch rasche, glatte, farbige Lebendigkeit auszeichnet. Just solch ein gefälliges Kinderspielwerk sind die vielen Verse, welche er einstreut, die in Wieland'scher Geschmeidigkeit sich bewegen, mit mythologischen Bildern tändeln, überall nur gereimte Prosa sind, und selbst noch ein wenig über den störenden Geschmack jener Zeit an Versen hinausgehn, weil sie ohne Anspruch dazwischen schlüpfen. Just in solcher halben Tändelei giebt er Erzählungen und Bemerkungen, die doch stets auf eine schmeichelnde Form, auf ein geschmackvolles und im Innern oft auf ein wirklich künstlerisches Spielwerk hinausgehn.

Er begann mit seiner „Wilhelmine, oder der vermählte Pedant. Ein prosaisches komisches Heldengedicht," was 1764 erschien. Der Titel läßt es Manchen unter Gedichten suchen,

während es just aus einem Streite über poetiſche Proſa entſtanden war, und wirklich in Proſa geſchrieben iſt. Ein pedantiſcher Landprediger verliebt ſich in ein Mädchen, was bei Hofe Kammermädchen geweſen iſt, und vom Hofmarſchall begünſtigt wird. Der Prediger wirbt beim Hofmarſchall um ſie, und es wird Hochzeit gefeiert.

Dieſer einfache Inhalt ward mit einer graziöſen Schalkhaftigkeit behandelt, wie man ſie in deutſchen Büchern nicht gewohnt war, und Thümmels Name ward über die Maaßen erhoben. Dies bleibt überhaupt ein vorzügliches Moment Thümmel'ſchen Vorzuges und Ruhmes, daß er als fein gebildeter Hofmann ſich in eine demokratiſche Literatur miſchte, die Mängel der äußerlichen Vornehmheit verſpottete und doch viele Gaben einer feinen Sitte, eines feinen Taktes, einer feinen Beobachtung mitbrachte, und für alles dies einen ſo leicht und graziös ſchattirten Ausdruck fand, wie er ſelten, ja faſt unerhört war. Es iſt darum in neuerer Zeit öfters auf eine Aehnlichkeit der Schreibweiſe des Fürſten Pückler mit der Thümmel'ſchen aufmerkſam gemacht worden.

Dies ſogenannte Gedicht überraſchte damals dergeſtalt, daß es in's Franzöſiſche, Holländiſche, Ruſſiſche und Italieniſche überſetzt wurde.

Dann brachte er eine andere ſchalkhafte Erzählung, und diesmal wirklich in Verſen, „die Inokulation der Liebe" 1771, ließ dann ſeine Feder an die zwanzig Jahre ruhen, wenn Einzelnes, was er zu Nicolai's Bibliothek gab, nicht in Anrechnung kommt, und brachte erſt 1791 die erſten Theile ſeiner „Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahre 1785 bis 1786." Daß er zehn Jahre ſpäter angab, als er die Reiſe wirklich gemacht hatte, mag wohl die Meinung erzeugt haben, er ſei nie in jener Gegend geweſen.

Das Genre einer belletriſtiſchen Reiſebeſchreibung war nicht ganz neu, Nicolai's Reiſe, welche bei deſſen Schriften erwähnt iſt, war 1783 erſchienen. Aber dies Genre, aus der eigenen Reiſe einen Roman loſen Zuſammenhangs zu machen, und als Reiſender ſelbſt, der von der Hypochondrie geheilt wird durch das Reiſen, Mittelpunkt zu ſeyn, war allerdings neu in Deutſchland, wenn auch der engliſche Yorik vorſchweben konnte. Und von

allem Uebrigen abgeſehen war die feine Darſtellung vollkommen eigen.

Man findet Thümmel darin mitten in den Sympathieen und Antipathieen der Aufklärungsperiode. Er begegnet in Straßburg einem Magnetiſeur, und es ergiebt ſich, daß es ein Spaßvogel iſt; er ſtößt in der Gegend von Nimes auf einen einſamen alten Thurm, hält ihn für einen uralten Tempel des Stillſchweigens, iſt betroffen und erhoben von der Majeſtät der ringsum ruhenden Landeinſamkeit, läßt ſich zur Andacht auf einen Stein nieder und betet — der liebe Gott des Stillſchweigens möge ihm beim Hofgeplapper zu Hilfe kommen.

Aber ein liebenswürdig Herz, und eine liebenswürdige Faſſung erhebt das Buch dennoch über die ſo nah liegende Trivialität; die Spiegelung der einfachſten Dinge und Anſichten in einem geiſtreichen Gleichniſſe iſt oft von reizendſter Darſtellungskunſt. Merkwürdig genug iſt bei dieſer Faſſung zu erwähnen, daß ſie ihm, dem Proſaiſten des Details, doch im Detail gar nicht geläufig geweſen zu ſein ſcheint. Die kleinen Vorforderungen des Schreibens waren ihm läſtig, ja er war ihrer kaum mächtig. Er diktirte ſeine Bücher, und zwar begann er für den gewandten Sekretair meiſt nur den Satz, dieſem nur den Gedankenfortgang angebend, die Faſſung ſelbſt aber überlaſſend. Es iſt viel darüber geſagt worden, ob dem alten Herrn, dem Hypochonder, der erſt hinter Fontainebleau, bei Yvri zum erſten Male heiter wird, ob dieſem alten Manne nicht die ſinnliche Koketterie mit Mädchenreizen zu verüblen ſei, welche ſo befliſſen und oft lüſtern zum Vorſchein kommt mit Margot, mit Clärchen und mancher Anderen. Schiller in ſeiner damals ſo ſtrengen Grenze ſtellt ſich ſehr ungehalten darüber, und Dieſer und Jener hat es ihm nachgethan. Dieſer Punkt iſt bei Thümmel ſchwieriger zu erörtern: einmal liegt eine plane Lebensanſicht des fröhlichen Genuſſes auf dem ganzen Boden dieſer Figur, und die ſinnliche Ergötzung ſelbſt, ſobald ſie in Alter und Form zuſammenſtimmt, bedarf im Weſen dieſes Buches keiner Rechtfertigung. Inſofern begegnet das Wieland'ſche Bemänteln und moraliſche Begütigen nicht. Ferner iſt die Färbung, da der alte Herr meiſt das moraliſche Nachſehn hat und von der Jugend überholt wird, oft ſo drollig und wehmüthig, daß der Vorwurf nicht recht aufkommen will, wenn

man auch die Strumpfbandlöſung geradezu ſchlüpfrig finden und den Mangel energiſcher Sinnlichkeit tadeln mag. Die Ausbeute letzterer für den Leſer, eine Kräftigung zu ſchwellender Geſundheit, iſt freilich nicht da, und wenn man auch nicht eben in ſchwächliche Weichlichkeit Clauren'ſcher Klätſchelei verſetzt wird, ſo bringt der alte Herr auf die Länge doch zu viel Derartiges, und man wünſcht entweder ein Ende, oder einen Aufſchwung zur vollen künſtleriſchen Schönheit, wobei die Lüſternheit ſchweigt, und die reine, erfüllte Form ihren klaren, wohlthuenden Eindruck äußert.

Klinger, ſeines alten Sturmes und Dranges eingedenk, ſpricht noch 1805 von dem „hohen, moraliſchen Sinne" Thümmels, nachdem er kurz vorher von der glühenden Farbe deſſelben geredet, und läßt es dahingeſtellt, auf was Alles der moraliſche Sinn ſich beziehen ſoll; — jedenfalls iſt Thümmel durch die Vorwürfe der Moraliſten meiſt hindurchgeſchlüpft, welche ſinnliche Reizung ſo ſchwer verdammen, weil er aus einem liebenswürdigen Herzen, und aus einer hohen Stellung doch die beſten Popularitugenden ſeiner Zeit ſo vortheilhaft in ſich ausgedrückt hat, namentlich das Gefühl für Freiheit und Rechtſchaffenheit.

Er iſt nicht zu verwechſeln mit ſeinem Stiefſohne Auguſt Wilhelm von Thümmel und einem Fr. v. Thümmel, die auch als Schriftſteller aufgetreten ſind.

Am Entſchloſſenſten trug Wilhelm Heinſe den Reiz der Sinnenwelt und den künſtleriſchen Abdruck davon in unſere literariſche Schrift über. Angelehnt an die alte klaſſiſche Welt, wie es damals allgemein geſchah, hat er dreiſt und konſequent ſolche künſtleriſche Ideale zu erſchaffen geſtrebt. Alles, was bisher in Schilderung der Epoche des 18ten Jahrhunderts erwähnt worden iſt, trug ſein Scherflein bei zu ſolchem Verſuche, ſich aus allem hiſtoriſchen Herkommen in eine ganz unabhängige Welt der künſtleriſchen Exiſtenz zu verſetzen. Ein hiſtoriſch-religioſer Verband war nicht da für Leute des höheren Gedankens; eine geſellſchaftliche Harmonie im Staate war nur denjenigen nahe, welche mit Gütern ausgerüſtet und übrigens unbekümmert waren; jeder Andere ſah ſich

berechtigt zu zweifeln, zu ſpotten, allen erdenkbaren Idealismus an die Stelle zu ſetzen; die griechiſche Welt war ein Dogma geworden für Jeden der auf höhere Kultur Anſpruch machte, die Schriftſteller oder Dichter, wie ſie alle heißen, ſchrieben ſich keinen Brief, verfaßten nicht eine Seite worin nicht Sokrates oder die Grazie, oder Aspaſie oder irgend ſonſt ein griechiſcher Name und Begriff erwähnt worden wäre. Dergleichen war Alphabet der ſchönen Wiſſenſchaft, und wir finden in fraglos aufgenommenen Worten für unſere Sprache heute noch die deutlichſten Spuren. Das eben erwähnte Wort Grazie, die Komödie, die Tragödie, das Dramatiſche, Lyriſche, Epiſche, kurz alles Aeſthetiſche iſt aus jener Zeit für uns eingebürgert worden.

Ein muthiger Geiſt, von einem geſunden, ſchwunghaften Körper getragen, hingelockt zu jener griechiſchen Welt, von Trägheit und Eitelkeit abgehalten, ſich der wirklichen Umgebung mühſam und genau zu bemeiſtern, eine kühne Phantaſie mußte endlich einmal aus all der Tändelei heraus ſich ganz und gar der Bedingung und Folgerung jener alten Exiſtenz im Ganzen hingeben, welche ringsum in aller Einzelnheit geprieſen wurde. Dieſen Geiſt und dieſe Phantaſie, dieſe Trägheit und dieſe Eitelkeit beſaß Heinſe, jenen idealiſchen Muth nicht minder, und ſo entſtand in ihm die merkwürdige Figur gewaltſamer poetiſcher Thaten, welche die halb chriſtlichen, halb klaſſiſchen Kritiker ſo lebhaft beunruhigt hat.

Wilhelm Heinſe war aus Langewieſen an der Ilm, einem Stadtflecken unweit Ilmenau, gebürtig. Den 15. Februar 1746 oder 49 kam er dort zur Welt. Sein Vater war Bürgermeiſter, Landſchaftsdeputirter und Organiſt in einer Perſon. Nach ſtückweiſer Erziehung, die er zu Hauſe vom Vater, in der Nähe von einem Theologen erhalten hatte, nach einem ſtückweiſen Studium in Jena kam er nach Erfurt, und ſchloß ſich dort an Wieland. Das Verhältniß zu dieſem macht ſein eigenes in der Literatur am Deutlichſten. Heinſe's Drang und Naturel zog ihn zu all der griechiſchen und zu all der ſinnlichen Lockung, welche aus Wielands Schriften hervorſprang, ſo ſchüchtern und bürgerlich ſie auch öfters zurückgenöthigt wurde.

Das bildete ſich nun in Heinſe's viel dreiſterem Weſen rückſichtslos heraus, und Niemand fühlte darüber größeren Aerger,

größeren Zorn als der Stiefvater Wieland. Heinse, völlig arm, auf das halbe juristische Studium in keiner Weise rechnend, ließ sich von diesem an den allezeit bereitwilligen Gleim empfehlen; Gleim schickte Unterstützung, aber das konnte doch auf die Dauer beim Mangel aller übrigen Hilfe nicht ausreichen, und Heinse schloß sich einem abenteuernden Hauptmanne an, welcher in Geschäften der dänischen Lotterie durch Deutschland reiste, welcher Gefallen an Heinse fand, und gelegentlich dessen Feder benutzen wollte. Dies wüste Verhältniß gab Reisegelegenheit, aber sonst ward es unpassend und lästig. Die Schriftstellerei, welche der Hauptmann betrieben sehen wollte, ging denn auch mehr auf dasjenige hinaus, was auffallend und dadurch Kaufartikel würde. Heinse machte sich endlich von ihm los, und wenn der Umgang nicht bereits nachtheilig gewirkt hatte, was nicht mit Sicherheit zu verneinen ist, so hätte er bei längerer Dauer den jungen sinnlichen Mann sicherlich tief in ein wüstes Treiben geleitet. Genug, der erste Hauptanstoß zu Wielands Zorn gegen Heinse ward in dieser Verbindung gelegt. Der lockenden Schlüpfrigkeit halber veranlaßte der Hauptmann den jungen Dichter zur Uebersetzung des Petron'schen Satyrikon; die Ausgabe verzögerte sich, und erschien erst, als Heinse bereits in einer Hauslehrerstelle zu Halberstadt in Gleims Nähe und besonderem Schirme war. Hierher fallen zwei merkwürdige Briefe, welche über den Sinnlichkeitspunkt für die Literaturgeschichte von Bedeutung sind. Wieland nämlich schrieb an Gleim einen flammenden Brief, in größter Entrüstung über jene Uebersetzung, und eiferte schonungslos gegen all solches Thema. Dieser Brief sollte Heinse mitgetheilt werden. Ueberaus merkwürdig ist darin, daß von irgend einem Principe, was so oder so weit zu beschränken wäre, von einem Verhältnisse zur Griechenwelt, welche sonst alle Schriften und Briefe Wielands erfüllte, gar nicht die Rede war; die eigene Neigung, sinnliche Reizung einzuweben, aller verwandte Bezug auf das stets gepriesene griechische Ideal blieb völlig unerwähnt, und der junge Heinse, solchergestalt von einem hochgestellten Autor angefahren, findet ebenfalls keine Gelegenheit, den leichtsinnigen Petron mit irgend einem klassischen Principe zu beschönigen. Er vertheidigt nur mit allem Eifer sein Herz, was Wieland angegriffen, wenigstens stark in Zweifel gezogen hatte, und

ſchiebt viel auf den Hauptmann; alle griechiſche Bildung, die ſonſt Alles durchdringen mochte, iſt beiderſeits ganz aus der Rede, und der Standpunkt eines bürgerlichen achtzehnten Jahrhunderts gilt allein. Nur gegen das Ende der Antwort faßt ſich Heinſe zu der naiven Aeußerung, welche all die Widerſprüche enthält, und ſich folgendermaaßen ſatiriſch geſtaltet: „Ihre Behandlung iſt raiſonnirt, meine im Taumel der Phantaſie begangen worden, — ich dächte, daß der Meiſter dem jungen Artiſten verzeihen könne. Bei dieſem Allen gelobe ich Ihnen hiermit heilig an, in Zukunft, ſo viel in meinen Kräften ſteht, keine Zeile zu ſchreiben, die nicht von den Veſtalen geleſen werden könnte, welchen man Ihre komiſchen Ezählungen und Ihren Amadis vorlegen darf; mit dem beſten Discernement ſei dieſes hiermit angelobt. Noch geſtehe ich Ihnen, daß eine rührende Empfindung in meinem Herzen über Ihren Eifer an meiner Bekehrung wallte, während mein Genius mit der Schwärmerei derſelben höchſt unzufrieden war."

Es blieb auch etwas durchaus Vergebliches, Heinſe von der Sinnenwelt abzuſchrecken. Er hat nichts mehr geſchrieben, was in die Gattung des Schlüpfrigen gerathen wäre, — ein Vorwurf, welcher auch ſeine „Kirſchen" traf, die er auf Gleims Veranlaſſung dem Dorat nachgereimt hatte — aber, was er auch ſchrieb, und wenn es ein einfacher Brief war, es war getränkt von dieſem heißen Drange, aller ſinnlichen Strömung und Biegung der Welt Herr zu werden, in dieſer ſchaffenden Lebenskraft mit zu weben, jedes Ding, jeden Vorfall in den Schein und in das Verhältniß zu ſetzen, wodurch es, innerhalb der Kunſt vermittelt, uns zugeführt würde.

In dieſer Weiſe iſt er durchaus eigen in unſerer Literatur, faſt immer manierirt, oft großartig. Sehe man von dem Mangel ab, daß er, von einer klaſſiſchen Modetendenz verleitet, die wirkliche Welt nicht zu einer gemäßen Bildung verarbeitete, wie es ſeinem geſtaltreichen, friſchen Blicke erreichbar geweſen wäre; entäußere man ſich des Anſpruchs ſolcher Art, und man findet übrigens außerordentliche Kraft und Gewandtheit in Heinſe anzuſtaunen. Es gebrach ihm die Wieland'ſche Flüſſigkeit und Beweglichkeit der Erfindung, alle die ſpielende, geſchmeidige Anmuth, womit dieſer lockte, die Weichheit der Sprache, der breite

Umfang des Intereſſes, welches er nahm und weckte, aber in gedichteter Abſicht und Faſſung, in Stärke, Höhe und Nachdruck übertraf er ihn weit. Das ewige Kennzeichen eines Poeten war in ihm, dieſer Gottesſtempel, wodurch der Dichter als umrundeter, völliger Schöpfer angekündigt wird. Nicht die Unterhaltung bloß, nicht der flüchtige Reiz allein war ſeine Abſicht der Dichtung; er griff in die Tiefe und Höhe, um eine nach oben und unten geſchloſſene Welt zu bauen und zu ſchmücken. Seine Höhe war nur der griechiſche Olymp, ſeine Tiefe nur der bilderreiche Acheron, weil er zu träge war, ſeine Welt mit Perſpektive zu durchdringen, aber in dieſer ſeiner Welt war er auch konſequent, erſchöpfend und ſchön. Sein Weſen war nur eben darauf geſtellt, dasjenige genial zu erfaſſen, was aus dem Sinnenraume in den künſtleriſchen Bezug hinüberreichte; von der Romantik, welche ſich über dieſen Raum erhebt, von einer ſtreng gedanklichen Religion, welche das Feſte des Raumes überfliegt, war nur eine unbeſtimmte Verbindung in ihm, und auch dieſe nur in künſtleriſch beſchränkter Art, nämlich die Muſik. Aber weniger die Muſik, welche romantiſch in die ewige Möglichkeit vertieft, ſondern die Muſik als geregelte Verkündigung ſchöner ſinnlicher Verhältniſſe.

Wenn jener Petron, jene „Kirſchen," einzelne Sinngedichte und ähnliche Federübung damaligen Geſchmackes überſehen werden, ſo beginnt auch ſeine Schriftthätigkeit früh in ſolcher geſchloſſenen Art, daß eine in Sinnenbezügniſſen erſchöpfte Welt konſequent von ihm dargeſtellt wird.

Dies erſte Buch iſt „Laidion," welches noch in ſeiner Halberſtädter Zeit erſchien, und worin jene berühmte Liebenswürdigkeit der Griechen, jene Lais die Hauptperſon ſpielt, welche in den chriſtlichen Schulen nach modernem Begriff gemeſſen und eine freche Buhlerin genannt wird. Dergleichen Namen, Perſonen, Verhältniſſe waren damals der ſchönen Literatur ſo geläufig, daß eine ähnlich üble Verwechſelung nur dem Unverſtande zugetraut, und das Dreiſte des Themas mehr angeſtaunt als bezüchtigt wurde.

In dieſer Laidion lebt und webt nun, man möchte ſagen, das tranſcendente Griechenland, Lais iſt todt, und ſchwebt auf zum Elyſium; Solon, Aſpaſia, Orpheus halten Gericht über ſie,

eine freie Welt der Schönheit wird darin heiter verhandelt, und eine ganz andere Vorstellungsart als die christliche ergeht sich in oft breiter, oft geistreicher und überraschender Erfindung.

Heinse, der, besonders damals, viel weniger zu Hause war in der griechischen Schriftwelt als Wieland, bekundet doch schon hierin einen viel verwandteren Einblick und Eindrang als Wieland im Agathon, weil ihm diese griechische Existenz naturgemäß verwandter war als jenem, bei dem sie ein Dilettantismus blieb. Es begegnet ihm nie etwas so Ungriechisches wie dem Agathon, welcher, ein Götterzögling von Delphi, für baare Naturschönheit schwärmt im Gegensatze zur Kunstschönheit, da es doch just ein vorstechendes Merkmal der alten Klassiker ist, daß unsere moderne Theilnahme an der Natur und Schilderung derselben ihnen fremd bleibt.

Mit dieser Laidion schließt sich die unreife Jünglingszeit Heinse's ab, aus welcher uns nicht eben lockende Kennzeichen übrig geblieben sind in dem von Körte herausgegebenen Briefwechsel zwischen Gleim, Heinse, Johannes Müller und Jacobi. Heinse bewegt sich darin fast durchweg in unerquicklicher Uebertreibung, in unklarer Eitelkeit, in ungeformten Ausrufungen.

Von Halberstadt nimmt ihn Georg Jacobi mit nach Düsseldorf, damit er an der „Iris" arbeite. Dies geschieht zu Anfang des Jahres 1774. Dort in Düsseldorf bleibt er bis zum Frühsommer 1780, und in diese sechs Jahre fällt die formellere Ausbildung seines eigenthümlichen Dranges, seine Bekanntschaft mit Goethe, der ihn enthusiastisch begrüßte, all seine Vorbereitung auf ein Leben in Italien, und wenn es sein könnte, in Griechenland, an den Stätten der alten Existenz, unter den Denkmälern der alten Kunst. Das schönste Zeichen dieser Vorbereitung sind seine Briefe über die Düsseldorfer Gemäldegallerie, welche er im Merkur abdrucken ließ, und die größtentheils auf einem Marmortischchen in der Gallerie selbst geschrieben waren. Geistreich und frisch, wie fast nirgends vor ihm in Deutschland, ging er hier auf den schönsten Sinn der Farben und Gestalten ein, und noch viele Jahre später bezeigt Rachel, eine so unbestechliche Richterin des Aechten und wirklich Empfundenen, ihre Entzückung darüber. Uebrigens beschäftigte er sich mit italienischen Dichtern, zunächst mit Ariost und Tasso, die er leider hier und später in

Venedig in Prosa übersetzte, ein wunderlicher Mißgriff, welchen man einem für Formschönheit so begeisterten Mann nicht zugetraut hätte. Lebensbeschreibungen der Sappho, des Petrark, des Tasso wurden in der Düsseldorfer Periode verfaßt.

Mancherlei Berührung mit Pietisten, die in Westphalen schon damals zahlreich sind, mit Basedow, mit Lavater äußert gar keinen Einfluß auf ihn. Sein Wesen war dermaaßen unvermischbar, daß es wenig oder gar keine Einwirkung von anders Gesinnten bemerkt. Jung Stilling schildert ein Gastmahl in Elberfeld, wo zwischen Lavater und vielen Hauptpietisten der Gegend Goethe und Heinse heiter und artig sich herumbewegen. Da findet sich auch ein oberflächlich Konterfei Heinse's, „er war ein kleines, rundköpfichtes Männchen, den Kopf etwas nach einer Schulter gerichtet, mit schalkhaften hellen Augen und immer lächelnder Miene; er sprach nichts, sondern beobachtete nur; seine ganze Atmosphäre war Kraft der Undurchdringlichkeit, die Alles zurück hielt, was sich ihm nähern wollte." —

Jene Unberührbarkeit seines eigentlichen Kerns zeigt sich am Deutlichsten im Verhältnisse zu Fritz Jacobi, dem er in vieler Weise sehr nahe gerückt und verpflichtet wurde. Fritz Jacobi, der sich in späterer Zeit ganz und gar auch in der Gedankensphäre zur Berufung auf den Glauben neigte, welcher zum Entsetzen in Lessing einen Spinozisten erblickt zu haben meinte, welcher später in seinem Woldemar zur romantischen Versenkung in den Gedankenglauben das Haupt senkte, stand in einem, wenn auch gemessenen, Freundschaftsverhältnisse zu Heinse; dieser richtete all seine italienische Korrespondenz an ihn, und milderte sich darin wohl in seinen Dithyramben über Sinnenschönheit, gab aber im Grunde nicht eine Faser seines eigentlichen Kernes hin. Wahrscheinlich größtentheils von Jacobi mit Geldmitteln versehn, machte er seine Reisen durch Italien, auf denen er drittehalb Jahre verbrachte; — dieses von persönlicher Sympathie unabhängige Opfer Jacobi's, was er der Begabtheit brachte, und einem möglichen Kulturgewinne, der so weit ablag von seiner Sphäre des nächsten Wunsches, dies Opfer an Heinse macht Jacobi eine unverlöschliche Ehre.

Heinse überließ sich ganz und gar seiner bequemen Anschauung: es sind an die zehn Jahre seit seinem kleinen Buche

Laidion verflossen, und er hat noch kein neues erzeugt, er hat nur einzelne Aufsätze geschrieben, in Italien, wo ihm doch so viel Zeit geblieben wäre, sich nur eine Zeitlang mit der Uebersetzung des Tasso beschäftigt, und nur aus der letzten Epoche in Rom erscheint in seinen Briefen einmal die Andeutung, er sei mit einem Romane beschäftigt. Ob dies Ardinghello gewesen, erfährt man nie deutlich, eben so wenig, ob ein anderer Anfang darunter gemeint sei. Es fehlt überhaupt bei diesem stürmischen Autor, der sich nirgends an eine Weiblichkeit recht band und fesselte, die für ihn noch große Schritte nach dem Ideal vor sich hatte, oft an genauer Lebensnachricht. Er wollte lange gar kein Amt, oder doch nur ein sehr loses, weil ihm Gehalt nöthig war; er hat nie geheirathet.

Zurückkehrend nach Deutschland kehrte er wieder in Düsseldorf ein, und hier ist wieder von einem Buche in einem Schreiben die Rede, welches er an Gleim richtet, aus dem Jahre 84. Aber auch darüber erfahren wir nichts Näheres, und es ist unwahrscheinlich, daß beide Nachrichten auf den erst später abgefaßten Ardinghello gehen. Er fand wenig Ruhe in einem ökonomisch unsichern Leben, und sein Studium der italienischen Musik, welches er am Klavier fortsetzte, seine Lektüre der Alten, Billard- und Schachspielen mit Fritz Jacobi half nichts zum nöthigen Erwerbe. Drum ergriff er rasch die kurze Gelegenheit, mit einem jungen Edelmanne eine flüchtige Reise nach Holland zu machen, und ergriff es später als ein Glück, daß ihm die Lectorstelle beim Kurfürsten von Mainz angeboten wurde. Sie wurde dann in den Posten eines Hofraths und Bibliothekars erhöht, und in Mainz und Aschaffenburg hat er als solcher neben Johannes von Müller die letzten Jahre gelebt, und seine Hauptbücher geschrieben. Außer der Laidion sind es nur drei, „Ardinghello," „Hildegard von Hohenthal," „Athanasia und das Schachspiel."

Im Jahre 1787 kam er nach Mainz, zu Ende des Jahres erschien Ardinghello, welcher gemeinhin als sein Hauptbuch betrachtet wird. Das Mark seiner italienischen Reise, alle seine Schwärmerei für das Nackte, für bildende Kunst überhaupt und für ein frisches, fröhliches Leben, welches sich an solche Principien lehnt, ist darin niedergelegt. Dies Alles ist mit einer

großen Herrschaft über die geistige Verbindung zwischen dem Geistigen und Aeußerlichen niedergelegt, und mit Ausnahme einiger miſderen Produkte von Goethe, wie der Elegieen, das stolzeste Resultat des klassischen Studiums, was mit einer vollen Gestaltung in unsere Literatur getreten ist. Es geht darum einen großen Schritt weiter als der ähnliche Versuch Wieland's im Agathon und Aristipp, weil es entschlossener und ganzer das alte Leben in der Sinnenwelt auffaßt, weil es daneben den modernen Zustand, die moderne Forderung berücksichtigt, und nach einer Vereinigung dieser Welten trachtet. Es ist mehr dichterischer Charakter, und weniger bloße Beschreibung, es versucht eine That, während sich Agathon und Aristipp mit einer Spiegelung begnügen. Um deswillen ist dies Buch eine der merkwürdigsten Proben aus jener Literarepoche, auch wenn es nicht die einzig konsequente wäre.

Der markige Stil, welcher nirgends bis ins geschmeidige Detail ausgeführt, sondern mehr rasch hingeworfen ist, erinnert an geistreiche Skizzen des Malers und Bildners. Leider sind die ersten Ausgaben arg von Druckfehlern entstellt.

Als die Franzosen nach Mainz drangen, blieb er noch lange Zeit zur Ordnung der Bibliothek zurück. Während des Eindrangs der Jacobiner war er in Düsseldorf und auf dem Lande bei Aachen gewesen. Dann brachte er die Bibliothek nach Aschaffenburg, und schrieb daneben im Sommer 1794 noch in Mainz den Anfang seiner „Hildegard von Hohenthal," deren erste Bände 1795 erschienen.

Dieser Roman hält sich an eine andere Sinnenwelt, an die des Ohres, an die musikalische, und die Schwingungen der übrigen spielen nur nebenher. „Die bloße Vokalmusik" — heißt es darin — „ist eigentlich, was in den bildenden Künsten das Nakkende ist." — „Unser Gefühl selbst ist nichts anderes als eine innere Musik, immerwährende Schwingung der Lebensnerven. Alles, was uns umgiebt, was wir Neues denken und empfinden, vermehrt oder vermindert, verstärkt oder schwächt den Grad ihrer vorigen Bewegung. Die Musik rührt sie so, daß es ein eigenes Spiel, eine ganz besondre Mittheilung ist, die alle Beschreibung von Worten übersteigt. Sie stellt das innere Gefühl von außen in der Luft dar, und drückt aus, was aller Sprache vorhergeht,

ſie begleitet, oder ihr folgt.“ „Göttliche Kunſt, welche die Exiſtenz fühlender Weſen ſo unmittelbar unter ihrem gewaltigen Scepter hat.“ „Das Ohr iſt gewiß unſer richtigſter Sinn; und ſelbſt das Gefühl, welches man bisher für den untrüglichſten gehalten hat, bildet ſich nach ihm. — Deswegen ſind die Taubgebornen auch um ſo Vieles trauriger und unglücklicher als die Blinden, weil ſie den Hauptſinn des Verſtandes, der die andern zur Richtigkeit gewöhnt, nicht haben; und ſo giebt die Muſik unter allen Künſten der Seele den hellſten und friſcheſten Genuß.“

Es wird hierzu beigebracht, daß auch phyſiſch der Hörnerve am Unmittelbarſten mit dem gemeinſamen Senſorium im Hirn verbunden ſei.

Im Ganzen wird hier wieder zum erſten Male, und als Zuſammenfaſſung auch jetzt noch unübertroffen, ein Sinnenfeld bearbeitet, mit den feinſten Geſetzen und Verhältniſſen des Geiſtes bearbeitet, ſo daß ein ſchönes Reſultat, eine Kunſt, eine ſtufenmäßig eroberte Verbindung mit höherer Welt gewonnen wird. Der Roman iſt überfüllt mit theoretiſchem und hiſtoriſchem Detail der Muſik, die Rechnungen des Pythagoras, alle Wendungen eines berühmten Komponiſten ſind angeführt, ſo daß der alltägliche Romanleſer übel daran iſt. Für den forſchenden wird der Gang und das Reſultat hierdurch erfreulicher und klarer. Glücklicherweiſe iſt auch gegen den Sinn des Ohres das moraliſche Vorurtheil nicht ſo rege, wie gegen den des Auges und des Fühlens, weil die beiden letzteren leichter ſtörend zu Uebergriffen in das Bereich der Verwaltung verleitet ſind. Aus dieſem praktiſchen Standpunkte iſt aber die Mehrzahl lediglich gewohnt, Sinne in Betracht zu ziehen; über dem Nutzen oder Schaden für die Geſellſchaft vernachläſſigt man, daß die Sinne noch ein anderes und höheres Verhältniß und eine andere und höhere Bedeutung haben, daß ſie für den Menſchen offenbar die begabteſten Trabanten des Geiſtes ſind, um die höchſte Möglichkeit der Erde zu berühren, eine Verbindung mit ſonſt Unerreichbarem anzuknüpfen.

Dieſes vorherrſchende Intereſſe der bloßen Verwaltung iſt daſſelbe, was ſchon oft bei Betracht aller Poeſie erwähnt iſt, was alle Kunſt und höhere Thätigkeit auf den nächſten moraliſchen Nutzen für die Geſellſchaft zurückführt, was im praktiſchen Leben ſeinen großen Werth hat, im Gebiete der höchſten Thätig-

keit, im Gebiete der höheren Kunſt und Wiſſenſchaft aber lähmend und verderbend iſt. Heinſe exiſtirt nun für dies Intereſſe der Verwaltung gar nicht in all ſeinem Streben und Trachten, er ringt, oft zu einſeitig, nach einer möglichſt unmittelbaren Verbindung mit dem Gottesodem, welcher die Welt durchdringt, und dabei iſt ihm die Verwaltung der Welt Nebenſache. Das wird ihm bei einem Sinne wie das Gehör, leichter verziehn werden; denn wir ſind nun einmal in eine ſo inkonſequente Bildung gerathen, daß alle Schwelgerei des Ohres geduldet, ja geprieſen wird, und zwar eben ſo abſolut, als Schwelgerei oder auch nur lauterer Genuß eines anderen Sinnes Verdammung erleidet.

Dies Vermiſchen des Verwaltungspunktes mit dem einer freien Exiſtenz iſt ſeit einiger Zeit unſer Hauptgebrechen, weil unſre Entwickelung ſo viel Nothwendiges überſprungen, die Sinne und die Zweifel nur zu eng aufgenommen hat, und ſich nun ſtets bedroht ſieht, wenn ſie ſich erheben. Es wäre ein unendliches Verdienſt, wenn ein philoſophiſcher Kopf die Kategorieen einmal ſtreng ordnete; iſt man ſich einer Ordnung bewußt, ſo wird dem Genie auch mehr Freiheit geſtattet, es wird mehr geſchaffen, die kleinſte Schöpfung wird ſchneller erkannt und untergebracht, die bloße Dreiſtigkeit des ſchöpferiſchen Unvermögens fällt ohne Weiteres, weil ſie nicht mehr von der falſchen Lockung des Verbotenen begleitet iſt, — und die bloß praktiſchen Richter ſind ein für allemal aus einer Sphäre gewieſen, worin die Arznei ihres Kreiſes zu Gift wird.

Dieſe letzteren haben natürlich auch an Heinſe gerüttelt; aber deſſen theoretiſche Waffen ſind ihnen meiſt zu ſcharf geweſen, und nun liegt das Moos der klaſſiſchen fünfzig Jahre darauf. Aber rein iſt das Verhältniß zwiſchen ihm und der Kritik noch keineswegs, und es wird es nicht, ſobald jene Scheidung nicht kategoriſch aufgeſtellt iſt; hier endigt das Gebiet der bloßen Verwaltung, was mit dem guten oder ſchlechten Beiſpiele, mit der Schwäche und Ausartung zu thun hat, und hier beginnt das Gebiet der Erhebung und des Aufſchwungs aus der polizeilichen Schranke, welche für das Zuſammenleben gut und nöthig, aber für alle höhere Frage des Menſchen hinderlich iſt.

Käme in der Hildegard außer dem Gehör nicht noch eine ſtürmiſche Liebe der Hildegard zu Lockmann vor, oder hätte

Heinse den Geruch und den Geschmack verherrlicht, denn die Lust des Essens und Trinkens hat ein Bürgerrecht gegen Gesicht und Gefühl, so fände er einen leichteren Stand. Jetzt wird es aber stets nur für die Freieren gesagt, daß Heinse mit großer Genialität auf allerlei Grenzen der Kunst reizende Züge unternommen, und mit viel Lockung dargethan hat, alle Kunst sei eine freie Verbindung zwischen den Sinnen und dem Geiste, der Gewinn sei stets sicher bei solcher Verbindung, der schönste belohne aber nur, wenn auch das richtige Maaß der beiden Bestandtheile ergriffen werde.

Dies Maaß hat Heinse nicht immer getroffen, und zum Theil deshalb, nicht bloß, weil er bedenklichere Stoffe gewählt, ist er niemals siegreich in die erste Reihe klassischer Autoren eingedrungen.

24.

Die Göttinger Dichter, und vereinzelte Poeten.

Man begreift sie auch unter dem Namen des „Hainbundes," zu welchem sie sich nach altvaterländischer Weise vereinigten, wenn auch der Hain selbst für die schwächeren Leiber der späten Enkel nicht mehr stetiger Vereinigungspunkt werden konnte, wie bei den altdeutschen Vorfahren.

Die Hauptjahre dieses Dichtervereins, welcher dem Leipziger nachgeahmt wurde, gehen von 1768—1776; der Hauptanstifter und gewissenhafte Betreiber war Boje und nächst ihm Gotter; jüngere Mitglieder wurden Bürger, Hölty, Miller, Voß, die Grafen Stolberg, Leisewitz, Karl Friedrich Kramer. Eroberungswaffe, und der Mittelpunkt und Ausdruck aller Bestrebung und Schwärmerei war das Lied, lebhafte Beihilfe ward gesucht in Uebersetzungen. Anhalt nach außen, Zeugniß für's Publikum gab der erste Musenalmanach, den Gotter und Boje 1770 herausgaben, und erst 1776 verbreitete man sich, wiederum unter Bojes, dieses Agenten der Literatur, Anführung zu einer Zeitschrift, dem „deutschen Museum," welche eine Zeitlang neben der Jacobischen Iris und bis 1788 neben Wielands Mercur ein Haupttribunal in poetischen Dingen für Deutschland wurde.

Dieser Bund, welcher einen lyrischen Vers, welcher ein Vergißmeinnicht mit respektvoller Andacht betrachtete, und betrachtet

ſehen wollte, iſt nirgends beſonders tief in die poetiſche Möglichkeit eingedrungen. Er hat ſich eigentlich nur in Bürger eines ſtarken Talentes zu erfreuen gehabt, hat ſich mit Theilnahmsweckung an poetiſchen Einzelnheiten begnügt gezeigt, und die große Anregung durch gleichzeitige Talente nur mittelmäßig zu nützen gewußt. Sein Schwung theilte ſich in eine unbeſtimmt lyriſche Entzückung für Klopſtock und für engliſche Gedichte. Die letztere iſt uns ergiebiger worden, und wir verdanken ihr ſchöne Balladen von Bürger. Uebrigens breitete ſie ſich ſpäter in einem Mitgliede des Hainbundes, in Heinrich Voß, über ein großes Feld aus, und hat in den Nebenpartieen der Literargeſchichte viel Raum und mancherlei Intereſſe gegeben. Der allgemeiner werdende Antheil an Homer iſt darunter nicht das geringſte.

Friedrich Wilhelm Gotter — 1746—1797 — gehört nur in den Anfang des Göttinger Treibens, das er bald Boſes unermüdlicher Leitung überließ. Er ſchifft mit einem leichten Nachahmungstalente, was leichte Verſe machte, eine ſorgfältige Proſa ſchrieb, und ſich beſonders zum dramatiſchen Ausdrucke neigte, bei mehreren Parteien umher. Seine literariſche Bildung gründete ſich beſonders auf Kenntniß des Italieniſchen und Franzöſiſchen; — was nun Leſſing am franzöſiſchen Drama und an der bloß äußerlichen Regelmäßigkeit tadelte, das nahm er mit großem Bedachte auf, und wohl auch mit der Abſicht, es zu beherzigen. Aber ſeine Vorliebe für die Franzoſen und der Mangel an eindringender kritiſcher Kraft, ließ ihn doch keinen erklecklichen Nutzen daraus ziehen. Als er von Göttingen, wo er zweimal ſich aufgehalten hatte, 1769 in die Dienſte ſeiner Heimath Gotha zurückkehrte, und von da zum zweitenmale in juriſtiſchen Geſchäften nach Wetzlar kam, lernte er Goethe kennen, und erhielt mancherlei Eindrücke jenes Sturms und Dranges, der ſich bald in den Frankfurtern offenbarte, und der ſo leidenſchaftlich Partei für die ungeſchmückte Natur Shakespeare's nahm. Aber er wollte doch auch dieſer Richtung nur einige kleine Zugeſtändniſſe des Geſchmackes machen, er wollte die formelle Grazie der Franzoſen dem excentriſchen Shakespeare nicht geopfert ſehen.

So wurde denn nur ein artiger Komponiſt aus ihm, der keine ſtarke eigene Schöpfung zu geben hatte. Ein trefflich Theater, was zu ſeiner Zeit unter Ackermann in Gotha war,

und wo außer Eckhof auch Iffland, Beil, Beck, Großmann, die Seyler und Brandes spielten, spornte ihn zu häufiger Thätigkeit im Drama. Sie war aber fast nur Nachbildung französischer Stücke, besonders Voltaires, auch seine Singspiele schloßen sich meist an fremde Stoffe mit Ausnahme des „Jahrmarkts" einer komischen Oper; seine „Esther" ein Schauspiel in sechs Akten, war eine Travestie der bekannten biblischen Stücke, und es bleibt sonst nur ein kleines Lustspiel „die stolze Vasthi" eigene That, worin das Hofleben in hüpfenden Versen geschildert wird.

Unter den Gedichten machte eine Epistel „über die Starkgeisterei" viel Aufsehen, und begründete die Achtungswürdigkeit Gotters, welcher bei aller Weltbildung für die orthodoxen Gesetze und deren Gültigkeit eiferte. Die Veranlassung war der Selbstmord Jerusalems, von dem er wenige Wochen vorher in Wetzlar geschieden, und den er bald in Gotha zu sehen hoffte.

Der andere Gründer des Hainbundes, Heinrich Christian Boje — 1744—1806 — aus dem Holstein'schen war noch schwächer in der Hervorbringung; die alte Literargeschichte spricht zwar noch von seinen Gedichten, welche Nachbildungen ausländischer Originale waren, und deren damals jeder Autor bedurfte, lobt aber an ihnen vorzüglich „Richtigkeit der Sprache, Wohlklang der Perioden und Politur der Verse."

Wichtiger ist das Lob, was seiner Journalisten-Thätigkeit darin nachgesagt wird, daß sie auch die alten Denkmäler unserer Poesie gewürdigt und deren Auflebung befördert habe. Mit ihm gab eine Zeitlang Dohm das Museum heraus.

Eine interessante, jung und früh schwindende Erscheinung war Ludwig Heinrich Christoph Hölty — 1748—76 — der schon mit acht und zwanzig Jahren starb. Er war der sanfteste lyrische Hauch dieses Bundes, eines Predigers Sohn aus Marienfee im Hannöver'schen. Als schöner Knabe wuchs er auf, ward von Blattern entstellt, hatte im Aeußern etwas Plumpes, erfuhr wenig Leben und starken Eindruck. Das Aeußere stellte sich aber zu seinem Inneren in einen um so liebenswürdigeren Kontrast, seine zarte, anmuthige Melancholie, seine sanfte Heiterkeit rührte die Freunde um so mehr, und das Publikum fand es ebenfalls heraus. Hölty war außerordentlich geliebt und man erwartete noch Außerordentliches von ihm. „Schwermuthsvoll

und dumpfig hallt Geläute" — „Roſen auf den Weg geſtreut, und des Harms vergeſſen" — „Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet," und viele ähnliche Lieder haben ſich fortgeſchmeichelt durch viele Jahre, und bewegen noch heute anmuthig das Herz. Nichts war ihm gegeben als ein ferner Kirchthurm des Dörfchens, ein Blümchen am Bache, eine vorüberfahrende Karoſſe, woraus ein Schleier weht und ein Mädchenantlitz hervorblickt — das iſt aber genug, die Seele und den Vers zu beleben, und die einfache Veranlaſſung theilt ſich ſchnell den Meiſten mit, denn daran fehlt es Niemand, wenn nur das Herz geweckt iſt. Seine Gedichte wurden voreilig und ohne Recht von Geißler herausgegeben. Stolberg und Voß hatten Eile, mit der rechtmäßigen Ausgabe nachzukommen, und die Lieder wurden ſo beliebt, daß neue Auflagen nöthig wurden. Voß hat 1804 und 1814 deren beſorgt, und, wenn auch nicht ganz in Ramler'ſcher Ausdehnung, doch die Schulmeiſterei nicht gelaſſen, und Vielerlei daran geändert.

Gottfried Auguſt Bürger — 1748—1794, das Hauptta-lent, welches die Göttinger Beſtrebung zur größten Popularität erhob, hat leider ein herumgeſchlagenes, ſtörſames Leben geführt, iſt vor eitel Sorge für das Gemeine und Nothdürftige ſelten zu der beſeligenden Dichterruhe gekommen, und hat darum in ſich ſelbſt niemals das Ziel einer reifen, umrundeten Bildung erreicht, welches die Grundlage wird für alles höchſte Kunſtwerk. Dieſer Uebelſtand war wohl auch der Grundgedanke jener vielbeſprochenen Schiller'ſchen Recenſion, welche Bürger ſo tief in's Herze traf. Schiller kleidete dies in philoſophiſche Forderungen, ſprach von jenem Idealismus, der ihn ſelbſt erfüllte, und welcher alles Popular-Talent nur zu würdigen wußte, wenn es in ſeine eigene ideale Forderung veredelt ward. Er warf ihm vor, daß die „Idealiſirkunſt" vermißt werde, daß Bürgers Glück und Liebe nichts anderes als das eben zunächſt liegende Glück, die zunächſt liegende Liebe, aber nicht das Ideal von Glück und Liebe ſei; — er that Bürger Gewalt an, ſchematiſirte einen Volksdichter, der in der nächſten Literatur gar nicht vorhanden war, nach abſtrakten Begriffen, wie ſie nun eben ſein Dichtergenius, ein ganz anderer, beſaß. So ſchlug er das Schlechte und das Gute in Bürger mit einem Streiche, weil eben Gutes in Bürger war, wofür Schiller keine Auffaſſung hatte; er tadelte Bürgers unmit-

telbares Ergreifen des Stoffes, das Ergreifen ohne Vermittelung der Reflexion, was just der Stempel des Genies in Bürger war, er tadelte deſſen kräftige Refrains, die muſikaliſchen Begleitungsworte der Balladen, wodurch die Bürger'ſche Ballade ſo nachdrücklich in ihren ächten Bereich, in den Bereich des Geſanges hinein gehoben wurde, — kurz, er that ihm Unrecht. Wenigſtens in der Begründung des Vorwurfes.

Hinter dieſer Begründung hatte Schiller freilich großes Recht, und wenn es nackt geſagt worden wäre, ſo hätten Bürgers Balladen wahrſcheinlich dabei gewonnen, aber der Schlag wäre zerſchmetternd auf Bürger ſelbſt geſtürzt. Bürger ſelbſt, ſein Leben, ſein Charakter war gemeint; — es iſt gleichgültig, ob ſich Schiller deſſen bewußt geweſen, denn es iſt Alles gegeben, um es ſo anzuſehen.

Bürger ſchlug ſich in einer faſt immer aufgelöſten Exiſtenz umher, ſeine Verhältniſſe waren ſelten lauter, er befreite ſich dabei keineswegs von aller eigenen Rohheit, er verſank, ſtatt zu ſteigen. Davon ging mancher Fleck auf die Gedichte über, und Schiller tadelte mit gutem Grunde, daß ſelten eins ganz geſäubert ſei. Aber um dies edler und tiefer auszudrücken, drängte er ſich auf eine volle Erklärung des Volksdichters überhaupt, welche dem Volksdichter eine fremde Gewalt anthat. Er erklärte etwas, was der Grundforderung nach bereits beſſer in Bürger ſelbſt exiſtirte; Bürger als poetiſche That war etwas viel beſſeres, als Schillers Auffaſſung und Grenzbeſtimmung derſelben.

Das Geheimniß lag darin, daß Schiller den ſittlichen Bürger meinte, aber nur den Namen des poetiſchen ausſprach, wenigſtens nur leiſe andeutete, daß er von Bürger im Allgemeinen eine reifere Bildung verlangte.

So erklärt ſich für beide Theile am günſtigſten, was für Schiller einen unangenehmen Eindruck bei der Nation machte, und was Bürger ſo lähmend traf.

Bürger war wie Hölty eines Predigers Sohn aus Wolmerswende im Halberſtädtiſchen. Ein wohlhabender Großvater ſchickte ihn nach Halle auf Pädagogium und Univerſität, und Bürger nahm hier bereits unter Klotz Intereſſe an Literatur, ließ ſich aber eben ſo auch ſchon zu Ausſchweifung verleiten. 1768 kommt er nach Göttingen, und ſtudirt die Rechte, ſo weit

dies eben ein luſtiger Student thun mag, welcher vielmehr auf ein ſinnlich heiteres Leben geſtellt iſt, als auf Definitionen. Bürger, ein fleiſchig geſinnter, derb zugeſchnittener Menſch hat ſich ohne große Wahl Viel erluſtigt, und das Wüſte, dieſe ſchlimme Gegend, iſt dabei nicht unberührt geblieben. Sein derber, fröhlicher Umgang mit der Welt hat ſeinem Talente den unübertroffenen populären Vers gegeben, dieſen natürlich fallenden, verführeriſch ſingenden, ſinnlich ſchönen Vers, dieſen lockenden Reim, dieſen ganzen Schmelz einer lebendigen Aechtheit, welcher in dieſer Miſchung von Derb und Schlank, von Grob und Graziös bei keinem Dichter unſerer Nation wieder vorkommt. Sein derber, fröhlicher Umgang, der am Ende nicht mehr nach höherer Abwechſelung und höherem Standpunkte trachtete, der ihn ſelbſt in manchem Schmutze behaglich ſitzen ließ, hat ihm auch manch befleckte Wendung gelaſſen, die wie unauslöſchlicher Roſt in die Eiſenklinge ſeiner Poeſie eingeätzt bleibt.

Dieſen Roſt meinte Schiller, und verwarf deshalb die ganze Eiſenklinge, die einem Volksdichter nöthig iſt; denn die ſchimmernd ſtählerne eines Paradedegens hätte bei Bürgers großem Publikum keine Anerkennung gefunden. Heine erſchöpft die Frage durch eine einzige Bezeichnung, er ſagte den Franzoſen: Bürger war das, was Ihr citoyen nennt.

Er hat in Göttingen auch Pandekten ſtudirt, ſchon aus Dankbarkeit, daß ſie ihn von der früher begonnenen Theologie erlöst hatten; aber dem eigenen Geſtändniſſe nach iſt er nur im Vorbeiſchlendern zu mancher Wiſſenſchaft gekommen, in den Lehrſtunden habe er ſich gelangweilt, ein Buch auszuleſen ſei ihm höchſt beſchwerlich geworden. Zwei Dinge bemächtigten ſich damals in Göttingen des unſteten Geſellen, und ſie entſchieden über ſeine Laufbahn. Es lockte ihn weibliche Verführung, und es knüpfte die Bekanntſchaft mit den jungen Dichtern eine Verbindung des Talentes mit höherem Genuſſe, die glücklicherweiſe ihn nicht ganz ſinken ließ. Jene brachte ihn zu allerlei Lüderlichkeit, dieſe trug ihn leidlich über die ärgſten Folgen hinweg, als alles Verhältniß zerrüttet war, der Großvater mit Entrüſtung die Hand abgezogen, die Schuldenlaſt ſich zum Unerträglichen aufgebaut hatte. Wenn auch nicht regelmäßig, er fand ſich doch des Sonnabends ein, wo die Dichter zuſammenkamen,

er half seinen Gelagen etwas in die Höhe durch ein heiteres Lied; „Herr Bacchus ist ein braver Mann" und manch ähnliches Stoßlied stammt aus jener Zeit, er ließ sich vorlesen aus englischen Poesieen, er klammerte sich an Shakespeare, dessen Derbheit mitunter tröstete, er nahm Percy's Sammlung altenglischer Balladen mit nach Hause, und las öfter und öfterer darin, sie wurde sein Gesangbuch, er ließ sich von Boje ermahnen, sauberer zu sein, sauberer zu dichten. Noch in später Zeit hat er manchmal versichert, Percy und Boje hätten ihm seinen Dichterruhm gegeben.

Boje brachte ihn auch 1772 in die Justizamtmannsstelle zu Altengleichen im Fürstenthume Kalenberg. Boje hat solch ein Verdienst der vorsorglichen Schaltung wie Gärtner in Leipzig, welcher für die Bremischen Beiträge zusammenhielt, wie Gleim in Halberstadt. Aber das Glück, was dem Leichtsinnigen sonst so oft die Füße beflügelt, trug für Bürger Bleigewichte. Gemeiner und edler Uebelstand drängte sich über ihm zusammen. Umsonst hatte der Großvater die Finanzen wieder geordnet, niedrige Freunde veruntreuten Bürger die wichtigste Summe, er fiel aus einer schweren Woge dieses Mangels in die andere, und hat sich bis an seinen Tod damit herumgeplagt. Umsonst fand seine Liebesneigung eine feste Stätte, kaum war er verlobt, so entzündete sich eine unauslöschliche Neigung für Auguste, die Schwester seiner Braut und baldigen Frau, für jene Molly, die in seinen Gedichten lebt. In diesem unseligen Zwiespalte, der neben reichlichem äußerem Kummer durch Marter, Störniß und Verlust des guten Namens warf, verlebte er zehn geschleuderte Jahre. Wie ein Engel benahm sich die unglückliche Frau, und starb endlich über dem Leidwesen hin.

Da kehrte er, es war 1784, von den gescheiterten Versuchen des Gerichtsamtes und der Landwirthschaft, nach Göttingen zurück, um ganz der Wissenschaft und Poesie zu leben, die Herausgabe des schon 1778 begonnenen Musenalmanachs selbst zu leiten, und für den Anfang als Privatlehrer über Aesthetik und deutschen Stil zu unterrichten. Das Jahr darauf verband er sich mit Molly, und wenn auch außen ärmlich, schien es doch innen glücklich und reich werden zu wollen, — da starb Molly nach dem ersten Kindbette, und der unglückliche Bürger hat sich nie

mehr von dieſem Schlage erholt. Jetzt half es nicht mehr, daß man erſt 1789 den kranken Mann zum außerordentlichen Profeſſor machte, der mit der Beſoldung auf Studentenhonorar angewieſen blieb.

Der letzte Stoß in das vergällte Leben kam ihm auf eine abenteuerliche Weiſe. Eine junge Dichterin aus Schwaben, welche für Bürgers Poeſieen ſchwärmte, trug ihm dichteriſchen Ausdrucks von der Ferne her ihre Hand an. Daraus ward eine Hochzeit, welche ihm die bitterſte Qual brachte, und die in eine gerichtliche Scheidung ausging.

Erſchöpft und zerſchmettert, arm und vom alltäglichſten Mangel geplagt, ſchloß ſich der ſonſt ſo heitere Volksdichter in ſein Stübchen, warf ſich mit dem leidenden Körper auf Ueberſetzungsarbeit, um vom Buchhändler das Nothdürftige zu verdienen, und darbte, während die Nation ſeine Lieder zur Erhöhung ihrer Feſte ſang.

Die Regierung von Hannover erquickte ihn durch ein unerwartetes Geldgeſchenk, kurz vor ſeinem Tode, welcher den 8ten Juni 1794 eintrat. Bürger war erſt 46 Jahre, als er ſo zerſchellt an einem ſchönen Frühlingstage uns verließ.

„Es iſt traurig anzuſehen, wie ein außerordentlicher Menſch ſich gar oft mit ſich ſelbſt, ſeinen Umſtänden, ſeiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen," ſagt Goethe in Bezug auf Bürger.

Trägheit und Lebensſchickſal ließen es nicht dazu kommen, daß er einen andern Einfluß ſuchen und finden konnte, als ihn eben ſein Talent ohne Weiteres geben mochte. Seine Beziehung iſt darum leicht bezeichnet: die dichteriſche Gabe Bürgers war von kräftiger und friſcher Art, ſie drängte nicht nach dem Tiefſten und Höchſten, aber ſie hatte eine glückliche Hand für den poetiſchen Zauber der nächſten Welt, und in den beſten Sachen, zum Beiſpiele in der „Lenore" griff Bürger auch mit ſchöner Gewalt in das nächtliche Geheimniß unſerer Exiſtenz.

Seine vollendeten farbigen Balladen, deren Verdienſt nicht entkräftet wird, wenn man ihnen die engliſchen Vorbilder vorhält, ſind ein Ereigniß in unſerer Literatur.

Eine viel breitere Anknüpfung an die innere Geſchichte der Nation fand der neben ihm lebende Voß. Es ſind aber vorher

die ebenfalls zu dieſem Hainbunde in Göttingen gehörigen Stolberg, zwei Grafen aus dem nördlichen Deutſchland, zu erwähnen, da beſonders die Lebensgeſchichte des einen, Leopolds, in die Gedankenwelt Voſſens dergeſtalt eintrat, daß dieſes Verhältniß zu literariſchen Thaten und zu einem denkwürdigen Ereigniſſe gedieh.

Chriſtian Graf zu Stolberg — 1748—1821 — der ältere Bruder, und der weniger wichtige in Literatur, hat ſeine Lieder und Balladen gemacht, wie es der Göttingiſche Stil mit ſich brachte. Auch mancherlei griechiſche Studien, Schauſpiele mit Chören, worunter „Belſazer," „Otanes," geben Zeugniß von ſeiner Thätigkeit, ſind aber vom ſtärkeren und tieferen Strome überfluthet. Er ward wie ſein jüngerer Bruder nach der Univerſitätszeit däniſcher Kammerjunker, ſpäter Kammerherr, und ſtirbt als Landrath auf ſeinem holſtein'ſchen Gute Windebye bei Eckernförde.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg — 1750—1819 — war in der Lyrik des damaligen Geſchmackes reicher begabt, fand mit ſeinen Balladen große Theilnahme, — „die Büßende" von Zumſteeg komponirt iſt viel geſungen worden, — und ging mit einer lebhafteren Natur tiefer ein in die ſpätere Anregung, welche die Poeſie eng an die Religion knüpfen, und ſich dazu einer Aufweckung und neuen Verherrlichung des Katholicismus bedienen wollte. Den Gebrüdern Schlegel, welche dafür die Hauptleute waren, ſehen wir ihn darum auch ſpäter viel näher zugethan, als den Erben des Hainbundes, welchen er in der Jugend mitgeſtiftet hatte. Hiermit trat er mehr in eine Tendenz heraus, welche große Aufmerkſamkeit erregte. Deshalb fragt man bei dem Namen Stolberg weniger nach den Oden und Liedern, nach den „dramatiſchen Schauſpielen mit Chören," dem „Theſeus" und dem „Säuglinge," nach dem idylliſchen Romane „die Inſel," nach ſeinen Ueberſetzungen aus der Iliade, aus dem Aeſchylos und Oſſian, ſelbſt nach ſeiner ſchon anders gefärbten „Reiſe in Deutſchland, Schweiz, Italien ꝛc.," als nach alle dem, was die Religion betrifft, und was nach dem Jahre 1800 erſcheint. Denn 1800 legte er ſeine Aemter nieder, ging mit ſeiner Familie nach Münſter und trat mit ihr zur katholiſchen Religion über. Nur eine Tochter blieb proteſtantiſch.

Nun schrieb er von 1807 — 1818 fünfzehn Bände „Geschichte der Religion Jesu Christi" in seiner neuen Tendenz, ein „Leben Alfred's des Großen," „Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift" und „das Buch der Liebe," welches nach seinem Tode herauskam, und dessen Abfassung in den Streit mit Voß gehört. Dieser Streit brach über seine gläubigen Schriften in seinem letzten Lebensjahre 1819 aus, und ward von Voß ob dieser Schriften erregt.

Nicht den Streit eben betreffend, aber all die Göttinger Lyrik giebt Goethe einige Gesichtspunkte, die sehr zu beherzigen sind. Man begegnet ihnen in Goethes nachgelassenen Schriften, die für manchen Einblick in frühere Literaturentwickelung unschätzbar bleiben. Die Stolberg besuchen ihn, der auch seine Lieder in den Göttinger Musenalmanach gegeben hat, sie werden sehr zuvorkommend aufgenommen, sie sind jung, ungestüm, excentrisch; aber sie sind dies ganz anders, als es Goethe war, sie wollen hinausgreifen in ein völlig Ungekanntes, in ein Unbeschreibbares, in einen Naturzustand, von dem sie selbst keine Vorstellung haben, kurz, sie sind nicht ganz ohne stolze Faselei. Darin unterschied sich jener Geniedrang der Frankfurter wesentlich von dem Göttingischen, daß er bei allem Schwunge fest aushob von dem Existirenden, von dem Möglichen.

Sie unternehmen gemeinschaftlich eine Reise nach der Schweiz. „Du wirst nicht lang bei Ihnen bleiben," schilt Merk in Darmstadt, „Dein Bestreben, Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die andern suchen das sogenannt Poetische, das Imaginative zu verwirklichen und das giebt nichts wie dummes Zeug."

„Zu der damaligen Zeit," sagt Goethe, „hatte man sich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundschaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhafte Jugend, die sich gegen einander aufknöpfte, und ein talentvolles, aber ungebildetes Innere hervorkehrte. Einen solchen Bezug gegen einander, der freilich wie Vertrauen aussah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung; ich betrog mich darin so gut wie die andern, und habe davon viele Jahre auf mehr als Eine Weise gelitten. Es ist noch ein Brief von Bürger'n aus jener Zeit vorhanden, woraus zu ersehen ist, daß von sittlich Aesthetischem unter diesen Gesellen

keineswegs die Rede war. Jeder fühlte sich aufgeregt, und glaubte gar wohl hiernach handeln und dichten zu dürfen."

Die Schriften der beiden Brüder sind in 20 Bänden gesammelt erschienen, Hamburg 1827.

Eine ganz unerwartete Wendung nahm die Göttinger Partie in Johann Heinrich Voß 1751—1826. Die phantastische Erregbarkeit, womit der Mangel irgend eines klaren Princips bedeckt wurde, lag vom Hause aus nicht in seiner Natur. Er war ein derber Mecklenburger, der Sohn eines derb-rührigen Mannes, welcher Land und Brauerei pachtete, und als nichts gelingen wollte, den birkenen Schullehrerstock auf seine alten Tage in die Hand nahm. Zur Ueberschwenglichkeit war Johann Heinrich nirgends ausgerüstet, mühsam drängte er sich gleich von der Schule in eine Hauslehrerstelle, um das Nöthigste für die Universität zu ersparen. Die Prosa stand herbe neben ihm; es war das Aeußerste, was er thun konnte, sich den Göttinger Dichtern anzuschließen, die Griechen und Römer zu übersetzen. Und er that es denn auch ganz in der ihm angemessenen Weise: Boje hatte dafür gesorgt, daß er in Göttingen leidlich untergebracht wurde; Voß hörte bei Heyne philologische Kollegien, und faßte den Hainbund so ernsthaft und würdig auf, wie es seiner Natur nothwendig sein mußte. Die freie, in eigenem Gesetze der Schönheit rathende Kunst, welche darin allem Großen gleichsteht, oder vorauseilt, lag über seinem Kreise; später hat ihn die Lectüre alter Klassiker zu einer Annäherung an diesen Gedanken geführt, wahrscheinlich hat auch das Goethe'sche Beispiel stark dazu gewirkt, kurz, er schrieb seine „Luise," welche sich doch leidlich unbefangen hinstellt, unbefangen nämlich von der bürgerlichen Nebenforderung an Poesie, aber nicht unbefangen von der bürgerlichen Trivialität, nicht darüber hinausgehoben in einzelner leichter Handschwingung des poetischen Talentes, welches mit dem Einfachsten verkehren mag, und das Einfachste erhebt. Man betrachte zur Erläuterung des Gesagten Goethe's „Herrmann und Dorothea," ein Gedicht, was nach der Luise entstand, den Weg billigte und doch so reizend erhob.

Solcher Natur, in welcher ein nüchterner, tüchtiger Ernst, aber nicht der poetische Schwung, die poetische Schöpfung zu suchen ist, muß ein Dichterbund das Gegentheil von dem werden,

was er Bürger werden konnte. Dieſer mag in der Ausgelaſſenheit geſteigert, Voß aber kann leidenſchaftlich tugendſam davon werden. Die Ausgelaſſenheit nach freier Bewegung hin liegt ihm ohnedies in unerklärter Ferne, Schickſal und Temperament führen ihn zur bürgerlichen Rechtſchaffenheit; kommt nun eine ſolche unklare Anregung wie ein Dichterbund, ſo nimmt die beſcheidene Phantaſie ihre Zuflucht zu einem halb grimmigen Eifer für alles das, was Moral, bürgerliche Tugend, vaterländiſches Wortſpiel, vaterländiſche Ueberlieferung in ſich ſchließt.

Wir ſehen denn auch den jungen Mann leidenſchaftlich ernſten Geſichtes auf eine Verbrennung der leichtſinnigen Wieland'ſchen Bücher antragen, die alten Bardennamen mit unerſchütterlicher Ehrwürdigkeit behandeln, und unerbittlich den ernſthafteſten Reſpekt für ſie fordern. Wir ſehen, damit es kurz geſagt ſei, nirgends ein Zeichen, daß hier irgend etwas Schöpferiſches für die Literatur entſtehen werde, die Verſe ſind mittelmäßig, nur mitunter gelingt ein Geſellſchaftslied, wie das Manchem gelingen mag, der Kreis des Gedankens, der höheren Forderung geht nicht über das Anerkannte hinaus, iſt nirgends von neuer Schwingung betheiligt.

Und dies bleibt denn auch ſo, wenn man es ſchonungslos ausſprechen ſoll. Voß findet nur ſpäter eine angemeſſenere Stellung, inſofern er nicht mehr neben exaltirten Dichtern ſteht, ſondern neben einfachen beſonnenen Männern, welche ihr einfaches Verſtändniß alter Schriftſteller einfach mittheilen, welche einem bürgerlich geſunden Menſchenverſtand um jeden Preis Nachdruck und Recht verſchaffen. Dazu lebte er lange, dazu war er ſtets arbeitſam, ſtets brav, dazu gab er dem großen Publikum die Ueberſetzung der alten Autoren, beſonders Homer's, und half manchem Berufenen, welcher zufällig nicht griechiſch konnte, zu einer leidlichen Vorſtellung von den alten Poeſieen. So iſt er eine Figur in unſerer Literargeſchichte worden, die eine Beachtung lebhaft anſpricht. In den höheren Fragen iſt er von keiner Wichtigkeit, aber wenn man ſo ſagen darf, im eigentlichen Geſchäfte der Literatur hat er das Seinige gethan. Sein Idyll „Luiſe" reicht bei weitem nicht an Goethe's „Hermann und Dorothea," aber es hat weſentlich für den Goethe'ſchen Zweck mitgewirkt, der Nation die nächſte Wirklichkeit in einen poetiſchen

Reiz zu hüllen; seine Uebersetzungen sind vielfach hart und ungeschlacht, besonders nach den Zuthaten einer letzten Ausgabe, aber sie sind treu, ungeschminkt, sind hilfreiche Vorarbeit; sein nüchterner Standpunkt aller Romantik gegenüber hat der Mittelmäßigkeit gute Dienste geleistet, welche sich nicht in die Bedürfnisse des Weltherzens versenken kann, welche das Streben nach einer großen poetischen Einheit nicht begreift, aber er ist auch ein vortheilhaftes Hemmniß geworden für diejenigen, die nur in Rückkehr zum abgestorbenen Alten eine neue Einigung suchten. Voß hätte sich wahrscheinlich eben so entgegengesetzt, wenn ein Genie die wirkliche Schöpfung gebracht hätte, wornach seit dem Sturze der Einheit alle moderne Welt drängt, denn es war nur eine verwaltende Fähigkeit in ihm; aber das historische Urtheil hält sich nicht an das Wahrscheinliche, es hat über Voß nur zu sagen, wie er sich gegen die Schlegel und Stolberg benommen habe.

Vossens Leben und Schriften fügten sich in folgender Reihe: Von Göttingen ging er auf einige Jahre nach Wandsbeck, und außer dem Musenalmanache, welchen er damals mit Göckingk, später allein herausgab, füllten lauter philologische Studien und Uebersetzungen seine Zeit. 1778 wurde er Rektor zu Otterndorf im Lande Hadeln. Von hier erschienen zuerst im Merkur Proben seiner Odysseeübersetzung, es begann die Subskription auf die Herausgabe, welche nicht zu Stande kam, es zogen sich die halb verdeckten Streitigkeiten mit Heyne durch mehrere Jahre, welche sich besonders auf die alte Geographie richteten, und um derentwillen auch Lichtenberg gegen Voß seine beißenden Worte stellte. 1781 gab er die Odyssee auf eigene Kosten heraus, und begann die Uebersetzung von 1001 Nacht aus dem Französischen des Galland. 1782 wurde er Rektor in Eutin, der Residenz des Fürstbischofs von Lübeck. Dorthin fällt seine Hauptthätigkeit; seine Uebersetzungen Virgils, Homer's, die eigenen Gedichte Vossens, Luise und andere Idyllen erscheinen von hier. 1802 legte er sein Amt nieder, zog mit einer Pension nach Jena auf einige Jahre, und dann nach Heidelberg als badenscher Hofrath und Akademiker mit tausend Gulden Pension. Allerlei philologische Bestrebung ist auch hier die Hauptsache, Horaz, Hesiod, Theokrit werden besprochen und übersetzt, Luise wird umgearbei-

tet, „für die Romantiker" wird im Morgenblatte 1808 „ein Bußlied" geliefert; neben den Schlegel giebt er 1818 eine Ueberſetzung des Shakespeare heraus mit ſeinen Söhnen Heinrich und Abraham, ein Unternehmen, wozu ihm Geſchmack und ſprachliche Eleganz abging, und wobei er neben den gewandteren Schlegel in großen Nachtheil gerieth.

Im Jahre 1819 erſchien der vielbeſprochene Aufſatz „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" Das dritte Heft des Sophronizon enthielt ihn. Dieſer Kampf beſchloß eigentlich den Göttinger Bund; die Stolberg und Voß waren allein noch übrig, Chriſtian, der ältere war längſt verſtummt, nur Fritz Leopold war noch thätig. Jetzt maaßen die zwei Extreme jenes Bundes ihre Kräfte, leider waren es auch Extreme der Zeit geworden, und das höchſte Bewußtſein der Epoche, wozu Stolbergs Katholizismus und Voſſens Nationalismus beigetragen hatte, war weder in dem einen noch in dem anderen; es offenbarte ſich, daß die Wege von Göttingen aus nirgends in den Mittelpunkt der deutſchen Bildung geführt hatten.

Voß entwickelte in dieſer Schrift Stolberg's Leben: wie die ariſtokratiſche Natur in Idealismus des Hainbundes nicht aufgegangen, wie ſie bei der franzöſiſchen Revolution wieder aufgewacht ſei. Nun habe ſie ſich an die Adelsoppoſition angeſchloſſen, dieſe habe ſich mit dem Jeſuitismus verbunden, und ſo ſei Stolberg direkt zum obſkuranten Katholizismus gelangt. Weil Voß zu dieſer Beweisführung mannichfache Lebensdetails brauchte, und ſeiner derben plattdeutſchen Natur nach mit groben Stiefeln auftrat, ſo erregte die Sache viel Geſchrei und Aufſehen. Es kam hinzu, daß Stolberg plötzlich ſtarb, nachdem die Schrift kaum erſchienen war, und daß der Vorfall und Angriff zuſammen ein verhängnißvolles Anſehn erhielten, was denn von beiden Seiten ausgebeutet wurde.

Heinrich Voß, der Sohn, in ſeinem Briefwechſel mit Jean Paul erzählt, daß ſie von dem plötzlichen Tode Stolberg's ſehr betroffen geweſen, daß ſich der Vater aber im feſten Gefühle eines nothwendigen Angriffes ruhig und ſtark verhalten habe. Von Stolberg's Gattin ſei denn auch bald in Erfahrung gegangen, daß der Todesfall ein rein körperliches Krankheitsmoment geweſen.

In Stolberg's Nachlaſſe fand ſich das ſchon erwähnte „Buch der Liebe" vor, worin er dem irrenden alten Freunde Voß verzieh. Das regte den alten Mann nur ärger auf, er ſchrieb ſogleich eine „Beſtätigung der Stolbergiſchen Umtriebe, nebſt einem Anhange über perſönliche Verhältniſſe." —

Der Streit knatterte an vielen andern Stellen in Deutſchland weiter, Voß ſelbſt trat 1822 zweimal gegen Perthes auf, und zwar mit „Abweiſung einer myſtiſchen Injurienklage;" — es war im Allgemeinen zu einem Kampfe geworden, wenigſtens zu einer Kampfesmeinung, die in den Gemüthern angeregt und ausgefochten ward, ob nämlich die neu romantiſche Vertiefung in altes Verhältniß, in alten Verkehr mit Gott und Jenſeits aufzunehmen ſei, ob ſie als etwas wirklich Reifes begrüßt und erfaßt, oder als etwas Unreifes vertagt werden ſolle.

Läugnen darf man es nicht, die meiſten Gegner, an deren Spitze Voß in Heidelberg ſtand, und die ſich zu einer rationaliſtiſchen Schule der Theologie ſchaarten, waren des eigentlichen Herzens ihrer Gegner gar nicht mächtig, wußten den tiefen Grund eines wahrhaft poetiſchen Bedürfniſſes nicht zu faſſen, nicht zu würdigen. Aber ſie hatten das Recht der Geſchichte für ſich: zum Theil aus Unklarheit, zum Theil aus Tändelei, aus Schwäche erwuchs die neuromantiſche Kirche, welche keinen andern Rath hatte, als mit der alten ſich zu behelfen. Ferner lag noch ſo breites, breites Feld unbebaut, was doch von der Forſchung ſchon angezeichnet war, wie der Forſtmann anzeichnet, wo eine neue Pflanzung entſtehen ſoll; die einzige Geſtalt und Frucht dieſes Feldes war von dem hiſtoriſchen Blicke ſchon eingerechnet in das einſtige Reſultat, woraus voller neuer Glaube, das heißt neue Poeſie entſtehen ſollte. Wie konnte man alſo dem voreiligen Abſchließen reger Herzen ohne weiteres zugeneigt ſeyn? Was Wunder, daß die ſtärkſten Geiſter dieſen voreiligen Abſchluß von ſich hielten!

Dies wiederholt ſich bei einer reifenden Proſazeit in allerlei Geſtalt, bald neigt es zur alten Gemeinſchaft, zum Katholicismus, bald ſondert es ſich zum pietiſtiſchen Konventikel, bald ſchlägt es mit Genialität eine ganz neue Vereinigungswelt aus dem kritiſchen Chaos. Es ſind nicht die ſchlechteſten, aber nicht die klügſten Vögel, welche mit Schwingen, die nicht genug

gefeſtet ſind, die große Wanderung dahin antreten, von wannen die Sonne kommt, in's Land der Wunder weit hinter dem Meere des Zweifels.

Und die tapferſten Gegner ſind ſelten die begabteſten; denn ſie ſind um ſo tapferer, je weniger ſie ſelbſt von der fernen Herrlichkeit gelockt werden, je weniger ihnen ſelbſt das Organ des vollpoetiſchen Wunſches gewährt iſt.

Solch ein tapferer Gegner war Johann Heinrich Voß, der denn auch die entgegengeſetzteſten Feinde und Vertheidiger gefunden hat. Der dilettantiſche Liebhaber der Romantik, welcher doch aber ſonſt über den moraliſchen Verwaltungsmaaßſtab in der Literatur nicht hinaus kann, und darin mit Voß zuſammentrifft, verwirft ihn wegen des Rationalismus; und ein Dichter wie Heine, welcher keine Gemeinſchaft hat mit der bloß geſellſchaftlichen Urtheilsſtufe, mit der phantaſieloſen, aller Erhebung baaren Seele der Nüchternheit preist ihn ob des Kampfes gegen den Obſkurantismus.

In der Beurtheilung dieſes an ſich gar nicht ſo wichtigen Mannes treten alle feineren Konflikte zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus heraus. Die erſte große Idee des Proteſtantismus gegen abgeſtorbene Menſchenſatzung ſoll gerettet ſeyn, und doch ſoll die Verneinung beſchränkt, eine gemeinſchaftliche Schöpfung für den Menſchenſinn, welcher einer bevölkerten Glaubenswelt bedarf, ſoll zugelaſſen, ſoll befördert werden.

Faſt nach allen Seiten nimmt dieſer Hainbund eine ſolche Stellung ein: er hat keine an ſich wichtige Stellung, er drängt nicht bewußt nach einem großen Ziele, aber er veranlaßt halb unſchuldig zu Poſitionen, ſtreift unbewußt bei einzelnen Punkten an's Ziel, und gewinnt dadurch eine Wichtigkeit.

In's Jahr 1821 fällt für Voß auch die Herausgabe des überſetzten Ariſtophanes. Von den proſaiſchen Schriften werden ſtets mit Auszeichnung genannt die „mythologiſchen Briefe," und die „Antiſymbolik." Die Beſorgung des Nachlaſſes übernahm ſein Sohn Abraham, der zwei Bände „kritiſcher Blätter 1828," zwei Bände Briefe folgen ließ 1829. Der rationaliſtiſche Verbündete Voſſens, jener viel angefeindete und doch ſehr würdige, für alle freie Forſchung ſtets zum Kampf bereite Kirchenrath

Paulus hat 1826 eine Brochüre „Lebens- und Todeskunden über Johann Heinrich Voß" herausgegeben.

Außer den Genannten sind noch drei von den eigentlichen Göttingern zu nennen: das ist Hahn, welcher nur durch die Uebrigen seinen Namen fortgepflanzt hat und früh verstorben ist; Leisewitz, dem wir bei Lessing begegneten, und der empfindsame Miller.

Johann Martin Miller — 1750 — 1814 — aus Ulm in Schwaben, und wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach aller Welt bekannt durch seinen „Siegwart." Den großen Eindruck, welchen Miller mit diesem empfindsamen Romane machte, soll man ihm hoch anrechnen, man mag gegen diese Gattung des Romans einwenden, was man immer wolle. Es war ein selbstständiger Muth der Erfindung, das kleine, sentimentale, in sich breite Leben der schwäbischen Welt, der vorzüglich die schwäbische Frauenwelt anging, dergestalt wiederzugeben in Kleinheit, Sentimentalität und Breite, daß ganz Deutschland davon betroffen und gerührt wurde. Miller hatte sich doch aus der unklaren Ueberschwenglichkeit, welche ihn in Göttingen ebenfalls umfing, seine ganz detaillirte Heimathswelt klar und fest bewahret, so lebhaft er am Aufschwunge Theil nahm, für Klopstock schwärmte, und diesen vom Göttinger Besuche nach Hamburg zurück begleitete. Den bestimmten, irdischen Grund und Boden, welcher auch für den erhöh'testen Ausdruck unerläßlich ist, verlor er nicht. Mochte die Auffassung in ein schwächliches, weinerliches Extrem übergehn, diese Romanthat war ein Anfang, welcher dem gleichzeitigen Geschlechte sehr zu statten kam, wenn der fünf Jahre früher erschienene Werther durch den Ausgang manchen Schüchternen an der natürlichen Darstellung irre gemacht hätte.

Die Göttinger Schule mochte wohl Anlaß gegeben haben, daß sich die Empfindung in das Ueberschwengliche und hierbei Weichliche verirrte, aber sie hatte ihm doch auch manches Lied gebracht, was den Sanfteren der Nation manche innige Stunde gesegnet hat. In seinem Siegwart gab er viele eingestreute Lieder, welche zum Theil heute noch gesungen werden. Von seinen sonstigen Liedern kennt der Student heute noch „Das

ganze Dorf verſammelt ſich," und „Traurig ſehen wir uns an, achten nicht des Weines" ꝛc. ꝛc.

Er kehrte von der Univerſität über Leipzig nach Ulm zurück, und, ein Predigersſohn wie die meiſten andern es auch waren, fand er in der Vaterſtadt eine günſtige theologiſche Stellung.

Im Jahre 1776 trat er mit drei Büchern auf, die in gleicher Art empfindſam, breit, mitunter langweilig waren, aber die größte Theilnahme und vielfache Parodirung, Traveſtirung und getreue Nachahmung weckten. Dies waren „Briefwechſel ſeiner akademiſchen Freunde," „Beitrag zur Geſchichte der Zärtlichkeit; aus den Briefen zweier Liebenden," und „Siegwart, eine Kloſtergeſchichte," — 1778 folgte „die Geſchichte Karl's von Burgheim und Emiliens von Roſenau, Original in Briefen," 1783 ein Band Gedichte, 1785 „Briefwechſel zwiſchen einem Vater und ſeinem Sohne auf der Akademie," 1786 „Geſchichte Gottfried Walthers." Er trat immer mehr in den Bereich der niedriger populären Welt herab, dieſer Walther hieß ſchon „ein Buch für Handwerker und Leute aus dem Mittelſtande," und ſo ergab ſich Manches für „den Ulmer Bürger und Bauer," als die Quelle bei ihm verſiegen ging, und nur noch Predigten erſchienen.

Zu bemerken iſt, daß er auch eine Zeitlang die „deutſche Chronik" des Dichters Schubart beſorgte, als dieſer ſeiner dreiſten Aeußerungen halber von Ulm auf den Asperg abgeführt wurde im Jahre 1777.

Johann Anton Leiſewitz 1752 — 1806. —

Es iſt herkömmlich, bei dieſem Autor die ſtolze Antwort der Löwin zu erwähnen, daß ſie nur ein Junges zur Welt bringe, aber einen Löwen. Von Leiſewitz iſt nichts in der Literatur, als das Trauerſpiel „Julius von Tarent," welches ſeiner Zeit die größten Erwartungen weckte, und in Wahrheit heute noch einer nicht geringen Anforderung Rede ſteht. Das natürliche, einfache Thema der Eiferſucht eines Bruders auf den anderen iſt geſchickt, nachdrücklich und edle Theilnahme weckend dargeſtellt. Damals, wo noch Leſſing allein ohne griechiſche, franzöſiſche oder altdeutſche Götter, ein bürgerliches Trauerſpiel ſchrieb, das heißt ein Trauerſpiel, was durch ſeine den Zuſchauern natürlichen Intereſſen traf und bewegte, was nicht nach gelernten Berufungen umhergriff, damals war Julius von Tarent eine ſehr

talentvolle That. Leſſing, der es zur Oſtermeſſe 1776 in einem Buchladen unter den Neuigkeiten gefunden hatte, war höchſt erfreut darüber, und hielt Goethe für den Verfaſſer. Eſchenburg bezweifelte dies; „deſto beſſer," rief Leſſing, „dann giebt es außer Goethen noch ein Genie, das ſo etwas machen kann."

Auffallend iſt's, daß ſich auch überhaupt ſehr wenig Spuren zeigen von Leiſewitzens ſonſtiger Hervorbringung, einzelne kleine Aufſätze und Anfänge, die er in's „deutſche Muſeum" und an andere kleine Journale gab, ſind wirklich ſehr gering, es ſind ein Paar Dialoge, eine Rede, eine Nachricht von Leſſings Tode für Lichtenberg. Was er eigentlich dem Hainbunde vorgeleſen, das muß er in der Folge mit ſehr ſtrenger eigner Kritik angeſehn haben, denn es verlaute nirgends etwas davon. Wohl aber wiſſen wir, daß er kurz vor ſeinem Tode ſeiner Frau und ſeinen Freunden das Verſprechen abdrang, all ſeine literariſchen Papiere zu verbrennen. Er hatte vielleicht ſchon in Göttingen eine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges angefangen, dieſer Entwurf, ſo wie mancher andere von Scenen und Schauſpielen, iſt denn mit verbrannt worden, damit keine literariſche Teſtamentsſorge entſtehe, und Julius von Tarent nicht mit unreifen Halbgeſchwiſtern in Berührung komme.

Die Hauptkraft ſeines ſpäteren Lebens widmete er praktiſcher Thätigkeit, — er war zuletzt Geheimer Juſtizrath in Braunſchweig — und in dieſer Thätigkeit ſchrieb er auch einen großen Entwurf über Armenweſen, der in Braunſchweig verwirklicht wurde. — Er war aus Hannover gebürtig.

Dies ſind die Göttinger Dichter. Ihnen ſchließen ſich zunächſt an ſpätere Theilnehmer des Hainbundes, wie Sprickmann, der ein Luſtſpiel „die natürliche Tochter," ein Trauerſpiel „Eulalia" und gefühlvolle Lieder geſchrieben hat; Overbeck aus Lübeck, „geſchätzt als edelſinniger, melodiſcher Sänger;" und ſolche, die aus der Ferne Theil nahmen, und ihr Lied ſteuerten, wie der Mecklenburgiſche Prediger Brückner, und der Wandsbecker Bote Claudius, die wichtigſte Figur dieſes Zuſatzes. Dohm's Name, welcher mit Boje eine Zeitlang das

deutſche Muſeum herausgab, iſt ſchon vorübergehend erwähnt. Auch Göckingk gehört hierher als dichteriſcher Genoſſe Bürgers in Halle, und als Herausgeber des Göttinger Muſenalmanachs von 76 bis 78. Später 80—87 redigirte er mit Voß den Hamburger Muſenalmanach.

Lichtenberg, der ſpottende, geht zwar immer auf der andern Seite von Göttingens Straßen einher, aber doch auch in Göttingen, und oft mit einem Bezuge auf Hainbündner, wenn auch mit einem feindlichen. Georg Chriſtoph Lichtenberg war 1742 zu Ober-Ramſtädt bei Darmſtadt geboren, und ſchief gewachſen. Vielleicht gab ihm das, wie es oft geſchieht, eine allzuaufmerkſame Stellung menſchlichen Schwächen gegenüber, und zeitigte ſeine Luſt an Spott und Witze.

Hauptſtudium waren ihm mathematiſche Naturwiſſenſchaften; an einzelne Thorheiten darin ſchoß auch zunächſt ſeine belletriſtiſche Feder an. Er war zweimal in England, 1770 und 74, das zweite Mal längere Zeit und immer unter günſtigen, geachteten Umſtänden. Daraus erwuchs auch manche ſcharfe Vergleichung, ſein Bericht über Garrik, ſein Antheil an Hogarth. Lavater's Phyſiognomik lockte ihn zuerſt, die Geißel ſchonungslos zu ſchwingen, und vielleicht hat ſeine Uebertreibung, die nur den Spotteffekt im Auge hielt, Goethe frühzeitig gegen ihn eingenommen. Es iſt bekannt, daß ſehr viel von realer Bemerkung in Lavater's Buche nur Goethe's Eigenthum iſt. Der ſanguiniſche Zimmermann, ſich Lavater's annehmend, gerieth bei dieſer Gelegenheit auch unter die Krallen der Lichtenberg'ſchen Feder, wie ſpäter Voß um griechiſcher Orthographie willen. All dieſe ſatiriſchen Ausfälle und alle ähnliche, wie „Parakletor, oder Troſtgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies ſind", wie „das Leben Kunkels," ſind über das Aphoriſtiſche von Ein- und Ausfällen nicht hinaus gekommen. Dies hat es den Liebhabern Lichtenberg'ſcher Schärfe immer erſchwert, für ihn einen Hauptplatz ſatiriſcher Literatur in Anſpruch zu nehmen. Es fehlt an einem Hauptbuche, und es fehlt an einer größeren Beziehung Lichtenbergs auf Denk- und Sittenwelt jener Zeit. Was er ausſetzt, war dem Stoffe nach, den er an die Stelle haben will, ohne Originalität; nur für formelle Polemik zeigte ſich ein lebhaftes Talent. So kurſiren noch einzelne humoriſtiſche und witzige

Ausdrücke von ihm, man ſpricht noch von einem Meſſer ohne Stiel, dem die Klinge fehle, man gedenkt ſeiner abgemalten Zöpfe und Zöpfchen, aber ſieht man näher zu, ſo iſt überall ein gewandter Ausdruck die Hauptſache, und nur der Text zu Hogarth hat das Intereſſe für ihn erhalten. Die witzige Form, ſicherlich auch ein Kunſtwerk des Gedankens, hat ſtets das Unglück, im hiſtoriſchen Intereſſe zu verwittern, wenn ſie ſich nicht einem größeren Werke einverleibt. Man gedenkt dann traditionell des durch Witz berühmten Namens, aber wenn man die Sachen ſucht, entſchlägt man ſich nicht ganz eines ärmlichen Eindrucks. Nicht ein Kunſtwerk, nur ein Kunſtſchnörkel des Gedankens erſcheint alsdann der Witz, und für den Schnörkel vermißt man das Gebäude, das Gemälde. Wie dringend iſt oft Liscow's „zerbrochene Fenſterſcheibe," Lichtenberg's „Zopfſcherz" empfohlen worden! Man giebt gerne zu, daß ſchon jener viel witziger geweſen ſei als Rabener, und daß Goethe in der Geringſchätzung Beider, Liscow's und Lichtenberg's, die zahme Ordnung überſchätzt habe. Aber man ſieht ſich dennoch, gedenkt man ihrer, nach irgend einer poſitiven That um, die kleinen Aufſätze für Beiläufigkeiten haltend. Es zeigt ſich da ein Unglück in unſrer Literatur: unſre witzigen Köpfe waren meiſt nur witzig, ſie urtheilen bloß und erfinden nichts. Die komiſchen Bücher Englands ſchätzen wir um ſo mehr, weil wir ſie entbehren. Unſere witzigen Leute ſind entweder nüchtern wie Lichtenberg, oder überſchwenglich wie Jean Paul, oder gelehrt abſichtlich, und ſo will ein fröhlich ſchnurrender, im Leichten glücklicher und genialer Roman nicht entſtehen. — Das Nachhaltigſte Lichtenberg's, der Text zu Hogarth's Bildern ſtellt einen ſolchen Roman vor. Aber Lichtenberg hat ihn freilich nicht erfunden, ſondern Hogarth, und auf den Schwächen dieſer Karrikaturen hat er eben ſo nachdrücklich und geſchmacklos verweilt wie Hogarth ſelbſt. Die Karrikatur muß an ſich gar viel Geiſt und Witz haben, wenn man es nicht bedauern ſoll, daß ein Talent verbraucht wird zu verrenkter Form und zur Fratze. Sie wird ganz unausſtehlich, wenn ſie das Widerliche nicht im Intereſſe des Witzes, ſondern im Intereſſe der Moral darſtellt, wenn die Kunſt der Gefälligkeit dahin verkehrt wird, daß ſie durch Ungefälligkeit wirken ſoll, wenn ſie das von Krankheit zerfreſſene Freudenmädchen Tugend predigen läßt.

Lichtenberg's Briefe über Garrik und das engliſche Theater ſind in dieſem Punkte viel glücklicher gehalten, und ſein geiſtreicher Scharfſinn, der auch bei den läſtigſten Partieen Hogarth's nicht fehlt, iſt hier auf einem viel günſtigeren Boden. Da iſt manche Bemerkung ſo glücklichen Blickes, daß ſie für immer als komiſches Merkmal, als theatraliſche Regel gelten kann. Lichtenberg war in ſeinen letzten Lebensjahren melancholiſch. Er ſtarb 1799.

Es folgen jetzt noch eine Menge Namen, die in keinem beſondern Zuſammenhange zu den Göttingern ſtehn, für die aber, weil ſie vereinzelt auftreten und nicht den Nachdruck eines Umkreiſes gewinnen, nur mit Mühe ein Raum aufgefunden wird, ſobald jede Aeußerung in einem organiſchen Zuſammenhange dargeſtellt werden ſoll. Einige von ihnen, wie Salis und Matthiſſon ſchließen ſich an den lyriſchen Drang der Göttinger; Tiedge iſt ein weicher Ausdruck der Klopſtock-Poeſie, welche ſo wirkſam auf Empfängniß der Göttinger war.

Eine andere Partie dieſer Dichter, welche allein nicht ſtark genug ſind, um in ſo reicher Zeit unbedingt eigene Geltung zu fordern, gehört mehr der Wieland'ſchen Art, und dieſe ſteigt von dem ſehr enſthaft romantiſchen Alxinger bis zu dem oft trivialen Blumauer hinab. Ganz allein ſteht Schubart, der ſo eben als ein Bekannter Miller's erwähnt wurde, und welchem man gern eine Einwirkung auf Schiller zuſchreibt.

Alle die Göckingk, Gedike, Hartmann, Beyer, Köpken, Löwen, Galliſch, Michaelis, Schatz, Sprickmann, Overbeck können keine nähere Charakteriſtik in Anſpruch nehmen, da ſie nur mehr oder minder glückliche Wiederbildungen der bedeutenderen Dichter ſind.

Wohl aber Matthias Claudius, 1740—1815— der durch den Volkston, welchen er ſich anzueignen wußte, nachhaltiger in das Intereſſe des Publikums durchzuſchlagen verſtand, als die terminologiſch gehaltene Denk- und Ausdrucksweiſe der Uebrigen. Er war zu Reinfeld, einem Holſtein'ſchen Flecken unweit Lübeck geboren, und lebte die meiſte Zeit in Wandsbeck, mit Ausnahme des Jahres 1776 zu 77, wo er Oberlandkommiſſär zu Darmſtadt war. Nach Wandsbeck benannte er auch ſeine Zeitſchrift „den Wandsbecker Boten," und wird ebenſo ſelbſt unter dieſem Namen verſtanden. Seine kleinen Aufſätze und Lieder ſind in 8 Theilen unter dem Titel geſammelt: „Asmus omnia secum portans."

In den letzten Lebensjahren wollte dem alten Herrn das Popularbewußtsein nicht mehr ausreichen, er wendete sich zur sogenannten „geheimen Weisheit" und gesellte sich zu den Mystikern. Die alten Freunde sahen mit Betrübniß, daß er seine sonstigen Fahnen, Toleranz, Preßfreiheit und Aufklärung, verließ, daß er Fenelon's religiose Schriften übersetzte, und gern noch Frömmeres zur Uebersetzung gewünscht hätte. Die Nation nahm daran kein weiteres Interesse und hielt sich an die Erzeugnisse seines früheren, einfachen Verstandes. Die Lieder von Claudius, welche die nächste Beziehung eines natürlichen Menschen natürlich und anmuthig darstellten, hatte man mit Jubel zu Volksliedern aufgenommen. Seine „Ich bin ein deutsches Mädchen" — „ich bin ein deutscher Jüngling," — „war einst ein Riese Goliath," „heute will ich fröhlich, fröhlich sein, keine Weise, keine Sitte hören" — belebten jede Gesellschaft, und sein Rheinweinlied „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher" ist heute noch beliebtes Eigenthum jedes heiteren Kreises.

„Eigentlichster Werth der sogenannten Volkslieder ist der, daß ihre Motive unmittelbar von der Natur hergenommen sind. Dieses Vortheils könnte der gebildete Dichter sich auch bedienen, wenn er es verstünde. — Hierbei aber haben jene immer das voraus, daß natürliche Menschen sich besser auf den Lakonismus verstehen, als eigentlich Gebildete."

Diese Goethe'schen Worte passen in mancher Weise auf Claudius.

In Johann Baptist von Alxinger aus Wien — 1755—1797 — steigerte sich dagegen eine Kunstromantik in das direkte Gegentheil eines Claudius'schen Stils. Hier in den Ritterdichten „Doolin" und „Bliomberis" gab es nicht das Geringste von naher Beziehung: Ritter von höchst ausgezeichneten Eigenschaften kämpften und abenteuerten in vorzüglicher Tugend und Tapferkeit ein Buch hindurch, wurden höchstens einmal besiegt und am Ende stets sehr glücklich. Diese Versuche, die Dekoration einer längst vergangenen Welt als Poesie wiederzugeben, waren etwas sehr Mißliches. Eine naive Auffassung oder eine solche, die sich des Kontrastes stark und klar bewußt ist, wäre allein im Stande gewesen, daraus etwas merklich Lebendiges zu erzeugen. Dafür findet sich denn auch in Goethe genügende An-

deutung. Aber hierin war die verſchwimmende Anſicht der Hainbundspoeſie nur zu allgemein, man glaubte ſich in ſehr poetiſcher Gegend, wenn man an dieſer hohlen, ſtolz im Verſe klingenden Ritterpoeſie recht viel Antheil zeigte, und dies eigentlich lebloſe romantiſche Epos hat ſich lange noch wie eine hohe, unbeſtimmte Forderung fortgeſchleppt. Daneben würdigte man unbekümmert Arioſt's „Roland," welcher ſchon ein Paar hundert Jahre früher die Verſpottung dieſes leeren Gerüſtes darin unternommen hatte, daneben lachte man über Don Quixotte.

Alxinger, der übrigens für dieſen äußerlichen romantiſchen Rhythmus ſtattliche Mittel beſaß, hat auch Oden und Lieder und Straf- und Lehrgedichte abgefaßt, ſeine Schriften ſind 1812 in 10 Theilen geſammelt zu Wien erſchienen. Wieland, welcher ſich mit einer leichten Ironie in's „alte romantiſche Land" zu Pferde begab, hatte Doolin ganz unintereſſant gefunden, und war ſehr erſchrocken, als ſein Verleger Göſchen an den Bliomberis eine Prachtausgabe gewandt hatte. Bei weiterer Lektüre des Bliomberis zeigte er ſich indeſſen beruhigt.

V. Nicolay trachtete in eben dem Stile, Friedrich Auguſt Müller nicht minder, aber dieſe Rittergedichte, obwohl ſie die Sache nicht mehr ſo ſchwer ernſthaft nehmen, wie die Alxingers, ſind früh in die Vergeſſenheit hinabgefallen. Reinhold und Angelika, Morganens Grotte dort, und Richard Löwenherz, Alfonſo und Adalbert der Wilde hier, ſind in der Versmühe bei Weitem nicht ſo anerkannt worden vom Publikum als die Proſaritter der Spieß und Cramer, welche eine ſchnellere und wohlfeilere Unterhaltung boten.

Aloys Blumauer — 1755—1798 — ging in frivoler Dreiſtigkeit des Naturells viel wirkſamer ſogleich bis zur Traveſtirung alles Vergangenen, und hat manchen guten Scherz auf dieſem Wege gefunden, freilich oft bis an die Hüften durch Trivialität ſchreitend. Er ſtammte aus Steier, war in Wien Jeſuit, bis der Orden aufgehoben wurde, dann eine Zeitlang Cenſor, zuletzt Beſitzer einer Buchhandlung. Die harmloſen Oeſterreicher nahmen gutmüthig ihren Alxinger und Blumauer als Zwillingsbrüder verſchiedenen Temperamentes auf, wenn auch der Eine verſpottete, was des Andern Exiſtenz war. Die Täuſchung wurde dadurch erleichtert, daß von Blumauer aus dem Jahre 1780 auch

ein ganz ernſthaftes Trauerſpiel „Erwine von Steinheim" erſchienen war; in einer Beurtheilung deſſelben aus früherer Zeit wird geſagt: „Man erkennt aus demſelben leicht, daß wenn er dieſer Dichtungsart ſeinen ganzen Fleiß hätte ſchenken wollen, er in kurzer Zeit auch in dieſem Fache der Literatur neben den beſten Bearbeitern deſſelben ſeine Stelle rühmlichſt behauptet haben würde."

Wer auf Koſten höheren Geſchmackes über den „Aeneas von Butter," oder ſo etwas einmal lachen will, iſt dem Blumauer gewiß dankbar, daß er „ſeinen ganzen Fleiß" vorzüglich auf ſcherzhafte Verſe, Briefe, Fabeln, Erzählungen, und auf „Virgils traveſtirte Aeneis" gewendet hat.

Die gute Laune der Wiener hat paſſend gegen eine Pietätsgewohnheit, die ihm nicht anſtand, auf ſeinen Leichenſtein folgende Charakteriſtik geſetzt: „Hier ruhet Aloys Blumauer, Cenſor, Dichter, Epicureer, Freigeiſt, Genie, Hageſtolz, Jeſuit, Kenner Latiums, Maurer, Naſo Oeſterreichs, Pfaffenfeind, quälte Roms Satelliten, Traveſtirte unſterblich Virgils Werke, xenophthalmiſch, ybiſchartig. Zollte den Tribut dem Tode d. XVI. März MDCCXCVIII." —

Xenophthalmiſch bezieht ſich auf die trocken entzündeten Augen, die ihn entſtellten, ybiſchartig auf ſeine lange, hagre Figur und gelbe Geſichtsfarbe, welche ihn einem Ybiſch- oder Eibiſchbaume, einer gelben Pappel ähnlich machten.

Es iſt leider keine bewußte Ueberlegenheit ſeiner Traveſtirrolle vorauszuſetzen, dazu war ſeine Kultur zu niedrig; und ſo muß die Poſſe hingenommen werden, wenn ſie denn irgendwie höher aufgefaßt ſein ſoll, als eine burleske Anregung, ſich nach Kontraſten umzuſehn zwiſchen poetiſchem Intereſſe und Kolorit bei verſchiedenen Zeit-Epochen. Das drollige Unternehmen fiel glücklicherweiſe in die Hände eines Wieners, welchem die Küche und der komiſch-ſinnliche Kontraſt ſo nahe liegt, welchem die oberflächlichen Gegenſätze als ſolche keine Sorge machen, und der im heiteren, liebenswürdigen Naturel Ausgleichung und Scherz genug mit ſich bringt.

Der Zwieſpalt in Rückſicht auf Religion, der wie ein unterirdiſch Gewitter alle die Zeiten begleitet, bricht in immer anderen Schlägen immer häufiger hervor. Die Beruhigung in einem

populär-philoſophiſchen Bewußtſein erſchöpft ſich gar bald; Deutſchland hat nie ſo viele und ſo verſchieden geartete Freigeiſter beſeſſen, als in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Und nicht Allen kam eine ſo bequeme Wieneriſche Färbung, eine mit dem Scherze ſich zufrieden gebende Behaglichkeit, wie dieſem Exjeſuiten Blumauer.

Chriſtian Friedrich Daniel Schubart — 1739—1794, bei welchem dieſe Richtung wild und ungezügelt hervortaumelte, hat ein gehetztes, ſchwer gefeſſeltes Leben dafür eingetauſcht, ein Leben, was für das Genie und für den Herrſcher die grellſte Warnung in ſich begreift. Dieſer ungeſtüme Schwabe — zu Oberſontheim war er geboren — iſt in dem Konflikte mit Religion und Macht, denen er genial aber ungeordnet entgegen trat, zerrädert worden, und das endliche Reſultat für ihn und für die Einſicht ward nichts als ein unfreier Myſticismus. Schubart war mit den größten Gaben ausgerüſtet, mit feuriger Phantaſie, Erregbarkeit und Lebhaftigkeit des Geſchmacks, mit redneriſchem, muſikaliſchem, pathetiſchem und witzigem Talente. Aber die Bildung fand ſich nicht. Verwildert kam er von der Univerſität Erlangen, lief auf die Kanzeln, predigte aus dem Stegreife, mitunter ſogar in Verſen, ſpottete dazwiſchen, fand weder bei der Kanzel, nöch am Lehrtiſche, noch bei der Orgel einen feſten Anhalt, trieb ſich umher in Ludwigsburg, in Heilbronn, in Heidelberg, in München, in Augsburg, wollte katholiſch werden, beleidigte die Kleriſei, trat den ſcheintodten Jeſuitismus mit Füßen, beleidigte, verſpottete die Vornehmen. Der Jeſuit ſchürte, der Vornehme griff; da er ſich endlich in Ulm als Journaliſt mit ſeiner „deutſchen Chronik" eine leidliche Exiſtenz geſchaffen, und ſeine Familie, die er lange verlaſſen gemußt, wieder zu ſich genommen hatte, da ergriff ihn die Macht für alle die Beleidigung in Spott und Ernſt, welche er ihr angethan hatte. General Ried, der kaiſerliche Miniſter in Ulm, denuncirte, der Herzog von Württemberg verhaftete ihn, Schubart ward auf den Hohenasperg gebracht im Jenner 1777, und erſt zehn Jahre darauf erhielt er ſeine Freiheit wieder. Lange Zeit hatte er das entſetzlichſte Gefängniß eines gemeinen Verbrechers erlitten, angeklagt, verhört, gerichtet ward er nie, und nur die Gunſt, welche er durch einen Hymnus auf Friedrich den Großen geweckt, befreite ihn.

Dort auf dem Asperge besuchte ihn auch Schiller, als das Gefängniß erleichtert und ein solcher Zutritt möglich gemacht war. Dort diktirte er auch an der platten Erde liegend zur Nachtzeit, leise sprechend, dem Nachbar, welcher sich Schreibmaterial verschafft, und unten einen Stein aus der Mauer gebrochen hatte, seine Lebensbeschreibung. Schiller, welchen der geniale Ansatz in den meisten Produkten Schubarts begeistert hatte, scheint indessen von der persönlichen Bekanntschaft weniger erbaut gewesen zu sein. Auf einem Irrthume mag es wohl beruhen, daß als Hauptgrund von Schubart's Gefangenschaft und von Schiller's specieller Theilnahme gemeinhin das Gedicht „die Fürstengruft" angegeben wird; denn dieß Gedicht wurde erst 1782, ohne Schubarts Vorwissen, im deutschen Museum abgedruckt.

Die Hauptthat Schubarts für die Literatur war sein Journal „die deutsche Chronik," welches er von 1774—78 erst in Augsburg, dann in Ulm redigirte, und was mit dem lebhaftesten Geiste, und nach vielen Seiten hin mit reichlichem Schwunge geschrieben war. Nach seiner Befreiung hat er es als „Vaterlandschronik," wenn auch nicht mehr in so ursprünglicher Kraft, fortgesetzt. Außerdem wird auf eine Rhapsodie „der ewige Jude" großer Werth gelegt, die eigentlich dem Plane nach eine großartige Menschenentwickelung besingen sollte. Endlich achtete man seine Gedichte ihres kühnen Schwunges wegen hoch, wenn ihnen auch selten Zeit gegönnt war, sie voll in einer Form zu begründen. Sehr viel ward ohne seine Hand und unvollständig aufgefaßt von ihm herausgegeben; dahin gehören die ästhetischen und musikalischen Vorlesungen, welche er auf seiner unstäten Wanderung besonders in Heidelberg gehalten hatte. „Leben und Gesinnungen," von ihm selbst aufgesetzt, sind 1791 und 92 in 2 Bänden zu Stuttgart erschienen, sie stellen ihn aber auch nicht treu dar, da er selbst keinen unbefangenen Ueberblick über sein Leben mehr besaß, und durch eine theosophische Mystik darüber hinsah, wie sie sich ihm während der Kerkerzeit zur Rettung dargeboten hatte. Eine ausgeführte Biographie dieses in den Extremen seiner Zeit umhergeschleuderten Mannes wäre sehr wünschenswerth, besonders wenn sie auf die vereinzelten Punkte seiner theoretischen Fassung Rücksicht nähme, die jetzt bei der unordentlichen Versplitterung jener Schriften nicht leicht zu erkennen ist.

Jene theoretiſchen Vorleſungen ſind freilich aus ſeiner wüſten Jugendzeit, und man würde durch ihre geordnete Herſtellung ſchwerlich zu einem anderen Urtheile kommen, als daß in ihm eine geniale Kraft mit ungefügten Torſo's um ſich geworfen hat.

Die neueſte Ausgabe ſeiner Gedichte iſt 1829 in Frankfurt am Main erſchienen, und enthält drei Bände.

Viel verſpottet ſind die bis in die neueſte Zeit hereinlebenden und gemeinhin „ſentimental" genannten Dichter Matthiſſon, Salis und Tiedge. Dies Wort ſentimental ſteht bei den geplagteſten in der Literatur; die Zeit Schiller's und Goethe's, und Schiller ſelbſt, zuweilen Goethe, brauchte es zur Bezeichnung des Gegenſatzes vom Antiken, zur Bezeichnung derjenigen Dichtart, wo der ſubjektive Ausdruck des Dichters vorſpielt und das Objekt überragt, oder in beliebiger Stärke begleitet. Schiller deutet es noch ſpecieller als Eigenſchaft aller modernen Dichtung aus, indem ſie ſich moraliſch, will ſagen reflektirend, des Verhältniſſes bewußt werde, worin ſich der Gegenſtand nach mehreren Seiten hin darſtelle. Die antike Dichtung, welche er dem Begriffe „ſentimental" gegenüber, die naive nennt, habe nur einen Bezug, nur ein Verhältniß zu ihrem Gegenſtande gehabt.

Von dieſer Bedeutung des Wortes „ſentimental" iſt wenig oder gar nicht die Rede, wenn es ſich um den alltäglichen Gebrauch deſſelben handelt, und wenn damit Dichter wie Matthiſſon bezeichnet werden. Hier wird damit bezeichnet, daß alle Auffaſſung des Dichters nach der gemüthlichen Seite hin gerichtet ſei, daß der breite Umfang des Lebens und des daraus folgenden Bezuges auf eine ergebene Theilnahme des weichen Herzens beſchränkt werde. Dadurch wird allerdings die Auffaſſung eintönig, und wenn ihr nicht große Kraft verliehen iſt für dieſe einzelne Empfängniß und den Ausdruck derſelben, ſo erſcheint ſie unbedeutend und fällt in's Weinerliche. Unbedeutend und weinerlich auch darum, weil ein ſolcher Akt der Anſchauung einem jeden, nicht eben verwahrlosten Menſchen gewährt iſt, und ſich nicht über das Gewöhnliche erhebt; denn jeder Menſch iſt im ganzen Leben zunächſt darauf angewieſen und gerichtet, wohl oder übel

in irgend einer Empfindung berührt zu werden. Ueberblick und Umfang fehlt ihm, wodurch der Eindruck zu einer Vergleichung und darin zu einer höheren Stellung geführt werde, betroffen wird er leicht, weil ihm der Zusammenhang nicht klar ist; der Tribut, den er zunächst aus sich leisten mag, ist jene Rührung, womit die mittelmäßigen Leute sich stets eilig bezeigen, und welche den schwachen Menschen stets zur Hand ist, — der Dichter also, welcher nichts weiter zu bieten und zu erregen vermag, lebt und wirkt nur in dem Geringen. Weiß er nun diesem Geringen nicht wenigstens einen Aufschwung zu verleihen, so schleppt er sich und seine Leser in dem wirklich Unbedeutenden umher, und nach dieser Seite sind die Vorwürfe gerecht, welche moderne Kritik den lediglich sentimentalen Dichtern gemacht hat.

Sie haben besonders den sentimentalen Roman, welcher von Müllers Siegwart datirt, und unter den drei folgenden Dichtern, Matthisson betroffen.

Friedrich von Matthisson — 1761—1831 — war zu Hohendodeleben bei Magdeburg geboren, und ging später nach Halle, um die allgemeine Vorschule der Dichtkunst, die Theologie, zu durchwandeln. Zunächst wurde er dann Lehrer in Dessau, und ging von da als Hofmeister zur Begleitung junger Liefländer auf Reisen. Ein fügsames, gefälliges Wesen brachte ihm stets bequeme Stellungen zu Wege, er wurde Lector und Reisegefährte der Fürstin von Dessau; die schönen Gegenden, welche er auf Reisen sah, bestärkten und erhöhten seine Neigung zu Naturschilderung, 1812 finden wir ihn als Geheimen Legationsrath und Oberbibliothekar in Stuttgart, und 1829 zieht er sich in die ihm heimisch und lieb gewordene Welt nach Wörlitz zurück, um dort zu sterben.

Der Vorwurf des Sentimentalen ist meist von denen ausgegangen, welche zunächst und zuletzt von der Dichtkunst eine Aufreizung zu sittlicher Thätigkeit fordern, welche den sanften Eindrang in das Geheimniß und den verborgenen Reiz der Welt für nichts rechnen, welche das bloße Bewußtwerden seiner Bezügnisse gering achten, weil sie den praktischen Erfolg nicht dicht daneben sehn. Diesen Kritikern, welche ein Korn Wahrheit zu breiter Saat mancherlei Irrthums ausbilden, gab Matthisson dadurch großen Vorschub, daß sich seine Empfindungswelt nir-

gends auch nur zu einiger Energie aufzurichten wußte, daß er in einem kleinen Kreiſe verſchwimmend haften blieb, welcher ſich nirgends über die Sphäre des Alltäglichen erhob.

Das Publikum, welchem dieſe bequeme Erhebung willkommen und durch einen wohllautenden, anmuthigen Vers erhöht war, nahm dagegen den freundlichſten Antheil an Matthiſſons Liedern.

Ein andrer Punkt kommt noch bei Matthiſſon zur Sprache, und Schiller hat in einer großen Recenſion, welche 1794 in der Allgemeinen Literaturzeitung erſchien, ausführlich darüber geſprochen, ihn nach ſeiner Weiſe auseinandergeſetzt, und obwohl dieſe eine ganz andere als des Matthiſſon's iſt, dieſen doch daneben gelobt. Es iſt der Punkt, die Natur im Gedichte zu ſchildern, die Natur zum Stoffe des Gedichts zu machen.

Die Alten haben es nicht gethan; ſolche poetiſche Auffaſſung, Deutung und Verherrlichung der Natur gehört durchaus der Romantik, welche ſich über eine plaſtiſch abgegrenzte Welt hinauswagt, in das, was Anregung, Möglichkeit und Ahnung gewähren mag. Schiller hatte in ſeiner logiſchen Dichtungsweiſe einen Standpunkt, welcher ſehr ſchwer damit zu vermitteln war; der Menſch als Individuum war ihm nichts, nur als Bild der Menſchheit; das Beſondere, das Charakteriſtiſche, woran ſich Goethe hielt, und woran er ſo groß und ſo ergiebig für's Allgemeine wurde, war für Schiller nicht bedeutend genug. So fand er eine Brücke zur Naturſchilderung, welche ſich im Allgemeinen bewegte, welche ſich nicht auf ſcharf unterſcheidende Charakteriſirung einließ, und mit dem allgemein muſikaliſchen Eindrucke, den ſie hervorbrachte, zufrieden war, mit dem jeweiligen Begegnen einer Empfindung, einer Idee in der Naturwelt ſich begnügen ließ. Von hier aus lobte er Matthiſſon.

Die jetzige Welt hat darüber entſchiedenere Anſichten, und dieſe ſind Matthiſſons verſchwimmenden Gemälden nicht ſo günſtig. Zunächſt rückte ſie den poetiſchen Werth über den logiſchen Beweis hinaus, und fand in dem einen poetiſchen Gewinn, was ſich aus der Allgemeinheit als bedeutend abſondern ließe, nicht bloß was aus dem abſtrakten Gedanken der Allgemeinheit geboren werde. Dann ſtellte ſie ſich als Geiſt ſiegreich oder wenigſtens ſiegesvoll in die Natur, als in ein Lebloſes, was erſt ſeine Exiſtenz in unſerm Geiſte gewänne, beſtritt ihr die unbeſtimmte

Einwirkung nicht auf unſer Weſen, nannte dieſe aber eine unbeſtimmte und unklare, und verlangte für den Eintritt derſelben in die Kunſt erſt einen geläuterten Durchgang durch unſer Bewußtſein. Darnach bedarf die Schilderung der Natur ganz und gar erſt des Stempels unſerer Faſſung, um ſo überhaupt in das Leben des Geiſtes und dann in das Leben des ſchönen Kunſtgeiſtes einzutreten.

Bei ſolcher Anſicht erſcheint Matthiſſon nicht ſo günſtig, ſeine Beſchreibung der Natur ſinkt zum beliebigen Tändeln mit Bildern, zum vagen Aufgreifen deſſen, was unzuſammenhängend, kaum in todtem Aeußeren neben einander, kurz, was ohne Nothwendigkeit ſich bietet.

In damaliger Zeit ſpotteten ſchon die Schlegel ſeiner weichlichen Manier. Dem Popular-Bedürfniſſe wird ſein ſanfter Vers und Ausdruck lange werth bleiben, und wenn er dreißig Jahre früher geſchrieben hätte, ſo würde die Anmuth ſeiner Verſe ſtets bemerkenswerth bleiben, und man überſähe dann leichter, daß der kurze, kindliche Rhythmus, und die kindliche Malerei „die Pappelweide zittert" leicht trivial wird.

Außer Gedichten hat er auch „Briefe" verfaßt, die ſeine Reiſen beſchreiben, und denen ſchon früher, wo die Reiſebeſchreibung noch ſeltner war, nicht ſo viel Beachtung geworden iſt. — Von 1803 — 1807 gab er in Zürich eine lyriſche Anthologie heraus, dieſe beliebte Art halben Nachdruckes, welche dem Publikum ſtets ſo willkommen und den Buchhändlern einträglich iſt. Leider war er in aller liebenswürdigen Sanftmuth und Beſcheidenheit, die ihm ſonſt eigen, nicht beſcheiden genug, um ſich nicht auch Ramlers und Voſſens Dreiſtigkeit als Beiſpiel zu nehmen, und Kleinigkeiten in fremden Dichtungen zu ändern. — Seine Schriften ſind in 8 Bänden zu Zürich erſchienen, und 1832 ſind noch vier Theile „Literariſcher Nachlaß" zu Berlin gedruckt worden.

Der Wörlitzer Garten, an dem Matthiſſon ſo viel Gefallen fand, hat etwas Entſprechendes mit Matthiſſons Naturdichtung. Dort iſt eine reiche Situation auch großentheils nur zu vereinzelten Spielereien ausgebeutet, das große Ganze einer modernen Parkſchöpfung iſt durchaus nicht erreicht.

Salis, mit vollſtändigem Namen Johann Gaudenz Freiherr von Salis-Seewis — 1762 — 1834 — wird ſtets als

dichtender Zwillingsbruder Matthissons genannt. Er giebt sich im Ganzen einfacher und anspruchsloser, dafür fehlt ihm denn wohl auch mancher Schmuck des reichlicheren Matthisson. Er stammte aus Seewis in Graubündten, war Hauptmann der Schweizergarde in Versailles, und zuletzt Stadtvoigt und Kantonoberster in Chur. Es sind nur Gedichte von ihm da, deren letzte Auflage 1835 in Zürich erschienen ist.

Christoph August Tiedge, geboren 1752 zu Gardelegen, ein würdiger, geschätzter Greis, lebt heute noch. Mit „Briefen zweier Liebenden," mit „Elegieen," worunter die „auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf" die meiste Theilnahme fand, machte er sich zuerst in der Literatur bemerklich, aber alle gefühlvollen Seelen berufen sich nur auf sein Hauptwerk „Urania," ein Lehrgedicht. Wenn Klopstock auch dabei fernes Vorbild gewesen ist, so fehlt doch die einige Fassung und die gehaltvolle Kraft des Messias, eben so wie die Klopstock'sche Härte. Die Urania vergleitet sich mehr in jene lyrische Weichheit, in jenes bereitwillige Dehnen älterer Lyrik, wo durch Morgenroth und Wogen, stolze Schwäne, Wolkenschiffe zogen — und wofür der weibliche Charakter unsrer Heimath so viel inniges Entgegenkommen mitbringt. Nirgends spricht man so sehr von „schönen Stellen" als „bei Tiedge's Urania," und der Prediger vermißt „christliche Tiefe."

Tiedge's übrige Sachen, „der Frauenspiegel," „das Echo, oder Aleris und Ida," „Denkmale der Zeit," „Anna, Herzogin von Curland," sind in den Hintergrund getreten, die Frauentheilnahme hat aber die Urania stets im Andenken erhalten. Auch das Leben Tiedge's, seine unwandelbare zarte Freundschaft für Frau v. d. Recke, die selbst dichtete, und für alle Erscheinung der Gedanken- und Gefühlswelt sich rege bewies, hat dies Ansehn eines Frauenpatriarchen ihm bestärkt.

Frau von der Recke hat sich auch für die Geschichte der magischen Operation thätig erwiesen, indem sie die „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau i. J. 1779 u. s. w." in Berlin 1787 drucken ließ, und darin ausführlich erzählte, wie sie selbst von ihm getäuscht worden sei.

Tiedge's „Werke" hat Eberhard in acht Bänden von 1823—29 herausgegeben.

Immer mäßiger im Erfolge, aber eben so gewissenhaft eifrig, zu sin ge und dichtend zu lehren, drängen sich noch viele herbei, zum deutschen Parnasse, wie man sich gemeinhin und edel ausdrückte. Sie wollen auch noch im Gefolge des lyrischen Aufschwunges genannt sein, da später aller Raum von den eigentlichen Herren in Beschlag genommen wird.

Gottlieb Konrad Pfeffel — 1736—1809 — der liebenswürdige, allbekannte Fabeldichter, welcher eine 52 Jahr dauernde Blindheit mit der Heiterkeit eines Weisen ertrug, stammt aus Kolmar, legte dort eine Erziehungsanstalt an, und starb daselbst als Präsident des evangelischen Konsistoriums. Seine Fabel und poetische Erzählung ist fein und rund, auch hat er es nicht an den nöthigen Romanzen, an Versuchen im Drama und der Prosa mangeln lassen. Die Heimath brachte es mit sich, daß sich sein Geschmack und seine meiste Hervorbringung an französische Muster hielt. Seine poetischen und prosaischen Versuche sind in 21 Theilen zu Stuttgart erschienen.

Ludwig Theobul Kosegarten, 1758—1818, der als Pastor zu Altenkirchen auf Rügen mit Vers und Mund sich bestrebte, diese Insel in Aufnahme der Poesie und der Reisenden zu bringen. Seine Sachen sind in keiner Weise durchgebildet, pathetische, bombastische Uebertreibung enthüllt die Mittelmäßigkeit, die sie verdecken sollte, und besonders die lyrischen Produkte sind in aufgetriebener Schale von sehr geringem Werthe. Aber die für allen Schwung gefällige Zeit nahm das Bestreben dankbar und theilnehmend auf. Kosegartens Dichtungen haben fünf Ausgaben erlebt, deren letzte 1824 und 25 zu Greifswalde in 12 Theilen erschienen ist. An eben dem Orte starb der rührige Geistliche als Doktor der Theologie und Professor der Geschichte. Am meisten geschätzt waren seine epischen Idyllen „Jukunde" und „die Inselfahrt," welche nach Art der Vossischen Luise an die Scenen des kleinen Lebens gereiht waren, worinnen aber die besonnene Einfachheit der Luise öfters in schwülstige Beschreibung hinausstieg. Auch Schauspiele, „Darmund und Alwine, Wunna, Ebba v. Medem," und Romane, „Ewald's Rosenmonde, Ida von Plessen, Bianka del Giglio," und Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen hat er angefertigt. Unter den letzteren war eine Zeitlang „der Freudenzögling" aus dem Englischen des Robert Pratt gesucht.

Jens Baggesen, 1764—1826, aus Korsör im Däniſchen, der nach großen Reiſen Profeſſor der däniſchen Sprache und Literatur, dann Juſtizrath zu Kopenhagen wird, 1814 ſeinen Aemtern entſagt und zu Paris und Kopenhagen lebt, ſchließt ſich der Sache nach an Hallers didaktiſche Beſtrebung, und beſchreibt eben auch eine Alpenreiſe, die er „Parthenais" nennt. Es bewegt ſich dies Gedicht indeſſen mehr als idylliſches Epos, wie es der Geſchmack gebildeter Leute vom Jahre 1780—1800 mit ſich brachte. Auch ein Epos „Oceania" zur Verherrlichung der Cookſchen Weltreiſe dichtete er, und Gedichte als „Gedichte" und als „Heideblumen" wurden 1803 und 1808 von ihm gedruckt. Selbſtſtändig trat er im ſpäten Alter aus jener Dichtungsherkömmlichkeit mit „Adam und Eva," einem humoriſtiſchen Epos. 1836 ſind ſeine Verſe in einer vollſtändigen Sammlung zu Leipzig herausgegeben worden.

Franz Anton Joſeph Ignaz Maria Freiherr von Sonnenberg, 1779—1805, war aus Münſter gebürtig, ſtudirte die Rechte, ging auf Reiſen, und ließ ſich dann in Jena und der Umgegend nieder. Man iſt geneigt, in ſeinen wild auf- und durcheinander gehenden Epen ein ſtarkes Talent zu finden, und bedauert ſehr, daß es kein Gedeihen erreicht, und daß Sonnenberg's Sinne arg geſtört worden ſeien. Seine regelloſe Richtung brach ſogar in Wahnſinn aus, und in ſolchem Zuſtande nahm er ſich ſelbſt das Leben. Gruber hat ſeine Sachen 1809 geſammelt herausgegeben; es findet ſich darunter neben bewegten Gedichten ein Epos in 12 Geſängen „Donatoa, oder das Weltende," Donatoa ſelbſt iſt der erſte Todesengel, und in ſolchem Stoffe bäumt ſich die wilde Phantaſie des Verfaſſers, gewinnt indeſſen auch dazwiſchen die Ruhe für kleine wohlthuende Schilderungen.

Karl Andreas von Boguslawski, 1759—1817, — preußiſcher Soldat, der als Interimskommandant von Berlin ſtarb. Dies Talent richtete ſich in Stoff und Form nach den Alten; er ſchrieb epiſche Gedichte in Hexametern, deren Helden und Spielraum aus der römiſchen und griechiſchen Zeit genommen waren. „Xantippus" — 1811 — in zehn Geſängen, welcher Carthago befreit, und „Diocles," — 1814 — eine Legende, ſind die wichtigſten, auf welche vor den zwanziger Jahren dieſes Jahrhun-

derts die Gymnaſiallehrer lobend aufmerkſam machten. Weniger beachtet wurde der 1821 erſcheinende „Thaſſilo, oder die deutſchen Argonauten.“ — Boguslawski hat auch die Eklogen und Georgika Virgils überſetzt.

Valerius Wilhelm Neubeck, — 1765 — 1821 — Arzt in dem ſchleſiſchen Städtchen Steinau, verklärte die Medicin durch eine poetiſche Beſchreibung der Geſundbrunnen in einem großen Lehrgedichte, welches „die Geſundbrunnen“ betitelt war, und worin die Quellnymphen, die Geſteine, die Pflanzen, und die Thalkeſſel beſchrieben ſind. Lyriſche Gedichte und ein Trauerſpiel „Sterno“ verſchwanden vor dem phyſiologiſch-poetiſchen Werke, welches den Medicinern heute noch werthvoll iſt.

Friedrich Adolph Krummacher, 1768 zu Tecklenburg geboren, predigt lange in Weſtphalen und kommt 1824 als Prediger nach Bremen. Dieſer fromme Weſtphale iſt für Kinder wichtig geworden durch viele Kinderſchriften; dieſe, und „Parabeln,“ welche nicht bloß auf Kinder berechnet ſind, haben ihm einen willkommenen Namen für die belletriſtiſch-theologiſche Welt gemacht.

Heinrich Joſeph Edler von Collin, — 1772 — 1811 — ein Dramatiker in Wien, von dem man früher erwartete, es werde ſich aus der etwas todten altklaſſiſchen Form ein lebendig Talent losringen. Dieſe Hoffnung hat er nicht erfüllt, aber aus der lebloſen Form leuchtet in ſeinem „Regulus,“ ſeinem „Coriolan,“ ſeinem „Mäon“ oft ein ſo würdiges, edles Herz, daß man ſich einen Augenblick dadurch feſſeln läßt, und gern des Sängers gedenkt, welcher in den Franzoſenkriegen allen Zorn und Wunſch in einen Odenvers ſargte. Außer den genannten Stücken, von denen Regulus das berühmteſte, ſind noch viele andere, und außerdem Romanzen, lyriſche Gedichte und das, zum großen Leidweſen der Theilnehmer an ſorgfältiger Muſe, unvollendete Epos „Rudolph von Habsburg“ gedruckt. Sein Bruder hat die Ausgabe der Werke in 6 Bänden 1814 beſorgt.

Der würdige Karl Ludwig von Knebel — 1744 — 1834 — ſchließt am Würdigſten dieſen Reigen. Obwohl er mitten unter den Dichterfürſten in Weimar und Jena lebte, und herzlich mit ihnen verkehrte, ſo gehört doch ſeine Schrift in den Geſchmack einer früheren Zeit. Er machte noch in Uz'ſchem Stile, der in

ſeiner Heimath Franken ihm Lehrer geweſen war, ſein Gedicht und Lucrez, welcher damals ſo lebhaft verehrt worden war, beſchäftigte, erquickte ihn; er ließ nicht ab, bis eine körnige Ueberſetzung „von der Natur der Dinge" zu Stande gebracht war. Auch die „Elegieen des Properz" hat Knebel überſetzt. — Er war früher preußiſcher Offizier geweſen, und wurde 1774 Erzieher des Prinzen Konſtantin in Weimar. Ein abgehärteter, harſcher, friſcher Mann war er 90 Jahre alt, als ihn der Tod zu Jena überraſchte, und ihn ganz rüſtig und bereit fand, mit dem wenig glaubenden Skepticismus früherer Zeit abzutreten, und bereitwillig aufzunehmen, wenn ſich eine Verantwortlichkeit, oder ſonſt etwas einſtellen ſollte. Der Kreis ſeiner Schaffensmöglichkeit war klein, ein Bändchen lyriſche Gedichte hat er edirt, und um ſeines Charakters willen wird nichts eingewendet, wenn er in den Literaturkompendien als „gediegen lyriſcher Dichter" figurirt. Varnhagen und Mundt haben mit größerer Sorgfalt, als die objektive Ausbeute zu heiſchen ſcheint, den Nachlaß und Briefwechſel 1835 in 3 Bänden herausgegeben. Er war zu Wallerſtein in Franken geboren, in Ansbach Uz'ſcher Schüler, in Potsdam Offizier Friedrichs des Großen geweſen.

25.

Herder.

Hamann. Lavater.

Es ſind dies drei Figuren, welche der höheren Verknüpfung des Menſchen, der direkten Verknüpfung mit dem Himmel nahe traten, theils im Amte, theils im Drange, nämlich der Verknüpfung durch Religion.

Derjenige von ihnen hat es zum beſten Erfolge, zum beſten Andenken gebracht, welcher den weiteſten Kreis der Welt und des menſchlichen Ausdruckes dafür erwählte. Dies war Herder, der ſeine theologiſche Stellung nicht abſchloß von der Welt für den Himmel, ſondern der ſie aufſchloß, damit ihr deſto mehr Wege für den Himmel offen würden.

Dies große Bildungsherz iſt es, was Herder zu den beſten Ehren gebracht hat, eine Bildung, welche das Höchſte vor Augen hatte, und doch alle menſchliche Thätigkeit und Fähigkeit zu würdigen wußte, welche im ſchönen Verſe, in aller That der Kunſt, in aller Prüfung durch Wiſſenſchaft den göttlichen Möglichkeitspunkt im Menſchen fand und würdigte. Zu einer Zeit, wo die Theologie für die eben herrſchende Kultur wenig oder nichts zu bedeuten hatte, erhob ſich Herder in ihr, und zeigte an ſeinem Beiſpiele, daß der Herr überall zu finden ſei, wo der Menſch ſeine beſte Kraft offenbare. Er zeigte dies nicht theologiſch, — und dies iſt ein weſentlicher Zug an Herder und ein Theil des Zaubers, den er ausübte — ſondern gewiſſermaßen unofficiell

als ein Mann der Bildung, der Humanität ſtellte er ſich dar. Mancher deutſche Leſer, der Herder unter den Klaſſikern aufzählt, und manches Buch von ihm geleſen, weiß nicht, daß Herder Generalſuperintendent war. Das Wort Humanität iſt dasjenige, was ſich immer in Herders Namenszug ſchlingt. Herders wirkliche und klaſſiſche Bedeutung liegt darin, daß er ſich ſtets an die offenbarſten und verborgenſten Päſſe hinſtellte, wo Erde und Himmel an einander grenzen, daß eine Empfindung, ein Drang für ächte Poeſie von vornherein in ihm lebte. Vielleicht wuchs auch aus dieſem poetiſchen Genius jener unglückſelige Kampf in ihm zur Höhe, welcher ſeine Ruhe und ſeinen Ruf nachtheilig traf, der Kampf gegen die kritiſche Philoſophie Kants. Denn dieſe Philoſophie ſchied erbarmungslos die Welten, auf deren Grenze ſich Herder ſo gern ſchaukeln mochte.

Man darf nicht ſagen, daß ſich Herder des großen Zwieſpalts der Welt nicht bewußt geweſen ſei, wie er ſich vor uns in der Geiſtes- und Herzensgeſchichte aufgethan hat, aber man darf eingeſtehen, daß Herder's Geiſt nicht groß, entſchloſſen und ſtark genug war, um aus dem Zwieſpalt empor eine neue Schöpfung zu ſchlagen. Er wollte den Zwieſpalt beſchwichtigen, und er that dies in beſter Folgerichtigkeit ſeines Kraftbewußtſeins — eine ſolche Titanenfähigkeit, wie ſie Kant auf Koſten der jenſeitigen Gewißheiten an den Tag legte, war ihm nicht gegeben. Freilich ſpielt er neben dem konſequenten Himmelszerſtörer nicht die nachdrückliche Rolle, wie man ſie einem edeln Geiſte gern wünſchen mag; aber die ſeinige iſt der jetzigen Ueberſicht nach doch eine wohlthätige geweſen. Herder hat die Größe und Stärke des Kant'ſchen Kriticismus nicht begriffen und unzulänglich bekämpft, aber er hat eine blühende Partie des menſchlichen Weſens in Schutz genommen, er hat die Aufmerkſamkeit dafür wach erhalten; andere Dichter, wie Schiller, haben den philoſophiſchen Gedanken poetiſch geweiht, poetiſch erweitert, und in ſolcher Folge hat die ſpätere Philoſophie eine reichere Ausbreitung gefunden.

Herders Stellung iſt faſt überall eine anregende, vermittelnde; ſein Streben, ſeine Geſinnung waren größer und wirkſamer, als die Thaten, welche aus ihnen erwachſen ſind. Der Literarhiſtoriker hat ſich um ſo mehr hieran zu halten, als von

Herders Schriften beinahe nichts mehr genannt werden kann, was jetzt noch als eine feſt dauernde That beſtünde. Sie waren alle Beiträge zur laufenden Bildung, traten in Kreiſe, wo die nächſte Forſchung ſie überbieten konnte, ſie waren, wenn ein Paar nicht eben bedeutende Gedichte ausgenommen ſind, keine eigenen Werke, welche die Zeit zwar nicht überflüßig machen, aber doch übertreffen kann und übertroffen hat. Mit den meiſten Herder'ſchen Sachen hat es die Zeit in Wahrheit gethan, denn ſie waren Beiträge, die durch neue Forſchung, durch reichere, begünſtigtere Zuſammenſtellung überboten ſein konnten. Dies iſt mit ſeinen ſo dankenswerthen Arbeiten in fremder und altvaterländiſcher Poeſie geſchehen, iſt geſchehen mit ſeinen Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, denen jetzt ein ganz anderer Grund geboten wäre durch die fortgerückte Kenntniß der Erde, der Luft und des Firmamentes, iſt geſchehen mit ſeinen literar-hiſtoriſchen und philoſophiſchen Aufſätzen. Das eigentliche Werk des Dichters, die Verdichtung des Kerns zu einer unabhängigen Geſtalt, dies Werk iſt Herder nicht geworden; — der Eifer und der Sinn iſt ſtatt deſſen zu preiſen, und die Fußtapfen, die Berührung, der Hauch ſind aufzuſuchen, denen Macht und Erfolg nicht verſagt worden iſt.

Herders Exiſtenz war folgende:

Er ward in klein bürgerlichen Verhältniſſen zu Morungen, einem oſtpreußiſchen Städtchen den 25ſten Auguſt 1744 geboren. Sein Vater war Küſter und Elementarlehrer. Beim Rektor und Prediger des Ortes fand ſich einiger Unterricht, und ein ruſſiſcher Wundarzt nimmt ihn mit nach Königsberg, um ihn dem chirurgiſchen Studium zuzuführen. Der Anblick von Wunden macht den ſenſiblen jungen Mann aber ohnmächtig, und er wendet ſich zur Theologie und Philoſophie. Dieſen Kurſus macht er ganz ohne Unterſtützung von Hauſe durch, natürlich nicht ohne manche Entbehrniß und frühzeitigen Aufwand von Charakterſtärke. Ein Stipendium kommt zu Hilfe, und die Profeſſoren ſind nachſichtig mit Honorar; — Herder hat, des Beiſpiels halber, von Kant zu rühmen, daß dieſer ihm bereitwillig die Kollegiengelder erlaſſen habe. Neben dem Studiren bekleidete er ſchon eine Lehrerſtelle am Friedrichscollegium.

Hamann empfahl ihn nach Riga und im Herbſte 1764 ward

Herder an die Domſchule dorthin berufen, an eine Stelle, mit der auch ein Predigeramt verbunden ward. Die Empfehlung Hamanns, der vierzehn Jahre älter war denn Herder, iſt warm und innig, nicht ſo ſtreng und überhebend, wie ſonſt die meiſten Urtheilsbriefe Hamanns waren, und er ſcheint wirklich damals eine große Neigung für den jungen Herder gehegt zu haben. Bemerkenswerth iſt an dieſem Punkte, wo Herder in die Welt hinaus geht, daß er die meiſten Orte nicht wieder ſieht, von denen er ſcheidet, und daß die Uebereinſtimmung in Meinungen und Anſichten, welche ihn mit den Freunden und Genoſſen ſolches Ortes verknüpft, faſt immer in der Folge ſich auflöst. Er hat nie das Glück, daß der früher Verbündete ſich auf eine ähnliche Weiſe entwickelt, wie er ſelbſt, er muß ſtets neue Verwandtſchaft der Geſinnungen erobern. Kant, der ihm freundlich gewogene Lehrer, welcher ihm manche Vorleſung noch auf der Stube erweitert haben ſoll, Kant war ihm in ſpäterer Zeit der Name eines Lehrſyſtems, was er auf Leben und Tod bekämpfte. Hamann, der inſtinktmäßig, ſchonungslos orthodoxe Chriſt, der wie ein fanatiſcher Prophet beim Anzuge der Aſſyrier ſich geberdete, welch ein Gegenſatz iſt er zu dem Herder, der die „Ideen" ſchrieb, und ein Chriſtenthum darin zu Tage legte, was ſo ganz, ganz anders war! Ein Chriſtenthum, wie es Hamann geradein verdammte, ein Chriſtenthum, was nichts ſein will als eine liebevolle Humanität, — jene jämmerliche, bleiche, ſaftloſe Humanität, wie ſie Hamann neben ſeiner orthodoxen Glaubensforderung nannte. Es iſt indeſſen kein öffentlich Zeugniß da, daß ſich ſpäter Einer über des Anderen Weg beſchwert hätte, Herder empfiehlt noch lange nachher Hamann auf's Beſte der literariſchen Beachtung, und Hamann ſtirbt 15 Jahre vor Herder, in welchen fünfzehn Jahren dieſer noch manches Theologiſche ausgab, worüber Hamann Wehe gerufen hätte.

Bis zur Rigaiſchen Zeit war Herder nicht über die Abfaſſung von einzelnen Gedichten und von Predigten hinausgerückt, in Riga ſchrieb er ſein erſtes Buch, im Jahre 1767 ſeine „Fragmente zur deutſchen Literatur," wodurch er ſich von vorneherein des beſten Geſchmacks fähig zeigte. Dies Buch muß ihm zum Höchſten angerechnet werden. Als junger Mann, der keine beſondere Leitung in der Nähe ſah, erklärte er ſich glücklichſten

Taktes und selbstständig für den kühnen Fortschritt, der sich durch Lessing angekündigt hatte, schloß sich an die Berliner „Literaturbriefe" und erklärte sich doch auch bewußtvoll in einzelner Richtung dagegen. Dies Buch führte ihn sogleich mit einem Schritte auf einen beachtenswerthen Platz der Literatur. Die erste Ausgabe erschien ohne Ortsbenennung unter dem Titel „Ueber die neuere deutsche Literatur. Erste, zweite Sammlung von Fragmenten. Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Literatur betreffend." Es handelte sich darin um die Sprache überhaupt, ein Thema, welches Herder bis zu seinem Tode als einen Anfangs- und Endpunkt festgehalten hat; dann um Vergleichungen mit römischer und griechischer Literatur, um Rücksicht auf orientalische.

Klotz, traurigen Angedenkens, erkannte darin scharfsichtig den neuen Feind, so viel derselbe auch bei manchem Einzelnen an Lessing's Machtsprüchen aussetzen mochte, und fiel mit seinem bösen Schlachtgeschrei darüber her. Dies beschleunigte Herder's zweites Buch „kritische Wälder," worin er mit einer so wegwerfenden Leidenschaft gegen Klotz auftrat, daß es viele Mißbilligung fand. Das erste Wäldchen beschäftigt sich mit Lessing's Laokoon, das zweite gegen Klotzens „Homerische Briefe" und „Virgils Schamhaftigkeit," das dritte gegen Klotzens Schrift vom Münzengeschmacke. Der Herausgeber eines späteren neuen Abdrucks hat viel gestrichen und gemildert, was allerdings nur Herder zugekommen wäre, und den Literarhistoriker deshalb nach der ersten Ausgabe greifen läßt.

Um diese Zeit wollte er fort aus Riga; „es ist ein elend jämmerlich Ding" — schreibt er an Hamann — „um das Leben eines Literatus, insonderheit in einem Kaufmannsorte. Ein Prophet sagt wohl freilich immer: dies ist die Last über Tyrus!" — kurz, er gab eine feste und durch große Liebe der Umgebung günstige Stelle auf, um „seine Jahre zu nutzen und in die Welt zu blicken." Denn die Mißwilligkeit einiger Geistlichen und der Klotzische Streit vermochten ihn nicht dazu. Er schreibt noch das „Denkmal auf Thomas Abbt" und schifft sich im Frühlinge 1769 nach Frankreich ein. Das Gedächtniß für Ossian ist ihm ein oft wiederkehrender Moment auf der See, der Wunsch zu Macpherson zu kommen, welcher den alten Dichter damals erweckt hatte, der Wunsch, schottische Lieder zu hören, beschäftigt ihn.

Er landete in Frankreich und blieb eine Zeitlang in Nantes. Wir ſehen ihn mit großer Vorſicht an ein Urtheil über die Franzoſen und die franzöſiſche Literatur gehen, er hebt nachdrücklich hervor, wie man die Nation erſt im Innerſten ihrer Exiſtenz geſehen, wie man die Sprache derſelben erſt lange gehört haben müſſe. Dennoch fällt dieſes Urtheil, als er dann eine Zeitlang in Paris gelebt hat, nicht eben günſtig aus, obwohl er die günſtigſten Bekanntſchaften erwarb, Bekanntſchaften mit Arnaut, d'Alembert, Duclos, und beſonders mit dem geiſtreichen, von Leſſing, von Goethe ſo geſchätzten und auf Deutſchland ſo wirkſamen Diderot. Dieſer gefiel ihm denn auch zum Beſten. Aber Herders Weſen war ſo tief innerlich und ſo weit äußerlich deutſch, daß ſein Urtheil ſich wohl über die Nationalverſchiedenheit erheben, ſein Hang aber bald nach der Heimath drängen mußte. „Frankreich kann nie völlig ſättigen" — ſchreibt er — „und ich bin ſeiner auch herzlich müde."

So konnte er ſich mit der Bühne durchaus nicht befreunden; für den konventionellen, eleganten Reiz war ſein nach der Wahrheit trachtender deutſcher Charakter allzuwenig offen, die feine, leichte Grazie des Lebens lag ihm zu fern, als daß er dafür die rhetoriſche Ueberladung verziehen hätte. Shakespeare, der ihm ſchon aufgegangen war, verarmte ihm Frankreichs Bühne völlig.

Gegen Gewohnheit raſch, folgte er denn auch dem Rufe, einen holſtein'ſchen Prinzen drei Jahre auf Reiſen zu begleiten, ging über Brüſſel nach Antwerpen, und ſchiffte ſich von da nach Amſterdam ein. Bei letzterer Ueberfahrt litt er Schiffbruch, und kam nicht ohne Gefahr an's Land. Auffallend iſt es, daß alle dieſe intereſſanten Lebensereigniſſe von ihm nirgends zu einer Geſtaltung benutzt worden ſind; — zu einer Aufnahme der äußeren Welt und Begebenheit in die Gedankenreſultate, welche ihm davon nicht ausbleiben, reichte ſeine poetiſche Fähigkeit nicht hin. Er hat manche Bedeutung in ſeine „Ideen" aufgenommen, wo Sitten und Staffage der Welt unerläßlich zum Plane gehörten, aber über eine ſolche Bemerkung hinaus hat ſeine Beute davon nicht gereicht. Obwohl er ſich ſchon früher und auch damals mit einer „Plaſtik" beſchäftigte, die ſtückweiſe auch zu Tage gekommen iſt, es war nur ein Verſuch, den theoretiſche Anregung erzeugt hatte; plaſtiſche Eindrücke ſucht man in ſeiner erſten Lebens-

hälfte vergebens, diejenigen Eindrücke, woraus der Dichter zu wachsen pflegt. Reichlicher finden sie sich später in Bückeburg, wo kleine Ausflüge zu Pferde, Partieen, Spaziergänge ergiebiger in Auffassung der Erscheinungswelt sich darstellen, aber für die Schrift erwächst ihm nichts Redenswerthes dieser Art.

Von Amsterdam ging er über Hamburg nach Kiel, wo der Prinz sich aufhielt. In Hamburg lernte er Lessing kennen, auch Goeze, mit dem jener zur damaligen Zeit noch im besten Vernehmen stand, Reimarus und Bode und den in der Nähe wohnenden Claudius.

Die Reise mit dem Prinzen ging durch Süddeutschland. Schon da hielt er dies Reiseverhältniß für unpassend, ein Ruf nach Bückeburg, ein Augenübel, was eine neue Operation nöthig machte, kam hinzu, und in Straßburg löste er es denn auch wirklich. Dort verweilend lernte er Jung Stilling kennen, und Goethe suchte ihn auf. Letzterer hat dies in seiner Lebensbeschreibung ausführlich erwähnt, und es ist dabei zu verweilen, weil wichtige Blicke in den Charakter Herders geöffnet werden. Ob sich Goethe völlig frei erhalten hat von späteren Eindrücken, die er zu Weimar reichlich und leider in der letzten Zeit nicht immer günstig von Herder erhalten hatte, muß dahin gestellt sein, die ganze Schilderung hat aber wenigstens den frischen, unbefangenen Ton eines wohlwollenden und genial-strebsamen Studiosi.

Er findet ihn im Kleide eines Weltgeistlichen, im schwarzen Kleide mit seidenem Mantel, dessen Ende in die Tasche gesteckt war, das gepuderte Haar ist in eine runde Locke aufgesteckt. „Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, ein etwas aufgeworfener, aber höchst individuell angenehmer, liebenswürdiger Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu sein pflegte."

Es ist nun schwer herauszufinden, wie viel des Herder'schen Wesens auf seinen unbehaglichen Krankheitszustand geschoben werden müsse, Goethe legt diesem liebreich einen großen Theil der Ursache bei; kurz, Herder erweis't sich ihm anziehend, stets bedeutend, aber fast immer gereizt, scheltend, unsanft, schonungslos. Eine gewisse Herbheit wird für den Charakter im Allgemeinen verbleiben müssen, so wenig dies für den sanften Lehrer steter Humanität passen will. Anforderung und

Leben fanden ſich ihm nie zu der glücklichen Harmonie, welche ſich beglückend und befriedigend auf die Umgebung überträgt; der Uebelſtand in ſeinem Leben war vielleicht der theologiſche Stand, wie wir dies ſpäter an ihm ſelbſt und in der Folgezeit an Schleiermacher ſehen werden. Wenn auch die Neigung zum Theologiſchen ſtark und ächt war, das Publikum forderte nach jedem Verhältniſſe hin eine andere Aeußerung des Theologen, als ſie Herders und Schleiermachers wirklichſtem Weſen natürlich und bequem war. Wenn beide ohne Umſchweif, ohne ſchützenden Ausdruck einer künſtlichen Bildung herausgingen aus dem urſprünglichen Herzen ihres Geiſtes, ſo blieben ſie nicht in dem theologiſchen Verhältniſſe, wie es zum Publikum nöthig war, ſo fielen ſie auf, ſo ſtießen ſie an. In dieſer Kette lebten ſie. Aller poetiſche Drang, welcher in einer dogmatiſch aufgelöſten Zeit, in einer Zeit vorbereitender Proſa der befeuchtende theologiſche Aether iſt, war geſchäftig in ihnen, ſcharf in Schleiermacher, gelind in Herder. Aber jeder geniale Griff dieſes Dranges mußte in die Umfriedigung des Paſtorhauſes gedrängt und dafür verkürzt oder geändert werden.

Dies iſt ein Hemmniß, was bei nur mittelmäßiger Geſundheit, bei den erſten, das heißt größten Anſprüchen an literariſche Wirkſamkeit und Geltung, ein Hemmniß iſt, was bei manchem dadurch nothwendigen Mißlingen ſolcher Geltendmachung zur Verdrießlichkeit ſtimmen, und die ſanfte Temperatur des Charakters ſtören konnte. Und das hat es allerdings bei Herder gethan.

Dieſes Verhältniſſes zur Theologie, an welchem Herder litt, wird man deutlich inne bei einem aufmerkſamen Blicke auf ſeine „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit," die er in ſeiner der Straßburger zunächſt liegenden Lebenszeit zu Bückeburg begann. In Straßburg hatte er ſich beſonders mit Engländern, und unter dieſen zumeiſt mit Shakespeare beſchäftigt, deſſen Lectüre er denn auch ſo eindringlich und überzeugend empfahl; die ſpäter gekrönte Preisſchrift für die Berliner Akademie „Ueber den Urſprung der Sprache" war ferner dort begonnen geworden, und die Blätter „von deutſcher Art und Kunſt," waren auch noch in Straßburg entſtanden, zu denen Goethe den Aufſatz „Von deutſcher Baukunſt" geſteuert hatte.

Im Frühlinge 1771 kam er nach Bückeburg als Prediger,

und von hier aus ist Alles, was er schreibt, in näherem oder fernerem Bezuge auf Theologie; er dichtet Kantaten aus biblischem Stoffe, er schreibt „die älteste Urkunde des Menschengeschlechtes," die zum Theil gegen Michaelis Exegese gerichtet war, er schreibt die heftigen „Provinzialblätter an Prediger," er beginnt jene schon erwähnten „Ideen," worin all seine theologische Poesie niedergelegt ist, schreibt „die Briefe zweier Brüder Jesu, und die Erläuterungen zum N. T. aus einer neueröffneten morgenländischen Stelle." Es scheint also dies der passendste Ort, der theologischen Ansicht Herders näher in's Auge zu sehen.

Wir begegnen dabei allerdings manchem Widerspruche jener Art, wie er oben angedeutet worden ist, als peinigend für Männer, welche in eine dogmenlose Zeit kommen, redlich ihr Aechtestes auszusprechen gedrängt sind, und denen doch ein dogmatisches Amt die Bahn und Grenze vorschreibt.

In dem Kapitel der „Ideen," welches benannt ist „Ursprung des Christenthums, sammt den Grundsätzen, die in ihm lagen," bietet sich Folgendes:

Nicht die unmittelbare Offenbarung einer Gotteslehre, nicht die unmittelbare Gotteswirksamkeit für Ausbreitung der Lehre, nichts von dem stellt sich dar, was in der zersprengten Kirche immer noch für ein Merkmal orthodoxer Ansicht galt. Das Christenthum wird ein „ächter Bund der Freundschaft und Bruderliebe" genannt, „diese Triebfeder der Humanität" trug zur Aufnahme und Ausbreitung desselben das Meiste bei.

Bedarf es eines Kornes dessen, was man Orthodoxie nennt, um dies sagen zu können? Spricht nicht so jeder Rationalist, jeder Historiker, für den das Christenthum nichts weiter ist als eine Kraft, die zu großen Aenderungen bewegt hat?

Er sagt ferner, das Princip der Wohlthätigkeit habe ganze Haufen von Bettlern zu der neuen Kirche geführt, — „ob nun wohl," fährt er fort, „die Noth der Zeiten auch hierbei Manches entschuldigt: so bleibt es dennoch gewiß, daß wenn man die menschliche Gesellschaft nur als ein großes Hospital, und das Christenthum als die gemeine Almosen-Kasse desselben betrachtet, in Ansehung der Moral und Politik zuletzt ein sehr böser Zustand daraus erwachse."

Es wird noch weiter ausgeführt, daß er die ersten Jahr-

hunderte des Chriſtenthums durchaus nicht für nachahmens- oder empfehlenswerthe halte. Dies iſt nun aber doch ein Hauptpunkt der proteſtantiſchen Polemik; Luther und aller hiſtoriſche Idealismus der Rechtgläubigkeit wenden ſich zu jener erſten Kirche. Luther legt noch die ganze Bibel dazu, und die Orthodoxen verweiſen ohne Einſchränkung auf die himmliſche Vollkommenheit der erſten Chriſtenthums-Gemeinden.

Herder zeigt, wie aus jenen erſten Gemeinden aller Uebelſtand entſprungen ſei: „unmündige Folgſamkeit ward gar bald eine chriſtliche Tugend, es ward eine Tugend, den Gebrauch ſeiner Vernunft aufzugeben, und ſtatt eigener Ueberzeugung dem Anſehen einer fremden Meinung zu folgen, — nichts ward ſo hoch angerechnet als das Glauben, das geduldige Folgen.“

Es iſt bekannt, daß die erſten Lehrer, die Apoſtel ſelbſt und nach ihnen alle übrigen, mit allem Nachdrucke zunächſt und meiſt einzig auf das Moment des Glaubens drangen, — wie nimmt ſich alſo des Predigers Herder Ausſpruch daneben aus? Was bleibt ihm von der geſchichtlichen Würdigkeit deſſen, was er predigt?

Von jenen erſten Gemeinden herab leitet er alle die Gräuel der Hierarchie, wodurch die chriſtliche Geſchichte ein ſo ſchweres Aergerniß geworden ſei.

Eben ſo hart ſpricht er ſich über die dogmatiſchen Streitigkeiten aus. Statt das Chriſtenthum als ein praktiſches Inſtitut auszubilden, habe man „jenſeits der menſchlichen Verſtandesgrenzen ſpekulirt, Geheimniſſe gefunden, und endlich den ganzen Unterricht der chriſtlichen Lehre zum Geheimniſſe gemacht.“ In Bezug auf dieſen nutzloſen Streit über Dogmen, und auf die Art, wie ſich die Chriſten thätlich aufgeführt, nennt er „viele der Kirchenverſammlungen und Synoden eine Schande des Chriſtenthums und des geſunden Verſtandes. Stolz und Unduldſamkeit riefen ſie zuſammen, Zwietracht, Parteilichkeit, Grobheit und Bübereien herrſchten auf denſelben, und zuletzt waren es Uebermacht, Willkür, Trotz, Kuppelei, Betrug oder ein Zufall, die unter dem Namen des H. Geiſtes für die ganze Kirche, ja für Zeit und Ewigkeit entſchieden.“

Faſt noch bitterer wird Herder, als er auf die ſchriftlichen Denkmäler kommt; „die Einestheils aus gelegentlichen Send-

ſchreiben, Anderntheils, wenige ausgenommen, aus mündlichen Erzählungen erwachſen waren." Er ſagt das Härteſte über den „frommen Betrug," welcher im Dienſte des Glaubens untergeſchoben und verfälſcht, „ins Unermeßliche hin gelogen," die Geſchichte vergiftet habe. „So daß ſtatt der griechiſchen und puniſchen Treue wohl mit mehrerem Rechte die chriſtliche Glaubwürdigkeit genannt werden möchte. Und um ſo unangenehmer fällt dieſes in's Auge, da die Epoche des Chriſtenthums ſich einem Zeitalter der trefflichſten Geſchichtſchreiber Griechenlands und Roms anſchließt, hinter welchen in der chriſtlichen Aera ſich auf einmal, lange Jahrhunderte hin, die wahre Geſchichte beinahe ganz verliert."

Dann geht er auf die Ceremonien über, und ſagt, das Chriſtenthum habe nur zwei ſehr einfache und zweckmäßige heilige Gebräuche gehabt, weil es der Stifter durchaus nicht auf einen Ceremoniendienſt abgeſehen hatte. Darein habe ſich von allen Ländern, von Heiden und Juden Beliebiges eingemiſcht, ſo „daß z. B. die Taufe der Unſchuldigen zur Teufelbeſchwörung, und das Gedächtnißmahl eines ſcheidenden Freundes zur Schaffung eines Gottes, zum unblutigen Opfer, zum Sünden vergebenden Mirakel, zum Reiſegeld in die andere Welt gemacht ward."

Hievon kommt er zur Klage, daß dieſe Ceremonienausbildung obenein in eine Zeit ſchlechten Geſchmacks gerathen, daß die aus den verſchiedenſten Localveranlaſſungen zuſammengetragene Form noch vielfach unſchön geworden ſei.

Nun geht er zu Chriſtus ſelbſt über. „Er lebte ehelos und ſeine Mutter war eine Jungfrau; ſo heiter und fröhlich er war, liebte er zuweilen die Einſamkeit und that ſtille Gebete." Dem Geiſte der Morgenländer ſchreibt er die Verirrungen zu, welche ſich in den „Ideen von der Heiligkeit des eheloſen Standes, vom Gott gefälligen der Jungfrauſchaft, der Einſiedeleien, der Gelübde, des Faſtens, Büßens, Betens, endlich des Kloſterlebens" ausgebildet hätten. „Dem Chriſtenthume ſind ſie ganz fremde, denn Chriſtus war kein Mönch, Maria keine Nonne; der älteſte Apoſtel führte ſein Weib mit ſich, und von überirdiſcher Beſchaulichkeit wiſſen weder Chriſtus noch die Apoſtel."

Dieſe Partie des Buches gewinnt eine noch ſchärfere Beleuchtung durch die Notiz von der Feinheit Herder'ſcher Ironie,

welche Jean Paul just hierbei anbringt. Ein inniger Umgang, den er mit Herder pflog, giebt der Notiz jene bemerkenswerthe Wichtigkeit.

„Endlich" — schließt Herder diesen Abschnitt — „hat das Christenthum, indem es ein Reich der Himmel auf Erden gründen wollte, und die Menschen von der Vergänglichkeit des Irdischen überzeugte, zwar zu jeder Zeit jene reinen und stillen Seelen gebildet, die das Auge der Welt nicht suchten und vor Gott ihr Gutes thaten; leider aber hat es auch durch einen argen Mißbrauch den falschen Enthusiasmus genährt, der fast von seinem Anfange an unsinnige Märtyrer und Propheten in reicher Zahl erzeugte. Ein Reich der Himmel wollten sie auf die Erde bringen, ohne daß sie wußten, wie oder wo es stünde."

Zu welcher Kirche konnte nun wohl ein Prediger gehören, dem alles Historische und Dogmatische seiner Religion aufgelöst, dem nichts davon geblieben war, als ein großer moralische Gedanke?

Was sagt der orthodoxe Christ zu dem, was Herder an Jesus fand, was er zur Bezeichnung desselben gebrauchte? Es klingt ihm frivol. Humanität, das Hauptwort Herders, es ist auch das einzige, was er für Jesus, für den Mittelpunkt desselben zu gebrauchen weiß. Er habe Menschen Gottes bilden wollen, die aus reinen Grundsätzen, unter was für Gesetzen übrigens es geschehe, das Wohl Anderer beförderten. „Verehrend" — sagt er — „beuge ich mich vor Deiner edlen Gestalt, Du Haupt und Stifter eines Reiches von so großem Zwecke, von so dauerndem Umfange, von so einfachen, lebendigen Grundsätzen, von so wirksamen Triebfedern, daß ihm die Sphäre dieses Erdenlebens selbst zu enge schien. Nirgends finde ich in der Geschichte eine Revolution, die in kurzer Zeit so stille veranlaßt, durch schwache Werkzeuge auf eine so sonderbare Art, zu einer noch unabsehlichen Wirkung allenthalben auf der Erde angepflanzt, und in Gutem und Bösem bebauet worden ist, als die sich unter dem Namen nicht Deiner Religion, d. i. Deines lebendigen Entwurfs zum Wohl der Menschen, sondern größtentheils einer Religion an Dich, d. i. einer gedankenlosen Anbetung Deiner Person und Deines Kreuzes den Völkern mitgetheilt hat. Dein heller Geist sahe dies selbst voraus, und es wäre Ent-

weihung Deines Namens, wenn man ihn bei jedem trüben Abfluß Deiner reinen Quelle zu nennen wagte. Wir wollen ihn, so weit es sein kann, nicht nennen; vor der ganzen Geschichte, die von Dir abstammt, stehe Deine stille Gestalt allein."

Es überrascht wohl heute, sechzig Jahre später, dergleichen Herder'scher Ausdruck auf doppelte Weise: einmal, weil die Nation nicht bedenklich gewesen ist, solche Aussprüche in aller Achtung bestehen zu lassen. Es fehlt nicht an Zeichen, daß man heute bedenklicher wäre. Zweitens, weil das obenhin gehende Urtheil bei dem Namen Herder, welcher unter die sanften Klassiker gerechnet wird, sich solcher Wendung nicht versieht, um so weniger sich deren versieht, nachdem es von Herders geistlichem Stande Kenntniß genommen. Diesen geistlichen Stand hat er bis zu seinem Tode bekleidet, es kam mitunter ein verdecktes geistliches Geflüster zum Vorscheine, man sprach von socinianischen Grundsätzen; der König von England wollte ihn nicht zum Professor der Theologie in Göttingen berufen sehen, wenn nicht eine Sicherstellung über Wissen und Glauben vorausgegangen wäre. Aber die kleinen Grollwolken am Horizonte verzogen sich stets wieder, ein gewisses theologisches Glück Herders bannte sie stets. Wie überraschend ist das neben Lessing! Lessing war ein Weltkind, der niemals mit den Glaubenswaffen officiell gesegnet hatte, und wie stürzten die theologischen Stürme über seiner letzten Lebenszeit zusammen! Hatte er Schlimmeres gesagt? Wahrlich nicht. Er stellte sich viel tiefer in eine historische Weihe und Kraft des Christenthums, denn Herder; aber er sagte auch das Sanftere schärfer, und seine Worte fielen schrillender an ein orthodoxes Ohr. Auch soll man nicht läugnen, daß Lessings schärferes Wort auch eine geschlossenere Welt der Glaubensansicht schirmte. Er kam nicht in die Verlegenheit, als Prediger, der Prediger und Lehrer des Christenthums bleiben wollte, Briefe schreiben zu müssen, denen seine Druckschrift ganz unähnlich sah; aber er hätte wohl auch solche Verlegenheit anders beseitigt.

Herder nämlich war von Bückeburg aus mit Heyne in Göttingen bekannt geworden, und es war ihm offenbar ein Lieblingswunsch, in Göttingen Professor zu sein. Das englische Ministerium trug aber Bedenken über Herders Orthodoxie, und schlug ein Examen oder Kolloquium vor. Herder war darüber außer

ſich, hielt dies ſeiner für unwürdig und ſchlug ein ſchriftliches, öffentliches Ausſprechen als paſſender vor. Man muß geſtehen, bei Herders Anſichten einem dogmatiſch-ſtrengen engliſchen Miniſterium gegenüber war dies ein heroiſcher Vorſchlag, und es iſt zu beklagen, daß er nicht in's Werk geſetzt worden iſt. Darf man nach einem zornigen Briefe Herder's über dieſen Punkt ſchließen, welchen er am 5ten Januar 1776 an Brandes richtete, ſo wäre ihm eine mißliche Charakterprobe dadurch erſpart worden, daß jene öffentliche Konfeſſion unterblieb. In dieſem Briefe heißt es: „Ich bin auf die Augsburgiſche Konfeſſion berufen, und als Superintendent und geiſtlicher Conſiſtorialrath beſtellt, über die rechtgläubige Lehre nach den ſymboliſchen Büchern in dieſem Lande zu wachen, und Canditaten und Prediger dazu anzuhalten. Darüber habe ich Beſtallung, Eid und Pflicht. Wer alſo meine Orthodoxie anficht, ficht meine gegenwärtige Stellung, Ehrlichkeit bei Amt und Eide, Landestreu und Gewiſſen an."

Es wäre keine geringe Aufgabe geweſen, die oben citirten Anſichten mit der Augsburgiſchen Konfeſſion und den ſymboliſchen Büchern in Einklang zu bringen. Wir ſehen hier an einem Beiſpiele, wie Viel es zu ſagen hat, wenn die Zeit in Wahrheit dogmenlos, und der kräftige Geiſt überall zu eigener Schöpfung angewieſen iſt. Der würdigſte Charakter geräth dann oft in die übelſten Konflikte, ſo bald er ſich nicht von allen Verpflichtungen losſagt, deren jeder Gemeindeverband bedarf.

In jenem ſelbigen Briefe beruft ſich Herder direkt auf ſeine Schriften, und ſagt, „der Zweck von mehreren derſelben ſei geradezu dogmatiſch, ſei Orthodoxie, wahre Theologie darzuſtellen, gerade dem Strom des deiſtiſchen Jahrhunderts unſerer unrechtgläubigen Theologen entgegen."

Das konnte nun aber nach aller Probe in Herder's Schriften nicht eine Theologie ſein, welche man dem allgemeinen Uebereinkommen nach orthodox nannte und nennt, welche den Konfeſſionen und ſymboliſchen Büchern ſich anſchließt. Herder wußte ſo gut, als wir es wiſſen, was man unter orthodox verſtand, und er gab dem kämpfenden Blicke gegen Deismus eine andere Deutung als dieſem gebührte.

Hierbei handelt es ſich um eine Herder'ſche Grundanſicht.

Dieſe ging allerdings vom damaligen Deismus ab, aber keineswegs nach der Seite hin, wo chriſtliche Orthodoxie wohnt. Soll das von dem Theologen gefürchtetſte Wort zur Bezeichnung hergeſtellt ſein, ſo iſt es Pantheismus, aber in der Bedeutung des Wortes wie ſie für die edelſte gilt. In den zwei großen Bänden der „Ideen" wird kaum der Ausdruck „Gott" begegnen, wie ihn der chriſtliche Theolog von einem perſönlichen Gotte gebraucht, das Wort „Natur" erfüllt dieſe Aufgabe, die natura naturans, das göttliche Weſen, welches Alles durchdringt, heiligt, und welches auch die Geſchichte zu großem Endzwecke leitet. Das müßige Weſen, — ſagt er — das außerhalb der Welt ſitzt und ſich ſelbſt beſchaut, ſo wie es ſich Ewigkeiten hindurch beſchaute, ehe es mit dem Plan der Welt fertig ward, iſt nicht für mich. Perſönlichkeit iſt immer Partikularität; dieſer Nebenbegriff kann dem Unendlichen im Gegenſatze zur Welt gar nicht zukommen. Von der „großen Seele" ſpricht er ſo gern. Herder war darin viel inniger mit Spinoza verbunden, als mit der chriſtlichen Orthodoxie. Er nennt einmal Spinoza „ohne Zweifel göttlicher als den heil. Johannes."

Es iſt bei Spinoza bereits geſagt worden, wie dieſe Weltanſicht am Schluß des achtzehnten und in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, beſonders in Deutſchland, allgemein worden ſei, — Herder, welcher daneben von ſeiner Orthodoxie ſprach, hat reichlichſt zur Einbürgerung derſelben beigetragen, wenn ſie ihm auch nicht ausgebildet in der Abſicht ruhte, und in ſeiner Schrift mehr wie eine Vorausſetzung ſtille lag.

Der Datumswahrheit gemäß muß allerdings beigemerkt werden, daß jene Partie der „Ideen," wo vom Urſprunge des Chriſtenthums die Rede iſt, erſt ſpäter in Weimar geſchrieben wurde, und daß alle frühere theologiſche Schrift Herder's der Orthodoxie viel näher ſtand. Aber das iſt doch nur ein Troſt für die gröbſte Auffaſſung. Jene „Ideen" waren dem Hauptriſſe nach angelegt, die Welt war erſchaffen und konſtruirt und geleitet, keineswegs bloß nach den orthodoxen Fingerzeigen, das göttliche Weſen regierte von vornherein in dem Buche, nicht ein alter oder verjüngter perſönlicher Jehovah; — eine orthodoxe Darſtellung der Chriſtenthums-Entſtehung hätte ſchon zu den erſten Partieen des Buches nicht gepaßt.

In einem Briefe an Kant, welcher noch in die Rigaiſche Zeit gehört, ſagt er Folgendes über ſeine theologiſche Stellung: „ich habe aus keiner andern Urſache mein geiſtliches Amt angenommen, als weil ich wußte und es täglich aus der Erfahrung mehr lerne, daß ſich, nach unſrer Lage der bürgerlichen Verfaſſung, von hier aus am Beſten Kultur und Menſchenverſtand unter den ehrwürdigen Theil der Menſchen bringen laſſe, den wir Volk nennen.“ Aus dieſem Grunde giebt und nimmt die Orthodoxie das Predigeramt nicht; nicht Kultur und Menſchenverſtand iſt ihre Sache, ſondern Frömmigkeit; die Konfeſſion und ſymboliſchen Bücher verlangen nichts von neuer Bildung, ſondern Glauben und die einfache Lehre in ein Paar Paragraphen.

Nach Herder's Tode zeigte man Goethe eines Tages ein Portrait des Verſtorbenen. Gedankenvoll und lange betrachtete es Goethe, und brach endlich in die Worte aus: die wahrſte Unwahrheit!

Herder's Kern war ſicherlich die edelſte Wahrheit; — was der Schale widerfuhr, möge Zeit, Stand, Leibes- und Lebensverhältniß auf ſich nehmen.

Anfang des Jahres 1776 ſchreibt er an Zimmermann, daß er ſich doch zu dem ſauren Wege gen Göttingen, und zu dem erſt ſo entrüſtet abgewieſenen Kolloquium entſchließen wolle. Ein freundlich Geſchick, die Hand Goethe's bewahrte ihn auch davor. Es kam Goethe's Brief, ob er Generalſuperintendent in Weimar werden wolle, und im Herbſte deſſelben Jahres verließ Herder zu dieſem Ende Bückeburg. Sein Leben dort war ein vielfach geſegnetes, obwohl er ſelbſt dies ſelten eingeſtand, denn jene unruhige Unzufriedenheit, welche ihm vielfach verargt worden iſt, trieb ihn auch dort mit den raſtloſen Wünſchen nach anderem Ziele, nach anderer Stellung. Er fand nie ſeine rechte Stätte, — ſein Talent und das Verhältniß der Welt ſchlangen ſich nicht ſolchergeſtalt in einander, daß ſeinem Bedürfniſſe nach That und Ruhm und Stellung genügt worden wäre.

Jener Graf von der Lippe, welcher ihn nach Bückeburg berufen hatte, galt für einen einſichtigen und bedeutenden, wenn auch etwas ſonderbaren Mann. Herder fand ſich nicht mit ihm zurecht, und es war ein beſonderes Glück, daß die Gräfin, eine

zarte, fromme Frau, ein Seelenleben mit ihm eröffnete, wodurch er ihr und dadurch auch dem Grafen inniger nahe geſtellt wurde. Aus einigen Briefen, die von dieſem Verkehre erhalten ſind, und die ſich alle um religioſes Seelenleben ſchlingen, zeigt ſich ein ſo freundliches, lächelndes Chriſtenthum Herder's, wie es der ſtrengen Orthodoxie ſelten eigen zu ſein pflegt; Chriſtus iſt nicht der Leidende und Gepeinigte, er wandelt durch den Sommer Judäa's, an den dunklen Seen, in den ſchattigen Wäldern, nicht Tod und Wunden, freundliche Liebe predigt er. „Der Geiſt Jeſu" — heißt es in einem Herder'ſchen Briefe — „iſt kein Geiſt der Furcht noch der ängſtlichen Geſetzlichkeit, ſondern der Freiheit und Freude."

Auch ſeine Ehe, die wohl gelang, ſchloß er in der Bückeburgiſchen Zeit. Er hielt dieſe Zeit auch noch ſpäter für die glücklichſte ſeines Lebens. Sein Predigertalent, was ſich in günſtigen Erfolgen ſchon zu Riga bemerkbar machte, bekundet ſich hier als ein ungewöhnliches und der größten Aufmerkſamkeit würdiges. Proben und Nachrichten davon ſchildern es als einfach und natürlich, jener eintönige auf- und abſteigende Kanzelton war ferne davon, eben ſo die ermüdende Terminologie. Eine Anrede zu höherem Lebenszwecke, ungeſchmückt, lebendig, vom nächſtliegenden Intereſſe zum innerlichſten, wichtigſten übergehend ſtellt ſich die Herderſche Predigt dar. Sie nimmt das zunächſt veranlaſſende Leben ohne Scheu vor Trivialität auf, ſie knüpft daran, und wird ſo eine wahre treffende Rede. Leider haben das heute noch die meiſten Prediger von Herder zu lernen. Sie ſind unvermögend oder halten es für Entweihung, die Predigt intereſſant zu geben, ſie beginnen mit dem Pathos einer Abſtraktion, wenden dies hierhin und dorthin und ſchließen heiſer. Als ob irgend etwas den Menſchen träfe, was ihm nicht intereſſant iſt, als ob wir, in einer Sinnenwelt lebend, nicht von der ſinnlichen Umgebung anheben und ausgehen müßten zu irgend einem Aufſchwunge. Dies geſunde Rednertalent ſcheint Herder beſeſſen zu haben. Blickte nicht Chriſtus um ſich, über die Felder, über den See? Begann er nicht ſtets mit dem, was wahrnehmbar zunächſt lag, mit dem Zöllner, mit den Fiſchen, mit den Früchten des Feldes, mit den wandernden Menſchen, mit dem Treiben Jeruſalems, wenn er in Jeruſalem war?

Dies große Talent einer anſprechenden Rede führte denn auch den ankommenden Herder auf's Beſte in Weimar ein. Seine Antrittspredigt am 15. Oktober 1776 gründete ſeine Stellung unerſchütterlich. „Ich bin hier allgemein geliebt" — ſagt er — „und geehrt bei Hofe, bei Volk und Großen, der Beifall geht bis in's Ueberſpannte." Sturz, der ihn das Jahr darauf in Pyrmont predigen hörte, und der dem Schriftſteller Herder nicht günſtig geſinnt war, iſt entzückt über den Vortrag.

In die erſte Zeit zu Weimar fällt ſeine eifrige Thätigkeit für „Volkslieder," der wir ſo Vortreffliches danken, ferner die Schrift „vom Erkennen und Empfinden der menſchlichen Seele" — „die Plaſtik," welche nun beendigt ward, — „über die Wirkung der Dichtkunſt auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten" — „von der Zukunft des Herrn," eine Ueberſetzung und Erklärung der Apokalypſe, — „vom Einfluſſe der Regierungen auf die Wiſſenſchaften" — „Briefe über das Studium der Theologie" — „vom Geiſte der ebräiſchen Poeſie" — „die Ideen ꝛc." 1784, und bis 1788 giebt er noch „drei Sammlungen der zerſtreuten Blätter" und die „Geſpräche über Gott."

Um dieſe Zeit kam Goethe aus Italien zurück, und Herder ging dahin ab. Dieſe Reiſe iſt für ihn bei Weitem nicht jenes folgenreiche Ereigniß, wie ſie es für Goethe war, ja, ſie dauert ihm zu lang, und was wir etwa an Spuren davon ſpäter in einzelnen Aufſätzen der Adraſtea finden, das ſteht in einem ungünſtigen Verhältniſſe zu dem, was an möglichem Gewinne dargeboten war. Trotz einer Plaſtik, wie ſchon oben angedeutet iſt, war ihm doch wohl die leichte und glückliche Auffaſſung des außen Begegnenden nicht gewährt, ja man darf ſich hier bei dem reichlich gewährten Stoffe über Herder's Unergiebigkeit beſchweren. Daß er auch hier unter ſo freundlichem Verhältniſſe, als ein genügend freier Begleiter der Herzogin Amalie den Punkt der Genüge nicht finden mag, daß er ſich hinwegſehnt, daß er „es ſatt bekommt, als Appendix unter den Menſchen, wenn auch unter guten Menſchen, zu leben," kann für denjenigen geradezu läſtig und den Herder'ſchen Charakter verleidend werden, der nicht der freien Eigenthümlichkeit ein ſehr weites Feld ſteckt.

Nach ſeiner Rückkehr beginnt wieder eine vorzugsweis theologiſche Richtung ſeiner Schriftſtellerei, die ſpäter in fünf Samm-

lungen unter dem Titel „Chriſtliche Schriften" als Ganzes hervortrat. Hierzu gehört ſein „vom Geiſte des Chriſtenthums."

Inmitten der neunziger Jahre folgten denn „die Briefe zur Beförderung der Humanität," „die Terpſichore," worin Jacob Balde erneuert und belobt wurde, endlich „die Perſepolitaniſchen Briefe," welche auf ſtreng gelehrte Unterſuchung ausgingen und unvollendet blieben.

Das Hauptintereſſe aber, was in jener Weiſe über Herder zuſammenſchlug, war die Polemik gegen Kant's Philoſophie, welche er 1799 mit der „Metakritik" begann und das Jahr darauf mit der Kaligone fortſetzte. Dieſer Kampf erfüllte und brach ſeine letzten Lebensjahre. Längſt trug er ihn im Herzen, an Wieland ſogar, dem er allen Tendenzen nach wenig geneigt ſein konnte, ſchloß er ſich in dieſer Feindſchaft gegen die neue Philoſophie, und der Merkur klirrte von Plänkeleien. Aber man verläugnet ſich's jetzt nirgends mehr, daß dieſe beiden belletriſtiſchen Klaſſiker jenem eiſernen Denkſyſteme nicht gewachſen waren; — Blumen und Blätter und Wolken warfen ſie umſonſt, ja Sterne ſchleuderte Herder vergeblich, Kant hielt ſeinen Kategorieenſchild vor, und machte, daß nicht der Stern geworfen war, ſondern nur der Schein des Sternes, die menſchliche Vorſtellung davon.

Es wird ſtets ein trauriger Kampf ſein, ein Kampf unter Brüdern, welcher die Familie durch Sieg und Niederlage verarmt, wenn die Poeſie und die Philoſophie die Waffen gegen einander zücken. Sie ſind zur gegenſeitigen Ergänzung da. Eigentlich haben ſie gegen einander gar keine Macht, denn jeder redet eine Sprache, die der Andere nicht verſteht, jeder ficht mit einer Waffe, die den Anderen nicht verwundet. Nur die Zuſchauer die aus gemiſchten Theilen beſtehn, fühlen, was trifft und was ſiegt, ſie überliefern die Reſultate dem allgemeinen Bewußtſein. Und welche Reſultate pflegen es zu ſein? Nachrichten, nichts als Nachrichten über den Wortſchein. Die wirklichen Erfolge ſind meiſtens nichts als eine unnütz bewegte Luft, vielleicht Atome, die unſichtbar für uns künftigen Jahrhunderten zufliegen. — So ward Herder von dem gewaltigen Kant'ſchen Heere völlig überritten, zertreten, vernichtet. Dies war die Nachricht. Und der Erfolg? Der Erfolg iſt, daß keine Rede mehr geht von dieſem unglücklichen Herder'ſchen Verſuche, daß

die Nation alles andere Tüchtige des Herder'schen Genius erkannt und gefeiert, daß sie ihn zu den edelsten und größten Autoren gestellt hat, unbekümmert darum, ob er philosophisch zu kämpfen gewußt habe.

Und das Alles geschah bei Herder, wo ein solcher Kampf noch möglich, wo keineswegs ein rein poetisches Talent vorhanden, wo alle Bedeutung aus einem Gemisch von Poesie und Philosophie entsprungen war.

Betrachten wir nun den Kampf näher. Herder warf dem Systeme seines alten Lehrers vor, daß es die Sprache verwirre, und durch falsche Abstraktionen irre leite. Dies führt er im Einzelnen dahinaus: Kant nehme Zeit und Raum ohne Inhalt, dies sei nichts weiter als die lange Weile, — er spreche von einem Dinge an sich, was *neben* und *hinter* allen Bestimmungen desselben wäre, es gäbe aber nur ein Ding an sich, was *in* seinen, nämlich des Dinges Bestimmungen existire, — die Vorstellungen richteten sich nach den Dingen, nicht umgekehrt; dies Umgekehrte, was in der Kantischen Philosophie eine Hauptrolle spiele, ereigne sich nur im Traume, — die Vernunft habe sich nicht eine subjective Welt zu schaffen, sondern die objective anzuerkennen, — die Disciplin, die Zucht der Vernunft habe sich darauf zu richten, daß Buchstabenwitz und Wortgrübelei verkannt werde ꝛc., folgt also wieder der sprachliche Vorwurf.

Dies Moment der Sprache, worin Kant in einem genialen Sprunge alle kleinen Schritte Herder's überholt hatte, und die Spaltung der menschlichen Fähigkeiten war für Herder der Hauptanstoß. Für Kant war dies aber geistreiches Mittel, war Methode, die Sachen sollten sich gegenseits in ihren Spiegeln betrachten, das Resultat war nach Kants Meinung zu verschieben, es fehlten noch die Theile der Verbindung, um einen absoluten Schluß zu ziehen. Dieser Theile werde der Mensch nicht habhaft.

Mit dieser Ansicht war aber Herder's Existenz vernichtet: er tastete und suchte just sein Lebenlang an diesen Verbindungsfäden zwischen Menschheit und Gottheit umher, er war ein halb intuitiver Charakter, der ohne besonders systematische Peinlichkeit, Einblicke zu thun meinte in's Weltgewebe, und dem ein solches kategorisches „zurück, Du siehst und erfährst solcherweise nichts

Rechtes, Du tappſt, und wenn Du berichteſt, ſo faſelſt Du" eine Todesdrohung war. Juſt auf Reſultate, wenn auch auf unſichere, war Herder geſtellt. Kurz, obwohl ſich Herder nicht für einen vollſtändigen, oder wie man zu ſagen pflegt, für einen bloßen Poeten ausgab, ſo haben wir doch hier Kant gegenüber jene feindlichen Ungegenſätze vor uns, welche den mißlichen Kampf mit einander führen. Herder's Werth und Weſen ruhte eben in ganz anderem Boden, als der iſt, worin durch Abſtraktionen vorbereitet und Wirkung und Werth dadurch begründet wird.

Die große Geiſteswelt beſteht und ergänzt ſich aus dieſen zwei hauptſächlichſten Klaſſen, aus der theilenden und aus der erblickenden oder zuſammenblickenden.

Jene, nicht ſtark genug, werden Raiſonneurs, Krittler, Kritiker, ſtark genug: Philoſophen. Dieſe werden poetiſche Talente, Poeten. Der Spielarten herüber und hinüber giebt es unendliche, wie ſelten iſt ein Menſch, der nicht von aller menſchlichen Fähigkeit irgendwie betheiligt wäre. Es entſcheidet dabei nur ein Mehr oder Minder, und oft bildet nur der Weg den Unterſchied, der Weg aus dem Einzelnen in's Volle, oder umgekehrt, der Weg aus dem Eindrucke zur Wahrnehmung oder aus der Wahrnehmung zum Eindrucke, ſobald ſich eine gleiche oder nur ähnliche Form ereignet.

Eine Spielart war Herder mit größerer Hinneigung für das Zuſammenblicken, für das Poetiſche. Das Athenäum, welches damals ſchonungslos über ihn einherging, wie einen Schulknaben ihn behandelte, ſchildert verächtlich die Herder'ſche Fähigkeit eben ſo, ohne zu meinen, daß in dieſer verächtlichen Schilderung ſo viel poetiſche Macht eingeräumt werde. Es ſagt im dritten Bande bei Gelegenheit der Herder'ſchen Metakritik: „Er geht nach Wahrheit, wie der Knabe nach Schmetterlingen, — ob das geflügelte Ding ſelten oder gewöhnlich ſei, gilt ihm gleich. — Der Anſchein von Thätigkeit, das Haſchen nach dem Bunten, und die große Zuverſichtlichkeit in den Behauptungen bewog die gutmüthige Menge, ſich ihm hinzugeben; — der gebildete Mann ſieht ein, daß nicht Vernunft, ſondern Inſtinkt und Schimmer Herder leite, — der gebildete Mann benutzt die vielen Winke, welche ohne Verdienſt, durch bloßes Glück, und gemeiniglich dem Urheber unbewußt, durch bloße Verknüpfung des Schimmers in

ſeinen Schriften ſtehen. Dieſe Möglichkeit, daß etwas Gutes an einer gewiſſen Stelle geſagt werden könne, die Ahnung einer Wahrheit an dieſem und jenem Orte und das Gefühl der Unzulänglichkeit der bisherigen Darſtellung machen daher dieſe Schriften in einer gewiſſen Rückſicht intereſſant; man kann dabei viel lernen, wenn ſie auch wenig lehren."

Der harte Recenſent kann vielfach Recht haben, er vergißt nur die Kleinigkeit, daß ſich eben die Poeſie nicht ſchulmäßig lehren läßt, und daß der poetiſche Blick und Schlag eben Inſtinkt und Glück ſei.

Die Griechen wählten die beſten Worte dafür, mit denen wir uns noch behelfen, ohne der Deutung immer inne zu ſein. Die Poeſie hat es mit der Verdichtung zur That, mit dem Vereinten, Verbundenen zu thun, der Poet iſt unmittelbarer Thäter, der vereinigen, nicht ſcheiden will, auch wenn er die Scheidung ſelbſt zu dieſer That anwendet. Der Philoſoph liebt das Wiſſen, den Prozeß der geiſtigen Welt, nicht wie Jener die unmittelbar geſchehend oder handelnd ſich darſtellende Welt. Er erklärt; und jener verkündet.

Daß ſich dieſe Hauptparteien alles höheren menſchlichen Vermögens nicht billig und in gegenſeitiger Achtung neben einander ſehen mögen, ſondern daß der Blonde dem Braunen vorwirft, nicht auch blond zu ſein, das giebt jenes viel beſprochene Geheimniß unendlicher Polemik in der Literatur. Nothwendige Polemik bliebe auch ohne dieſen Uebelſtand genug übrig.

Schelling und Hegel haben redliche, das heißt vernünftige, Rückſicht auf die Potenz genommen, welche in anderer als philoſophiſcher Methode Reſultate gewinnt, Schelling nur zu viel für ein philoſophiſches Syſtem. Kant und Herder waren noch arg davon betroffen. Jener, eine allgemein gründliche Umwälzung erſtrebend, konnte bei ſolchem Geſchäfte nicht viel Rückſicht nehmen; im Augenblicke der hoch gehenden Völkerſchlacht kann Humanität nicht viel heißen. Und dieſer, nicht Philoſoph genug, um alle die Mordthaten an beliebten Begriffen als nothwendig für einen fernhin liegenden Zweck der großen Scheidung zu würdigen, und doch Philoſoph genug, das Unglück in der Nähe zu überſehen, und bei Weitem Poet genug, außer ſich zu ſein, daß Erfahrung und Anſchauung nichts mehr wären unter den Pairs

des menſchlichen Vermögens; Herder mußte in die übelſte Stellung gerathen.

Dazu ſein Intereſſe für Sprache, ſeine poetiſche Philoſophie dafür! Denn die Sprache iſt die wunderbare Brücke des Himmels und der Erde, das Wunder, was täglich der Wunderläugner erfährt, die Brücke, wo Philoſoph und Poet ſich begegnen. Deshalb ſieht man auch ſolche vermittelnde Gattungen wie Herder am meiſten von dieſer poetiſch-philoſophiſchen That betroffen und damit beſchäftigt. Dieſe Sprache, welcher er ſo viel Eifer zugewendet, ſah er plötzlich dergeſtalt bedroht durch Kant, daß ihm die wichtigſten Worte nur Schattenbilder wurden, Schatten, deren Schattenwerfer, deren reale Väter im Menſchenkreiſe nicht real aufgegriffen ſein könnten; — wie hoch mußte ihm der Zorn wallen, wie leidenſchaftlich mußte er Leibnitz herbeirufen, der über den philoſophiſchen Stil Folgendes geſagt hat.

„Metaphyſiſche Kunſtwörter muß man wie Ottern und Schlangen fliehn, — ſie ſind Rothwelſch, — wenn auch mit mehr Worten, popular ſagen ließe ſich Alles. Die Philoſophen ſind nicht darin voraus, daß ſie andere Dinge wahrnehmen, ſie nehmen ſie nur anders wahr. Es erweckt allerdings die Aufmerkſamkeit, wenn man die Dinge benennt, — der genannte Name war mir ein Merkmal des Gedächtniſſes, andern wird er ein Zeichen meines Urtheils, — aber man enthalte ſich ſo viel möglich der ſchwierigen Kunſtworte, denn die meiſten Dinge, von denen Methaphyſik und Dialektik handelt, kommen in Gedanken und Reden des gemeinen Mannes häufig vor, werden hin und wieder verhandelt und haben vortreffliche Bezeichnungen.“

Aber was halfen alle die Hilfstruppen der Metakritik! Die Philoſophen ſpotteten, er habe Kant gar nicht verſtanden, das Ding an ſich, das a priori ſei ein viel tiefer Ding als Herder verſtehe; über die Leere von Zeit und Raum beſäße er nur eine unklare Ahnung, er ſolle aufmerkſamer ſein, denn Fichte habe dies bereits aufgefaßt und weiter gebildet, die Sprache ſei „kein Fundbuch der Begriffe, und kein nothwendig abzuhörender Zeuge,“ Dichten und Philoſophiren ſeien Aeußerungen der Freiheit, die Sprache als Organ der Mittheilung müſſe ſich unterwerfen; Zuſammenhang und Erklärung bürgten dafür, daß die Sprache in richtiger Ableitung geſtaltet würde, die Naturſprache ſei nur ein

Gewebe von Ahnungen, es fänden ſich in ihr artige Zufälle, welche die Philoſophie ergänzen könnten, aber ſie ſei kein allgemein gültiger Zeuge, und Kant habe mit tiefem Sinne und ſehr ſorgfältig ſeine Kunſtſprache gewählt.

Aber fühlte Herder nicht, daß er einer philoſophiſchen Syſtematik nicht gewachſen ſei? Und warum vermied er denn nicht einen ſo entſcheidenden Kampf? Darauf bietet ſich zweierlei: Herder war ſtolz, wenn man nicht ſagen will eitel. Ein großer Theil ſeines Mißbehagens erwuchs aus Groll über Rivalen um Ruhm, denen Umſtände und Welt günſtiger waren zur Hervorbringung als ihm. Iſt doch faſt zu ſagen, daß er dem Goethe die Ueberlegenheit im Gelingen und Ruhme nie verziehen hat. Wie mußte es ihn treffen, jetzt eine Gedankenwelt herrſchſam aufſteigen zu ſehn, die all ſein Wirken nicht nur in den Schatten, ſondern in das Nichts des Zufalles ſtellte. Ferner, ein ſtolzer und innerlichſt edler Menſch behilft ſich nicht mit Verſchweigen des Nachtheils, der ſeine Größe betrifft, auch wenn er noch der Einzige iſt, welcher die einſtigen, ihm nachtheiligen Folgerungen überſieht. Er iſt der Erſte, der dies aufdeckt, zugebend, wenn er ſich überwunden, kämpfend, wenn er ſich noch muthig und gewappnet fühlt. Für den ehrlichen Schriftſteller iſt der Bildungsgang der Welt ein öffentlicher Gerichtsgang; tritt ein Kläger oder ein Zeuge auf, der auch nur entfernt, auch ganz ohne Abſicht die Gedankenwelt jenes Schriftſtellers anklagt oder überſchreitet, ſo meldet ſich dieſer vor den Schranken, auch wenn Niemand ſeiner gedacht hat.

So war es mit Herder. All ſeine literariſche Wirkſamkeit war durch ein philoſophiſches Raiſonnement zuſammengehalten, womit er eine nur mäßige Schöpfungskraft geſchmückt und geſteigert hatte; — jetzt kam eine Philoſophie, wornach jenes Raiſonnement unbedeutend, wenigſtens ungeſchloſſen genannt werden mußte. Noch that dieß Niemand gegen Herder; aber Herder ſtand ſelbſt auf gegen dieſe mögliche Konſequenz, er trat noch kurz vor ſeinem Tode zu einem Kampfe um den Ruhm eines erſten Schriftſtellers auf, um einen Ruhm, der ihm ſo viel Kummer und Aerger das Leben hindurch gemacht hatte; und er verlor den Kampf.

Die Nation hat das zu würdigen gewußt, was die Philo-

ſophie ihrer ſyſtematiſchen Natur nach nicht würdigen durfte, ſie hat den Kampf unbeachtet und Herder unter den erſten Schriftſtellern gelaſſen, denn ſie braucht nicht bloß ſyſtematiſche Philoſophen. Wie voll poetiſcher und tiefer Gedanken ſind Herder's philoſophiſche Einzelnheiten, wie viel philoſophiſche Genialität, wenn auch keine Syſtematik iſt in ihm! Als ob es eine Kleinigkeit ſei, wird jetzt erwähnt, daß ſich auch die erſten Ideen der Naturphiloſophie, wie ſie Schelling weiter leitete, in Herder finden.

Vergeſſe man nur nie, daß eine Spielart, wie oben eingetheilt wurde, zwei Berge zu erſteigen hat, um bis zu derſelben Höhe zu kommen, wohin in einem Drange, im poetiſchen oder philoſophiſchen Genie der ganze Poet und ganze Philoſoph gehoben wird. Von einer Fähigkeit zur andern muß der doppelt aber nicht genial Begabte eilen, um die Kräfte gleichmäßig fortzutreiben, die Zeit des Hin- und Hergehens iſt ſtets verloren. War es zum Beiſpiele nicht menſchlich, daß es für Herder zuerſt herbe ſein mußte, jenen Straßburger Studioſus, dem er damals noch ſo überlegen geweſen, jetzt auf ſolcher unangetaſteten Höhe zu ſehen, zu ſehen, wie er unbekümmert darauf ſpielte und lächelte, während er, Herder, ſtets zu ringen hatte? Menſchlich war es, aber ein Lehrer der Humanität hätte dies Gefühl ſo weit beſiegen ſollen, daß es nicht noch in der letzten Lebenszeit grollend ſich regen konnte.

Goethe iſt auch neben dieſem Streite Herders mit Kant ein Licht gebender Nachbar für das, was im Obigen erwähnt wurde. Er war Poet und lächelte zu den Gefahren, womit der Kriticismus alle Poeſie bedrohte. Er war eben ein ſolcher, dem Alles ganz zufiel, in einander gefügt, wie es vom Stempel der Gottheit ſelbſt noch zuſammen gehalten war für die Erſcheinung, — was ſollte ihn die Geſchicklichkeit des Scheidens beunruhigen! Er ſah einige Male aufmerkſam nach Kant hin, wie er dies ſelbſt erzählt, es intereſſirte ihn der große neue Gang, aber er wendete ſich unbekümmert und ungeſtört wieder zu den eigenen Gedanken, wie ſie ohne ſtrenges Syſtem ſchön und geordnet aufſtiegen in ſeiner Bruſt. Das poetiſche Genie iſt über allen Syſtemwechſel in der Philoſophie erhaben. Aus jenem Zuſtande heraus konnte denn auch Goethe das Scherzwort ſagen: „ich philoſophire

nur, wenn ich den Katarrh habe," das heißt, wenn ich, ein begabter Poet, nicht die Sachen rund und voll aus erster Hand haben kann, wenn meine Kraft ſchlummert, dann helfe ich mir zu Etwas durch Theilen und Scheiden und Vergleichen, dann philoſophire ich. — Aber noch heute wiſſen es ſo Viele nicht, daß Raiſonnement und Abhandlung ſo viel leichter iſt als die kleinſte poetiſche That, ſo viel leichter als die Erklärung neben der Schöpfung.

Die Erkärung und Weiterbildung allein waren Herder's Exiſtenz neben der Goethe'ſchen, neben der eines ſchöpferiſchen Dichters. Man betrachte, um einen raſchen Blick in dieſe Verſchiedenheit zu gewinnen, was Goethe zu Herder's Unterſuchungen über die Sprache in Straßburg ſagt: „Ich hatte über ſolche Gegenſtände niemals nachgedacht, ich war noch zu ſehr in der Mitte der Dinge befangen, als daß ich hätte an Anfang und Ende denken ſollen. Auch ſchien mir die Frage einigermaaßen müßig, denn wenn Gott den Menſchen als Menſchen erſchaffen hatte, ſo war ihm ja ſo gut die Sprache als der aufrechte Gang anerſchaffen; ſo gut er gleich merken mußte, daß er gehen und greifen könne, ſo gut mußte er auch gewahr werden, daß er mit der Kehle zu ſingen und dieſe Töne durch Zunge, Gaumen und Lippen noch auf verſchiedene Weiſe zu modificiren vermöge. War der Menſch göttlichen Urſprungs, ſo war es ja auch die Sprache ſelbſt, und war der Menſch, in dem Umkreis der Natur betrachtet, ein natürliches Weſen, ſo war die Sprache gleichfalls natürlich. Dieſe beiden Dinge konnte ich wie Seel' und Leib niemals aus einander bringen."

Kant ſelbſt, der kluge Mann, wußte ſehr wohl, daß man ein ſpecifiſches Talent haben könne, um leidlich ſyſtematiſch zu philoſophiren, und daß man daneben doch von Hauſe aus und am Ende der Sache recht unbedeutend ſein und bleiben könne; Kant wußte ſehr wohl, daß in Herder's Miſchung von poetiſcher und philoſophiſcher Anlage eine viel größere Kraft und Bedeutung liege, als das Handwerk einzugeſtehn bereit ſei. Er äußerte Folgendes über ihn: „Es iſt, als ob ſein Genie nicht etwa bloß die Ideen aus dem weiten Felde der Wiſſenſchaften und Künſte ſammelte, um ſie mit andern der Mittheilung fähigen zu vermehren, ſondern als verwandelte er ſie nach einem gewiſſen

Geſetze der Aſſimilation auf eine ihm eigene Weiſe in ſeine ſpecifiſche Denkungsart, wodurch ſie von denjenigen, dadurch ſich andre Seelen nähren, merklich unterſchieden, und der Mittheilung weniger fähig werden. Daher möchte wohl, was ihm Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit heißt, etwas ganz Anderes ſein, als man gewöhnlich unter dieſem Namen verſteht; nicht etwa eine logiſche Pünktlichkeit in Beſtimmung der Begriffe, oder ſorgfältige Unterſcheidung und Bewährung der Grundſätze, ſondern ein ſich nicht lange verweilender, viel umfaſſender Blick, eine in Auffindung von Analogieen fertige Sagacität, im Gebrauche derſelben aber kühne Einbildungskraft, verbunden mit der Geſchicklichkeit, für ſeinen, immer in dunkler Ferne gehaltenen Gegenſtand durch Gefühle und Empfindungen einzunehmen, die, als Wirkungen von einem großen Gehalte der Gedanken oder als vielbedeutende Winke mehr von ſich vermuthen laſſen, als kalte Beurtheilung wohl gerade in denſelben antreffen würde!"

Verweilt man etwas länger auf dem Geſpinnſt des zweiten großen Satzes in dieſem Urtheile, ſo tanzen wohl einige ſchalkhafte Lichter gegen das Ende deſſelben zu, aber es iſt verdeckt viel Erſchöpfendes über Herder geſagt. Herder's Art, philoſophiſche Ideen über Menſchengeſchichte zu ſchreiben, konnte dem ſcharfen, nüchternen Kant nicht völlig zuſagen, und doch war er gerecht und freundlich genug, das Herder'ſche daran mit Einſchränkung gelten zu laſſen. Er ſchrieb indeſſen ſogleich, als er nur eine Partie jenes Herder'ſchen Buches geleſen hatte, eine Abhandlung für die Berliner Monatsſchrift 1784 „Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Hinſicht," worin er einen Weg vorzeichnete, welcher dem Herder's direkt entgegengeſetzt war.

Merkwürdig iſt es, was man ſpäter, da Herder in ſeiner Metakritik entſchloſſen polemiſch gegen die neue Philoſophie auftrat, von dem Zuſtande der Meinungswelt anführt. Die jungen Leute hätten damals nichts lernen wollen als kritiſche Philoſophie, hätten im theologiſchen Examen erklärt, das Uebrige ſei nicht der Rede werth, ja, nachdem anſtößige Abhandlungen „gegen die Ehe" von ihnen ausgegangen, Verkündigungen, wie, daß das Chriſtenthum in Kurzem zu Ende ſein müſſe, hätten ſie geiſtliche Aemter verlangt. Man habe ſich auf Fichte's Aeußerung in Jena

berufen, daß es nach fünf Jahren keine chriſtliche Religion mehr geben, und Vernunft die einzige Religion ſein würde.

In ſeiner letzten Lebenszeit gründete ſich Herder noch eine Zeitſchrift, die er in Bänden herausgab, Adraſtea, und die eigentlich nur einen andern Namen für ſeine zerſtreuten Blätter abgab. Es ſind fünf Bände und der Anfang des ſechſten, über welchem er ſtarb, erſchienen. Darin findet ſich denn auch der „Cid," eine vortreffliche Arbeit Herder's, womit er ſcheidend unſerer Literatur ein nicht genug zu ſchätzendes Andenken hinterlaſſen hat. Aus einem Wuſt ſpaniſcher Romanzen hat er die Folge eines kernhaften Epos zuſammengeſtellt, was in einer Sprache, ſcharf und blank wie der Edelſtein, in einer Kürze und Kraft, wie ſie nur dem geſammelten Genie zu Gebote ſtehn, Leben und Tod beſingt des tapfern Ritters von Vivar. Das Gedicht hat darin noch einen beſondern Reiz des Herder'ſchen Hauptes, daß der Cid, obwohl in früher Ritterzeit und nur für die derben Thaten und Intereſſen eines Lehnsritters lebend, doch das ſanfte Herz einer Humanität unter dem Eiſen trägt, wie ſie als Herder's Ideal überall verlangt wird.

Auch die Legenden, welche zu dem Bemerkenswertheſten gehören, was Herder an Verſen producirt hat, gehören in dieſe letzte Zeit; — der poetiſche Theil ſeines Weſens erhob ſich am Schönſten zum Geſange, als der Tod nahe war, ſo wie es die Sage vom Schwan erzählt. Und wie alle reichen Männer ſich immer viel zu wenig thun, und unter Plänen und Anfängen ſeufzen, ſo umſtand ihn Begonnenes und Beabſichtigtes zu Hauf, als der Körper zuſammenfiel in ohnmächtigen Schlaf, welcher den 18. December 1803 Abends 11 Uhr in den Tod überging.

Herder war im ſechzigſten Jahre, da er ſtarb. Es hat etwas tief Niederſchlagendes für uns, daß ihm juſt die letzte Lebenszeit durch literariſche Konjunkturen vergällt werden mußte. Nachdem er gerungen auf und ab, fällt in der Zeit, wo man ausruhen und nur im Einzelnen noch fertig bilden will, Groß und Klein über ihn her, hochmüthig, ja verächtlich, ſieht er ſich ſelbſt von der geläufigen Unbedeutendheit behandelt; was nur ein Wenig im ſyſtematiſchen Jargon ſich ausdrücken kann, das überhebt ſich ſeiner, ja mancher nächſte Freund giebt ſich das Anſehn, als ſchwiege er nur aus Schonung.

Allen aber ſtand dies Etwas nicht zu Gebote, wodurch Herder ſterbend wiederum über Alle hinauswuchs, dieſer innerliche Drang nach dem Mittelpunkte der Welt, dieſe wirklich poetiſche Abſicht ſeines ganzen Weſens. Denn dieſe lag darin, ſich harmoniſch und gleichzeitig mit allen Organen der im Univerſum webenden Gottheit zu bemächtigen, ein Abbild dieſes Drangs und dieſer Abſicht in die Schrift zu feſſeln. Der Ein- und Ausgang des Herder'ſchen Genius war dieſe Poeſie, welche nach dem Mittelpunkte trachtet, und dies würdigt mit vollem Rechte die Nation an ihm, indem ſie die Vorſtellung dieſes Genius in ihre geſchichtliche Ueberlieferung aufgenommen hat, und nicht darnach fragt, ob dies poetiſche Moment auch noch genügend in Herder's Schriften ausgeſprochen ſei. Der Name Herder allein drückt den ewigen humanen Gedanken aus; man hat ſich gewöhnt, ihn damit unauflöslich zu verknüpfen. Es iſt gleichgültig geworden, ob Herder den großen Gedanken ſeines Namens erſchöpfend in der Schrift ausgedrückt, erſchöpfend im eigenen Leben dargelegt habe.

Dieſe unbefangene Würdigung des Kernes iſt eine große Erſcheinung! Hätte man ihm damit die letzten Jahre erhellen, die üblen Stunden verſcheuchen können, wo die Unruhe ſeines Weſens ihn glauben ließ, er habe ein verfehltes Leben geführt! Sein oft herbes Naturel beſchränkte ihm auch die Freunde ſehr, von denen Aufmunterung und Theilnahme kommen konnte. Zwiſchen ihn und Jacobi trat Spinoza, von dem Jacobi, wie wir ſchon bei Leſſing geſehn haben, eine ſo gefährliche Vorſtellung hatte. — Leſſing ſtarb lange vor ihm, es hatten ſich nur vierzehn Tage heiteren Umgangs in Hamburg ergeben zwiſchen Herder und ihm, und ſchwerlich hätten auch dieſe beiden harten Köpfe dicht neben einander zum Beſten exiſtirt. Es iſt wahr, in der allgemeinen Tendenz ihrer Wirkſamkeit kamen ſie überein, eine kritiſche Anregung im Ganzen und Großen iſt der literariſche Lebenspunkt Beider. Sie wirken Beide durch Erklärung, aber Herder mehr durch eine geſchmückte, die über die Erklärung hinaus will, Leſſing durch eine ſcharfe, feſte, durch eine granitne, die nicht mehr ſein will als ein Markſtein, aber dieſer auch ganz und gar. Und es iſt nicht zu läugnen, daß jenes Moos, was auf dieſem Granitſteine wuchs, kräftiger Weſen und friſchere

Farbe hatte, als die gemischten Halme Herder'scher Hervorbringung, daß Herder nicht so elastisch alle Gestaltung aufnehmend und wiedergebend war als Lessing. Aber der Würdigung und des günstigen Verständnisses hätte er bei diesem stets sicher sein können. Lessing war philosophisch gebildet, aber er war mehr als bloßer Philosoph eines ausschließenden Systems. Was dem letzteren oft begegnet, daß er den Ausspruch eines intuitiven Talents gar nicht versteht, daß ihn das im Ganzen fassende und gebende Wort des Poeten gleichsam dumm machend bestürzt, das wäre Lessing nicht widerfahren, auch mit Herder's unentwickeltsten Aussprüchen nicht; denn Lessing war eben nicht bloß dialektisch gebildet.

Herder's Verhältniß zu Goethe ist schon öfters berührt, eine eigentliche Freundschaft wurde es nie, und die Stimmung des Herder'schen Ehepaars gegen Goethe war in der späteren Weimar'schen Zeit nicht nur keine freundliche, sondern auch keine nachsichtige und schonende. Herder's Unmuth mochte es jenem sogar tadelnd anrechnen, daß er ihm lebhaft abgerathen hatte, die endlich doch erfolgende Berufung nach Göttingen abzulehnen. Prediger oder Professor? in dieser Wahl schwankte Herder so oft hin und her, und tief innerlich lag wohl auch ein Zorn, daß es sich nur um diese Wahl handelte. Geeignet war er zur theologischen Stellung, denn er webte in dem poetischen Mittelpunkte, alles Ding und alle Aeußerung auf ein fernes, ewiges Moment zu beziehen; aber auf der einen Seite glaubte er nicht streng an das vorgezeichnet Positive seiner Religion, auf der andern Seite hielt die Welt gar nichts von irgend einer positiven Religion, der Theologe war ohne Achtung, war überflüssig. Und Herder bedurfte zur Existenz die aufmunterndste Hochachtung. Folgende wichtige Aeußerung, als von Herder ausgehend, erzählt Böttiger: Jeder Mensch trage ein Urbild in sich, von dem, was er werden solle und wolle, ein simulacrum. „Ich selbst trage etwas in mir, das, wie ich sehr wohl weiß, ich nie erreichen werde, was mich unglücklich macht, daß ich es nicht erreichen kann, und das ich nie sagen kann. Dies ist mein simulacrum. Darum sollte jeder Mensch bei seinem Tode geschrieben hinterlassen, was er eigentlich immer für Possen oder Puppenspiel hielt, aber nie aus Furcht vor Verhältnissen laut dafür erklären durfte. Wir Alle

haben ſolche Lügen des Lebens um und an uns, und es müßte uns wohlthun, ſie wenigſtens dann auszuziehn, wenn wir den Todtenkittel anziehn."

Schiller war aufgeſäugt in der kritiſchen Philoſophie, die eine ſo traurige Kriſis für Herder war.

Wieland war ein buntes Rohr, an das man ſich nicht lehnen konnte.

Jean Paul, der damals noch junge Jean Paul blieb ihm. Man kann ſagen, daß ihn dieſer von all den größeren Schriftſtellern, die mit ihm umgingen, allein geliebt habe. Möge er alſo zur Schlußbezeichnung gehört werden.

„Es iſt nur ein Wunder" — heißt es da — „daß er keine härtere Härte annahm. Wenige kennen das Gefühl eines Autors, deſſen Thron erſchüttert wird. — Wie Herder von alten Augen umgeben — ſich mit der Wahrheit verwechſelnd — im Amte — neben ſich Sieger, alte Bekannte unangetaſtet. — Früher verſöhnt Ein Lobſpruch mit hundert Tadlern, ſpäter nicht zehn Lobredner mit Einem Tadler. — Am Ende des Lebens verträgt man Schmerzen des Ruhms am wenigſten. -- Abgebrochener Ruhm iſt bitterer als verſchobener. — Hart iſt's, in der Zeit, wo man Belohnung hofft, Strafen zu finden, und Vorwürfe einer vergeblichen Rennbahn."

Ferner: „Es giebt Menſchen, bei welchen man das Glück ſeines ganzen Lebens hingäbe, ſolche nur einmal recht ſeelig zu ſehen — ſo mir Herder. — O ich weiß alle ſeine Kleinlichkeiten, aber ich werde ſie nicht erzählen. Denn ich kann eben nicht das Große darſtellen, weswegen ich und ihr ſie verzeiht. Aber es waren nie, nie Unſittlichkeiten."

„Betrachtung über Herder, der voll handelnder Poeſie und voll Sinn für jede, nicht im Stande iſt, einem Geſpräche auch nur die kleinſte Objektivität zu geben."

Dieſe abgeriſſenen Notizen finden ſich in der Biographie Jean Pauls. Es pflegte dieſer wiederholt zu äußern, daß Herder außerordentlich auf ihn gewirkt habe. Auch in ſeiner „Kantate-Vorleſung über die poetiſche Poeſie," welche der Vorſchule zur Aeſthetik beigefügt iſt, äußert er ſich voll Schmerz und Zorn über das „alte doppelſeitige Verkennen der entflogenen großen Seele, von welcher niemand ſtolz genug ſein dürfe, zu ſagen: ich

habe ſie ganz gekannt." — „Der edle Geiſt wurde von entgegengeſetzten Zeiten und Parteien verkannt; doch nicht ganz ohne ſeine Schuld, denn er hatte den Fehler, daß er kein Stern erſter oder ſonſtiger Größe war, ſondern ein Faszikel von Sternen, aus welchem ſich dann jeder ein beliebiges Sternbild buchſtabirt, der eine das der Wage oder des Herbſtes, der andere das des Krebſes oder Sommers und ſo fort. Menſchen mit vielartigen Kräften werden ſtets, die mit einartigen ſelten verkannt."

„War Er kein Dichter, — was er zwar oft von ſich ſelber glaubte, eben am homeriſchen und ſhakespear'ſchen Maaßſtab ſtehend, oder auch von berühmten anderen Leuten, — ſo war er bloß etwas beſſeres, nämlich ein Gedicht, ein indiſch griechiſches Epos von irgend einem reinſten Gotte gedichtet."

Der Kundige weiß, wie Jean Paul die Dinge alle erhebt, um das falſche Wort „übertreibt" nicht zu gebrauchen. Wichtig iſt noch, daß er ihm eine innige Vorliebe für Griechenland beilegt und ihn „und Goethe allein die Wiederherſteller oder Winkelmanne des ſingenden Griechenthums" nennt, „dem alle Schwätzer voriger Jahrhunderte nicht die Philomelenzunge hätten löſen können."

Dies blickt nur der aufmerkſame Freund heraus, der alle die kleine Poeſie zu würdigen, den flüchtigen Proſaſtil zu überſehen, und die große harmoniſche Gerechtigkeit für alle geſchichtliche Erſcheinung aus einem edlen Kunſtſinne abzuleiten weiß. Die Gelehrſamkeit Herders anbetreffend, ſtimmt dieſem Freunde aber auch der Unbefangenſte bei und geſteht zu, daß Herder, größer als alltägliche Gelehrſamkeit, „die großen Ströme, aber aller Wiſſenſchaften in ſein himmelſpiegelndes Meer" aufgenommen habe.

Räthſelhaft bleibt Herders Liebe zu dem dämoniſch heftigen Hamann, dem er ſo tief betroffen in die Gruft nachſah. Denn es war eigentlich nur ein tiefliegender Kern gemeinſchaftlich, der Kern religioſen, poetiſchen Bedürfniſſes. Strebend ſuchend, ſanft, oft Genüge findend in einer ſchönen Erſcheinung, äußerte er ſich in Herder, krampfhaft, gewaltſam, fanatiſch in Hamann. Aber ſo groß iſt der Zauber jugendlichen Bundes, das Gedächtniß des Frühlings;—dieſer Zauber, dies Gedächtniß ließen nie los, wenn er Hamanns ge-

dachte. Ohne ſie würde er dem heftigen Magus all ſeiner ſonſtigen Art gemäß ſicherlich den Rücken gewandt haben.

Jean Paul gedenkt noch zweier Reden, worin ſich Herder's Schmerz über die uneinige Härte der Zeit und über die Abgeriſſenheit derſelben von der offenen Geiſterwelt in rührender Wehmuth ausgeſprochen habe. Einmal, dem Weh ſich beugend, wünſcht er unter dem Glockengeläute des Sonntags — im Mittelalter geboren zu ſein. Zum Zweiten wünſchte er ſich eine Geiſtererſcheinung.

Es bleibt noch ein kurzes Wort über Herders Stil, kurz, denn die Bemerkungen darüber verlieren ſich meiſt in Herders Weſen. Man wirft dem Stile große Ungleichheit vor, man tadelt an ihm, daß er blumig werde, wo man Beweiſe erwarte, phantaſirend, wo der Verſtand zu ſprechen habe. Es geht auf jene Miſchung, deren hinlänglich gedacht iſt, und auf die befremdende Erſcheinung eines poetiſchen Denkers, der gedanklich regelvoll ſich Reſultaten nähert, und plötzlich unregelmäßig ſie überfliegt.

Die äußere Form iſt allerdings eben auch ungleich, meiſt ſcheinen die Sachen im erſten Auftauchen niedergeſchrieben zu ſein, reifer, raſcher, träger oder glücklicher, wie es eben Lage und Stimmung und Stoff mit ſich gebracht hat. Sorgfältige Ueberarbeitung ſcheint den meiſten zu fehlen. Deshalb täuſcht eine flüchtige oder ſtürmiſche Lectüre leicht über Herders Stil: man begegnet Partieen, die ſich ohne Fall und Rhythmik ſchleppen, wo die Worte und Sätze ohne alle Gegenſeitigkeit träg neben einander ſtehen, und findet ganze Artikel, wie die Charakteriſtik Leſſings, welche im bewegteſten Leben hinrauſchen. Im Ganzen wird die reine, ungeſtörte Grazie des Goethe'ſchen Stiles vermißt; das ſtoßweis kommende, warme Leben Herders iſt aber vielfacher Anregung äußerſt förderſam, und für innere und äußere Belebtheit der Darſtellung höheren Stoffes iſt Herder ſehr einflußreich geweſen. Auch ſein Freund Hamann wirft ihm wie ſo mancher Andere vor, daß er mit all zu viel Fragen und Ausrufungszeichen ſeinen Stil beunruhige und zerreiße. Dieſer Fehler wäre Hamann ſelbſt ſehr förderlich geweſen, und hätte ihn genöthigt, ſich im Einzelnen klar zu machen für ſich und die Leſer.

Die neueste Ausgabe der Herder'schen Werke in 60 Theilen ist 1827 zu Stuttgart und Tübingen erschienen. Ueber das Leben und die Bedeutung desselben haben Danz, Gruber, Döring und Herders eigene Frau Bücher verfaßt. Zu empfehlen ist dafür auch, was Friedrich Köppen in seinen „vertrauten Briefen" beibringt, in einem Buche, was mannigfachen Lobes würdig ist.

Hamann.

Johann Georg Hamann — 1730 — 1788. Er ward zu Königsberg geboren, studirte Theologie, Jurisprudenz, privatisirte, zum Theil als Hauslehrer, in Curland und Riga, ging, zur Hälfte des Handels wegen, nach London, privatisirt dann wieder zu Hause, versucht es, durch die Kanzlei den Weg in ein Amt zu finden, giebt auch dies wieder auf, wird von Neuem Hofmeister, dann Sekretair bei der Zolldirektion, endlich 1777 Packhofsverwalter in Königsberg. 1787 den Abschied nehmend geht er zu seinen Freunden nach Westphalen, die ihm die religiose Gesinnung zum Theil durch Lavaters Zuthun erworben hatte. Die Fürstin Gallizin und Fritz Jacobi waren die wichtigsten dieser Freunde. Die energische Weise seiner Aeußerung fand öfters da, wo geistige Verwandtschaft die Aufnahme erleichtert hatte, lebhafte Erwiderung. So sandte ihm ein Unbekannter, der sich nachmals als Franz Buchholz Herr v. Willbergen in Münster erwies, durch Lavaters Vermittelung einen reichlichen Geldzuschuß, welchen er theilweise für die Reise nach Münster benützte. Der dortige Aufenthalt ward aber schnell durch den Tod beendigt.

Die literarische Welt nahm wenig Notiz von ihm. Herder, Jean Paul und Goethe erweckten das Gedächtniß an den Verstorbenen. In den Jahren 1821 — 23 wurden seine Schriften, von Roth gesammelt, in Berlin herausgegeben. Sie enthalten, außer Briefen und dem Anfange einer Selbstbiographie, nur rhapsodische Aufsätze, die großentheils einen religiosen Bezug haben. Dahin gehören „Biblische Betrachtungen eines Christen," „Golgatha und Scheblimini" — „Sokratische Denkwürdigkeiten." Außerdem „die Wolken," und „Kreuzzüge des Philologen."

Bei Gelegenheit Hamanns kommt etwas zur Sprache, was in der deutſchen Literatur ſehr oft, und wahrſcheinlich in andern Literaturen nicht minder erſcheint. Es giebt ſtets eine große Anzahl von Leuten, die bloß betrachtet, die bloß Anmerkungen gemacht. Natürlich. Wer ſollte hören, wenn Jeder ſprechen wollte, und ſo ſind auch zwiſchen Sprechern und Hörern Betrachter nöthig, eben ſolche, die ſich mit Anmerkungen abgeben. Daß dieſe aufgeſchrieben und gedruckt werden, iſt ebenfalls ein Vortheil, ſo durchwirkt ſich der Bildungsteppich reicher, und der Eindruck wird, wenn auch bedingter, doch voller.

In Folgendem äußert ſich dabei nur der Uebelſtand: eine halbfertige Krittelei, ein wohlfeiles Beſſerwiſſen maaßt ſich zu großen Einfluß an. Solch Beſſerwiſſen iſt wohlfeil, weil ſich derlei Leute nicht zu der Kraft ſammeln, ſelbſt in ſich etwas Eigenes zu verdichten, zu erſchaffen; ſie hängen ſich an den fremden Wagen, und ſpotten über den ebenen Weg, den dieſer findet, oder über den holprigen, welchen er mühſam überwältigt. Sie paſſiren den einen und den andern nur durch Anhalt an jenen Wagen, ſelbſt fahren ſie nimmer; was Alles zu einem vollſtändigen Ausfahren gehört, würdigen ſie nie. Sie thun meiſtens nicht ſo viel, als ſie thun könnten, und verlangen ſtets mehr als geleiſtet wird, oder was noch ſchlimmer iſt, ſie verlangen etwas Anderes. Dieſes Letztere, die übelſte Thorheit der Kritik, putzt ſich noch obenein gewöhnlich mit Vorſchlägen auf, die ſie im Hintergrunde ein wenig zeigt; ſie fragt: warum wurde nicht Dies, warum nicht Jenes geſchrieben? Und der Autor kann nicht zurückſagen: Warum ſchreibſt Du es nicht? Wenn die Frage in Dir lebt, iſt Dir auch die Antwort am Nächſten. Meine Arbeit hat es nicht mit der beliebigen Kombination Deiner Kritik zu thun, ſondern Deine Kritik hat meine Arbeit als das Exiſtirende zu reſpektiren. Was Du darüber hinaus kannſt, zeige, ohne damit etwas zu peitſchen, was Dir doch nöthig war, um Deine Ruthe abzuſchneiden.

Dieſe ſchiefe Ueberhebung hat bei uns vielfach das Glück, wie ein unendlich Geheimniß mehr geachtet zu werden, als die wirklich gebotene That der Literatur. Wir ſetzen gar zu bereitwillig die angedeutete Möglichkeit über die geleiſtete That. Für die Gerechtigkeit ſind wir ſehr lau, daß ein Buch zunächſt ſeinen

Kreis wie ein Herrſcher anſprechen darf, ſo wie die Schönheit eines Mannes verlangen darf, als die eines Mannes und nicht als die irgend eines andern Weſens beurtheilt zu werden.

Nach jener Vorliebe haben wir denn viel Figuren in unſrer Literatur, von denen durchweg geſagt wird, ſie hätten viel Größeres verſprochen oder in ſich gehabt, als ihre Lebenszeit oder ſonſt ein Hinderniß zur Ausbildung geſtattet hätte. Die Schulden an die Größe achten wir höher als die Größe.

Manches hievon trifft Hamann, der ſtets mit außerordentlicher Betonung „Magus des Nordens" genannt, und am Höchſten für das geſchätzt wird, was er ſehr ungeklärt andeuten konnte, was er an Kant's und Anderer Schöpfung überhebend verachten, aber nirgends durch die geringſte Schöpfung erſetzen, oder gar übertreffen mochte. Die eingeſtreuten Fragen des Herder'ſchen Stils wären ihm zur eignen Aufklärung deſſen, was denn bündig ausgedrückt werden ſollte, ſehr dienſtlich geweſen.

Es iſt hoch zu ſchätzen, daß er neben einer ſo zuſammenballend kritiſchen Zeit den Menſchen ausdehnen mochte in weitere, höhere Möglichkeit und Welt, aber es iſt nicht dergeſtalt zu überſchätzen, wie es ſo häufig geſchieht. Wenn man ſich neben ein gefundenes Amerika, wie Kant's neue Philoſophie eins war, hinſtellen kann, und nun weitere Blicke findet, ſo iſt dies ſehr gut, aber jenes Amerika bleibt zunächſt größeren Lobes werth. Um ſo mehr, wenn aus dieſen Blicken nichts weiter entſteht als eine überhebende, unordentliche, verworrene Schilderung deſſen, was man zu ſehn beinahe im Stande geweſen wäre.

Mit dieſer Einſchränkung neben den ſchöpferiſch geſtaltenden Geiſtern muß Hamann's tief grabende, aber nirgends klar bildende Geiſteskraft gewürdigt werden. Aufſätze von ihm, wie die „Metakritik der reinen Vernunft" — „Golgatha und Schelimini," was gegen Mendelsſohn's Jeruſalem gerichtet war, enthalten eine Luft, die auf hohen Principien wogt, und manchen Stoß, der auf Ungewöhnliches hinzueilen ſcheint, aber all das iſt nicht zu einer faßbaren, umſchloſſenen Erſcheinung gebildet, es flattert fetzenweiſe, dem Verfaſſer ſelbſt kaum gehörig, überhebt ſich in bloßer Andeutung, iſt bei aller Prätenſion von Reife nicht reif und nicht fertig.

Die Hauptneigung und dunkle Tendenz, die wie ein Nachtschatten durch alle Schrift Hamanns fällt, ist das Verlangen nach einer strengen Religion. Aber wie diese Religion angethan sei, ist kaum in äußeren Umrissen, in zornigen alttestamentarischen Strichen angedeutet, viel weniger irgendwie in's Detail ausgeführt. Der ganze Autor ist ein Despot, der einen außerordentlichen Kodex hinter sich vermuthen läßt, aber seine unterthänigen Zuhörer nie mit dem Kodex selbst behelligt, ihnen höchstens während des Scheltens einige Aphorismen daraus zukommen läßt.

Und mitten in diesem Charakter begegnet man doch einer Gesinnung, einer Wendung, wie sie nach Hamann's Anlage und Forderung frivol genannt sein müssen. In einem Briefe vom 3. August 1762 an Nicolai beschreibt er sich als einen, der eben im Zustande der Vernichtung, in sehr übler Gemüthslage sei, und dem die Literatur Aerger mache. Unmittelbar darauf folgen die Worte: „Genie ist eine Dornenkrone, und der Geschmack ein Purpurmantel, der einen zerfleischten Rücken deckt." Das Genie und der Geschmack gehören ihm, wenigstens legt er sich beide zu, der Vergleich betrifft übrigens bekanntlich Christum, und zwar die schmerzhaftesten Punkte aus dessen Leiden. Sollte man von einem streng und fein fühlenden Christen dergleichen Anwendung erwarten, noch dazu einem Manne gegenüber wie Nicolai, der nicht geneigt war, geheimnißvoll Heiliges anzuerkennen oder zu schonen?

Uebrigens zeigt sich von den frühen Briefen Hamann's an eine innerlich strenge Gesinnung, die sich und Andere nicht schont, die in allen Verhältnissen der Welt eine einzige, herbe Richtigkeit zugesteht. Aus Furcht entstehend, durch Furcht wirkend stellt sich diese Seele vielfach dar. Oft erinnert er an jene alttestamentlichen Figuren, für welche das Leben ein tödtlicher Ernst ist, der Ernst eines einzigen Zwecks, welchen sie sich offenbart glauben, und neben welchem alle andere Absicht und Ansicht Laster und Sünde wird. Nach Art der jüdischen Propheten hat solche Figur stets zu fordern, stets zu schelten und zu grollen auf alle Abweichung von ihrem inneren Gesichte. Leben und Stimme solcher Leute erinnert ununterbrochen an den Donner Jehovah's,

welcher durch alle Schriften des alten Teſtamentes, durch alle Geſchichte der Juden rollt und grollt.

Hiernach, und ſelbſt in Betracht des Namens Hamann, iſt die Vermuthung nahe und natürlich, ob er nicht aus iſraelitiſchem Geſchlecht entſproſſen ſei. Unſere Nachrichten aber, die nicht über die nächſten Ahnen hinausgehn, geben dafür keine Beſtätigung.

Man findet in Hamann, was für den damaligen Zeitpunkt eine merkwürdige Erſcheinung iſt, den lebhafteſten Feind alles Nationalismus in Kirche und Staat. Er will eine unmittelbar geoffenbarte Religion, ſogar mit aller jüdiſchen Vorüberlieferung. Die Bibel von der Geneſis an iſt ihm das reine ächte Buch Gottes, er ſchreibt ſelten eine Stunde lang ohne einen Spruch des Jeremias oder ſonſt eines Propheten, oder Davids und Salomo's. Der Uebelſtand iſt nur, daß er Meinung, Beweis, Entgegnung nirgens einfach klar und bündig niederlegt, — all ſeine Schrift kommt angeſtürzt wie ein bunter Menſchenhaufe: hier ruft einer Wehe und Schwefel über die Sünder, dort jauchzt ein Andrer dem Jehovah, hier demonſtrirt Einer mit moderner Waffe gegen modern philoſophiſche Anſicht. Es iſt ſchwer, aus dem Gewirre klug zu werden, noch ſchwerer, in dem Treiben eines ſo ſtarken Geiſtes Wohlbehagen zu finden. Die Anregung, welche andere Geiſter von ihm erhalten, iſt der Hauptnutzen, welcher ſeinen Schriften zuerkannt werden muß. Ein ſtarker Geiſt iſt er allerdings, aber es fehlt der ſchriftſtelleriſche Stempel, durch welchen die Stärke gedeihlich, wie oft die Schwäche lieblich wird. So iſt der Geſammteindruck ſeiner Perſon wirkſamer als die Einzelnheit ſeiner Schrift. Man erkennt wohl an mancher einzelnen Oaſe dieſer Schrift, daß eine weit und breit, tief und hoch durchgefurchte Kenntniß auf dem Grunde wirkt und drängt und treibt, aber man verläßt jeden Augenblick bereitwillig dieſen beweglichen Schwulſt der Schreibart, dieſes ganze Chaos einer ungeſchaffenen Welt. Daß Herder lebhaften Theil an Hamanns Schrift nehmen konnte, iſt leicht erklärt: jener gewaltige Ernſt in Hamann, das Höchſte und Beſte zu wollen, zu ſehen und zu lehren, entging einem Manne wie Herder nicht, und zog ihn an. Dazu war Herder der viel jüngere, der Eindruck, von höheren Jahren herabkommend, traf um ſo ſtärker. Herder's Sinn und Trachten war auch ſo vorzugsweiſe auf den Herzens-

grund der menſchlichen Welt gerichtet, daß er Manches in der formellen Erſcheinung überſehn mochte, an ſeinem eigenen Stile überſah, und an einem Mitkämpfer ohne Weiteres hinnahm. Herder, der junge Mann, welchem ſich Hamann ſo freundlich bewies, welchem dieſer ſogar die Stelle in Riga verſchaffte, war auch damals im Punkte der Theologie noch orthodoxer, als er von Jahr zu Jahr wurde. Denn umgekehrt als bei der Mehrzahl, die mit den Jahren mürber für den Glauben wird, wurde Herder mit jedem Jahre ſtrenger im Aufnehmen, und ſeine Vernunft und rückſichtsloſe Nachſicht ward mürber, weicher und ergiebiger. Dieſe letztere ging Hand in Hand mit Herder's Stile, welcher auch in der ſpäteren Zeit ſchöner ward, ſo daß ihn Jean Paul mit dem Lagerobſte vergleichen kann, welches erſt ſpät zu genießen, aber dann auch erquickend iſt. — Für Herder, der einer ſyſtematiſchen Gedankenentwickelung nicht beſonders mächtig und einer ſolchen nicht eben günſtig war, lag in dem Hamann'ſchen Durcheinander nicht ein ſo großes Hinderniß. Herder war geneigt, zu deuten, und er hatte durch perſönliche Bekanntſchaft einen großen Zugang voraus. Ihm ward auch Hamann juſt Kampfgenoſſe gegen eine formelle Philoſophie, die in formeller Beweisführung den poetiſchen Zuſammenhalt Herder'ſcher Welt aus einander hieb. Erlebte auch Hamann nicht den Ausbruch dieſes Kampfes, ſo lag doch der nothwendige Kampf von früh auf in Herder's Seele als jener Keim erſter Anlage, von dem keine Bildung entfernt, — und aus ihm entſprang und erhielt ſich das Intereſſe an einer Bundeswelt, die Hamann in ſich trug.

Jenes Moment des Hamann'ſchen Schwulſtes konnte alſo in kein beſſer Verhältniß kommen, als in das zu Herder; der Schwulſt ſelbſt hatte in dieſem Bezuge etwas von Bundesgenoſſenſchaft gegen den nüchternen, waſſerklaren Kriticismus Kant's.

Die Literarhiſtoriker haben auf Autorität hin den wahrſcheinlichen Kern Hamann'ſchen Schwulſtes meiſt mit andächtiger Scheu genannt. Wenn das Beiwort „Magus des Nordens" fehlt, ſo fehlt das Wort „Orakel" und „orakelhaft" bei Erwähnung Hamann'ſcher Schriften nicht.

Daß Hamann zu Jacobi ein engverknüpfendes Band finden konnte, liegt in noch näheren Gründen. Jacobi's Trachten ging auf eine ſo viel als möglich unmittelbare Verbindung mit der

Gottheit, der Glaube iſt, wenn auch nicht der ſicherſte, doch der nächſte Weg, dieſem wendete er alſo vorzugsweiſe die Berufung zu, und da fand er Hamann.

Nicht minder nahe liegt es, daß Jean Paul das lebhafteſte Intereſſe für Hamann hegte, und ebenfalls zur Auferweckung deſſelben aus dem Grabe des theilnahmloſen Publikums beitrug. Dieſe Sprünge aus einem angefangenen Beweiſe in eine theoſophiſche Begeiſterung, dies Uebereilen, Ueberdecken des Angedeuteten, dies Verſchweigen der Uebergänge, dies wahlloſe Ergreifen des nächſten Wortes, dieſer unruhig wogende Hintergrund, welcher die behagende Ordnung ſchwer geſtattet, — alles dies findet ſich mit einiger Schattirung in Jean Paul wieder. Jean Paul war unendlich weicher, und unendlich reicher an Talent, — im Urſtocke iſt aber entweder ſehr viel Verwandtes, oder Jean Paul hat ſehr viel von Hamann aufgenommen. Die Lebensgeſchichte Jean Paul's zeigt auch, wie ſehr ihn Hamann beſchäftigt hat; ſogar der Schwulſt iſt im ſpäteren Schriftſteller noch nicht ganz verſchwunden, wenn auch mehr aus einander gewickelt, und Eins haben ſie ganz gemein: auch Hamann verſtand nach einiger Zeit die tauſend halben und dunklen Beziehungen ſeiner Worte nicht mehr. Einer wie der Andere ließ ſich von dem unterjochen, was er erſt halb empfangen und verarbeitet, Einer wie der Andere hatte keine Gewalt ausübender Schönheit, welche das Halbe, Unklare und bloß nebenher Zudrängende ausſcheidet, Einer wie der Andere webte in etwas kümmerlichem bürgerlichem Bezuge, und ſucht von da keine Stufen aufwärts zur freien, erquicklichen Umſicht, ſondern ſchnellt ſich alsbald gewaltſam zu den Sternen.

Bis auf Worte und Wendungen begegnen ſie einander; des Beiſpiels halber ſei das Wort „Jobelperiode" angeführt. Auch der humoriſtiſche Tic, welcher bei ſo gewaltſamer Ausweitung kräftigen Menſchen nicht entgeht, war in Hamann, nur herber, ſeltner, kürzer und unreifer als in Jean Paul. Aber doch ſo ſtark, daß er die Pietiſten beſtürzte, welche in Hamann einen Bundesgenoſſen zu ſehn glaubten, und ſich plötzlich von einer dreiſten, unregelmäßigen Wendung getäuſcht ſahn. Denn der gewöhnliche Pietiſt hat, gleich einem Schwimmvogel, nur einen Kanal des Eingangs und Ausganges, darum verſtört ihn ſchon

der ungewöhnliche Bruder, welcher auch anderswoher etwas aufnehmen und in anderer Weise etwas kund geben kann.

Daß aber Hamann bei Goethe, einem Manne von entgegengesetztem Sinne und entgegengesetzter Art, so viel Theilnahme finden konnte, wie ihm dieser im dritten Bande seines Lebens beweist, das ist auffallend und spricht für eine Seite Hamann's, die man bei erster Begegnung nicht genügend würdigen mag.

Goethe sagt, Hamann habe ihn zu dem Sibyllinischen Stile verleitet, dessen er sich in seiner theologisirenden Periode öfter bedient habe, — es war die Zeit seiner Bekanntschaft mit Fräulein von Klettenberg, und Goethe war damals besonders geneigt, solche geheimnißvolle Erscheinung, wie Hamann's Schrift, aufzunehmen. Er sagt, Hamann sei damals ein eben so großes Geheimniß gewesen, wie er es immer dem Vaterlande verblieben sei. „Seine sokratischen Denkwürdigkeiten erregten Aufsehn" — „die Stillen im Lande setzten sich mit ihm in Verbindung, er ward nach Darmstadt eingeladen, machte die große Reise von Königsberg und kehrte, ohne Jemand gesprochen zu haben, sogleich wieder zurück, weil der Präsident von Moser, die Hauptperson der Vermittelung, zufällig nicht zu Hause war. — Aber die Frommen nahmen schon an den „Wolken," einem Nachspiele der Sokratischen Denkwürdigkeiten, Anstoß, und man wendete sich ganz von ihm, als er „die Kreuzzüge des Philologen" herausgab, und als auf deren Titelblatt nicht allein das Ziegenprofil eines gehörnten Pan zu sehen war, sondern auch auf einer der ersten Seiten ein großer, in Holz geschnittener Hahn, taktgebend jungen Hähnchen, die mit Noten in den Krallen vor ihm da standen, sich höchst lächerlich zeigte, wodurch gewisse Kirchenmusiker, die der Verfasser nicht billigen mochte, scherzhaft durchgezogen werden sollten."

„Das Princip, auf welches die sämmtlichen Aeußerungen Hamann's sich zurückführen lassen, ist dieses: „Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich." Eine herrliche Maxime! aber schwer zu befolgen. Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten, bei jeder Ueberlieferung durch's Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große

Schwierigkeit; denn das Wort muß ſich ablöſen, es muß ſich vereinzeln, um etwas zu ſagen, zu bedeuten. Der Menſch, indem er ſpricht, muß für den Augenblick einſeitig werden, es giebt keine Mittheilung, keine Lehre ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein für allemal dieſer Trennung widerſtrebte, und wie er in einer Einheit empfand, imaginirte, dachte, ſo auch ſprechen wollte, und das Gleiche von Andern verlangte; da trat er mit ſeinem eigenen Stil, und mit Allem, was die Andern hervorbringen konnten, in Widerſtreit. Um das Unmögliche zu leiſten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefſten geheimſten Anſchauungen, wo ſich Natur und Geiſt im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verſtandesblitze, die aus einem ſolchen Zuſammentreffen hervorſtrahlen, bedeutende Bilder, die in dieſen Regionen ſchweben, andringende Sprüche der heiligen und Profanſcribenten, und was ſich ſonſt noch humoriſtiſch hinzufügen mag, alles dieſes bildet die wunderbare Geſammtheit ſeines Stiles, ſeiner Mittheilungen. Kann man ſich nun in der Tiefe nicht zu ihm geſellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Geſtalten, die ihm vorſchweben, ſich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden; ſo wird es uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn ſtudiren, und dieſe Finſterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil ſeine Anſpielungen auf beſtimmte, im Leben und in der Literatur augenblicklich herrſchende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren. Unter meiner Sammlung befinden ſich einige ſeiner gedruckten Bogen, wo er an dem Rande eigenhändig die Stellen citirt hat, auf die ſich ſeine Andeutungen beziehn. Schlägt man ſie auf, ſo giebt es abermals ein zweideutiges Doppellicht, das uns höchſt angenehm erſcheint, nur muß man durchaus auf das Verzicht thun, was man gewöhnlich Verſtehen nennt. Solche Blätter verdienen auch deßwegen ſibylliniſch genannt zu werden, weil man ſie nicht an und für ſich betrachten kann, ſondern auf Gelegenheit warten muß, wo man etwa zu ihren Orakeln ſeine Zuflucht nähme. Jedesmal, wenn man ſie aufſchlägt, glaubt man etwas Neues zu finden, weil der jeder Stelle inwohnende Sinn uns auf eine vielfache Weiſe berührt und aufregt."

Hamann's Briefe findet Goethe viel klarer und deutlicher

als deſſen Schriften, nur macht er ſchon bei der geringen Zahl, die damals bekannt war, eine Bemerkung, welche ſich jetzt unwiderſtehlich aufdrängt, nachdem wir alle erreichbare Briefe in der Geſammtausgabe gedruckt vor uns ſehn. Er erkennt nämlich, daß Hamann „die Ueberlegenheit ſeiner Geiſtesgaben auf's naivſte fühlend, ſich jederzeit für etwas weiſer und klüger gehalten als ſeine Korreſpondenten, denen er mehr ironiſch als herzlich begegnete."

Jean Paul kommt bei dem öftern Gedanken Hamann's ſtets mit großem Lobe auf deſſen Briefe, welche einen Theil des Jugendlebens beſchrieben. Dieſer Abſchnitt begegnet unter dem Titel „Gedanken über meinen Lebenslauf" in der Geſammtausgabe, und der Eindruck, welchen er heute macht, iſt nicht eben beſonders günſtig. Vielleicht iſt es mancher allzu leichtſinnigen Natur förderſam, an dieſem Beiſpiele zu ſehn, wie gedrückt und ſchwer man ein aufgehendes Leben nehmen kann, die glücklicher beſchaffene Mehrzahl wird aber gar viel darin vermiſſen: alle poetiſche Fröhlichkeit, den menſchlichen Muth, die Kraft zu ſchaffen, die eigene Welt des Individuums. Hamann zeigt ſich darin durchweg als ein gehorſam Echo bibliſcher Erziehung. Das iſt in einer unbibliſchen Zeit allerdings merkwürdig, aber da, wo man durchaus auf neue Schöpfung auch im Weſen und Charakter des Einzelnen angewieſen iſt, da wird es unergiebig, nur den gehorſamen Anſchluß an eine alte Form zu ſehen. Doppelt ungünſtig wirkt der Anblick, daß die Hingebung von Leib und Seele an die Orthodoxie unter der mißlichen Begleitung lüderlicher Zuſtände geſchieht. Der junge Mann treibt ſich nämlich in London umher, bringt ſein Geld durch, geräth in ſchlechte Geſellſchaft, hat Gewiſſensbiſſe, lebt aber in dem Gleiſe fort, ſo lange das Geld reicht. Schweres Blut und die üble Lage führen ihn in halber Verzweiflung zur Bibel und zum rückſichtsloſen Vertrauen auf Alles, was darin ſteht. Nun iſt das Leben großentheils mit Bibelſtellen angefüllt, begegnet in Auffaſſung vielfach dem ſpätern Jung-Stilling'ſchen und ſteht nur in aller Naivetät und allem epiſchen Reize dieſem nach. Ein Wald, ein Feld, ein Sonnenblick bietet ſich bei Jung wie eine poetiſche Staffage. — Hamann empfängt und giebt keinen Eindruck von der Natur; Jung hat ein muthiges, kindliches Gottvertrauen, der Irreligioſeſte wird

davon getroffen und gerührt, ſo viel friſche Aechtheit des menſchlichen Herzens iſt darin. — Hamann iſt ſtets peinlich und verzagt, er ſpornt ſich nur mit einem Spruche, ſein Naturel macht ſich und ſeinen Freunden Schwierigkeit, ſobald es ſich um einen Spaziergang, um die Begrüßung eines Menſchen, oder gar um einen größeren Akt handelt.

Bemerkenswerth und Licht gebend iſt die Stelle, wo er über den Jugendunterricht klagt, der ihn beſonders über Geſchichte, Geographie, Schreibart und Dichtkunſt ganz in Unkenntniß gelaſſen habe: „Ich habe den Mangel der beiden erſten niemals gehörig erſetzen können, den Geſchmack an der letzteren zu ſpät erhalten, und finde mich in vieler Mühe, meine Gedanken mündlich und ſchriftlich in Ordnung zu ſammeln, und mit Leichtigkeit auszudrücken.“

Möge man dies bei dem geheimnißvollen Dunkel Hamann's nicht vergeſſen, und immerhin zugeben, daß Manches bei ihm nur zu ſchaffen macht, weil es ihm ſelbſt zu ſchaffen machte, und er ſelbſt damit nicht fertig wurde. Mancher ſtarke, kräftige Blick ſei zugeſtanden und der Beachtung empfohlen, aber die ganze Erſcheinung ſei heute mit mehr Bedenken aufgefaßt, als ihr in einer Zeit der Kriſis nöthig war. Offenbar muß ſein Zugang zum breiten, mannigfaltigen Leben und zu den ſchönen und großen Aeußerungen deſſelben kümmerlich geweſen ſein; mühſam erringt er ſich aus unermeßlicher Lektüre den Begriff eines Reizes, welcher dem glücklich Eintretenden ſogleich entgegenfliegt, ſchwerfällig erbaut er ſich den kleinſten Aufſatz zur fratzenhaften Unform, behängt den einfachſten Gedanken mit Eiſenrüſtung und Mühlſteinen. Schon die Korreſpondenz betrieb er mit einem ſchweren Ernſte, wäre aber der Stil derſelben für die kleinen Aufſätze verblieben, es wäre dem Autor Hamann ein großer Gewinn. Nirgends wird der Uebelſtand ſeiner Erſcheinung deutlicher, als wenn man ihn neben dem Herrn Magiſter Kant ſieht, ihn über deſſen „vom Schönen,“ „Erhabenen,“ „Kritik der reinen Vernunft“ und beſonders über anderes Einzelne Kant's ſprechen hört. Auch da fehlt es nicht an der ſchwülſtigen Ueberhebung, und doch ſieht er an dem Todfeinde ſeiner Orthodoxie, ſelbſt an der Kritik der reinen Vernunft das eigentlich Weiße im Auge nicht heraus, oder verdeckt es ſich und den

Lesern wenigstens dergestalt, daß es nur der Philosoph von Fach herausfinden mag. Es ist allerdings der Grundvorwurf, welcher Kant trifft, in Hamann lebendig, aber unklar, der Vorwurf nämlich: die kritische Philosophie treibe ein nur formales und leeres Spiel mit Begriffen, deren Objektivität sie zwar behaupte, von denen sie aber zugleich das Bewußtsein habe, sie seien nur Produkte unsers Denkens.

Bei einer genaueren Einsicht in Hamann's Leben enttäuscht man sich über manche Würde der dunkeln Unklarheit durch einander stürzender Sätze, — wo man verhüllte Kraft vermuthet, entdeckt man tappende Energie, die ihren Anfang und ihre Zeit selbst nicht kennt, man wird endlich weniger aufmerksam und nachsichtig für den übeln Weg seines Stils, der mit unförmlichen Steinen bedeckt und von Löchern unterbrochen ist.

Dies also mögen wir uns nicht läugnen; Hamann war nicht jenes geahnte und gewünschte Talent, lebendige, tiefe Verhältnisse wahrhaft poetisch in das Bewußtsein einer von Religion verlassenen Zeit zu bringen. Er war nur die Larve davon; die Vorstellung des Bedürfnisses, welche er lebhaft anregte, wurde in ihm verehrt, das Bedürfniß selbst konnte er nimmer befriedigen, denn es war keine Schöpfung in ihm, nur Furcht und Anwendung. Was er aber anwendete, war lange versucht, und wie er es anwendete, darin war großes Ungeschick. Günstige Zeitgenossen wurden durch Hamann's energischen Verstand und reiches Rüstzeug sonstiger Kenntniß zu um so größeren Hoffnungen vermocht, je mehr man einer volleren und tieferen Anregung harrte aus religiosem Herzen und reifer Kenntniß. Jetzt läßt es sich leicht übersehen, daß Kenntniß und Drang, oder Kenntniß und Religion, wie letztere durch Erziehung und Herkommen sich gestaltete, in Hamann keineswegs in einander aufgegangen waren, daß sich keineswegs aus einer solchen geselligen Vereinigung eine umrundete Ansicht gebildet hatte. Nein, wie unvermischbare Elemente gingen sie neben einander hin; — „Spinnen und ihrem Bewunderer Spinoza ist die geometrische Bauart natürlich. Können wir alle Systematiker sein? Und wo bleiben die Seidenwürmer, diese Lieblinge unseres Salomo?"

So schildert er sich, ohne es vielleicht zu wollen, in einem Briefe, und so können wir von dem Magus scheiden, fest ver-

ſichert, daß es nicht leicht einen ehrlichern, bravern Mann gab als ihn, daß aber ſeine Magie nicht hinreichend war, einer ſuchenden Welt durch einzelne Andeutung und Forderung das verlorne Paradies zu verſchaffen.

Lavater.

Man mag ſich gegen dieſen Mann ſtellen wie man will, intereſſant muß man ihn finden, und dies iſt nichts Geringes, wenn man die beengende Form erwägt, unter welcher er auftreten, in welche er ſich ſchicken mußte. Als ein ſchweizeriſcher Geiſtlicher verſuchte er es, das wenig beachtete theologiſche Element poetiſch zu befruchten, und es gelang ihm dies unweit beſſer als Hamann. Es gelang ihm nicht bloß darum, weil er nach Art jedes ächten poetiſchen Schöpfers ſeine That nirgends unter ſchwülſtiger Vorausſetzung, ſondern ſtets in naivſter Einfalt begann; es gelang ihm auch darum, weil er bei allem leidenſchaftlichen Eifer die Freiheit Anderer zu achten wußte. Er wollte nicht brüske zwingen, ſondern in Wahrheit organiſch ſchaffen, dieſe Genialität des Verfahrens und nächſt ihr und einem wirklich begabten Blicke war die Genialität der Liebe in ihm.

Der Mann war alſo gründlich ausgerüſtet, nach dem zu ringen, was wir ſo oft unter verſchiedenen Geſtalten Poeſie benannt haben, was eine Verknüpfung des Himmels und der Erde in ſchöner Aeußerung iſt, oder was ſich nüchterner dahin erklären läßt: die Menſchheit in ſich zu entwickeln nach neuer, tief gefaßter oder doch geahnter Seite. Lavater war erfüllt von unzweifelhaft poetiſcher Abſicht, ja er war überfüllt damit, und es fehlte ihm an feſtem irdiſchem Boden, um darauf wirken, und aus dieſer Wirkung ein genießbar poetiſches Produkt entſtehn zu laſſen. Es fehlte ihm an einer vollkommen genauen Vorbildung in den Hilfswiſſenſchaften, und daraus iſt oft entſtanden, daß er die Dinge von vornherein ungenügend faßte und alsdann übertrieben und unziemlich folgerte.

Bei alle dem iſt er ein wichtiger Beſtandtheil geweſen in der Geiſteswelt des vorigen Jahrhunderts: ein großer Theil alles deſſen, was in der rationellen Erklärung kein Genüge fand, ſchloß ſich an Lavater. Alle Uebergriffe aus der baar erklärten und baar verſtändlichen Welt fanden in ihm eine Stätte, er war

ein Wunderſchrank des achtzehnten Jahrhunderts. Die Kraft des Gebetes, die Kraft des Glaubens, die Macht des Magnetismus, der Phyſiognomik fand in ihm einen neuen Propheten, ja Phyſiognomik den erſten, er erfand ſie.

Johann Caspar Lavater — 1741—1801 — war aus Zürich gebürtig, und widmete ſich dem geiſtlichen Stande. Sein Vater war Arzt, ſeine Mutter eine ganz beſondere Frau, und von ihr war ihm wohl das ſtärkſte Erbtheil Eigenthümlichkeit überkommen. Vielleicht gab ihm dies den erſten Anlaß zu ſeiner oft wiederholten Meinung, daß von der Mutter aller Haupteinfluß auf das Kind ausgehe. Er hat immer zu ſagen gepflegt beim Anblick eines geſcheidten Menſchen: „Der muß wohl eine recht verſtändige Mutter gehabt haben.“ Wirklich findet ſich auch jene reichhaltige Miſchung des Beſonderen und Mannigfaltigen in dieſer Frau, wie es in Lavater ſelbſt ein ſo eigenthümliches Charakterbild zuſammenfügte, einen vollen und ganz eigenen Menſchen. Es findet ſich jene Verſtandesſchärfe, die ſich nur bei Richtung auf beſtimmte Dinge als ſolche darthut, anderen Dingen gegenüber zur kindlichen Gläubigkeit ſich erweicht, jene rege Einbildungskraft, die ſich auf Ungewöhnliches richtet, jene Wißbegierde, die ohne Wahl Alles verſchlingt, und ſich oft lächelnd als kindiſche Neugierde darſtellt, jener raſtloſe Erfindungstrieb, der ſich in ununterbrochener Beſchäftigung vorbereitet, jene duldende Schüchternheit, die ſich auf einmal tapfer aller erſinnlichen Waffen bedient, ſobald ſie ſchonungslos angegriffen wird, und eben ſo raſch wieder zu rührender Nachſicht übergeht, ſobald der Angreifende die geringſte Reue bezeugt; kurz, dieſes ganze Gemiſch von regſamer, energiſcher und doch ſtiller Hervorbringung und ſchüchterner Ergebung, der hundertfältige Verſuch zur That neben einiger Vorliebe zur bloß erwartenden Beſchaulichkeit. Unabläſſige Verſuche zur That ſind da, welche doch immer in einer nur hingebenden Ohnmacht zuſammenſchrecken, ſobald die fragliche That des Genius neben ihnen aufſpringt, die wie das Elfen- und Geiſterheer verſchwinden vor dem beſtimmten Glockenſchlage, oder dem raſch aufblitzenden Tagesſcheine.

Und nach dieſem Typus bildet ſich das ganze Leben und Wirken Lavaters. Tauſenderlei Bewegung und Anſtoß geht von ihm aus, aber der energiſche Nachdruck des wirklichen Genius

gebricht, und die begonnenen Dinge fallen immer nach einiger Zeit in sich selbst zusammen. Stets neue Geschäftigkeit läßt aber den Uebelstand niemals schreiend hervortreten, die einmal gegebene Bewegung sucht sich stets, wenn auch unabhängig vom Urheber, ein Resultat, und der billige Richter schreibt dem Lavater dennoch das mannigfaltige Wollen, den tiefen Eifer zum Besten zu.

Was hat er Alles über geschichtliches Wesen des Christenthums geschrieben, und doch besaß er niemals die für den Urtext der Ueberlieferung nöthige Kenntniß! In allerlei Form, in salbungsvolle, in epische, in dramatische, in untersuchende hat er dies christliche Bestreben eingekleidet, ohne irgend einer philosophischen Bildung im Geringsten Herr zu sein. Niemand nimmt jetzt Notiz von seinem „Pontius Pilatus," von „Jesus Messias," einer Paraphrase der Offenbarung Johannis, von „Abraham und Isaak," einem Drama, von den „Predigten über die Existenz des Teufels," von „Nathanael, oder die eben so gewisse als unermeßliche Göttlichkeit des Christenthums," von „Joseph von Arimathia, in sieben Gesängen," von „Betrachtungen über die wichtigsten Stellen der Evangelisten," — aber es sind von ihnen stets Samenkörner in die Furchen seiner Zeit und Hörer gefallen. Auch das wichtigste seiner Werke, „die Physiognomik," ist noch bei Lavater's Lebzeiten zusammengebrochen, aber der Anstoß derselben wirkt heute noch mächtig. Es war ein geniales, poetisches Etwas in diesem Manne, was sich in die merkwürdigste und liebenswürdigste Persönlichkeit zusammengestellt hatte; dieses Etwas schlug elektrisch nach tausend Orten hin, es war eine poetische Potenz, die sich in den wunderbarsten einzelnen Punkten frei machte. Mit viel größerem Rechte, als es bei Herder geschehn, kann man von Lavater sagen: er war ein Gedicht. Fehlte es ihm an Kraft, sich selbst zum gegliederten und dadurch durchdringend wirksamen Bewußtsein eines Dichters zu entäußern, die magnetische Kraft seiner Gesammtheit als Person hat er doch auffallend geübt. Deshalb ward es ziemlich gleichgültig, daß er, raschen, kindlichen Herzens, so oft getäuscht, daß er in seiner Leichtgläubigkeit zur Faselei verleitet wurde; daß er Magnetismus und Physiognomik mit Enthusiasmus übertrieb, daß er ob solcher Dinge, ob eines „Protokolls über den Spiritus familiaris Gablidone" ausgelacht wurde, — er ward und blieb

doch eine mächtige Perſon, ein Zauberer, wenn auch ein unklarer und oft getäuſchter, für die innere Wunderwelt des Menſchen.

Von ſeinen Schriften ſind am dauerndſten im Gedächtniſſe der Nachwelt geblieben die „Ausſichten in die Ewigkeit," womit er 1768 ſeinen Ruhm begründete, und ſeine „Schweizerlieder." Geſchrieben hat er außerordentlich viel, kein Stand blieb unberückſichtigt, überall wollte er helfen, auch ein „Sittenbüchlein für Dienſtboten" ward von ihm abgefaßt. Nächſtdem, und nächſt ſeiner faſt officiell gewordenen Stellung bei unſerer Nation, gute Thaten in Chriſti Geiſt zu befördern, hat ſeine Phyſiognomik die größte Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt. Das erſte ward darüber 1772 durch Zimmermann bekannt gemacht; erſt 1775 begann er ſeine „phyſiognomiſchen Fragmente," die bis 78 in vier Bände ſich ausdehnten, und worin Anweiſung gegeben war, den Charakter des Menſchen aus den Geſichtszügen zu erkennen, mit Beiſpielen und Kupfern.

Man kann es nicht ſtark genug ausdrücken, welch eine Theilnahme dieſe neue Partie der Spekulation fand, freundliche und feindliche, was dem Urheber oft gleich gelten kann, inſofern beide nur Zeichen ſind, daß der Gedanke ſeine Wirkſamkeit äußert. Wer möchte ausſcheiden, wie viel von dieſem durch die Phyſiognomik begonnenen Ideengange in die gleichzeitige und jetzige Welt übergegangen ſei, wie ſich Einzelnes im Romantiker verkörpert, im Philoſophen zu weiterer Ausbildung angeſetzt habe! Wer eine neue Straße der Bemerkung auffindet, hat immer unberechenbar gewirkt.

Das äußere Leben Lavater's war das ſcheinbar höchſt zurückgezogene eines Predigers in Zürich, und doch wußte er dies für die vielfältigſte Berührung auszudehnen. Seine unermüdliche Regſamkeit hielt ihn mit aller Welt in Verbindung, wo ſich nur irgend ein inneres Leben kund gab, da war auch Lavater ſelbſt oder Lavater's Wort in der Nähe. Wir haben ihn hinauf nach Königsberg reichen ſehn zu Hamann, wir ſehen ihn ſchon als Jüngling durch ganz Deutſchland wandern, um einige Zeit Spaldings Umgang in Schwediſch Pommern zu genießen; wir ſehen ihn, wie er ſich an Herder drängt in Bückeburg, der gar kein günſtig Vorurtheil für ihn hegt, und am Ende von ihm bezaubert wird. Wir ſehen ihn den jungen Goethe feſſeln, und

ſich bei dem älteren, von ihm ſo höchſt verſchiedenen, in unverändertem Antheile erhalten. Was nicht nach der Schweiz kam, ihn zu beſuchen, das beſuchte er, — wie vielerlei Zumuthung und Wirrniß hat er durch ſein liebenswürdiges Zudrängen angerichtet! Moſes Mendelsſohn hatte ſich im Geſpräch ſo vortrefflich über Chriſti Charakter geäußert, und Lavater forderte ihn denn bald im Drucke auf, Chriſt zu werden, ja verſicherte ihm, daß er es nach ſolcher Aeußerung werden müſſe. — Welch einen Aufruhr gab's, als Lavater in Halle geſagt haben ſollte, Nicolai habe in der Schweiz Subſcription zum Deismus angenommen!

In den „Herzenserleichterungen, oder Verſchiedenes an Verſchiedene," die 1784 erſchienen, findet man Fragmentariſches aus Lavater's Leben, obgleich es mehr den Charakter der Betrachtung als den der geſchichtlichen Erzählung voranſtellt. Er war übrigens für immerwährenden Verkehr ſo ergiebig und erfinderiſch, daß er ſehr oft nur für ſeine Freunde drucken ließ, was ihn beſchäftigte, und obwohl er dies nicht in den Buchhandel gab, ſo kam es doch durch Nachdruck oder durch die Freunde ſelbſt zur allgemeinen Kenntniß, und regte neue Kontroverſe an. Stehende Nachrede war, Lavater ſei eitel, ſei verborgener Katholik, wolle eine Lavater'ſche Gemeinde gründen, und die Geneigteſten wurden durch ſeine redliche Faſelei oft zur Entgegnung genöthigt. So war er ein aufregendes Element der merkwürdigſten Art.

Meiners, der bekannte Profeſſor in Göttingen, ſagt in ſeinen „Briefen über die Schweiz," die 1784 erſchienen, ſchlechten, aber wahrhaftigen Stiles Folgendes über Lavater.

„Lavater gehört zu den wenigen Menſchen, die ihr Inneres, ihre Fehler, am Wenigſten verſtecken und noch viel weniger ſich bemühen, ihre Vorzüge zur Schau zu legen. Von Seiten ſeines Charakters kann er nicht leicht einen zu enthuſiaſtiſchen Lobredner erhalten, und ſelbſt ſeine Widerſacher geſtehen, daß ſein Leben und Wandel untadelich ſeien. Warmer Eifer, die Ehre Gottes und das Wohl ſeiner Nebenmenſchen zu befördern, iſt unſtreitig ſeine herrſchende und ſtärkſte Neigung, und die erſte Triebfeder aller ſeiner überlegten Handlungen. Neben dieſer in Gewohnheit übergegangenen Frömmigkeit ſind ſeine unermüdliche Verſönlichkeit und unerſchöpfliche Feindesliebe ſeine hervorſtechenden und

charakteriſtiſchen Tugenden. Beide hab' ich an ihm in ſonſt mir nicht durch Erfahrung bekannten Graden angetroffen, und vorzüglich aus dieſem Grunde war er mir eine höchſt merkwürdige Erſcheinung. Sehr oft habe ich ihn von den Talenten, Verdienſten und Vorzügen ſeiner Widerſacher mit einer ſolchen Wärme reden hören, als wenn er die Tugenden ſeiner eifrigſten Freunde geprieſen hätte. Eben ſo oft bin ich Zeuge davon geweſen, daß er ſeine Gegner ſelbſt entſchuldigt, und auf ſolche Art Wünſche für ihr Wohl geäußert hat, daß es mir, und wie ich glaube, einem jeden unparteiiſchen Mann unmöglich geweſen wäre, nur den geringſten Argwohn von Prunk oder Affektation zu hegen, und daß auch ein jeder hätte fühlen müſſen, daß ihm dieſe Geſinnungen gar keine Anſtrengung koſteten, und mehr die Frucht ſeiner Natur, als einer mühſeligen Arbeit an ſich ſelbſt ſeien. Nie entwiſchte ihm in meiner Gegenwart ein hämiſcher Tadel, nicht einmal ein Ausbruch von Verdruß über die unzähligen Kränkungen, die er erfahren hat und auch jetzo nicht ſelten erfährt. Vielmehr iſt er überzeugt, daß alle dieſe Prüfungen zu ſeinem Beſten und zu ſeiner Vollendung dienen. Von ſeinen Talenten und Verdienſten denkt er gewiß beſcheidener, als ſeine meiſtens lächerlichen Bewunderer. Er geſteht es frei, daß ihm eine tiefe Kenntniß der alten Sprachen und viele andere nützliche Kenntniſſe mangeln." — „Von der heimlichen Eitelkeit, die man oft als die Quelle aller ſeiner Tugenden angegeben hat, und von der ich ihn ſelbſt nicht frei glaubte, habe ich, auch nach der genaueſten Beobachtung, ſo wenig Spuren gefunden, daß ich mir ſelbſt über meinen vorhergefaßten ungegründeten Argwohn in der Stille Vorwürfe gemacht habe. Noch viel unerwarteter war es mir, daß ich in ſeiner Perſon und Geſichte nichts von der, Sehern und Schwärmern gewöhnlichen Salbung, und in ſeinem Betragen nichts von der, weichen Herzen eigenthümlichen zuſammenſchmelzenden Liebe und Freundſchaft entdeckte. Geberden, Stellungen, Mienen und Blicke verrathen einen geiſtvollen Mann, aber nicht den Mann mit der feurigen, noch immer nicht genug gebändigten Einbildungskraft, die ihn in ſeinen Schriften ſo oft in ſeltſame und gewagte Meinungen hingeriſſen hat." — „Er redet leicht und mit Theilnehmung, aber nie hitzig; ſeine Bewegungen ſind lebhaft, aber nie furchtbar heftig, und Widerſprüche

kann er eben ſo ruhig und gelaſſen anhören, als beantworten. Im Kreiſe von Freunden und Freundinnen erwacht er zur heiterſten Fröhlichkeit, und ſcherzt ſo munter und muthwillig, daß mancher witzige Kopf ihn um dies Talent beneiden würde." — „Seine Predigten werden mit ſehr großem Beifalle gehört, ungeachtet ſie ſelten ſorgfältig ausgearbeitete Reden, und auch nicht mit der ſtrengſten Orthodoxie übereinſtimmend ſind. Ihr größter Vorzug und eigenthümlicher Charakter iſt das Herzliche, Wohlmeinende und Rührende in der Sprache, Stimme und den Geberden des Redners, was auch diejenigen einnimmt, die es nicht zu beſtimmen und zu unterſcheiden wiſſen." —

Nachdem noch erzählt iſt, wie Lavater Gewiſſensrath und Helfer vieler Hunderte geweſen, und wie er auch dem Ungläubigſten gegenüber an die Untrüglichkeit ſeines phyſiognomiſchen Sinnes geglaubt und dieſen feſt behauptet habe, ſchließt Meiners damit: „jetzt iſt er nicht nur überzeugt, daß er niemals Wunder gethan, ſondern daß er auch Andere keine Wunder habe thun ſehen. Zugleich aber behauptet er, welches auch die heftigſten Beſtreiter von Wundern nicht geläugnet haben, daß vielleicht gewiſſe Menſchen von außerordentlicher Kraft Dinge verrichten könnten, welche die Kräfte gewöhnlicher Menſchen überträfen, und wider den gewöhnlichen Lauf der Natur zu ſein ſchienen."

Vielleicht wichtiger als Meiners Bericht, der Lavater nur einige Tage beobachtet hat, iſt, was Goethe an mehreren Orten über den merkwürdigen Mann ſagt. Er iſt von früh auf und innig mit ihm bekannt geweſen, er hat ſogar mit an dem phyſiognomiſchen Werke, wenigſtens an den Aeußerlichkeiten deſſelben, gearbeitet, ſie haben mit einander korreſpondirt, und es iſt uns ein Bändchen dieſes Briefwechſels im Druck erhalten, das Verhältniß zwiſchen ihnen war ein intimes. Goethe wußte die verſchiedenſten, ihm entlegenſten Charaktere von einem unbefangenen Standpunkte, von einem Standpunkte aufzufaſſen, wo es ſich zu Anfang und zu Ende um die reine Möglichkeit der Menſchennatur fragte, auf ſein Urtheil iſt alſo der größte Nachdruck zu legen. Am Geſammeltſten ſpricht er im achten Bande der „nachgelaſſenen Werke," im 48ſten der Geſammtausgabe über Lavater, und zwar im Weſentlichen wie folgt:

„Lavater's Geiſt war durchaus impoſant; in ſeiner Nähe

konnte man ſich einer entſcheidenden Einwirkung nicht erwehren, und ſo mußt' ich mir denn gefallen laſſen, Stirn und Naſe, Augen und Mund einzeln zu betrachten, und eben ſo ihre Verhältniſſe und Bezüge zu erwägen. Jener Seher that dies nothgedrungen, um ſich von dem, was er ſo klar anſchaute, vollkommene Rechenſchaft zu geben; mir kam es immer als eine Tücke, als ein Spioniren vor, wenn ich einen gegenwärtigen Menſchen in ſeine Elemente zerlegen, und ſeinen ſittlichen Eigenſchaften dadurch auf die Spur kommen wollte. Lieber hielt ich mich an ſein Geſpräch, in welchem er nach Belieben ſich ſelbſt enthüllte. Hiernach will ich denn nicht läugnen, daß es in Lavater's Nähe ziemlich bänglich war: denn indem er ſich auf phyſiognomiſchem Wege unſerer Eigenſchaften bemächtigte, ſo war er in der Unterredung Herr unſerer Gedanken, die er im Wechſel des Geſprächs mit einigem Scharfſinn gar leicht errathen konnte."

Es wird nun erzählt, wie Lavater des Sonntags am Schluß der Kirche den kurzgeſtielten Sammetbeutel jedem Heraustretenden vorzuhalten, und ſogar aus dem bloßen Anblick der Hände, aus der Miene derſelben beim Niederlaſſen Folgerungen zu machen pflegte. „Lavater war eigentlich ganz real geſinnt und kannte nichts Ideales als unter der moraliſchen Form; wenn man dieſen Begriff feſthält, wird man ſich über einen ſeltenen und ſeltſamen Mann am erſten aufklären. Seine Ausſichten in die Ewigkeit ſind eigentlich nur Fortſetzungen des gegenwärtigen Daſeins, unter leichteren Bedingungen, als die ſind, welche wir hier zu erdulden haben. Seine Phyſiognomik ruht auf der Ueberzeugung, daß die ſinnliche Gegenwart mit der geiſtigen durchaus zuſammenfalle, ein Zeugniß von ihr ablege, ja ſie ſelbſt vorſtelle. Mit den Kunſtidealen konnte er ſich nicht leicht befreunden, weil er, bei ſeinem ſcharfen Blick, ſolchem Weſen die Unmöglichkeit, lebendig organiſirt zu ſein, nur allzu ſehr anſah, und ſie daher in's Fabelreich, in das Reich des Monſtroſen verwies. Seine unaufhaltſame Neigung, das Ideelle verwirklichen zu wollen, brachte ihn in den Ruf eines Schwärmers, ob er ſich gleich überzeugt fühlte, daß Niemand mehr auf das Wirkliche dränge als er; deßwegen er denn auch den Mißgriff in ſeiner Denk- und Handelsweiſe niemals entdecken konnte."

Giebt es einen unerwartetern und doch tiefern Blick in das

Weſen jenes Mannes? Und von welcher unendlichen Folge iſt jene Andeutung des moraliſchen Moments für alles literariſche Urtheil! Sie zeigt, daß die moraliſche Wendung in Sachen der Kunſt nur ein Behelf für ideelles Unvermögen ſei, — man kann nicht über die alltäglichſten Beziehungen hinaus, und denkt nun das Höchſte zu thun, wenn man wenigſtens das fordert und bewerkſtelligt, was allerdings im Alltäglichen das Beſte iſt, nämlich ein moraliſches Verhältniß. Statt die eigene Unfähigkeit anzuklagen, daß man mit der feinſten und höchſten Möglichkeit des Menſchen, daß man mit der Kunſt nicht in Höheres aufdringen könne, ſtatt deſſen ſchmäht man die Künſtler, und ſchilt, weil ſie Ambroſia ſpeiſen, während ehrliche Leute ſich mit hausbackenem Brode begnügten. Iſt es nicht beſſer, die Organe zu ſchärfen, um auch irgendwie eines Ambroſia inne zu werden, was dem Menſchen erreichbar?

„Nicht leicht war Jemand leidenſchaftlicher bemüht," — fährt Goethe fort — „anerkannt zu werden, als er, und vorzüglich dadurch eignete er ſich zum Lehrer; gingen aber ſeine Bemühungen auch wohl auf Sinnes- und Sittenbeſſerung Anderer, ſo war doch dies keineswegs das Letzte, worauf er hinarbeitete. Um die Verwirklichung der Perſon Chriſti war es ihm am meiſten zu thun; daher jenes beinah unſinnige Treiben, ein Chriſtusbild nach dem andern fertigen, kopiren, nachbilden zu laſſen, wovon ihm denn, wie natürlich, keins genug that. Seine Schriften ſind ſchon jetzt ſchwer zu verſtehen, denn nicht leicht kann Jemand eindringen in das, was er eigentlich will. Niemand hat ſo viel aus der Zeit und in die Zeit geſchrieben als er; ſeine Schriften ſind wahre Tagesblätter, welche die eigentlichſte Erläuterung aus der Zeitgeſchichte fordern; ſie ſind in einer Coterieſprache geſchrieben, die man kennen muß, — um gerecht gegen ſie zu ſein, ſonſt wird dem verſtändigen Leſer manches ganz toll und abgeſchmackt erſcheinen, wie denn auch dem Manne ſchon bei ſeinem Leben und nach demſelben hierüber genugſame Vorwürfe gemacht wurden. So hatten wir ihn z. B. mit unſerm Dramatiſiren den Kopf warm gemacht, indem wir alles Vorkömmliche nur unter dieſer Form darſtellten, und keine andere wollten gelten laſſen, daß er, hierdurch aufgeregt, in ſeinem Pontius Pilatus mit Heftigkeit zu zeigen bemüht iſt, es gebe doch

kein dramatiſcheres Werk als die Bibel; beſonders aber die Leidensgeſchichte Chriſti ſei für das Drama aller Dramen zu erklären. In dieſem Kapitel des Büchleins, ja in dem ganzen Werke überhaupt, erſcheint Lavater dem Pater Abraham von Santa Clara ſehr ähnlich; denn in dieſe Manier muß jeder Geiſtreiche verfallen, der auf den Augenblick wirken will. Er hat ſich nach den gegenwärtigen Neigungen, Leidenſchaften, nach Sprache und Terminologie zu erkundigen, um ſolche alsdann zu ſeinem Zwecke zu brauchen, und ſich der Maſſe anzunähern, die er heranziehen will. — Da er nun Chriſtum buchſtäblich auffaßte, wie ihn die Schrift, wie ihn manche Ausleger geben, ſo diente ihm dieſe Vorſtellung dergeſtalt zum Supplement ſeines eignen Weſens, daß er den Gottmenſchen ſeiner individuellen Menſchheit ſo lange ideell einverleibte, bis er zuletzt mit demſelben wirklich in Eins zuſammengeſchmolzen, mit ihm vereinigt, ja eben derſelbe zu ſein wähnen durfte. — Durch dieſen entſchiedenen bibelbuchſtäblichen Glauben mußte er auch eine völlige Ueberzeugung gewinnen, daß man eben ſo gut noch heut zu Tage als zu jener Zeit Wunder müſſe ausüben können, und da es ihm vollends ſchon früh gelungen war, in bedeutenden und dringenden Angelegenheiten durch brünſtiges, ja gewaltſames Gebet im Augenblick eine günſtige Umwendung ſchwer bedrohender Unfälle zu erzwingen, ſo konnte ihn keine kalte Verſtandeseinwendung im mindeſten irre machen. Durchdrungen ferner von dem großen Werthe der durch Chriſtum wiederhergeſtellten und einer glücklichen Ewigkeit gewidmeten Menſchheit, aber zugleich auch bekannt mit den mannigfaltigen Bedürfniſſen des Geiſtes und Herzens, mit dem gränzenloſen Verlangen nach Wiſſen, ſelbſt fühlend jene Luſt, ſich in's Unendliche auszudehnen, wozu uns der geſtirnte Himmel ſogar ſinnlich einlädt, entwarf er ſeine „Ausſichten in die Ewigkeit," welche indeß dem größten Theile der Zeitgenoſſen ſehr wunderlich vorkommen mochten."

„Alles dieſes Streben jedoch, alle Wünſche, alles Unternehmen ward von dem phyſiognomiſchen Genie überwogen, das ihm die Natur zugetheilt hatte. Denn wie der Probirſtein durch Schwärze und rauchglatte Eigenſchaft ſeiner Oberfläche den Unterſchied der aufgeſtrichenen Metalle anzuzeigen am Geſchickteſten iſt: ſo war auch er, durch den reinen Begriff der Menſchheit,

den er in ſich trug, und durch die ſcharfzarte Bemerkungsgabe, die er erſt aus Naturtrieb, nur obenhin, zufällig, dann mit Ueberlegung, vorſätzlich und geregelt ausübte, im höchſten Grade geeignet, die Beſonderheiten einzelner Menſchen zu gewahren, zu kennen, zu unterſcheiden, ja auszuſprechen."

„Jedes Talent, das ſich auf eine entſchiedene Naturanlage gründet, ſcheint uns etwas Magiſches zu haben, weil wir weder es ſelbſt, noch ſeine Wirkungen, einem Begriffe unterordnen können. Und wirklich ging Lavater's Einſicht in die einzelnen Menſchen über alle Begriffe; man erſtaunte, ihn zu hören, wenn man über dieſen oder jenen vertraulich ſprach, ja es war furchtbar, in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erſchien, in welche die Natur uns Individuen einzuſchränken beliebt hat."

„Jedermann glaubt dasjenige mittheilbar, was er ſelbſt beſitzt; und ſo wollte Lavater nicht nur für ſich von dieſer großen Gabe Gebrauch machen, ſondern ſie ſollte auch in andern aufgefunden, angeregt, ſie ſollte ſogar auf die Menge übertragen werden. Zu welchen dunklen und boshaften Mißdeutungen, zu welchen albernen Späßen und niederträchtigen Verſpottungen dieſe auffallende Lehre reichlichen Anlaß gegeben, iſt wohl noch in einiger Menſchen Gedächtniß, und es geſchah dieſes nicht ohne Schuld des vorzüglichen Mannes ſelbſt. Denn ob zwar die Einheit ſeines innern Weſens auf einer hohen Sittlichkeit ruhte, ſo konnte er doch, mit ſeinen mannigfaltigen Beſtrebungen, nicht zur äußeren Einheit gelangen, weil in ihm ſich weder Anlage zur philoſophiſchen Sinnesweiſe, noch zum Kunſttalent finden wollte."

„Er war weder Denker noch Dichter, ja nicht einmal Redner im eigentlichen Sinne. Keineswegs im Stande, etwas methodiſch anzufaſſen, griff er das Einzelne einzeln ſicher auf, und ſo ſtellte er es auch kühn neben einander. Sein großes phyſiognomiſches Werk iſt hiervon ein auffallendes Beiſpiel und Zeugniß. In ihm ſelbſt mochte wohl der Begriff des ſittlichen und ſinnlichen Menſchen ein Ganzes bilden; aber außer ſich wußte er dieſen Begriff nicht darzuſtellen, als nur wieder praktiſch im Einzelnen, ſo wie er das Einzelne im Leben aufgefaßt hatte."

Goethe erwähnt nun hierzu, daß ihm das, was Lavater für Reſultate in ſeiner Phyſiognomik ausgegeben, ſolche durchaus

nicht gewesen seien, — „es machte keine Reihe, Alles stand vielmehr zufällig durcheinander, nirgends war eine Anleitung zu sehen, oder eine Rückweisung zu finden. Eben so wenig schriftstellerische Methode oder Künstlersinn herrschte in seinen übrigen Schriften, welche vielmehr stets eine leidenschaftlich heftige Darstellung seines Denkens und Wollens enthielten, und das, was sie im Ganzen nicht leisteten, durch die herzlichsten, geistreichsten Einzelnheiten jederzeit ersetzten."

So sehen wir denn diese theologische Gruppe, welche sich noch einmal dicht vor der letzten Revolution unsers Begriffslebens aufstellt, machtlos ringen und streben. So hoch wir auch das Einzelne derselben anerkannt sehn, die theologische Absicht wird von einer Welt verschlungen, welche jener Absicht gegenüber profan genannt wird. Eine ganz neue Kritik des menschlichen Denkvermögens, von Herder bekämpft, von Hamann verdammt, von Lavater ignorirt, wird allmächtig und verweist jene theologische Bestrebung in das halbe Wesen des Beliebigen.

Welch eine düstere Beleuchtung gewährt dies bei der Ansicht dieses Buches, nur da eine poetische Erfüllung zu suchen, wo Gedanke und Glaube einträchtig verbunden seien! Jeder sonnenhafte Blick, welcher seit den klingenden Tagen des Mittelalters durch die wallenden Nebel einer Zeit drang, die sich neu gestalten will, jeder ferne Ton, von dem unser Ohr einen Augenblick harmonisch berührt wurde, galt für das nahe Zeichen einer neuen Erfüllung, und immer war solcher Blick und Ton nur das Zeichen eines tiefer reißenden Zwiespalts. Die alten Volkslieder, welche vor Luther aufflogen, wurden zu Grabvögeln der alten Volkseinheit im Denken und Glauben; die Künste, welche zu Luthers Zeit mit unerhörtem Gelingen die katholische Kirche umrankten und verherrlichten, und von ihr verherrlicht wurden, sie waren gediehn, um eine Leichenfeier zu schmücken. Und ist es im Einzelnen anders mit den halb oder ganz theologischen Partieen, die in unsrer Literatur dem Seelenleben einen neuen Schwung zu verleihn wußten? Klopstock rauschte auf wie

ein Stern; alle Welt meinte, die verlorne Einigung mit dem Himmel würde nun wieder gefunden! Aber der Stern ward blaß und bläſſer, er hatte nicht eigen Licht, und es fand ſich kein ſelbſtſtrahlender, der ihm geholfen hätte. Die Wolken der Werkeltage zogen unter ihm hin, und nur der Kundige wußte ihn binnen Kurzem unter jener Maſſe von Geſtirnen aufzufinden, welche einſt des Menſchen Hoffnung erregt und die Pietät zur Gedächtnißnahme aufgefordert haben.

In Herder, Hamann, Lavater kündigte ſich ein neuer Verſuch an, mit alter poſitiver Glaubenslehre die neue Welt zu verknüpfen, — auch dieſer Verſuch fand eifrige Aufmerkſamkeit, denn alle Richtung auf das Herz einer Gedankenwelt bleibt niemals ohne die größte Theilnahme. Der Sehnſüchtigen und Bedürftigen, die in der Stille harren und denen jedes Brett eine Rettung verheißt, giebt es unzählige.

Auch dieſer Verſuch zerſchellte ohnmächtig. Man muß ſagen, daß Herder juſt durch das den meiſten Ruhm erwarb, was ihn von der religioſen Tradition der Kirche entfernte. Hamann ward des religioſen Kerns halber nur von wenig Leuten dem Gedächtniſſe empfohlen, die Nation nahm gar keine Notiz von ihm. Lavater hat durch nichts ſo ſehr als durch ein ſpecifiſches Talent intereſſirt, durch ſeine Phyſiognomik, — juſt da, wo ſie ſich in eine Verbindung mit ſeiner Glaubenswelt drängte, verfiel ſie dem Spotte. Was er für ſeinen Kern hielt, das war der Nation die Schale.

Darf man es läugnen? Die Sachen dieſer Männer ſind nicht im Leben der Nation geblieben, kaum im Gedächtniſſe der Aufmerkſamen. Von dem Beſten ſind drei bis vier Gedanken oder Maximen in's poetiſche oder in's ſittliche Bewußtſein der Nation getreten, und dieſe ſind beinahe das Gegentheil von theologiſch-dogmatiſchen, — kurz, als theologiſch ſchaffende oder nur herſtellende Gruppe iſt die vorſtehende zu Grab' gegangen. Alles gleichzeitige und folgende Genie erſter Klaſſe richtet ſich nicht auf die theologiſche Seite; welche bedeutſamen Folgerungen thun ſich damit auf! Jung Stilling könnte hier beigezählt werden, der in einer ganz perſönlichen Entwickelung das chriſtliche Moment ausprägt. Dies geſchieht aber dergeſtalt harmlos, und ſo ganz ohne Prätenſion, daß er einſam bleibt, und daß erſt ſpäter

in der romantiſchen Schule ſeine eigenthümliche Geiſterwelt verwandtes Leben in der Literatur findet. Es darf alſo bei ihm, wenn hiermit der Jahresforderung genügt iſt, die nähere Charakteriſtik im Gefolge einer Schule geſucht werden, welche im literariſchen Herzensleben breitere Verwandtſchaft mit ihm hat.

Halten wir an der Idee feſt, daß eine hiſtoriſche und mit ihr gleichzeitig eine poetiſche Erfüllung nur dann eintrete, wenn aller mögliche Umkreis eines menſchheitlichen Bereiches erſchöpft ſei in Breite, Höhe und Tiefe, ſo begegnet uns auch hier wiederum das herbe Wort, welches wir ſo oft vernommen haben, ſeit unſre Exiſtenz aus der erſten, aber ſehr beſchränkten des Mittelalters herausgegangen iſt, das herbe Wort: die Frucht iſt noch nicht reif, ſie hat den ihr möglichen Umfang noch nicht erreicht, und iſt demgemäß auch im Innern noch nicht genügend ausgebildet.

Und ſo hebt ſich denn unſere Gedankenwelt noch einmal wurzeltief zu einer Kritik aus; die Bacon'ſche Geiſtesbewegung erhält noch ein neues Stadium in Kant, und dies Stadium iſt nothwendig geweſen, denn es iſt zum Nationalbewußtſein gediehn. Die Kant'ſche Kritik iſt Gedankenatmoſphäre geworden; alle Oppoſition dagegen für Poſitives vor der kritiſchen Prüfung iſt tödtlich durch dieſen Erfolg gerichtet.

Die poetiſche Beſtrebung kann alſo nicht in Herder's verſchwimmender Humanität, nicht in Hamann's Jehovah-Groll, nicht in Lavater's regelloſen Entdeckungen dauernde Wurzel faſſen, ſie bleibt angewieſen auf ſteten Kreuzzug. Immer noch muß ſie ſelbſt aufſuchen, aus dem Gegenſatze, aus der Verwandtſchaft und aus den Genieblitzen dieſe und jene poetiſche Partie ſich zuſammenſtellen. Einen poſitiven Mittelpunkt giebt es wiederum nicht weiter, als inſofern die ideale Erfindung ſich ſelbſt wie einen Mittelpunkt bietet. Der Poet iſt Alles ſelbſt, der Genius allein iſt ſeine Berufung, der Genius, welcher hervorbringt, und der, welcher beurtheilt. Es war darum keine unpaſſende Weiſe, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ſo viel vom Genie zu reden, ſo viel darnach zu benennen. Man war auf das Genie angewieſen, und empfand dies um ſo tiefer, je mehr einleuchtete, daß eine ſo lebhafte und lange geiſtige Beſtrebung der Nation immer noch nicht weiter als zu einem neuen Anfange gebracht

hatte. Die Vorbereitung konnte zu ſtatten kommen, aber alle eigentliche Regel wurde noch vom Genie erwartet, das Genie ſollte eben die freie Regel ſein, die Regel, welche ſich ſelbſt erfindet.

Wie richtig der Weg war, hat die Folge gezeigt, mit Kant beginnt die reichſte und glänzendſte Entwickelung des deutſchen Geiſtes.

So müſſen wir uns denn ergeben, nach all dem tauſendfältigen Verſuche wiederum von Grund aus für eine neue Weltanſicht auszuheben, die vielleicht noch nicht die letzte für eine poetiſche Einigung ſein wird, da ſie ſich in ihren Haupttalenten gar nicht geneigt beweist, zu konſtituiren, da ſie mehr aufſtellt als feſtſtellt.

Das traurige Geläut der Kirche ſoll aber auch nicht überhört ſein, welches über die Beſtrebung der theologiſchen Gruppen durch die neuere Geſchichte hinklingt, über die vergebliche Beſtrebung, Poeſie zu beleben mit altem Odem.

26.

Die neue Philosophie.

Kant.

Fichte — Jacobi.

Umsonst also war der Versuch, in näherer oder fernerer Verbindung mit dem alten Dogma, mit einem Dogma, was sich trotz aller Ungläubigkeit in den Familien noch forterbte, eine poetische Welt wieder zu erwecken. Diese halb und ganz theologische Bestrebung ward ohne Weiteres zertreten, und zwar von einer Gedankenwelt zertreten, die sich ganz unabhängig davon bewegte, die kaum einige Pietät für den alten Familienglauben zeigte, ihm aber nirgends eine Stimme höchstens ein Zugeständniß einräumte. Kurz, die eigengesetzliche Revolution, welche Baco begonnen, erlebte jetzt in Deutschland eine ganz neue, eben so eigengesetzliche Fortbildung, Kant lehrte, unbekümmert um alles Historische, seinen Kriticismus.

Suchen wir historisch auf, wie sich Kant herausstellte, das Unterscheidende wird sich dann von selbst darbieten.

Bei Wolf und den Populärphilosophen ließen wir die philosophische Bildung. Als theologisch verketzernder Gegner trat Lange auf ohne nachhaltigen Erfolg, — diese Erscheinung wiederholt sich bis heute oft, daß beschränkte oder bloß fromme Gemüther um jeden Preis das Historische retten wollen, die Tradition des Glaubens, welche man unter mancherlei kleinen Mo-

dificationen die Kirche nennt. Aber dieſer Kampf für eine alte Poeſie bleibt immer einzeln, und ſeine Einzelnheit iſt ein merkwürdig Zeichen, wie tief und allgemein das Abwenden von hiſtoriſcher Kirche die Jahrhunderte herab geworden ſei. Die Kirche ſelbſt, welche ſich daneben als nothwendiger Mittelpunkt für die Menge erhält, bietet in dieſem Betrachte den merkwürdigſten Anblick: die Prediger ſind mehr oder weniger betheiligt von dem Bildungsmomente, was eben für das höchſte philoſophiſche gilt, ſie machen größere oder kleinere Zugeſtändniſſe, die Kirche iſt oft nichts als eine Verwaltungsanſtalt, welche der Moral zu Hilfe kommen ſoll, oder ſie iſt gar in direktem Widerſpruche mit der philoſophiſchen Kultur und dem daraus entſtandenen Allgemeingedanken.

Unter all dieſer Mißlichkeit lebt ſie fort, ſo gut es gehen mag, — es ſind alſo Haupttendenzen dieſer Kirche trotz aller Reform noch immer die lebendigſten für die Allgemeinheit, alle ſonſtige Gedankenerfindung hat ſich noch nicht zu einer ſo allgemein gültigen und verſtändlichen Reife verdichtet, und der Muth für durchgehends neue Poſitivität iſt noch nicht erworben.

Dieſer Muth iſt aber ein außerordentliches hiſtoriſches Moment, er tritt erſt in voller Größe ein, wenn ein Bewußtſein voller Kraft vorhanden iſt, er repräſentirt alſo die hiſtoriſche Gottheit ſelber, und äußert ſich darum auch nur in dem größten Genie der Menſchheit oder in überwiegender Maſſe derſelben.

So kam's, daß Lange unbedeutend blieb, und die Philoſophie ſelbſt doch auch weder damals noch ſpäter zu einer poſitiven Herrſchaft gelangen konnte.

Thomaſius, der Franzoſe Crouſaz, Andreas Rüdiger, Chriſtian Ernſt Cruſius griffen tiefer in die wunden Stellen Wolfs, das bloß Mechaniſche ſeiner Formen entblößend, und die ungenügende Auffaſſung Leibnitzens darlegend. Aber es war in ihnen ſelbſt nicht ſchöpferiſche Geſtaltung genug, um eine geſchloſſene philoſophiſche Welt an die Stelle zu ſetzen. Dies Unvermögen und jene Einſicht in die Mangelhaftigkeit der dogmatiſchen Philoſophie erzeugten eben die Populärphiloſophie, welche uns ſo vielfach begegnet iſt, in welcher von den bereits Erwähnten Erneſti, Baumgarten, Meier, Reimarus, Sulzer, Mendelsſohn, Eberhard

ſich auszeichneten, und an welche noch Plouquet, Lambert und Ernſt Plattner zu reihen ſind.

Noch mehr vom höheren philoſophiſchen Ausdrucke entfernt, aber ebenfalls in dieſe Partie der Populärphiloſophen gehörig, waren außer den ſchon genannten Garve, Engel ꝛc. auch die Meiners, Loſſius, Tetens, Tiedemann, Feder, Eſchenburg, Campe und der beiläufig angeführte Baſedow, — ſtirbt 1790 — welcher die Erziehung nach Grundſätzen der Menſchenfreundlichkeit umgeſtaltete.

Die Populärphiloſophie gedieh vielfach in den Zweck der ſogenannten Aufklärung. Dies ward bei Nicolai bemerkt, und der ebenfalls angedeutete Illuminatenorden war in manchen Stücken ein entſprechender Pendant dazu, aber mit größerem, ausgebildeterem Zwecke und mit kleinerer Gewiſſenhaftigkeit.

Stürmiſcher und gewaltſamer äußerte ſich das in Frankreich, wo Condillac, — ſtirbt 1780 — der Locke geiſtreich populariſirt, wo Diderot, — ſtirbt 1784 — d'Alembert — ſtirbt 1789 — encyklopädiſch aufräumten. Im système de la nature, was dem Baron Hollbach zugeſchrieben wird, trat der populare Materialismus dreiſt hervor; Voltaire — ſtirbt 1778 — ſpottete in gleicher Weiſe, Helvetius — ſtirbt 1771 — erfand zu allgemeinem Jubel ein lächelndes, überall gefaßtes Syſtem der Sittenlehre, was auf den geiſtreichſten Egoismus geſtützt war; Rouſſeau — ſtirbt 1778 — mit einem bewundernswerthen Talente, läugnete die Brauchbarkeit alles Syſtems, alles hiſtoriſch Gewonnenen, und die Oppoſition eines Bonnet, — ſtirbt 1793 — Robinet, und des Myſtikers St. Martin — ſtirbt 1804 — wirkte zunächſt nicht das Mindeſte. Bonnet wußte ſich für den Beweis viel zu wenig von einer poſitiven Religioſität zu befrein, die er den Ungläubigen eben erſt beweiſen ſollte; Robinet, der es beſſer verſtand, verwirrte ſich zu oft in ſeiner Lebhaftigkeit, und wie hätte die myſtiſche Poeſie eines St. Martin etwas vermocht, eines Sehers, da Niemand ſehen und glauben, Jedermann nur in populärer Logik überführt ſein wollte! —

Wie der philoſophiſche Punkt in England geführt wurde, iſt bei Anführung David Hume's — ſtirbt 1776 — bereits geſagt, der die Möglichkeit des Wahrheitsbeweiſes läugnete, nur

Wahrſcheinlichkeit einräumte, und für die Berufung auf das Gefühl hinwies, bei dem man über Gutes und Böſes anfragen müſſe.

So entſtanden parallel mit unſern Popularphiloſophen, nur peinlicher als dieſe, die ſchottiſchen Moralphiloſophen, die Thomas Reid, — ſtirbt 1796 — Johannes Beattie, — ſtirbt 1803 — Oswald, Stewart, Richard Price, Ferguſon, Adam Smith, die auf den ſittlichen Gemeinſinn, auf common sense fußend, über Recht und Staat ſich verbreiteten.

Die höhere Wiſſenſchaft konnte dabei nichts gewinnen, wohl aber die Verwaltung. Das Genie, was auftrat, mußte geſtört und niedergehalten werden, und das geſchah denn auch, weil für alle wirklich aufgehende Poeſie in dieſer Bildung kein Weg lag. Eine hohe Wiſſenſchaftlichkeit und eine hohe Poeſie begegnen ſich im Aether, eine Verwaltungswiſſenſchaft aber, die nicht über den Kreis der Feuereſſe hinaus darf und will, nimmt ſtets Aergerniß an der hohen Poeſie, und es liegt in ihrer ſonſt ehrenwerthen Beſtimmung, dies Aergerniß durch Verfolgungen geltend zu machen. Das hat Byron, Shelley derb, Goethe und mancher Andere hier genügend erfahren.

Von den Ausländern wurde eine Zeitlang der Holländer Hemſterhuis — 1720—1790 — außerordentlich wirkſam auf Deutſchland, obwohl er ſeine Schriften urſprünglich franzöſiſch in fliegenden Blättern, etwa in den Jahren von 1769—1787, herausgab. Dieſer ſogenannte Bataviſche Sokrates, den man der Verſtandesrichtung nach gern mit Leſſing vergleicht, hat äußerſt geneigte Aufmerkſamkeit in Deutſchland gefunden. Zunächſt perſönlich ſchloß er ſich eine Zeitlang dem Kreiſe der Fürſtin von Gallizin in Münſter an, welche wir bei Hamann bereits geſehn haben, und ſo kam er denn auch zu naher Einwirkung auf dieſen und beſonders auf Jacobi. Dieſer fand denn nun freilich bald mit Schrecken, daß in Hemſterhuis Bibelverachtung und antichriſtliche Geſinnung leicht zu entdecken ſei, und Hamann fand die Platoniſche Schale dieſes Sokrates auch ſehr bald verdächtig; indeſſen hat Jacobi deshalb ſeine Theilnahme doch nicht völlig abgewendet, und zu einer deutſchen Ueberſetzung der Schriften von Hemſterhuis mit Herder Zuſätze geſpendet.

Darin iſt denn auch dieſer chriſtliche Punkt leiblich in Ja-

kobi'ſchem Sinne ausgefallen. Hemſterhuis's Anſichten bilden ſchon ihrer Entſtehungsart nach kein vollſtändig Syſtem, machen nur, beſonders im materialiſtiſchen Punkte, Oppoſition gegen die damaligen Franzoſen, und gehören zu den geiſtreichſten jener Zeit.

Er verlangt zunächſt einen ſtreng feſtgehaltenen Unterſchied zwiſchen ſinnlichen und geiſtigen Verhältniſſen, im Gegenſatze zu einer Zeit, welche ſie in einander ſchlang. So wird ihm denn auch Gott ein einzelner abgeſonderter Gott, nicht bloß eine Weltſeele.

All dieſer philoſophiſche Weg erhielt nun plötzlich eine ganz unerwartete Wendung. Die Populärphiloſophie war ein Geltendmachen des nächſten, einzelnen Gedankens, welcher ſich durch eine naheliegende Vergleichung und ein daraus gezogenes analoges Geſetz bildete, — der einzelne Gedanke, das kleinſte Subjekt des Menſchen wurde alſo ein eigentlicher Mittelpunkt, die kleinſte Subjektivität herrſchte.

Der Uebergang zu Weiterem war, daß in Kant die Deduktion aus dem Subjekte bis zur geſchloſſenſten Höhe getrieben, und damit, wie die Schulſprache ſagt, dieſe Richtung vollendet, der Uebergang zu neuen Beſtandtheilen gereift wurde. Der mögliche Weg des Menſchengedankens war nun geebnet, Kant bewies, was und wie gedacht werden könne. Kant's kritiſche Philoſophie iſt die Spitze aller reinen Verſtändigkeit, alles Rationalismus, die ſublimſte Subjektivität, die in ſich Geſetze ſucht, um alles Außen darnach zu meſſen, und die deshalb die kritiſche Philoſophie heißt.

Dieſe Waffe des Subjekts — denn Kant's Philoſophie iſt erſt die Waffe, nicht die Eroberung — mußte fertig geſchmiedet und geſchliffen ſein, damit neuere Philoſophie, mit dieſer Waffe ausgerüſtet, in das gegenüber liegende Reich des Weltobjektes ziehn, und von da neue Eroberung für den Gedanken und Schluß holen könne.

Dies that zunächſt auf eine geiſtreich dichteriſche Weiſe Schelling, er verſenkte ſich, gewappnet mit der neuen Denkrüſtung, in das Weltobjekt, und er ſcheint ſich bis jetzt noch nicht wieder zur eigentlichen Obmacht daraus hervorgefunden zu haben. So iſt er mehr ein Material als ein Ende geworden. Hegel, zuerſt neben ihm ſchreitend, empfand tiefer das Bedürfniß, des

Objekts Herr zu werden, ein herrschkräftiger Geist ertrug es nicht so lange, in dem aussichtslosen Gewirr der tiefen Thäler und Schluchten umherzutasten, seine Seele drängte um jeden Preis nach einem Ueberblicke, er arbeitete sich geradeauf nach der höchsten Spitze, die sich bot, und er erreichte sie. So gab er zuerst das bis jetzt letzte Ganze, das letzte philosophische Gesetz, aus den beiden Bestandtheilen Kant's und Schelling's, aus einer sich bewußten Denkwelt, und aus einer neuen reichen Welt des Gedankenobjektes blickte und deutete er zusammen ein neues Drittes.

So thürmen wir Denkgebirg auf Gebirg, und wenn das eine immer wieder krachend auf das andere bricht, so liegen seine Trümmer doch höher als die früheren, und solchergestalt hoffen wir doch, stets aufzusteigen, der höchsten Einsicht näher zu kommen.

Diese letzte große Epoche der Philosophie datirt vom Jahre 1781, dem Todesjahre Lessings. Da erschien Kant's Kritik der reinen Vernunft.

Es wird zunächst alle bisherige Weltweisheit unter eine neue Kritik gebracht, und eine Vermittelung gesucht zwischen jener Weisheit und dieser Kritik. Dann vollendet Fichte den rein kritischen Weg, und hebt ihn auf in dieser Vollendung; — Jacobi versucht, ohne hinreichende Macht, neuen Stoff beizubringen, die unmittelbare Vernünftigkeit im Gegensatze zur vermittelnden Verständigkeit geltend zu machen.

Dies sind die Hauptmomente, aus welchen unsere heutige Geisteswelt sich vorbereitete.

Kant, — 1784—1804 — achtzig Jahre alt werdend bei der großen Umwälzung, die aus seinem Kopfe hervorging, lebte in Königsberg ein einfaches Junggesellenleben. Er ist nie über die Umgebungen von Königsberg hinausgekommen, nicht einmal Danzig hat er gesehn. Herder schildert ihn in der schon erwähnten Metakritik, worin er den alten Lehrer zu bekämpfen suchte, folgendermaßen, gleichsam erst das Schwert senkend und Achtung beweisend dem Schilde, worauf er Streiche führen wollte:

„In seinen blühendsten Jahren hatte er die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich höre, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedanken-

reicheſte Rede floß von ſeinen Lippen, Scherz, Witz und Laune ſtunden ihm zu Gebote, und ſein Lehrvortrag war die unterhaltendſte Converſation." — „Nichts Wiſſenswerthes war ihm gleichgültig, keine Kabale, keine Secte, kein Vorurtheil, kein Namen-Ehrgeiz hatte je für ihn den mindeſten Reiz gegen die Erweiterung und Erhaltung der Wahrheit."

Der Kantiſche Hauptpunkt war der: wir können nur die Erfahrungswelt erklären, und die Vernunfterkenntniß des Ueberſinnlichen ſteht uns nicht zu. Er will zwar nicht das Ding an ſich, aber die Erkenntniß deſſelben läugnen. — Er war beſonders angeregt durch Hume's Skepticismus, und ging auf Unterſuchung des Erkenntnißvermögens ſelbſt. Dies war ſein Gegenſatz zu den Dogmatikern, die ſich des Wegs für ſicher hielten, und zuverſichtlich nach Reſultaten griffen. Erſt den Weg betrachten, ſagte Kant, und das Werkzeug des Fortkommens, ehe wir vom Ziele ſprechen. Die freie, rein vernünftige Selbſtheit des Geiſtes ward Gegenſtand der Unterſuchung. Was kann ſie? wird die Frage. Was gehört rein ihr an bei Urtheilen, was der Sinnenwelt?

Das reine Reſultat war folgendes:

„Raum und Zeit als Bedingungen aller ſinnlichen Erkenntniß ſind nicht objektive, ſondern rein ſubjektive, und zwar die allgemeinſten Formen ſinnlicher Anſchauung, das heißt Sinnesbeſtimmungen."

Wir erhalten die Vorſtellung durchaus nicht baar, erkennen kein Ding an ſich, ſondern nur wie es unſerm Subjekte erſcheint. — Das Erkennen geht nicht über die Erſcheinung hinaus.

Kant nennt dieſe ſeine Erkenntnißtheorie „transcendentalen oder kritiſchen Idealismus."

Die reinen Formen des Sinnes und Verſtandes laſſen ſich nur auf Gegenſtände der Sinnlichkeit anwenden; „denn ſobald die Vernunft als das Vermögen des Ueberſinnlichen und Unbedingten, ſelbige auch auf ihre Ideen der Seele, Welt und Gott bezieht, wird ſie transcendent, d. h. überſchreitet ſie die Grenzen möglicher Erkenntniß, und dialektiſch, d. h. ſie geräth in Widerſprüche und Fehlſchlüſſe, die ſie nicht auflöſen kann. Von den unbedingten und reinen Vernunftideen giebt es daher kein Wiſſen, oder Erkenntniß, — dieſe beruhen ganz auf

einer aus der ſittlichen Natur oder aus der praktiſchen Vernunft entſpringenden Annahme, oder auf dem Glauben. Die theoretiſch beſchränkte Vernunft nämlich offenbart ſich praktiſch frei und nach eigenen Geſetzen. Aus dieſen Geſetzen bilden wir Sittlichkeit, Vorſtellung von Gott, von Unſterblichkeit."

Kant hat drei Kritiken: das Denken erſcheint entweder als Verſtand, oder als Vernunft, oder als Urtheilskraft. Dem entſpricht die Kritik der reinen Vernunft, der praktiſchen Vernunft und der Urtheilskraft, welche die beiden vorhergehenden in Einklang zu bringen verſucht. In dieſer Form wenigſtens ſtellt ihn die Hegel'ſche Schule gern dar, weil ſolchergeſtalt die Trichotomie auch beim Hauptanblicke ſich darſtellt. Dieſe Schule hält ſich gern näher zu Kant als zu Fichte, weil jener die Kategorieen aus dem abſoluten Denken — nur unvollſtändig, weil ohne innere Ableitung — Fichte aber aus dem Ich als einem Subjekte herleitet. Jenes in vollſtändiger Deduktion iſt Hegel'ſcher Gang. Eben ſo hat Kant hierbei die ſeit Proclus verſäumte Trichotomie — zwei einſeitige Richtungen aus denen das Dritte als verſöhnender Begriff ſich ausſpricht — wieder aufgenommen, wenn auch ohne den Werth dieſer wiſſenſchaftlichen Bewegung zu ahnen, welcher für Hegel der Hauptſchlüſſel wurde. — Indeſſen iſt dies Alles eine durchaus neue Auffaſſung Kant's. Seiner Zeit war die Kritik der reinen Vernunft das höchſte Geſetz.

Heine in der ſcharfen Heiterkeit, womit er dieſen Stoff beſpricht, und hierbei der Phänomena und Noumena erwähnt als der Kant'ſchen Punkte, welche begriffen und nicht begriffen ſein können, hält ſich vollkommen richtig an die Kant'ſche Hauptſache, an dasjenige Moment, wo er aus ſeinem Syſteme herausgeht und Zugeſtändniſſe macht. Denn dies ganze Bereich der „praktiſchen Vernunft," welches er der theoretiſchen anhängt, iſt Zugeſtändniß, das Kant'ſche Syſtem iſt nur die Welt der theoretiſchen Vernunft. Der Gedanke liegt alſo nicht ſo fern, daß Kant dieſen „praktiſchen" Nebenbau nur angefügt habe, um doch nicht die Lehren von Gott und Unſterblichkeit völlig zu morden, weil ſich in ſeiner theoretiſchen Vernunftlehre kein Platz dafür findet.

Jenes Standpunktes wegen, der nur Erfahrungsbeweiſe zuließ, und der juſt bei allen nüchtern Verſtändigen ſo viel Beifall erwarb, nennt die neueſte Philoſophie das Kant'ſche Syſtem ein

unvollständiges. Die Hegel'sche Schule sagt, solcher Standpunkt der Kritik sei kein wahrhaft vernünftiger oder spekulativer und metaphysischer, sondern ein rein empirisch-psychologischer, keine Vernunftwissenschaft, sondern eine Verstandestheorie. Kant habe kritisch außerordentlich aufgeräumt, aber nur negativ kritisch; — bei der Metaphysik ankommend, habe er sich umgewendet und gesagt: seine Kritik sei alle erreichbare Möglichkeit von Metaphysik.

Die Schule Schellings drückt sich meist noch härter über ihn aus, weil sie zunächst nach ihm den Schritt unternahm, in eine höhere komplicirtere, reichere Region, und weil sie sich weniger zu einem rationell abschließenden Punkte aus diesem eroberten Gebiete rettete, als die Hegel'sche. Sie hielt sich stets empfindlicher im Punkte alles Jenseitigen.

Sie sagt, es vertrüge sich mit dem von Kant geforderten Vernunftglauben ganz wohl, daß spekulative Vernunft selbst nicht einmal die Möglichkeit eines Wesens einzusehn im Stande sei, eines Wesens, wie wir uns Gott denken müssen, und Schelling bedeckte dies mit der berühmten Wendung im „Denkmale gegen Jacobi:" „es kann doch mit keinem Glauben zusammen bestehn, daß die Vernunft die Unmöglichkeit eines Gegenstandes einsehe, und dennoch aus andern Quellen die Wirklichkeit desselben erkennen könnte."

Die Vernunft, sagt die Schelling'sche Schule ferner, habe sich bei Kant mit dürren Worten den Banquerut erklärt, und es sei die Kant'sche nur eine Philosophie im negativen Sinne, ein Protestantismus gegen Philosophie.

Es ist nun, da Kant ein so folgenreicher Wendepunkt geworden, in einiges Detail seiner Lehre einzugehn. Seine Schriften, er schrieb viel, sind im Wesentlichen folgende: „Kritik der reinen Vernunft," — „Kritik der praktischen Vernunft," (1785) — „Anfangsgründe der Naturwissenschaft," (1786) — „Kritik der Urtheilskraft," (1787, 1790) — „Religionslehre innerhalb der Grenzen der Vernunft," (1793) — „Sitten- u. Rechtslehre," (1797) — „pragmatische Anthropologie" (1798). Daneben eine große Menge kleinerer, meist Gelegenheitsschriften. In diesem Augenblicke wird endlich, Leipzig bei Voß, durch die Königsberger Rosenkranz und Schubert eine Gesammtausgabe veranstaltet, die besonders Rosenkranz schon lange angestrebt hatte.

Die hauptsächlichsten Sätze Kant's sind denn etwa folgende:

„Die letzten Gründe alles wesentlichen Wissens und Erkennens sind in der reinen Vernunft aufzusuchen, nicht im bloßen empirischen Denken, dies begründet nur die analytische, nicht die synthetische Erkenntniß.

Was unser Bewußtsein für nothwendig hält, ist a priori, und gehört zur Kenntniß der reinen Vernunft, heißt rein, — das Zufällige heißt a posteriori, heißt empirisch. Jene giebt die Transcendental-Philosophie, die also in nichts weiter besteht, als daß man sich die nothwendige Folge und das nothwendige Verhältniß der Dinge sucht, und sich nicht mit der zufälligen Erfahrung begnügt.

Zeit und Raum sind reine Formen, aber wir haben die Vorstellung davon nur durch Erfahrung; sollen sie darüber hinausgehn, so sind sie uns inhaltsleer.

Es giebt also wohl Dinge an sich außer uns, aber das Ansich derselben kann nicht zu uns dringen. Sie kommen nur in Form von Zeit und Raum zu uns, wie wir Zeit und Raum anzuschauen gewohnt sind.

Zeit und Raum sind also die Grenzen des sinnlichen Erkenntnißvermögens.

Zur Sinnenfähigkeit kommt die Einbildungskraft. Es giebt eine empirische, die nur vergangene Vorstellungen ergreift, wiederschafft und zusammenstellt, (Apprehension, Reproduktion und Synthese) und eine reine, eine von vornherein, a priori gegebene Verbindung der einzelnen reinen Anschauungen aller Zeit- und Raumtheile.

Beides, Wahrnehmung der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft eint der Verstand, die synthetisirende Thätigkeit, in feste Begriffsklassen, d. i. Kategorieen; er erkennt objektiv.

Es giebt zwölf Kategorieen, die aus vier Hauptkategorieen entstehn, von denen jede drei enthält. Jene vier sind: Quantität, Qualität, Relation und Modalität. Hierbei finden bereits die Schellingianer eine Andeutung der Identität, und zwar in einer Bemerkung Kant's, daß die dritte Kategorie allenthalben aus der Verbindung der zweiten mit der ersten ihrer Klasse entspringe. Sie folgern daraus, daß die Gegensätze der beiden ersten in der dritten vereinigt, also aufgehoben seien, und daß

also das richtige Erkennen nicht bei solchem Zwiespalt stehn bleiben dürfe.

Jene zwölf Verbindungsweisen des Verstandes sind die nothwendigen Formen aller möglichen Begriffe und mithin die nothwendigen Bedingungen alles Denkens. Sie enthalten aber keine Erkenntniß der Gegenstände an sich, sondern können nur zur Bestimmung sinnlicher Gegenstände angewandt werden.

Der Satz des Widerspruchs ist der erste Grundsatz analytischer Urtheile; der Grundsatz synthetischen Urtheils dagegen ist der Satz jener zusammengestellten Einheit (Synthesis), welche sich aus den verschiedenen ursprünglichen Wahrnehmungen zusammenbaut.

Diese Idee des synthetischen Urtheils ist der Punkt, auf welchen sich die Folgezeit in Kant gestellt hat, und woraus die Alleins-Lehre oder das Schelling'sche Identitätssystem erwachsen ist. Der hierauf bezügliche Hauptsatz in Kant's Kritik der reinen Vernunft-Elementarlehre II. Thl., 1ste Abtheilung, 1. Buch, 2tes Hauptstück, §. 16—18 lautet:

„daß nämlich alle Gegenstände als angehörig demselben Weltganzen der Erfahrung, und folglich das subjektive Ich sowohl, als auch die demselben gegenüberstehende Welt als zweitheilige Erscheinung und Produkt des einen und selbigen an Sich zu achten seien." —

Eine andere Stufe für Schelling war, daß Kant auch den Grund einer spekulativen Betrachtung der Natur legte: er sah die Kräfte nicht als der Materie äußerlich eingepflanzt an, sondern die einwohnende Thätigkeit war ihm die eigene Substantialität der Materie.

Die Vernunft, das Vermögen der Schlüsse, strebt mit den Kategorieen des Verstandes vom Bedingten zum Unbedingten, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen; aber diese Vernunftideen sind nur abstrakte Begriffe, deren Wahrheit durch keine entsprechende Anschauung in der Wirklichkeit verbürgt wird, — eine wissenschaftliche Metaphysik, welche über das Uebersinnliche und Unbedingte uns belehre, eine Ontologie, wie er es nennt, sei also unmöglich.

Eben so unmöglich eine rationale Psychologie, da die Seele an sich, nicht so weit wir uns deren bewußt werden, sondern so

weit ſie Grund dieſes Bewußtwerdens iſt, Gegenſtand einer ſolchen Pſychologie wäre.

Eben ſo unmöglich eine rationale Kosmologie, welche das Weltall an ſich zu geben hätte, nicht als Erſcheinung für uns.

Eben ſo unmöglich eine rationale, d. i. reine Theologie.

Man gewinnt durch das Philoſophiren nichts Abſolutes, oder Kantiſch ausgedrückt, keinen konſtitutiven Nutzen, aber einen regulativen Gebrauch für die Naturforſchung, und einen religioſen für's praktiſche Leben.

Gewinnt man auch nichts Abſolutes, ſo iſt doch eine Analogie zwiſchen Wirklichkeit und Idee nicht zu läugnen, und deshalb ſoll man beſonders in künſtleriſcher oder ſittlicher Hinſicht die Beſtrebung nicht aufgeben, Idee und Wirklichkeit, wenn nicht in einander, doch an einander zu bringen.

Das Sittengeſetz enthält, „was der Vernunft gemäß allgemein ſein ſoll.“ Das heißt: „Handle ſo, daß die Maxime Deines Willens durchgehends als Princip einer allgemeinen Geſetzgebung aufgenommen werden könnte.“

Das Sittengeſetz kann hier nicht voll realiſirt werden, weil die Sinnenwelt ein anderes Intereſſe hat; folglich muß es ein unſterblich Leben geben. Das Sittengeſetz verbürgt demnach auch das Daſein eines Gottes.

Es iſt eine ſittliche Pflicht, an das Daſein eines Gottes zu glauben, obwohl dies für die bloße theoretiſche Vernunft unerweislich bleibt.

Der Staat iſt nur eine Rechtsanſtalt.

Die Freiheit iſt das erſte Poſtulat der praktiſchen Vernunft — ſie iſt das Princip aller Moral.

Das Chriſtenthum iſt die Idee von der Religion, die überhaupt auf Vernunft gegründet, und inſofern natürlich ſein muß.

Religion unterſcheidet ſich nicht der Materie, d. i. dem Objekte nach, in irgend einem Stücke von der Moral; denn ſie geht auf Pflichten überhaupt; ſondern ihr Unterſchied von dieſer iſt bloß formal: d. h. ſie iſt eine Geſetzgebung der Vernunft, um der Moral, durch die aus dieſer ſelbſt erzeugten Idee von Gott, auf den menſchlichen Willen zur Erfüllung aller ſeiner Pflichten Einfluß zu geben.“

Man begreift, welch ein Wetterſtrahl dieſes Syſtem für eine Welt ſein mußte, die mit unendlicher Mühſamkeit wenigſtens in ſoweit wiederum konſtituirt war, daß eine Verbindung mit dem Himmel doch fortwährend für möglich, und dem einzelnen Genius für erreichbar galt. Krachend ſchlug der kleine Mann aus Königsberg, krachend und lachend in dies wiſſenſchaftlich nicht begründete, poetiſch nicht geweihte Verhältniß, — und er hatte den Hohn hinzugefügt: wollt Ihr Euch daran laben als an einem Traume der Möglichkeit, labt Euch! das ſchwache Herz will ſein Spiel, ich will's ihm nicht verderben.

Ganz wie ein Strahl mußte dieſe Lehre auch durch alle andere Verhältniſſe fahren: Geſchichte, geſchichtliches Ergebniß, Staat und ſtaatliche Anſtalt als ſolche Ergebniſſe, welchen Stempel tragen ſie? Den Stempel kurzſichtiger Menſchen, fort damit ohne Weiteres, ſobald uns eine andere Einſicht kommt. Der nackte Revolutionsgedanke lag für den deutſchen Geiſt darin, und es iſt darum ein ſo tiefes Wort, wenn man in Kant, in dem einzigen ſtillen Manne, den ganzen franzöſiſchen Konvent findet. Seine Schwerter haben ſich auf Kind und Kindeskind vererbt. Eine Anekdote von Kant, welche in Laube's „jungem Europa" gedruckt iſt, erhält ihre wahre Beleuchtung durch dies Syſtem. Kant ſoll in Jubel ausgebrochen ſein beim Tode des unglücklichen Ludwig. Das konnte der ſonſt edle Mann nur im Intereſſe dieſes ſeines Syſtems: eine Illuſion war durch jenen Akt zerſtört, die Gedankenmöglichkeit war vernichtet, daß eine Staatsinſtitution mehr ſein könne, als ein menſchlich Inſtitut, was eben ſo von Menſchen vernichtet werden könne.

Das Kantiſche Syſtem liegt uns ſo nahe, die erſte Grundlage alles Gedankens iſt der jetzigen Generation noch aus ihm gekommen, und doch welch mächtiger Ueber- und Unterbau iſt ſeitdem geſchehn! Poetiſche Beſtrebung hat ſich auf alle Dächer erhoben, ſich in philoſophiſche Syſteme verſenkt, ſich wenigſtens Zugeſtändniſſe von dieſen erzwungen, auf allerlei Weiſe, mitunter gewaltſam hat man den zerſtörten Weg zum Ueberſinnlichen wieder herzuſtellen geſucht, der baare Kantianer — der Kantianer war viel proſaiſcher als Kant — wird jetzt wie ein an Schwingen und Bruſt gerupfter Vogel dargeſtellt; — es hat in Wahrheit noch niemals fünfzig Jahre unſrer Geſchichte gegeben, welche

ſolch einen Sturz durch und für einander tobender poetiſcher Anſtrengung erzeugt, als die Jahre von 1780 bis 1830!

Die Kantiſchen Bücher, in denen eine ſo radikale Umwälzung kauerte, lagen eine Zeitlang feſt, beſtäubt, unerkannt auf den Tiſchen, man ſah ihnen die Revolution nicht an, von der ſie ſtrotzten, die letzte vollkommenſte Trennung von allem geſchichtlich Religioſen.

Die Periode der Moral beginnt mit ihnen. Der Gedanke, welchem Kant allen Weg über die Gipfel der Bäume, über die Wolken hinaus verſagt, baut ſich wenigſtens einen feſten Kreis in ſich aus, macht aus ſich eine Feſtung, tyranniſirt ſich um ſo mehr, weil er ſich von allem unzweifelhaften Unterthanenverhältniſſe zu einer ewigen Macht gelöst hat. Von Kant datiren die edlen proſaiſchen Menſchen, welche das Gute und Nützliche um jeden Preis, um den Preis der Schönheit, der Gottheit und der Ewigkeit wollen.

Es iſt wahr, Kant läßt, um ſich, wie ſchon erwähnt, gefällig zu beweiſen, den Gedanken auch einmal hinauf in ewige Fernen, aber nur wie der Jäger ſeinen Falken auch einmal ſteigen läßt, obgleich im Augenblicke nirgends eine Beute in hoher Luft zu ſehen iſt, er läßt ihn aber einmal ſteigen und ſagt: Gehe hin, Unruhiger, flieg Dich müde! Wenn Du leer zurückgekommen ſein wirſt, ſitzeſt Du mir um ſo ruhiger auf der Hand. Der Falk kommt leer zurück, und der Jäger lächelt, denn es iſt ihm dieſen Augenblick mehr darum zu thun, daß er Recht habe, als daß er eine ſonſt ſehnlich gewünſchte Beute heim bringe zu den verlangenden Kindern.

Recht haben, ja, auch gegen ſich ſelbſt! denn wir wollen jenen Punkt nicht vergeſſen, den Kant gewiß nicht überſah, wie Schelling glaubt, dem er aber keine Ausbildung geben mochte. Jener Punkt war der Gedanke: alle Gegenſtände gehören demſelben Weltganzen der Erfahrung, und das Ich und die mir gegenüber liegende Welt, wir ſind Theile eines Ganzen; — umarmt Euch, und Euer Kuß, Eure Liebe, Euer Hader, Euer Kind, ſie werden das geſuchte Abſolute ſein.

Dieſe Umarmung, welche Schelling ſpäter in's Werk ſetzte, blieb Kant ſchwerlich ſo verſteckt, als man's darſtellen möchte; aber dieſer Gedankenakt hatte ihm zu viel Poetiſches, Beliebiges,

Kant blieb lieber in seiner keuschen Zurückgezogenheit, er wollte selbst gefesselt sein von seinen Kategorieen.

Verfolge man in alle einzelne Gebiete des Denkens und Lebens, welch eine Umgestaltung solch ein konsequentes System, ein fest vergitterter Käfig in seiner nüchternen Verstandeswelt, hervorbringen mußte. Vom Jahre 1790 bis 1810 hat es unumschränkt in Deutschland geherrscht, und sich bis in die Unbewußtheit des alltäglichen Geschwätzes eingegraben. Die höchste und niedrigste Bildung ausgenommen, ist heute noch alle Schätzung von Ruhm und Ehre, von Staat und Zukunft, von Verdienst und Tugend aus Kantischem Prozesse. Es ist Grund und Boden alles modernen Denkens, um so mehr, da auch die neueren Philosophen ohne Ausnahme auf sein Fundament getreten sind. Jene schon beregte Vermittelung zwischen Subjekt und Objekt, welche Kant gegen seinen eignen Hintergedanken hartnäckig läugnete, ward von Schelling zur Identitätslehre aufgenommen, und man kann allerdings sagen, daß, wenigstens von 1810 an, die wissenschaftliche und poetische Spitze Kant's bereits durch die Idee der Naturphilosophie gebrochen und überboten war. Aber diese und alle andere Identitätslehre ist heute noch nicht so wie die Kant'sche Lehre in das allgemeine Denkbewußtsein übergegangen; der Arzt der Jurist, der rationelle Staatsmann, der höhere Bürgersmann in Masse und mancher Gelehrte schließt noch heute in Kant.

Mag dies in der künstlichern Form der neueren Systeme, mag's darin liegen, daß sie doch alle auf dem Kantischen Denkroste ruhn, welcher immer vom Hauptwerthe bleibt. Bekanntlich bleiben manche bereits zerfallende Paläste in Venedig hoch im Preise, weil der Zedernrost, auf welchem sie gebaut sind, unverwüstlichen Werth hat.

Es ist dieses Orts unmöglich, all den einzelnen Denk- und Lebensrichtungen nachzugehn, um die eindringende und umändernde Kant'sche Seele zu zeigen. Aus der Theologie verschwand der letzte Rest von Supernaturalismus. Die Populärphilosophie hatte die Tradition verdrängt, die äußerlichen Wunder des Christenthums, sie behielt aber einen persönlichen oder abstrakten Gott und nannte sich davon, um ein Ansehn zu haben, Deismus. Kant sagte nun, jenes Dasein ließe sich nicht beweisen, es verbreitete sich Gleichgültigkeit gegen alles zunächst Unbeweisbare,

Nüchternheit, Unglaube oder gar Spott. Die spätern Rationaliſten in Deutſchland, das heißt die Rationaliſten in der Theologie führen ihre nächſte Vaterſchaft auf Kant; mit Semler, Reimarus ꝛc. weiſen ſie nur die Verwandtſchaft einer Seitenlinie nach. Der philologiſche Punkt des Neuen Teſtaments ward eine Zeitlang ohne Wichtigkeit, da man über die philoſophiſche Weſenheit des Inhalts hinaus war.

Aus dem Staate verſchwand ebenfalls die Tradition und mit ihr was an Uebergriff der Verjährung, an Poeſie des geheimnißvoll Familienmäßigen, an Kitt des Herkömmlichen übrig war. Allerdings iſt Kant von der Reformbewegung franzöſiſcher Philoſophen, von den Schriften der Helvetius, Rouſſeau betheiligt geweſen, und durch ſie auf ähnliche Reſultate geleitet worden; denn wir haben in dieſem einzigen Manne eine ganze Encyklopädie der Franzoſen. Aber man kann eine ſehr unrichtige Vorſtellung wecken, wenn man von näherem Zuſammenhange, oder gar von Nachahmung ſprechen wollte. Die Stimmung des Gedankens, welche einmal eingedrungen war, kam auch über ihn, aber nur ſie; ſelbſt und eigen arbeitete ſie ſich in ihm zu einer gründlich deutſchen oder deutſch gründlichen Welt.

Es iſt bezeichnend, daß die Hegelianer den negativen Punkt Kant's am Wenigſten hervorheben, und gern darauf beruhn, wo ſich Kant in Anerkennung gedanklicher Allmacht der Hegel'ſchen Zukunft ſo nahe zeigt. So ſagt Michelet, Kant ſei mit ſeiner Kritik den verſchiedenen Arten des Atheismus entgegengetreten, um der Uſurpation des endlichen Erkennens, das ſich für das einzige hielt, ein Ende zu machen und ein höheres Erkenntnißvermögen demſelben gegenüber zu ſtellen, obgleich dieſes Beſtreben für jetzt ſein Ziel noch nicht erreichte; — ein Geſichtspunkt, der für Kant ſonſt nicht gewöhnlich iſt, da man ſich ſonſt zunächſt nach deſſen Verhältniſſe zum Dogma der alten Welt, nicht zu den Abweichungen von demſelben umſieht.

Mit Bangen geht man nun an den poetiſchen Kreis, der aus und neben Kantiſcher Gedankenwelt beſtehen konnte! Alle Unmittelbarkeit, aller poetiſche Eindrang und Vordrang war ja durch ſolche Philoſophie abgeſchnitten, Alles ward ja aufgegeben, was über die handgreiflichſte Anſchauung und Erfahrung hinaus-

ging, man ſollte ſich ſparſam und ſicher einrichten in einen ſtreng irdiſchen Verſtandeskreis.

Kant war indeſſen ſo geiſtreich, daß er dennoch für ſchöne Kunſt reichere Motive zu finden wußte, als ſie der kategoriſch-moraliſche Befehl einzuräumen ſchien. Ein Todfeind der unbegabten Faſelei, würdigte er doch hoch das Talent, was der eintheilende Verſtand nicht berechnen kann; in all ſeinem ſtolzen Imperativ barg er eine poetiſche Beſcheidenheit. Aus dieſer Beſcheidenheit gab er ſeiner todesſtrengen, theoretiſchen Vernunft das unſyſtematiſche Zugeſtändniß einer praktiſchen Vernunft an die Seite, um weitere Entdeckungen für geniale Blicke offen zu laſſen, und in dieſer Abſicht bedachte er auch die Kunſt reicher, er ließ ihr ſo viel Spielraum, daß unſre reichſte poetiſche Welt neben ſeinem harten Syſteme entſtehen konnte. Juſt neben und nach ihm offenbarte ſich unſrer nationalen Welt die wunderbar tauſendfältige Kraft der tauſendfachen Perſönlichkeit; das unklare Ausſchweifen in's Ungemeſſene, in's leere Weſen der Redensart ward durch ihn beendigt, aber jedes Talent war durch ihn angewieſen, ſeine ächte, eigene Welt ſorgfältig auszubilden. Sein Schlagbaum ward das Signal, jede einzelne charakteriſtiſche Möglichkeit zu erheben; ſolchergeſtalt offenbarte ſich der poetiſche Drang in geſunder Beſchränkung nachdrücklicher, denn in irgend einer Epoche unſers Nationallebens, und ſo rückte man auf feſtem, wenn auch ſcheinbar niedrigerem Boden einer begründeten, allgemeinen Poeſie näher, als wenn die Grenzenloſigkeit und Beliebigkeit noch lange geherrſcht und verflüchtigt hätte.

Er ward alſo, wie im philoſophiſchen Gedanken, ſo auch in der poetiſchen Aeußerung, ein unſchätzbarer Grenzpunkt, der neben der Grenze auch die größte Veranlaſſung gab.

Dieſe Motive für Poeſie verdienen hier noch einen beſonderen Hinblick.

Der Mittelpunkt unſerer äſthetiſchen Frage beruht darin: ob das Kunſtſchöne als eine Verbindung anerkannt wird, welche den Gegenſatz und Widerſpruch, oder wenigſtens die Trennung des abſtrakten Geiſtes und der Natur, der Natur, welche außen erſcheint und welche innen als unmittelbares Gefühl oder als unerklärtes Gemüth ſich darſtellt, auflöſen und zur Einheit zurückführen kann.

Dieſen Vereinigungspunkt hat Kant allerdings in die Vorſtellung gebracht, wenn auch nicht wiſſenſchaftlich entwickelt. Sein größter Schritt darin iſt das, was er intuitiven Verſtand nennt, obwohl er die alſo gefundene Idee in Wahrheit nur dem Ich zuweist, und ſie nicht zu einer wahren und wirklichen macht, die das Objekt mit erſchöpfe.

Das äſthetiſche Urtheil nun läßt er nicht aus dem bloßen Verſtande hervorgehen, noch aus der bloß ſinnlichen Anſchauung, ſondern aus dem freien Spiele des Verſtandes und der Einbildungskraft. Luſt und Wohlgefallen des Subjekts iſt die Beziehung.

Dies Wohlgefallen ſoll

1) ohne alles Intereſſe, das heißt ohne Bezug auf unſer Begehrungsvermögen ſeyn. Alſo nicht Neugier, Begierde des Beſitzes und Gebrauches; der Kunſtgegenſtand ſoll uns um ſeiner ſelbſt, nicht um unſers Bedürfniſſes willen wichtig ſein.

2) „Das Schöne ſoll dasjenige ſein, was ohne Begriff, d. h. ohne Kategorie des Verſtandes, als Objekt eines allgemeinen Wohlgefallens vorgeſtellt wird."

Die Scheidung zwiſchen Begriff und Gegenſtand wird alſo hier nicht vorgenommen, wie ſonſt in Kant, das Ich wird ſich nicht bewußt, daß es nur einen Akt ſeiner ſelbſt vor ſich habe.

3) Das Schöne ſoll die Form der Zweckmäßigkeit in ſofern haben, als die Zweckmäßigkeit an dem Gegenſtande ohne Vorſtellung eines Zweckes wahrgenommen wird.

Dies iſt derſelbe Gang, wie bei Nr. 2. Das Ich ſoll ſich der Trennung vom Objekte nicht bewußt werden, wie dies doch Kant übrigens verlangt. Das Schöne exiſtirt hier als zweckmäßig in ſich ſelbſt.

4) Das Schöne ſoll als ein Gegenſtand nothwendigen Wohlgefallens anerkannt werden, ohne Bezug auf Begriffe.

Ueberall zeigt ſich alſo nach dieſer Seite, daß Kant ſeine ſtrenge Scheidung des Subjekts und Objektes bei der Aeſthetik verlaſſen hat. Dieſe Ausſöhnung, welche er ſonſt verſchmäht, ſoll freilich am Ende doch nur ſubjektiv, „in Rückſicht auf die Beurtheilung wie auf das Hervorbringen, nicht aber das an und für ſich Wahre und Wirkliche ſelbſt ſein."

Hierbei preist Hegel den philoſophiſchen Kunſtſinn Schillers,

welcher, übrigens so eng an Kant sich schließend, doch zuerst, eher als die Philosophie, diese Kantische Subjectivität und Abstraktion des Denkens durchbrochen, und den Versuch gewagt habe, über sie hinaus die Versöhnung denkend als das Wahre zu fassen und künstlerisch zu verwirklichen. Hierher rechnet er besonders Schillers „Briefe über ästhetische Erziehung."

So werden wir im Verlaufe zu dem Anblick kommen, daß dieser ewige Gegensatz zwischen Gedanken und Natur großartig und vielfach versöhnend just von den beiden Heroen unsrer schönen Literatur vertreten wird, indem Goethe von dem Objekte, von der Natur aus, Schiller von Seiten des Subjektes, des Gedankens die Hand hinüber reicht.

Bei dieser Gedankenfolge bleibt es denn auch sehr merkwürdig, wie sich Goethe, dem alle abstrahirende Trennung so entgegen gesetzt war, zu diesem grausam trennenden Kant verhielt. Eine Stelle in Goethe's Beiträgen zur Naturwissenschaft I Bd. II Heft, S. 104 giebt darüber Auskunft.

Wie zu erwarten, sagt er daß ihm diese Trennung zwischen Gedanke und Gegenstand nie in den Sinn gekommen sei. „Gerne gab ich jedoch den Freunden vollkommenen Beifall, die mit Kant behaupteten, wenn gleich alle unsere Erkenntniß *mit* der Erfahrung anfange, so entspringe sie darum doch nicht alle *aus* der Erfahrung. Die Erkenntnisse und synthetischen Urtheile a priori ließ ich mir auch gefallen; denn ich hatte ja in meinem ganzen Leben dichtend und beobachtend eben sowohl synthetisch als analytisch verfahren, und diese Systole und Diastole des menschlichen Geistes war mir, wie die physische des Herzens beim Athemholen, nur ein Prozeß."

Weit habe er sich jedoch nicht hinein gewagt in das Labyrinth des Systems, weil ihn „Dichtungsgabe und Menschenverstand davon gehindert hätten." Da kommt ihm Kant's Kritik der Urtheilskraft zu Handen, und er findet mit größter Freude seine „disparatesten Beschäftigungen" mit Natur und Kunst nebeneinandergestellt, eins wie das Andere behandelt und die teleologische und ästhetische Urtheilskraft einander wechselsweise erleuchtend. „Das innere Leben der Kunst so wie der Natur und ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus, war im Buche ganz deutlich ausgesprochen, die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten,

erklärt Kant ausdrücklich, seien die einen, so wie die andern um ihrer selbst willen da; obschon neben einander bestehend, bestehen sie deßwegen doch nicht gegen einander. Deutlich konnte ich nun Zweck und Wirkung unterscheiden, und wußte auch, warum der gemeine Menschenverstand beide so oft mit einander verwechselt. Besonders freute ich mich, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nahe mit einander verwandt seien, indem beide sich derselben Urtheilskraft unterwerfen."

Ein Hauptmoment in der Kantischen Philosophie wurde es, daß er unerwartet das, was er bisher nur für Kritik der möglichen Erkenntniß ausgegeben hatte, für die äußerste mögliche Erkenntniß selbst ausgab, daß er das Läugnen der Metaphysik zur Metaphysik selbst stempelte.

Von da an ward die Aufnahme seiner Philosophie natürlich viel heftiger in Entgegnung und Zustimmung.

Wenn wir uns nach dem alten Bestande umsehn, welchen Kant's Lehre in Deutschland antraf, so zeigen sich alle Dogmatiker aus der Wolf'schen Schule, Popularphilosophen und halb oder ganz poetische Philosophen. Es war unmöglich, daß Kant bei alle denen Glück machen konnte. Zunächst ereignete sich das Gewöhnliche. Alles schrie auf über die gewaltsame Sprache Kant's, und die poetischen Gegner Hamann und Herder verweilten besonders bei diesem Vorwurfe. Als ob je eine wirklich neue Gedankenwelt in dem alten Gleise des Ausdrucks entstehen könnte! Jede neue Geburt macht bei einiger Kraft ihr neues Verhältniß geltend, und die Sprache enthält ja eben die stets neu erfindbaren Bestandtheile neuen Verhältnisses.

Das Mißliche lag darin, daß eigentlich nur ein Einziger dem Erfinder Kant in die geheimnißvollen Falten der neuen Redewendung folgen, und in diesen Ecken und Winkeln des neuen Ausdrucks auch die neue Bedeutung ausfinden konnte. Dies war Fichte. Alle Uebrigen, so viel Kantische Jünger da sind, erfaßten den idealistischen Grundpunkt Kant's nicht in seiner Reinheit.

Die vorzüglichsten Gegner sind: Moses Mendelsohn, Hamann, Herder, Fritz Heinrich Jacobi, S. Maimon, Tiedemann, Feder, Tittel, Reimarus, Eberhard, Weishaupt, Nicolai, Plattner, Schulze, Stattler, Abel, Garve, Lazarus Ben. David.

Kant selbst hat Rücksicht genommen auf Eberhard und Garve, und jedem dieser eine Entgegnung geschrieben. Wichtig geworden sind als Gegner Jacobi und G. E. Schulze, letzterer als Verfasser des Aenesidemus, eines geistreichen skeptischen Buches gegen Kant's Lehre, was 1792 erschien und viel Antheil weckte. Dies Buch und die Polemik Salomon Maimons haben nach dem, was Fichte zu Anfange seiner „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre" und was Reinhold in „Lebensbeschreibung und Briefwechsel," von dessen Sohne edirt, anführen, Fichte auf die Hauptidee seines Systems geleitet.

Jacobi hat als Gegner darum große Bedeutung gewonnen, weil er in geistreicher, wenn auch nicht systematischer Weise geradezu den gegentheiligen Standpunkt von Kant einnahm, und die Gefühlswelt über die Gedankenwelt setzte.

Hamann verwarf alle bloß logische Form als unzulänglich und trüglich, und wollte die mystische Methode vorgezogen sehn, Realismus und Idealismus seien nicht außer- sondern ineinander. Trotz solcher schönen Blicke, wie dieser letzte einer ist, konnte damit nichts ausgerichtet werden, da Entwickelung und Beweis bei ihm Nebensache und ungenügend, dogmatische Voraussetzungen das Ein und Alles blieben.

Unbedingte Anhänger Kant's wurden: J. Schulz in Königsberg, der sehr eifrig für den Meister warb, dem aber vorzüglich oberflächliches Verständniß Schuld gegeben wird, C. G. Schütz, C. C. E. Schmid, C. H. Heydenreich, S. A. Mellin, die beiden Snell, C. H. Jakob, J. H. Tieftrunk, J. G. C. Kiesewetter, J. C. Hofbauer, J. G. Maaß, G. Hufeland, A. H. Niemeyer.

Unter den bedingten Anhängern, welche die ableitende Entwickelungsweise Kant's mehr auf eine geschlossene Einheit führen wollten, ist zunächst Leonhard Reinhold, der Schwiegersohn Wieland's, zu nennen, ein sehr beweglicher Kopf, der sich jeder neuen Wendung sanguinisch anschloß, der Kant durch Principien-

regelung des Vorſtellungsvermögens tiefer begründen wollte, ſich aber ſelbſt damit verſpätete. Ferner Sigmund Beck, welcher eine Zeitlang große Hoffnungen erregte. Er bewies, daß Kant's Syſtem wirklich idealiſtiſch, und das Ding an ſich die urſprüngliche Syntheſe all' der Verhältniſſe ſei, durch welche das Ding iſt und beſteht. Er nahm aber dieſe Syntheſe auch nur formal, und ſo gewann er keinen weitern Fortgang. Ferner Bardili, in welchem ſich der empiriſche Skepticismus des Aeneſidem-Schulze und der ſkeptiſche Idealismus Beck's in einen neuen Aufſchwung zuſammenfaßt. Ferner Friedrich Bouterweck, Jacob Friedrich Fries und Wilhelm Traugott Krug. Die erſten beiden haben indeſſen einen näheren Bezug zu Fichte und werden beſſer hinter dieſem angeführt. Krug hat durch eine philoſophiſch aufgeputzte Trivialität nur die oberflächliche Theilnahme eine Zeitlang für ſich gewonnen, beſonders weil er ſich mit einer bürgerlichen Redlichkeit auch muthig in allerlei praktiſchen Fragen vernehmen ließ. Er iſt ein merkwürdiges Beiſpiel, wie man, im Beſitz einiger philoſophiſchen Terminologie, auch dem Unbedeutenden und Alltäglichen ein Anſehn geben kann. Hegel beſonders hat ihn in's Nichts zurückgewieſen, er muß aber doch aufmerkſamer angeführt ſein, weil er in den mageren zwanziger Jahren reichlich geſprochen und bis jetzt eine hausbackene Bildungspartie vertreten hat, die alles Intereſſe nur von der nüchternen und trivialen Seite anzufaſſen weiß. Das „Organon" und die „Fundamentalphiloſophie" ſind ſeine Hauptwerke. Darin wird gelehrt, daß es eine ſynthetiſche Einheit des unmittelbaren gemeinen Bewußtſeins gebe, Ich und Welt ſeien nothwendig und urſprünglich verbunden. Dieſe Verbindung laſſe ſich aber nicht weiter erklären, weil man zu dieſer Erklärung die Syntheſis aufheben müſſe.

Im Grunde alſo ſei die Philoſophie nicht möglich, denn dieſe Erklärung iſt eben Sache derſelben, und der Krug'ſche Satz iſt Eigenthum jedes Menſchen, der nie an's Denken gedacht hat. Jeder beſitzt dieſe Syntheſe, aber er weiß nichts davon und darüber.

Fichte.

Hier nun findet sich eine wahrhafte und kühne Fortbildung in Kant.

Johann Gottlieb Fichte — 1762—1814 — wirft das Ding an sich, welches Kant für nicht findbar beweist, weit von sich, sucht nur einen kritischen Princippunkt, und leitet Alles aus diesem Punkte des Subjects nach einer wissenschaftlichen Methode ab, welche er die Wissenschaftslehre nennt. Wir stehen also hier vor dem subjektivsten Idealismus.

Man stellt jetzt gern in Entwickelung des philosophischen Gedankens Jakobi vor Fichte, da Fichte zu seinem Standpunkte nicht bloß von Kant aus, sondern auch in Rücksichtnahme auf Jakobi gekommen sei. Wie er 1796 an Jacobi schreibt, stimmt er darin mit ihm überein, daß er alle Wahrheit da sucht, wo dieser sie sucht, im innersten Heiligthume unsers Wesens. Dies ist indessen doch ein vager Ausdruck, und es ergiebt sich auch im übrigen Fichte, wenigstens dem der ersten Hälfte, zu wenig Jacobi'scher Einfluß, als daß man ihn, wie zum Theil aus diesem mitgeboren, und nicht sogleich nach Kant aufführen sollte. Spricht Fichte auch von einer Ausgleichung des Jakobi'schen Dogmatismus mit Kant's Kriticismus, so sagt er doch auch ohne Weite es, daß sein System dieselbe Ansicht der Sache enthalte als das Kantische, wenn es auch im Verfahren ganz unabhängig von der Kantischen Darstellung sei. Den Nachfolgern Kant's — Beck allein ausgenommen — wirft er vor, den Idealismus Kant's verkannt zu haben.

Das Subjekt, Ich, ist ihm ursprünglich frei, unbedingt, vernünftig, — dies in seiner verständigen Thätigkeit anzuschauen ist Anfang der Wissenschaft.

Der erste Akt zeigt ihm Einheit und Gleichheit mit sich selbst: Ich = Ich.

Der zweite Akt, um aus dieser Unterschiedslosigkeit heraus zu kommen, ist der Anstoß, welchen ein Anderes, ein Nicht—Ich giebt. Dadurch wird Ich beschränkt, von sich selbst verschieden.

Aus diesem leidenden Zustande geht es entweder als theoretisches oder als praktisches hervor. Nämlich: Bestimmt

das Ich jenes Nicht—Ich ſo, daß letzteres ein am Ich vermittelt geſetztes Theil=Ich (Objekt) bleibt, und bei dauerndem Anſtoße in's Unendliche ſich entwickelt, ſo entſtehen daraus die beſonderen Seelenvermögen: Einbildungskraft, Vernunft, Verſtand, Urtheilsfähigkeit ꝛc., ſo wie alle Kategorieen des theoretiſchen Ich, kurz, Alles, was Erfahrung heißt.

Trachtet dagegen das Ich nach Befreiung vom Nicht—Ich, nach Unterwerfung deſſelben als eines Nichtigen, ſo verſchafft es an und außer ſich alle praktiſche Vermögen, Handlungen und Lebenszwecke.

Dort macht es ſich alſo ſelbſt zu einer Verſtandeswelt des Wiſſens und der Erfahrung, und hier ſchafft es außer ſich das Reich der ſittlichen Freiheit.

Dies iſt eben ſo wenig auf Erden zu vollenden, als das Nicht—Ich zu überwinden iſt. Die uns unüberſteiglichen Grenzen laſſen uns nicht über ein Streben hinaus, und man muß eine „moraliſche Weltordnung" vorausſetzen, welche Gott iſt. Vereinigung mit Gott iſt Zweck des Lebens. —

Man findet alſo hier Kant's Kriticismus zum vollkommenſten transcendentalen Idealismus ausgebildet, man ſieht eine großartige Konſtruktion des kritiſchen Gedankens verſucht. Das Kantiſche Ich, was nur beſcheiden und prüfend ſich zurückhielt, iſt außerordentlich erhöht, iſt unbedingt gedacht, — natürlich bleiben die Vorwürfe, welche man dem Kantianismus machte, in Kraft, man blieb erſtaunt, daß alle objektive Welt verloren gehe, der Menſch nichts mehr behalten ſollte, als die Welt ſeines Gedankens. Es ſind nicht alle Menſchen geneigt, jede höhere Berufung in ſich ſelbſt zu erledigen.

Hochachtung gebietend iſt der Einfluß auf ſcharfſinniges Denkſtreben, der hiermit geübt wurde; fremde Nationen halten es nicht für möglich, ſolch ein belebtes Reich der feinſten Gedankengeſchöpfe zu erzeugen, wie dies deutſche Philoſophie, beſonders durch Kant und Fichte, erzeugt hat. Die Sprache ſeufzt, die angenommene Denkform läßt ſich nur ſtöhnend umbiegen, aber die ſtarken Geiſter achten, wie Eroberer, der Schlachtverſte nicht, und wer möchte bis in's Detail nachweiſen, welchem Veränderungen all unſre Exiſtenz durch dieſe phiſoſophiſche Betriebſamkeit erlitten hat. Sie allein war es auch, welche dem

Glauben an positive Religion wieder einiges Leben einhauchte. Wenigen ist just dieses specifische Talent des formellen Philosophirens gegeben, ein anderes Talent hat für Bestreitung desselben keine Waffe, denn die Waffen verschiedener Talente haben verschiedene Schlachtfelder, sie begegnen einander nicht, — was blieb starken Naturen übrig, die sich dem philosophischen Despotismus nicht unterwerfen wollten? Nichts Anderes, als wozu die schwachen flüchteten. Sie ergriffen die positive Ueberlieferung des höheren Gedankens; ohne eigentliche Religion ward Religion wieder empfohlen. Der Poet wollte den persönlichen Gott nicht hingeben für ein moralisches Weltgesetz, das Geisterleben für eine todte Masse, die nur auf der Iris unsrer Seele lebendig sei.

Bei philosophischen Talenten aber wurde die verwegene Fichte'sche Kraft außerordentlich fruchtbar, man sieht hier reichlichen Saamen, der später in Schelling und Hegel aufgeht. Der Zweck dieses Buches verlangt deshalb eine nähere Einsicht in das Formale des Fichte'schen Systems, und weil dieses System so streng auf kategorischen Formeln beruht, so kann man sich nicht mit einer Beschreibung desselben abfinden, sondern muß die Formeln selbst überliefern.

Die Hauptschriften Fichte's, worin er sie niedergelegt, sind folgende: „die Einladungsschrift über den Begriff der Wissenschaftslehre, Weimar 1794," — dazu gehören zwei Einleitungen im philosophischen Journale 1795, erstes und viertes Stück, — „die Grundlage der Wissenschaftslehre in Rücksicht auf das theoretische Vermögen, 1795," — „die Grundlage des Naturrechts, 1796 und 97," — „das System der Sittenlehre, 1798," — „die Appellation und Verantwortung wegen des angeschuldigten Atheism, 1799," — „über die Bestimmung des Menschen, 1800," — „sonnenklarer Bericht an das größere Publikum, 1801."

Es ist in dieser Aufzählung auf manche Schrift nicht Rücksicht genommen, die ihn von anderer als streng philosophischer Weise zeigt, und die uns später einen neuen Bezug für ihn öffnet. Zum Beispiele: „Grundzüge über das jetzige Zeitalter, 1804 und 5," — „über das Wesen des Gelehrten, 1806," — „Reden an die deutsche Nation," welche er 1808 in Berlin hielt, — „über den Begriff des wahren Krieges, 1815," und Vieles,

was, wie dies, nach ſeinem Tode erſchien und ſeinen zweiten Standpunkt deutlicher feſtſtellte, wie „die Thatſachen des Bewußtſeins," — „die Staatslehre" ꝛc.

Die Hauptformeln des Syſtems ſelbſt ſind folgende:

Philoſophie iſt die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaft, alſo Wiſſenſchaftslehre.

Ich iſt gleich Ich; dies iſt der erſte unbedingte Grundſatz.

Das Ich iſt Thätigkeit, alſo ſetzt es ſich ſelbſt, es iſt zugleich Subjekt, das, was handelt, und Objekt, die Handlung als Ergebniß, welches durch Reflexion des Subjektes auf ſich ſelbſt entſteht. Dieſes ſich ſelbſt Setzen des Ich's heißt das Bewußtſein.

Jene Reflexion des Ichs auf ſich ſelbſt entſteht durch einen Anſtoß, den die theoretiſche Philoſophie als eine Forderung ſtellt.

Der zweite Grundſatz iſt der Satz des Widerſpruches, nämlich der: Das Ich iſt zum Theil gleich dem Nicht—Ich, dem, was außer dem Ich iſt. Dieſer Satz iſt alſo ſchon bedingt, denn ohne Ich giebt es kein Nicht—Ich.

Der dritte Grundſatz iſt der des Grundes. Das Nicht—Ich, was erſt durch das Ich eine Exiſtenz gewonnen hat, wird von dem Ich dem Ich entgegengeſetzt.

Dieſe drei Grundſätze ſind Theſis, Antitheſis und Syntheſis.

An die Syntheſis halten wir uns nun, nach welcher Ich und Nicht—Ich einander entgegen ſtehen, und ſagen: entweder es beſtimmt das Ich das Nicht—Ich, oder umgekehrt.

Wenn Ich in ſich einkehrt, ſo begrenzt es ſich, und ſchafft ſich gegenüber ein anderes Nicht—Ich. Inſofern alſo Ich beſchränkt erſcheint in der Reflexion, ſo iſt Nicht—Ich, oder die Welt, unendlich, das Ich aber endlich.

Eben ſo umgekehrt: inſofern das Ich beſtimmt, iſt dies unendlich und Nicht—Ich endlich.

Wo Ich thätig auftritt, nennt man es Gedanke, wo leidend, Empfindung.

Zwiſchen dem Gedanken und der Empfindung, da dieſe von entgegengeſetzter Seite ausgehn, ſchwebt das Gemüth im Vorſtellen zwiſchen zwei Vorſtellungen, und zwar als Einbildungskraft, das Schweben ſelbſt iſt das Anſchauen. Dies Anſchauen drängt alſo gleichſam Thun und Leiden des Ich in Eins, und wird ſolchergeſtalt Bewußtſein.

Das Bewußtſein giebt alſo ein angeſchautes Objekt, was dem Ich als von außen kommend erſcheinen muß, weil dies Ich im Akte ſelbſt nicht hervorbringen und auffaſſen zugleich kann.

Ein feſtgehaltenes Anſchauen iſt alſo Anſchauung, die freie Thätigkeit des Ichs hält feſt, und dies iſt die Vernunft; feſtgehalten wird die Einbildungskraft, das Produkt iſt die Anſchauung.

Der Verſtand hält die Anſchauung im Bewußtſein fort. Er producirt nicht, giebt nur den Stand, verbeſtändigt, verſtändigt, realiſirt das Ideelle.

Ueber die That des Verſtandes kombinirt die Urtheilskraft. Sie ſind alſo für einander nöthig.

Grund und Boden alles Wiſſens iſt die Vernunft, — Erkenntniß, welche Reales und Ideales zuſammenbringt.

Dies ſind die Hauptformeln der theoretiſchen Wiſſenſchaftslehre, welche mit Vorſtellen, Anſchauen und Erkennen oder Wiſſen zu thun hat.

Die praktiſche Wiſſenſchaftslehre, die ſich um Wollen und Handeln bewegt, geht von dem entgegengeſetzten Satze aus: das Ich ſei ſich, obwohl das Nicht—Ich beſtimmend, ſeiner ſelbſt bewußt.

Als ſolches iſt es abſolut und frei, unendlich und die einzige wahre Realität.

Es kann alſo in's Unendliche verurſachen, allein es bekundet ſich nur als ein Streben, weil es in ſeinem Bewußtſein immer nur als ein endliches erſcheint, was durch das außer ihm, durch das Nicht—Ich begrenzt werde.

Das Streben geht daher immer nur auf etwas Beſtimmtes, d. h. Begrenztes, wenn auch die eigentliche Wurzel unbegrenzt iſt.

Deshalb, weil der Trieb nach außen nicht ganz ausſtrömen kann, wirkt er auch nach innen auf das Ich zurück, und es entſteht der nie geſchlichtete Kampf zwiſchen Freiheit des Ichs und Nothwendigkeit des Nicht—Ichs.

Der Begriff der Pflicht, dies unbedingte Sollen des Bewußtſeins, erhält dieſen Kampf gegen das Nicht—Ich fortwährend,

denn das Nicht—Ich iſt eine todte Schranke, nur Wiſſen iſt Thätigkeit und Leben.

Das Nicht—Ich iſt nur da, um vernichtet zu werden.

Der ideale Gott, die moraliſche Weltordnung, hat von Ewigkeit dafür geſorgt, daß dieſe endlich gelinge, daß die Idee über die Materie ſiegen müſſe.

Je mehr Jemand an ſich die moraliſche Weltordnung verwirklicht, deſto mehr nähert er ſich der Gottheit, und umgekehrt.

Die aktive moraliſche Weltordnung, dies Sein der Gottheit, kann nicht theoretiſch erkannt werden. Nur ein vernünftiger Glaube, ein Glaube moraliſcher Art, reicht daran, — was derartig über den Moralbegriff hinaus gefolgert wird, iſt thöricht und abgöttiſch.

Uebereinſtimmung der innern Meinung des Gewiſſens mit dem Handeln iſt Tugend.

Der Staat hat das Vernunftrecht zu verwirklichen.

Der Staat iſt nothwendig, ohne ihn wäre das Vernunftrecht nur eine Formel. Man ſieht dies am Völkerrechte, dem ein Bund kultivirter Nationen fehlt; es herrſcht da immer nur die brutale Stärke.

Die Lehre vom Staate hat Fichte in ſeinem zweiten Stadium, wo er ſich der praktiſchen Welt näher anſchloß, weiter ausgebildet. Man nennt dies zweite Stadium Fichte's ein zahmes, zugebendes gegen die frühere abſtrakte Kühnheit. Es beginnt bereits 1800 mit ſeinen kleinen Schriften „über die Beſtimmung des Menſchen" und 1801 mit dem „ſonnenklaren Bericht an das größere Publikum;" wird weiter geführt in den Erlanger Vorleſungen „über die Beſtimmung des Gelehrten," in der 1806 zu Berlin erſcheinenden Schrift „Anweiſung zum ſeligen Leben in Gott" und in den 1808 daſelbſt gehaltenen „Reden an die deutſche Nation." In alle dem ſchloß er ſich dem gewöhnlichen Bewußtſein an, und geſtand dem Nicht—Ich, der äußeren Welt, eine Wirklichkeit zu, die er früher geläugnet. Er nennt ſie zwar noch wie früher eine todte Schranke, aber doch einen Gegenſtand, der durch den menſchlichen Geiſt eine Realität erhalte. Der Menſch und das Wiſſen in ihm bleibt ihm indeſſen die einzige Form, worin ſich das unendliche Sein

offenbare, und die übrige Welt nur dadurch etwas, daß ſie der Menſch zu etwas mache.

Gegen dieſen Punkt richtet Schelling, der die Natur retten will, alle Waffen, und dieſer Punkt iſt es wiederum, worin der ſpätere Hegel in neuer dialektiſcher Wendung dem Fichte'ſchen Gedanken gegen Schelling näher tritt, indem auch ihm, dem Hegel, nur der gedankliche Prozeß wahres Leben iſt.

Fichte hat die nach dem jetzigen Standpunkt richtige Einſicht, daß der Anfang der Philoſophie nicht bewieſen werden kann. Würde er dies, ſo wäre er ein Vermitteltes, hinge von einer Bedingung ab. Er beginnt mit dem Ich, und entbehrt nur einer wirklich dialektiſchen Bewegung zum zweiten Satze, zum Nicht—Ich, was bei ihm nur dualiſtiſch beigezogen wird. Uebrigens aber hat er das Verdienſt, die von Kant angedeutete Trichotomie entſchieden aufgefaßt zu haben, was durch Hegel zur abſoluten Form des Wiſſens geſtempelt wurde. — Das Anſich iſt bei Fichte nicht mehr das Unnahbare, ſondern es iſt ſo, wie wir es machen ſollen, unſer innerſter Geiſt, wie er ſich praktiſch realiſirt. Die Entfaltung des menſchlichen Geiſtes iſt die Entfaltung Gottes. So nahe ſtreift Fichte an Hegel. Der Hegel'ſche Schüler bewundert denn auch nichts mehr nach Hegels Logik als Kant's Kritik und Fichte's Wiſſenſchaftslehre.

Eine ſo kühne Schöpfung wie das Fichte'ſche Syſtem erweckte natürlich die lebhafteſte Oppoſition. Was ſich dem mehr urtheilenden als geſtaltenden Kant gegenüber noch zurückgehalten hatte, das gerieth gegen den konſtitutiven Idealismus Fichte's in entſchloſſenere Aufregung. Außer Schelling und Jakobi machte ſich auch Jean Paul auf, dieſer unpoetiſchen Lehre entgegen zu treten, und er that dies in ſeiner „clavis Fichtiana," worin mit allerlei geiſtreichen Beiſpielen und Anwendungen das Syſtem verſpottet wird. Ueber das abſolute Ich dem Nicht—Ich gegenüber ſagt er: es gleicht dem Vater des Sobouroff, der ſich ſelber Geld borgte, ſich Wechſel ausſtellte, ſich oft proteſtirte, und ſich nach dem Wechſelrechte ſtreng genug behandelte; bloß zu ihrer Verherrlichung thut die abſolute Ichheit alles, — oder: es kommt mir wie jener Handelsmann in Montaigne vor, der, um ein Lavement zu nehmen, die Werkzeuge und alle Ingredienzien auf den Tiſch vor ſich hinlegen ließ, und Alles dann ein wenig

beſah, worauf ſogleich, ohne daß man ihm das Klyſtier wirklich ſetzte, die Sedes kamen, die nur einmal ausblieben, als gerade die Frau aus Geiz wohlfeilere Species aufgetragen hatte.

Fichte's Leben iſt denn auch ein immerwährender Kampf geweſen. Obenein fiel es in die aufgeregteſte Zeit der neuen Geſchichte, in die Zeiten des Convents und des erobernden Napoleon, das Leben ſelbſt alſo wirkte ſo ſtark auf Empfängniß einer ſolchen Philoſophie, wie dieſe auf ein Leben, das ſchon aus den Fugen glitt. Die ganze revolutionaire Welt war bereits in einem Fichte'ſchen Prozeſſe begriffen, ſie ſtrebte krampfhaft, ſich aus ſich ſelbſt zu gebären, aus dem abſoluten Ich, ohne die mindeſte Rückſicht auf ein gegebenes Objekt in Geſchichte und Gegenſtand. Nur aus dem abſoluten Ich wurden Geſetze und Konſtitutionen geſucht. —

Man ſoll die pragmatiſche Anſchauung geſchichtlicher Phänomene nicht überſchätzen, aber um für den ſchwankenden Menſchengeiſt einen Halt zu gewinnen, laſſe man ſie doch nie außer Acht. Der Zuſammenhang giebt ſtets Reſultate, die man abſtrakt blickend überſieht, und die eben ſo viel der unmittelbaren Offenbarung in ſich haben als der ſelbſtſtändig aufwachende Gedanke des Genies. Man verſchmähe dies alſo auch beim Philoſophen und beim philoſophiſchen Syſteme nicht, man ſuche den Zuſammenhang, in welchem das Syſtem entſtanden ſei. Ein Theil der Höhe, worauf ſich jede Nachwelt der Vergangenheit gegenüber befindet, iſt ja aus der Ueberſicht des hiſtoriſchen Zuſammenhanges aufgehäuft. Dieſe Höhe kann man auch einem philoſophiſchen Syſteme gegenüber gewinnen, wenn man alle inneren und äußeren Schickſale des Philoſophen zu einer vollen Lebensgeſchichte vereinigt.

Der hoch-aſiatiſche, der ägyptiſche, der griechiſche, der ſcholaſtiſche Philoſoph ſind uns zur Hälfte erklärt, wenn wir eine dramatiſche Gruppe ihrer menſchlichen Exiſtenz zuſammenfinden. Wie lebhaft wird der Wunſch bei ſo naher und gewaltiger Erſcheinung wie Fichte's! Wir haben den Titanenkampf mit dem abſtrakten Gedanken in ſo hundertfacher Form geſehn von Moſes bis auf Fichte, wir denken wohl manchmal an eine todte Zahlenreihe, mit welcher ſich hundert- und aberhundertfache Veränderung vornehmen laſſe, ohne daß ein Stein am wirklichen

Objekte gerückt sei. Dennoch trennen wir uns nicht gern von dem Gedanken, daß in Erfüllung und Vollendung des menschlichen Denkvermögens diese unsere Welt einmal erfüllt und beendigt werde, obwohl sich ohne Zeit und Raum nichts in uns gestalten läßt, und Zeit und Raum stets wieder die Streitpunkte neuer Philosophie werden; kurz, unsere Theilnahme bleibt dem Philosophiren zugewendet, so viel gegen den dadurch gewonnenen, scheinbar unmerklichen Fortschritt gespottet wird. Diese Geneigtheit unserer Bildung fände einen ergiebigen Vorschub, wenn pragmatische Biographieen der Denker die menschlichen Verbindungswege unter der erhöhten Gedankenwelt aufsuchten. Besonders da, wo sich, wie bei Fichte, der Gedanke so großartig verwegen von dem herkömmlichen Bewußtsein, und von der außen gegebenen Welt losreißt. Die Geburt des Systems in Anlage, Lage und Charakter des Systemphilosophen nachzuweisen wäre die Aufgabe einer sehr lohnenden biographischen Wissenschaft. Was wir werden sehn, glauben wir zu beherrschen, ein solcher Einblick in die philosophischen Keime, worin die Mysterien aller Geschichtsentwickelung ruhn, würde dem philosophischen Studium einen interessanten Schwung, der Geschichtsentwickelung einen tiefen Gewinn bringen, und es verschwände endlich auch, was nichts Geringes, die so lächerliche als mißliche Erscheinung, daß stets über Unverstand und Mißverstand eigenthümlicher Systeme geklagt würde.

Fichte's Leben bis in's feinste Detail der inneren Regung ist vor vielen andern eine solche Aufgabe, denn er ist eben noch etwas ganz Anderes als seine Philosophie. Unter Schmerzen philosophirte er, er nennt es selbst einen „widerlichen Zustand," sich in's Philosophiren zu versetzen. Die ihm angemessene, und darum seinem Wirken ergiebigste Welt lag also in einem andern Felde, denn die That des inneren Berufes entwickelt sich leicht. Krampfhaft, gewaltsam, und weil er ein titanenhafter Mensch war, dennoch erfolgreich riß er auch bei der ihm angemessenen Arbeit Felsen und Gebirge los, welche der Welt zu thun gaben.

Wie viel wird in solcher einzelnen Notiz schon geboten zu neuer Einsicht in eine so gewaltsame Idealistik wie die Fichte'sche; welch' eine pragmatische Kenntniß und Folgerung öffnete sich,

wenn man genau die Sache, das Grundintereſſe jedes Philoſophen, auffände. Um ein Ding beſonders gruppirt ſich jedes Menſchen mannigfaltigſte Kraft.

Man bereitete auch einen großen Schritt für die Sprache vor. Jeder Philoſoph braucht eine andere, ſucht Charaktere für ſeinen Denkcharakter; wir aber wollen uns nicht weiter unſers Ichs entäußern, um ihn zu verſtehen, als es die ſtarre Grammatik erlaubt, wir haben keine Brücke in's Sprachherz des Philoſophen, als die Combination in Schulgedanken, und wie wenig iſt das, mächtig eig'ner Aeußerung gegenüber! Das Syſtem und die Sprache des Philoſophen iſt eine Individualität, welche des genialen Einblicks von unſerer Seite bedarf.

Reinhold begriff das und verlangte eine Kritik der Sprache, die eine Metakritik der Vernunft ſein würde, — das heißt, er wollte generaliſiren, was ſich ſo wenig generaliſiren läßt.

Nun haben wir zwar eine Biographie Fichte's, und zwar eine ausführliche in zwei Bänden, allein der eigene Sohn Fichte's iſt der Verfaſſer, und dieſer Sohn macht obenein ſelbſt Anſprüche auf eig'ne philoſophiſche Syſtematik. Dies ſind zwei große Hinderniſſe: der Sohn und der Philoſoph ſieht nicht frei von außen hinein in das Bild des väterlichen Lebens.

Fichte war armen Urſprungs aus Rammenau bei dem Oberlauſitz'ſchen Städtchen Camenz. Er ſteht wie Sokrates, und zwar ſchon als Knabe, ſtundenlang einſam ſtarrend auf dem Felde. Auf der Schulpforte lernte, in Jena, Leipzig und Wittenberg ſtudirte er. Später iſt er Hauslehrer in Polen und in der Schweiz, dann Profeſſor in Jena. Dort wird er zum Abſchiede gedrängt durch Kurſachſen, welches ihn des Atheismus anklagt; 1805 finden wir ihn bei der Univerſität Erlangen angeſtellt, während des nächſten Krieges in Königsberg und Kopenhagen und dann in Berlin, wo er ſeine berühmten Reden hält, 1810 Profeſſor wird und 1814 am 29. Januar ſtirbt.

Alle Sehnen einer revolutionairen Zeit liegen in dieſem, ſcheinbar nicht ſo außerordentlichen Leben, und man könnte herausblicken, wie der tiefſte Revolutionsgedanke in einem Manne lebte, der durch Entſchloſſenheit und Kraft auf das energiſchſte Handeln angewieſen ſchien, und nur ſinnen durfte.

Alle die Leidenſchaft, welche ſich in Fichte's Weſen kund gab, ward von Wichtigkeit für unſere Literatur. Sie entzündete erſt recht das Für und Wider in Sachen des neuen Gedankens, dieſer neue Idealismus brannte nun erſt recht hindurch durch alle Köpfe und Herzen. Die Poeten, dieſe Väter und Kinder der Leidenſchaft, wurden jetzt erſt lebhaft betheiligt. Schillers Poeſie, die, wenn auch nicht aus, doch neben dieſem neuen Idealismus ihren gedanklichen Stolz, ihren moraliſchen Schwung ſchöpfte, füllte ſich zum Vortheile unſerer Herzen mit Fichte'ſchem Ungeſtüme. Kurz, Fichte ward der weitererobernde Feldherr des Idealismus, und ſeine Waffen klirren überall, wo man in das Gebiet unſers damaligen geiſtigen Lebens hinein ſchaut. Merkwürdig wird ſein Denkweſen auch am Genialſten von Poeten und ſolchen aufgenommen, welche romantiſcher Welt nahe ſtehen, von Novalis, Friedrich Schlegel, Schleiermacher.

Es giebt drei Punkte in der Fichte'ſchen Lebensgeſchichte, wo ſich dramatiſch dreierlei wichtige Zuſtände der deutſchen Exiſtenz aus jener Zeit herausſtellen. Zum Erſten, da er arm und jung aus Warſchau nach Königsberg kommt, Kopf und Herz voll weltbewegender Gedanken. Er weiß nicht, wohin damit, das Leben in Deutſchland iſt ſo unfruchtbar an Gelegenheit für einen gelehrten jungen Mann, daß man in Königsberg weiter keine Hoffnung für ihn hat, als irgend eine Hauslehrerſtelle. Er will ſich nicht dazu bequemen, und doch verſpricht ihm ſein Beutel nur noch Mittageſſen auf wenige Tage; er geht zu Kant, ſie ſprechen über die ſublimſte Spitze des Gedankens, daheim ſchreibt er raſch einen großen philoſophiſchen Aufſatz und ſchickt ihn an Kant, den ſchon berühmten Profeſſor, und fragt bald darauf, ob er ein kleines Gelddarlehn von ihm erhalten könne. Kant bittet ihn wieder zu Tiſche, die höchſten Geſpräche gehen hin und her, wie unter den ſtolzeſten und begabteſten Männern, der reale Geldmangel bleibt verborgen im Hintergrunde, nebenher muß ihn Kant verſichern, daß er für den Augenblick ſelbſt nicht im Stande ſei, ihm zu helfen. Dies iſt die Lage der beiden Männer, welchen die oberſte Herrſchaft deutſcher Gedankenwelt angehörte.

Später ſehen wir Fichte von der Schweiz aus nach Jena berufen, er tritt in die blühende Zeit jener kleinen Univerſität,

wo dieſe den Kern deutſchen Geiſtes in ſich pflegt, wie einſt Prag, dann Wittenberg, dann Leipzig, dann Halle, dann Göttingen. Schiller lebt damals in Jena und lehrt, die Schlegel, v. Woltmann lehren, Humboldt ſchließt ſich an, Goethe, Herder, Wieland wirken von dem nahen Weimar. Die kühnſte Geburt des Fichte'ſchen Geiſtes geht hier ſorglos heraus, kein hiſtoriſches Hemmniß wird beachtet, in Niethammers „philoſophiſchem Journal" giebt er die verwegenſten Combinationen frei. Da trägt Kurſachſen auf Entfernung des Mannes wegen Atheismus an, den er abſonderlich in der Schrift „Ueber den Grund unſers Glaubens an eine göttliche Weltregierung" gelehrt habe. Fichte wohnt ſo tief in der philoſophiſchen Freiheit damaliger Zeit, daß er die Anklage nicht begreift und ſie brüskirt. Was kann Atheismus heißen bei ſpekulirender Philoſophie, die nur für ihren ſyſtematiſchen Gang und für ſonſt nichts ſich verantwortlich glaubt. Man denkt nur, daß der Gang wiſſenſchaftlich anzufechten ſei, und Bekümmerniß um Reſultate nur der Wiſſenſchaft zuſtehe. In dieſer Anſicht benimmt ſich Fichte trotzig, ungeſchickt; Goethe, welcher die Weimar'ſche Staatswelt zu vertreten und ſich darin mehr um das nach außen wirkſame Reſultat, als um den logiſchen Gang eines Profeſſors zu kümmern hat, obwohl er ſonſt gegen dieſen Gang nichts Beſonderes einwendet, kann ihn nicht halten, und Fichte geht.

Zum Dritten ſehen wir ihn inmitten der realen Bedrängniſſe damaliger Zeit, wo der Franzoſe unſer Vaterland erobert. Er ſtumpft die theoretiſchen Spitzen ſeiner früheren Lehre ab, er drängt ſeine gedankliche Leidenſchaft auf die nächſte Nothwendigkeit der äußeren Welt, er ſpricht und ſchreibt populär, er hält ſeine Reden an die deutſche Nation.

Werfen wir noch einen Blick auf Fichte's Verhältniß zur Religion, und auf den Umwandlungspunkt in ſeinem Syſteme:

„Eine Wechſelwirkung Aller mit Allen zur Hervorbringung gemeinſchaftlicher praktiſcher Ueberzeugungen heißt eine Kirche, ein ethiſches Gemeinweſen — und das, worüber Alle einig ſind, ihr Symbol. Es muß ſtets verändert werden; denn das, worüber Alle übereinſtimmen, wird doch bei fortgeſetzter Wechſelwirkung der Geiſter allmählig ſich vermehren." — „Darauf dringen, daß die Einkleidung des Symbols Beſtimmung ſei, iſt

Unwiſſenheit: wider eigne Ueberzeugung es ſich zum Zwecke machen, Andere bei dieſem Glauben zu erhalten, iſt gewiſſenlos und das eigentliche wahre Pfaffenthum. Das weitere Fortſchreiten, die Erhebung des Symbols, iſt eben der Geiſt des Proteſtantismus."

„Der Begriff von Gott als einer beſonderen Subſtanz iſt unmöglich und widerſprechend." Was ſich unter Gott etwas Anderes als eine moraliſche Weltordnung dachte, war ihm höchſt unwürdig, höchſt verdächtig.

Nach der Fichte'ſchen Umgeſtaltung, die etwa in den Anfang des neuen Jahrhunderts fällt, erhalten dieſe Dinge wohl eine andere Phyſiognomie, aber es bleibt ihnen doch im Grunde daſſelbe Herz. Es heißt bei ihm nach dieſer Umgeſtaltung: „Der Begriff bricht irgendwo in der Welt zum Bewußtſein durch; dies geſchieht genialiſch als Offenbarung. Jedes Symbol iſt Nothſymbol." Es iſt perfektibel — „Sind die Urkunden des Symbols ſeit ihrer Entſtehung noch niemals ganz und richtig verſtanden worden, wie ich dies von den chriſtlichen glaube, ſo muß der künftige Lehrer durch neue Interpretation ihren wahren Inhalt hervorziehn."

Der Fichte'ſche Wendepunkt zeigt ſich 1800 ſchon in einem Briefe an Schelling, worin er verſpricht, über das Ich hinauszugehn. Das that er denn, aber nicht ſo weit, als daß ihm nicht die neuere Philoſophie vorzuwerfen gehabt hätte, er ſei im „unendlichen Prozeſſe ſtecken geblieben," und habe ſeinen Reflexionsſtandpunkt nicht überwunden, oder doch nur, wie Hegelianer nachweiſen, einzeln, ohne Konſequenz überwunden. Schelling trat 1806 ſehr erbittert gegen ihn auf, und zieh ihn des Plagiates. Es bleibt ein ſtaunenswerther Anblick, wie ſich der alte Löwe wehrt, und unerſchöpflich producirend, einer neuen Einſicht Herr zu werden, oder ihr zum Trotz mächtig zu bleiben ſucht. Ein Weſentliches im Wechſel iſt, daß er die Erfahrung als ein Hauptkriterium annimmt. Das Wiſſen wird nicht mehr als ein Moment in der göttlichen Entwickelung aufgefaßt, ſondern außer Gott geſetzt. Ein Bild, ein Schema von Gott iſt nur darin. Die Wiſſenſchaftslehre wird nur Weisheitslehre.

Wie viel ſpiegelt ſich in dieſem gewaltigen Manne! Einzelne

haben sich's auch, nur leider immer beiläufig, zur Aufgabe gemacht, wie viel Fichte'sches in dem damals modern entstehenden preußischen Staate enthalten sei. Der Fürst Hardenberg, dieser vortreffliche Staatsmann, hat ihm die genialste Gunst zugewendet, und man würde in dessen Plänen und in Fichte's Reden die edeln und die gründlichen Bestandtheile bis auf das Turnerthum vorbereitet finden.

Friedrich Heinrich Jacobi

1743 — 1819.

Dieser Mann, dem wir schon so oft begegnet sind, verlangt hier seine eigene Stellung, da er, obgleich gegen alle damalige Philosophie des Systems auftretend, doch eine philosophische Stellung gewann, und zwar eine Stellung ganz im Gegensatze zu diesen Helden des Gedankens.

Im Allgemeinen ist Jacobi der geistvollste Dilettant jener philosophischen Zeit, welcher alle Uebelstände der Systematik empfand, ohne ihnen eine Abhilfe zu verschaffen. Zum eigentlich Thatsächlichen in der Literargeschichte reichte seine Kraft nicht hin. Fast durchgängig ist er ein Bild selbst jenes Zustandes, den wir seit Zersprengung der dogmatischen Einheit vor uns sahen: allerlei Anfänge zu neuer Philosophie sind da, aber der zusammen dichtende, in's wirklich lebendige Dasein erhebende Hauch des Genius fehlt.

Er ist ungeduldig, daß es so langsam geht mit der Konstituirung des neuen Dogma, daß man, trostlos für das Herz, so weit ausholt wie die idealistische Philosophie, er eilt mit Hilfe einzelner Regung zum Abschlusse, und wird dabei von außen fortwährend gestört. Wie eine unordentliche Reise durch schöne Länder gemahnt darum seine Existenz. Hier mahnt ihn der idealistische Philosoph, daß er auf der letzten Station das Wichtigste vergessen habe und umkehren müsse, hier geht ihn zornig der Naturphilosoph an, wie er oberflächlich durch den wichtigsten Landestheil habe eilen mögen, und daß er umkehren müsse; dort beklagt ihn der Poet, daß er sich die schönste Unmittelbarkeit durch

Raiſonnement zerſtöre, und daß er beſſer thäte, ſich unbefangen noch einmal hinein zu verſetzen; dort ſteht am Ende der Theologe ſelbſt, daß in ſolcher Erklärungsweiſe die überlieferte Größe beleidigt und verletzt werde, und daß er die Reiſe noch einmal von vorn zu beginnen habe.

Und Jacobi war ſo vorherrſchend dem Gebildetwerden, und ſo wenig der ſelbſtſtändigen Zeugung zugewieſen, daß er jeder mahnenden Richtung einen lebhaften Einfluß nicht verſagen konnte. So wurde er denn ganz nach Art ſeiner zwei bedeutendſten Schriften „Allwills Briefwechſel" und „Woldemar," ein philoſophiſcher Roman ſtatt eines Philoſophen, mit dem der Dichter und der Philoſoph nicht zufrieden war, und den die jetzige Welt ein in Vermittelung abſchwächendes juste milieu nennen würde.

Dabei bleibt ſeine Erſcheinung eine überaus liebenswürdige und ſchätzenswerthe, beſonders wenn man ſie ſo betrachtet, wie es Jacobi ſelbſt gewollt zu haben ſcheint. Wir ſehen ihn nämlich Talente unterſtützen, wie das Heinſe'ſche, die ſeinem Naturell geradezu entgegengeſetzt ſind, und wo er geradezu für ein Bildungsmoment beiträgt, was über die Berechnung ſeines Beifalls hinaus einwirken kann. Er will alſo eine anregende und helfende Perſon ſein, die über die kurze ſyſtematiſche Abſicht hinaus lange. Als eine ſolche Perſon, als eine förderſame Individualität, die mehr iſt, denn eine abgeſchloſſene Abſicht, iſt er überaus wichtig, ja groß und einzig in unſerer literariſchen Welt.

Die Art, wie er an die Literatur kam, mochte wohl eine Haupturſache ſein, daß ihm ein gewiſſer Dilettantismus eigen blieb. Er war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Düſſeldorf, und verrieth in der Jugend keine beſondere Anlage. Da nun ſein älterer Bruder Georg, den wir ſchon in der Nähe Gleims geſehn und als Dichter angeführt haben, der Wiſſenſchaft gewidmet war, ſo wurde der jüngere dem Kaufmannsſtande beſtimmt. Dieſer Stand paßte allerdings am wenigſten für ihn, ein religioſer Tiefſinn bildete ſich bei ihm aus, welchen die Handelsgenoſſen verſpotteten, in Genf, wohin er von Frankfurt kam, kümmerte er ſich mehr um Gelehrte und Literatur als um Handel, eine reiche und glückliche Heirath mit Betty v. Clermont, eine Anſtellung bei der Jülich-Berg'ſchen Hofkammer, Bekanntſchaft mit Wieland und Goethe, — alles das entfernte ihn vom

Handel und brachte ihn in die Literatur. Frühzeitig schrieb er die Anfänge des Allwill und Woldemar, und das interessante Leben in Pempelfort, einer ländlichen Besitzung, die er sich anlegte, und wo reichlicher Besuch einkehrte, trieb die literarische Vorliebe zu immer größerer Reife. Daneben blieb er doch Geheimer Rath in München, wozu er gemacht worden war, später Präsident der wissenschaftlichen Akademie daselbst, und erhielt sich solchergestalt eine vielfache Existenz, neben und in welcher die Literatur immer nur dilettantisch betrieben sein mochte

In den Heidelberger Jahrbüchern von 1817 findet sich eine Charakteristik Jacobi's von Hegel, welche vorzugsweise den Philosophen Jacobi schildert.

Nicht der Gedanke, sondern der Glaube, ist Jacobi's letzte Berufung, er vertritt die Gefühlswelt dem terroristischen Gedanken gegenüber. — Es giebt durchaus keinen bloß spekulativen Weg zum Innewerden Gottes, — giebt man sich einem solchen hin, so kann man dem gotteslängnerischen Spinozismus nicht entgehn. — Das Objekt, das Nicht-Ich, die Welt in ihren Formen, welche dem Idealismus nur durch den Gedanken existirend ist, nimmt er umgekehrt für das Wichtigste, für den Ausdruck der höchsten Vernunft an.

Es giebt, sagt er, nicht eine doppelte Erkenntniß vom wirklichen Dasein, vom Dinge an sich, nicht eine a priori und eine a posteriori, sondern nur eine einfache durch Empfindung.

Wissen und Ueberzeugung aus Gründen ist immer eine Kenntniß aus zweiter Hand, da die unsprüngliche auch aus dem Glauben kommt.

Die Vernunft weiß immer nur Verhältnisse des Seins, nicht das Sein selbst.

Wahrheit wird nur erfahren, nicht erdacht.

Tugend ist der Vernunftinstinkt zum Guten und Wahren.

Gäbe es nicht eine Vernunft, — Wahrheit an sich außer der durch unsern Gedanken hervorgebrachten, — so wäre die Wurzel aller Wesen ein reines Nichts. — Man citirt hierzu geistreich eine Stelle Goethe's: „Das Sonnenlicht ist im Auge, aber nicht bloß im Auge."

Auf den Himmel verweisen der Belohnung und irdischer Oekonomie wegen, ist unwürdiger als Gotteslängnerei.

— Und so kann man in Aufführung interessanter Sätze fortfahren, da es daran nicht fehlt, und es sich bei Jacobi nicht um ein geschlossenes System, sondern um geistreiche Punkte handelt, deren sich zahlreiche finden. Es ist neuerdings folgende Aeußerung von Jacobi bekannt worden, die er einst für seinen Sohn gab, als ihm dieser seine Ansichten über positiven Religionsglauben mittheilte. Der junge Fichte macht sie unter der natürlichen Einschränkung bekannt, daß sie nicht wörtlich als Meinung des Philosophen anzusehen sei. In jedem Betrachte aber ist sie wichtig und lautet wie folgt: „In die Klagen über die Unzulänglichkeit alles unseres Philosophirens stimme ich leider von ganzem Herzen ein, weiß aber doch keinen andern Rath, als nur immer eifriger fortzuphilosophiren. Dies oder katholisch werden: es giebt kein Drittes! So wie es kein Drittes giebt zwischen Christenthum und Heidenthum, das ist, zwischen Naturvergötterung und Sokratisch-Platonischem Anthropomorphismus. — Gerne vertauschte ich mein gebrechliches philosophisches Christenthum gegen ein positives historisches. Durchaus ein Heide mit dem Verstande, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ, schwimme ich zwischen zwei Wassern, die sich mir nicht vereinigen wollen, so daß sie gemeinschaftlich mich trügen; sondern so wie das Eine mich unaufhörlich hebt, so versenkt auch unaufhörlich mich das Andere."

An ihn schlossen sich, wenn auch meist nur dem Ausgange nach in doppelter Bedeutung dieses Wortes: Friedrich Bouterwek in seiner „Apodiktik," Fries in seiner „neuen Kritik der Vernunft," der liebenswürdige Köppen, der sehr geistvolle Standpunkte außerhalb der herrschenden Systematik findet; von Weiller, Eschenmaier, Salat, Meilinger, Calker.

Bouterwek fand sich, wie Fries in der Polemik gegen Fichte zu Jacobi, indem er jenem entgegen ein objektives absolutes Sein als Grund alles subjekiven Erkennens forderte.

Fries, von Jacobi sehr geschätzt, und im philosophischen Romane „Julius und Evagoras" eben so wie dieser, nur weniger scharf und interessant, Gefühl und Gedanke in Beliebigkeit und doch ohne ästhetische Kraft mischend, hat von der systematischen Philosophie harte Urtheile erlebt. Hegel nennt die Fries'sche Kritik „eine absolute Verseichtigung der Kantischen."

Er hält die reinen Gefühle für Grundurtheile der Vernunft, — was einem ſanften edeln Gemüthe wie dem Fries'ſchen wohl natürlich, der Anforderung an einen Romangedanken auch ganz genügen, aber nach Kantiſchem und Fichte'ſchem Vorgange zu matt erſcheinen durfte. Er wollte „der Leerheit Fichte'ſcher Wiſſenſchaftslehre in deren negativer Hälfte abhelfen," und erklärte, es ſei nur bei ſinnlichen Dingen ein Wiſſen durch Anſchauung möglich, nicht aber eine Wiſſenſchaft aus Ideen. Da gebe es nur Glauben. Unglücklicherweiſe nennt er auch ſeine unmittelbaren Erkenntniſſe „dunkle, unausſprechliche Vorſtellungen," und die Wiſſenſchaft will allerdings ausſprechen.

Dieſe Verzweigungen durch halbe Gegner, die allerdings auch das Ihrige zur Weiterbildung beitrugen, gehn nach tauſend Seiten, und erhalten ſich im Publikum auch jetzt noch durch dieſe und jene Schrift, nachdem in der Identitätsphiloſophie der wirkliche Fortſchritt in der Grundanregung Kant's und Fichte's bereits an die dreißig Jahre bewerkſtelligt iſt. Die Maſſe iſt breit und jede Fähigkeit macht Anſprüche auf die ihr angemeſſenen Stufen.

Man hat mit Recht vielfaches Bedenken geäußert, und das Ausland, ohne die erforderliche nationale Einſicht, hat es übertrieben: ob es nicht ein Extrem und deshalb ein Uebelſtand der Bildung ſei, ſich ſo gewaltſam und allgemein abſtrakt zu machen, als wir es gethan in unſrer vorherrſchend philoſophiſchen Zeit.

Der Fehlgriff liegt in der Sache und in dem Urtheile ſehr nahe. Man muß geſchichtlich verfolgen, wie unſere Nationalität geworden ſei: der objektivſte Gewinn des Gedankens an ſich iſt zu einem Beſtandtheile unſrer Nationalität geworden, Lage und Geſchichte haben uns vom Handeln entfernt, ſo ward das Denken vorzugsweiſe unſere Aufgabe. Wenn ein franzöſiſcher Autor wie Montaigne ſagt, ſeine Kunſt und Aufgabe ſei: zu leben, ſo lächelt mancher deutſche Autor, er weiß das beſſer, ſeine Kunſt und Aufgabe iſt: zu denken.

Dabei bleiben wir aber doch eine thatſächliche Gemeinſchaftlichkeit, die ihre praktiſchen Bedürfniſſe und Anſprüche hat, es iſt

nicht zu läugnen, daß eine, wenn auch ſublime Krankhaftigkeit entſtehen muß, ſobald alle Kräfte nur dem abſtrakt-ſyſtematiſchen Gedanken zugewendet werden. Die menſchliche Fähigkeit iſt tauſendfältig, und Nation und Staat ſoll, um ſich vollkommen zu bethätigen, und ſich zu genügen, alle Form der Fähigkeit ausbilden. Auch das ſyſtematiſche Philoſophiren iſt, obwohl das Mark aller Aeußerung und Möglichkeit in ſich drängend, nur ein ſpecifiſches Talent, und in dieſem Punkte gehen wir, die Schätzung anbetreffend, im Allgemeinen zu weit. Ausgeſprochen nämlich oder nicht ausgeſprochen hält unſere Nationalbildung die philoſophiſche Kraft für die höchſte, — ſelbſt der Kreis des Dichters gilt ganz in der Stille nur für ein gnädiges Zugeſtändniß, was man dem popularen Verſtande und Bedürfniſſe machen könne. Selbſt dabei ſchiebt man gern den geſchloſſen philoſophiſchen Kern des Dichters in den Vorgrund, und läßt die poetiſche Gabe ſelbſt, die ſich in der Zuſammenſetzung ihrer Reſultate nicht ſo genau nachrechnen läßt, mehr auf ſich beruhn.

Im Allgemeinen an dies Moment zu taſten iſt mißlich, da ſich uns allerdings Alles auf die Denkform zurückführen muß, um uns eine Evidenz zu gewinnen, da ferner dieſe allgemeine Vernünftigkeit vor Faſelei und Exceſſen der Bildung ſchützt. Aber es iſt von vielen Seiten, von der Poeſie und allen Halbſchweſtern derſelben, der Myſtik, der Schwärmerei, es iſt von der praktiſchen Seite, vom Drange zur Thatſache zur Politik eine Gegenwirkung verſucht worden, und mancherlei Gewinn iſt uns daraus entſprungen. Unſer Bewußtſein der Bildungsexiſtenz iſt dadurch mannigfacher angeregt und geartet. Man iſt noch mehr, wenn man nicht bloß klug und geſchult, ſondern auch reich, gewandt, liebenswürdig iſt, und man iſt nicht genöthigt, Klugheit und Schule darüber aufzugeben. Eine Welt, wie die Nation ſie darzuſtellen hat, geht denn am End' zu Grunde, wenn ſie bloß zu erklären weiß, und nicht nach aller Möglichkeit hin neue That für Belebung, Erweiterung und Umgeſtaltung des philoſophiſchen Weltcommentars erzeugt.

Deshalb iſt bei der philoſophiſchen Partie einzelnen Männern eine würdige Aufmerkſamkeit zu widmen, denen das Syſtem verſtändlich und doch nicht bis zur Unfreiheit bindend wird, die wie geiſtreiche Dilettanten nebenher gehn. Es entrinnt ihnen

in der halben Polemik manche Konsequenz im Großen, und sie zählen deshalb nicht zu den Philosophen vom Fache, sie sprechen und man spricht bei ihnen nur von philosophischen Ansichten, aber sie bringen in niedrig geachteter Freiheit Ausfüllung und Anregung für die Kultureristenz, für eine Welt, die sich immer wieder neu und räthselhaft zeigt, so oft sie auch für beendigt ausgegeben worden ist durch den philosophischen Systemgedanken.

Jacobi ist eigentlich der Held dieses philosophischen Dilettantismus, dem es nur zum Vorbilde im Großen an mannigfaltigem, farbigem Talente fehlt. Näher oder ferner haben sich interessante Fähigkeiten um ihn geschaart. „Philosophiren kann keiner früh genug," — ist das Motto derselben, — „nur zögre er, sich in ein System einzuschließen."

Carl Gustav von Brinkmann, der 1806 „Philosophische Ansichten" herausgegeben, ist ein Typus dieses Theils unsrer Literatur. In solchen Büchern wird recht eigentlich die Rettung für die mannigfaltige Fähigkeit versucht, die sogenannten synthetischen Naturen, welche nicht zu analysiren, aber mit einem Griffe Außerordentliches zu geben verstehn, werden geistreich beschützt gegen die angemaßte Oberherrschaft der Systematiker, dem systematischen Philosophiren wird nur die Bestimmung zuerkannt, die Muskelkraft des Geistes auszubilden. Bekanntlich ist aber diese Muskelkraft nur ein einzelner Vortheil, nur ein einzelnes Werkzeug zu der ausführbaren That, welche die systematische Philosophie in sich beendigt glaubt. Die philosophischen Systeme heißen Reisebeschreibungen durch das unermeßliche Gebiet des Denkens, von denen die geistreichsten nicht immer am Zuverlässigsten das Land kennen lehren, sondern den Verfasser der Reisebeschreibung. Es wird im Vorwurfe gegen die idealistische Philosophie so weit geflüchtet, daß man dieser nachweist, auch sie in strenger Scheidung des Subjektes bediene sich dafür nur der Bilder, welche sie nicht auseinander zu legen und zu trennen wisse, denn die Sprache sei ja auch nur ein bildlicher Ausdruck.

Nur wenn auch diese Richtung unbefangener Aufmerksamkeit empfohlen ist, kann man dem Forscher einen vollständigen Einblick in diese merkwürdige Revolutionszeit unserer geistigen Welt versprechen, nur dann begreift man ohne Gewaltsamkeit, wie am

Schluſſe des vorigen und zu Anfange dieſes Jahrhunderts eine ſo vielfältige und überall bedeutende Literatur entſtehen konnte; eine Literatur, gebieteriſch durch den neuen philoſophiſchen Strom, welcher hindurch geht, und vielfältig trotz des Stromes. —

Herbart.

Zuneuſt iſt der Kantianismus wieder in Rede gekommen durch Herbart, geboren 1776, der eine Zeitlang Kant's Katheder in Königsberg einnahm, und jetzt in Göttingen lehrt. Er nennt ſich ſelbſt einen Kantianer von 1829. Eine Zeitlang verhoffte das dilettirende Publikum viel von ihm. Er beſticht das Populärbewußtſein, daß er nichts Ueberſchwengliches von der Philoſophie verheißt. Zuerſt ſeien ſkeptiſch alle Anfänge zu prüfen. Abſolute Erkenntniß ſei nicht möglich. Beim Skepticismus ſei indeß nicht zu verharren, ſondern es ſei durchzudringen zur Metaphyſik.

Er ſtrebte aus der Subjektivität der Vorſtellungsphiloſophie hinaus, und wollte die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen, welche bei Kant das Subjekt völlig auf ſich nahm, aus dem Objekte erklären. So will er Einfachheit und Mannigfaltigkeit als Eins denken, weiß dies aber nicht durch Gedankenakte zu vermitteln, und ſagt denn auch ſpäter geradezu, alle Widerſprüche könnten und ſollten nicht aufgelöst werden.

Sein Hauptziel wird dann die Pſychologie, wo die Erfahrung mit der Metaphyſik und mit ſich ſelbſt ausgeſöhnt wird dadurch, daß die Principien der Pſychologie Thatſachen des Bewußtſeins ſind.

Dieſe Pſychologie, intereſſant gefaßt, verliert ſich in Rechnung, da den Vorſtellungen nur quantitative Unterſchiede zugeſtanden werden, und es ſich immer nur um ein Mehr oder Weniger handelt.

Der formelle Weg dieſer jetzt noch thatſächlich in Göttingen und in Leipzig gelehrten Philoſophie wird von der jetzt herrſchenden philoſophiſchen Bildung gering angeſchlagen. Für den vorliegenden Zweck iſt es alſo nur von Wichtigkeit, ob dieſer neuſte Kantiſche Zweig in den Reſultaten, der Idee vom Staate, vom Schönen, von Gott gegenüber, Beſonderes darbietet. Der

Staat ist ihm das Gleichgewicht, und dies Mechanische erbaut sich denn auch nur aus mechanischen Theilen, aus Störungen, Selbsterhaltungen, aus Partieen und Gruppen. Das innere Leben wird vermißt. In der Aesthetik ist Besonderes, aber nichts Lockendes zum Vorschein gekommen, Solches, was der jetzige Geschmack trivial zu nennen versucht ist. — Die nach dem Zwecke fragende Naturbetrachtung ist Stütze des religiosen Glaubens. Für das Wissen Gottes fehlen uns die Data. Aber — meint Herbart — die Religon würde nicht gewinnen, wenn Gott in scharfen spekulativen Umrissen deutlich dem Forscher dastünde. — Demnach wäre doch die Religion eine Krankheit, und wenn Religion wünschenswerth, auch eine wünschenswerthe Krankheit. Herbart meint auch, daß durch dies Wissen des Nichtwissens die Demuth, welche die Religion heischt, begünstigt werde.

Dergleichen will allerdings mit der Kühnheit moderner Forderung nicht zusammengehn.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Andeutungen

über

Landschaftsgärtnerei,

verbunden mit der Beschreibung ihrer praktischen Anwendung in Muskau,

vom Fürsten von **Pückler-Muskau.**

18½ Bogen Text in gr. 8. nebst einem Atlas von 44 landschaftlichen Darstellungen nach Zeichnungen von W. Schirmer, lithographirt von Hermann, Mützel und Tempeltei und 4 Plänen von den Kupferstechern Voss und Wibel.

schwarz 50 Thlr. 16 gr. 76 fl. Conv.-M. oder 88 fl. rhein.
sorgf. colorirt 80 „ „ „ 120 „ „ „ 144 „ „

Bei der grossen Sorgfalt und den sehr bedeutenden Unkosten, die wir auf dieses Prachtwerk zu verwenden genöthigt waren, haben wir mit Vergnügen bemerkt, dass die Anerkennung, die dasselbe gefunden, sich nicht allein in beifälliger Beurtheilung aussprach, sondern vielmehr durch eine rege Theilnahme dieses in seiner Art einzige und vorzügliche deutsche Nationalwerk beförderte.

Wir fügen hier bei, wie sich eines unserer competentesten kritischen Blätter darüber ausspricht:

„Dieses Gartenwerk," heisst es dort, „wird für ewige Zeiten zu den *klassischen* gehören. Edmund Burke, der feinste Kenner der Schicklichkeit in der Behandlung des Grossen und Massenhaften, würde den Verfasser umarmt haben, wenn er diese schöne Ausführung seiner noch nicht ganz entwickelten Ideen erlebt hätte. Die in unserer mit dem Erhabenen und Grossen so sehr kokettirenden Zeit fast unbekannt gewordenen ästhetischen Gesetze, die Burke aufgezeichnet hat, sind so ewig, wie die Gesetze Kepplers, aber es gilt sie an-

zuwenden, und ich entsinne mich keines andern Werkes, worin es in so harmonischer Vollendung geschehen wäre, als in diesem Gartenwerke.“

Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen sind in unserm Verlag erschienen:

Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829, 1ster und 2ter Theil, 3te Aufl. 8. br. 3 Thlr. 18 gr. od. fl. 6.

— — Ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826, 1827 und 1828. Mit Stahlstichen und Lithographieen. 3. 4. Th. 2te Aufl. 8. br. 5 Thlr. 6 gr. oder fl. 9.

Jugendwanderungen. Aus meinen Tagebüchern für mich und Andere. 8. br. 2 Thlr. oder fl. 3. 36.

Semilasso's vorletzter Weltgang. Traum und Wachen. Erster Theil, Gang in Europa. 1. 2. und 3. Abtheilung. 8. br. 7 Thlr. oder fl. 12.

Semilasso in Afrika. 5 Bde. 8. br. 10 Thlr. od. fl. 17. 30.

Atlas hiezu, enthält: Städteansichten, Scenen ꝛc.
schwarz 1 Thlr. 18 gr. oder fl. 3. —
colorirt 3 „ 6 „ „ fl. 5. 24.

Tutti frutti. 1. und 2. Band. 2te Auflage. 3. 4. 5. Bd. 12. br. 10 Thlr. oder fl. 17. 30.

Vorläufer, der. 8. br. 3 Thlr. 6 gr. oder fl. 5. 24.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google